

Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Printed in Germany

Die
Grenzböten.

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst.

47. Jahrgang.

Viertes Vierteljahr.

Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1888.



(RECAP)

0902

. 707

Jahrs. 47

Pt. 4

1888

Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang 1888. Viertes Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Heerwesen, Unterrichtswesen.

- Das Kriegstagebuch Kaiser Friedrichs. S. 1.
Von der Nordlandfahrt bis zur Romfahrt. S. 193.
Reichsverfassung und Unitarismus. S. 241.
Elsaß-Lothringen und die Bahverordnung. S. 289.
Die preussische Landtagswahl und die römische Frage. S. 372.
Der Zollanschluß Hamburgs und Bremens. S. 385, 489, 606.
Von der Romfahrt bis zu den preussischen Landtagswahlen. S. 433.

- Standinavische Stimmungen. S. 337.
Die ostafrikanische Frage. S. 529.
Aus Oesterreich. S. 566.

- Wandergesellen und Stellenvermittlung. S. 8.
Die Frauenfrage des vierten Standes. Von R. Frankenstein. S. 78.
Die Frithandelslehre in Geschichte und Wissenschaft. S. 206, 250.
Eisenbahnreform. Von J. G. Weich. S. 393.
Die Pariser Börse. S. 577.

- Die Lehren der deutschen Strafstatistik. S. 12.
Die Privatklage. S. 64.
Die Entwicklung des Gesellschaftsrechts zu wirtschaftlichen Zwecken. S. 341.

- Verabschiedete Offiziere in der Polizeiverwaltung. S. 61.

- Der Fall Harnad. S. 27.
Die Berechtigungen. Zur Schulreform. Von J. v. Unger. S. 449.

Geschichte.

- Die Universitäten im Mittelalter. S. 27.
Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands. Von R. Pape. S. 15, 63, 104, 213, 299, 399, 498.
Die Staatsphilosophie Friedrichs des Großen. Von R. Trost. S. 49.
Die Stellung Bismarcks und des Kronprinzen zu Bayern im Winter 1870. S. 349.
Eine Geschichte der Parteien in Rußland. S. 441, 537.

- Zur Geschichte der niederdeutschen Staaten Südafrikas. S. 483.

Litteraturwissenschaft.

- Halle in der Litteratur. S. 549.
Kuno Fischer über Goethes Iphigenie. Von O. Dünker. S. 38.
Goethe und Schopenhauer. Von F. Pflaß. S. 114, 172.
Hermann von Wilm. Von Moriz Keder. S. 583.
Friedrich Vischer. Von Moriz Keder. S. 408.
Neuere Schwäbische Dialektdichtung. S. 279.

- Fontanes Roman Irrungen — Wirrungen. S. 42.

- Kaiser Max und seine Jäger. S. 466.
Herr Hinrichsen und sein litterarisches Deutschland. S. 88.

- Dreißig Jahre zu Paris. S. 225.
Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart. Von C. F. Grotke. S. 504.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

- Boermanns Geschichte der Malerei. Von A. Rosenberg. S. 511.
Die neuesten Darstellungen der deutschen Kunstgeschichte. S. 129.
Ein Denkmal der Leipziger Völkerschlacht. S. 181.

- Der Kupferstich und die vervielfältigenden Künste der Neuzeit. Von A. Rosenberg. S. 420.

- Unsre Zeit im Spiegel ihrer Kunst. Betrachtungen bei Gelegenheit der Münchener Jubiläumsausstellung. S. 459, 558, 600.

- Carl Ludwig Costenoble. Von Moriz Keder. S. 265.

- Das neue Burgtheater. S. 319.
Berlin als Theaterhauptstadt. S. 357.

- Der Dichter und der Staat. S. 329.

Verschiedenes.

- Volk und Nation. S. 145.
Die Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens. S. 151.

- Kultur und Technik. S. 164.
 Wie sieht man und wie photographirt man Farben? S. 232.
 Tagebuchblätter eines Sonntagphilosophen. 12. Gute alte Zeit und Fortschritt. S. 254.
 Das Verhältnis der Philosophie zum praktischen Leben. A. von Claassen. S. 311.
 Halbasiatisches. S. 364.
 Die Reliquien von Lecco. S. 517.
 Weihnachtsfest in einem Pfarrhause. S. 570.
 624.

Kleinere Mitteilungen.

- Beuen. S. 96.
 Das Tagebuch und die Freisinnigen. S. 139.
 Pshhologie und Gedächtnislehre. S. 237.
 Zu Otto Ludwigs politischen Gedichten. S. 239.
 Der Prehunsfuß. S. 334.
 Eine Auswahl von Erzählungen Gaudy's. S. 335.
 Ein Kritikerstreit. S. 381.
 Die Verfolgung von Majestätsbeleidigungen. S. 430.
 Nochmals die Arbeiterunterstützungsverbände. S. 473.
 Beiträge für Muret. S. 576.
 Die Gemäldegalerie des Grafen von Schaf. S. 631.
 Zur Aufklärung. S. 633.
 Entgegnung. S. 633.

Litteratur.

Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt worden.)

- *A. Fischer, Goethes Iphigenie. S. 38.
 *Fontane, Irrungen — Wirrungen. S. 42.
 H. Tollin, Geschichte der französischen Kolonie von Magdeburg. S. 47.
 *H. Hinrichsen, Das literarische Deutschland.
 *R. Dohme und W. Bode, Geschichte der deutschen Kunst. S. 129.
 *B. Lübke, Deutsche Kunstgeschichte. S. 129.
 *H. Knackfuß, Deutsche Kunstgeschichte. S. 129.
 A. Darimon, Beiträge zur Geschichte des Krieges von 1870. S. 141.
 J. Schrammen, Des Bruders Hermann aus Lehnin Prophezeiung. S. 142.
 H. Vultzhaupt, Dramaturgie der Oper. S. 142.
 Briefwechsel zwischen R. Wagner und F. Liszt. S. 144.
 Im Millionenlande. S. 144.
 G. H. Müller, Das Stadttheater in Leipzig. S. 144.
 *J. Popper, Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen Bedeutung. S. 164.
 A. E. Schönbach, Ueber Lein und Bildung. S. 191.
 *A. Daudet, Tronto aus de Paris. S. 225.
 Fauth, Das Gedächtnis. S. 237.
 *G. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater. S. 265.
 G. v. d. Gabelenz, Confulcius. S. 285.
 J. Eckardt, Ferdinand David und die Familie Mendelssohn. 286.
 H. Herrig, Alexander. S. 287.
 Gaudy, Erzählungen. S. 335.
 E. Wechsler, Wiener Autoren. S. 336.
 *R. E. Franzos, Aus der großen Ebene. S. 364.
 Th. Weber, Metaphysik. S. 382.
 R. Strauß, Novellen. S. 383.
 *J. E. v. Günthert, Friedrich Theodor Vischer. S. 408.
 A. Bettelheim, Volkstheater und Lokalbühne. S. 431.
 K. Fischer, Ueber die menschliche Freiheit. S. 432.
 *K. Oldenberg, Der russische Nihilismus. S. 441. 537.
 *K. Baumbach, Kaiser Max und seine Jäger. S. 466.
 K. E. W. v. Caniz und Dallwig, Denkschriften. S. 474.
 Hammann, Die deutschen Standesherrn und ihre Sonderrechte. S. 475.
 H. Brunn, Geschichte der griechischen Künstler. S. 476.
 A. Rohut, Friedrich Wied. S. 477.
 F. Port, Gedichte. S. 479.
 *Zola, Le Rêve. S. 504.
 *G. Boermann, Geschichte der Malerei. S. 511.
 W. Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche. S. 522.
 G. Schmoller, Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. S. 523.
 J. Jastrow, Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. S. 525.
 L. v. Ranke, Abhandlungen und Versuche. S. 525.
 H. v. Zwiabedn-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV. S. 526.
 D. v. Leigner, Ästhetische Studien für die Frauenwelt. S. 527.
 R. Herbst, Karl Bleibtreus Roman Gröhenwahn. S. 528.
 *B. Kauer, Aus Halle's Litteraturleben. S. 549.
 D. Wächter, Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen. S. 576.
 *H. v. Gilm, Dichtungen. S. 583.
 H. Klee, Das preussische Königtum. S. 634.
 K. Janßen, Die Erinnerungen des Herzogs Ernst II. S. 634.
 W. Jensen, Runensteine. S. 634.
 — Weihnachts Erzählungen. S. 636.



Das Kriegstagebuch Kaiser Friedrichs.



ie „Deutsche Rundschau“ veröffentlicht Auszüge aus einem Tagebuche, welches der verewigte Kaiser Friedrich während des Feldzuges in Frankreich geführt hat, und welches dem Einsender von diesem selbst, wir vermuten, als er noch Kronprinz war, mitgeteilt worden ist. Wir zweifeln nicht, wie andre, an der Echtheit des Gebotenen im ganzen und ebensowenig an der Berechtigung des Einsenders, sich Auszüge daraus zu machen und sie drucken zu lassen, wohl aber daran, daß seine Arbeit dem Andenken des dahingeshiedenen Fürsten in andern Kreisen als denen gewisser Parteien besonders dienlich sein wird. Wir glauben dem Verfasser der Auszüge gern, daß ihn bei der Auswahl Gründe der Diskretion geleitet haben, meinen aber, er hätte wohl gethan, wenn er noch diskreter verfahren wäre. Im Hinblick auf die Begabung, die wir dem Kaiser Friedrich in der Presse nachrühmen hörten, scheint es dagegen fast, daß der Bearbeiter des Tagebuches originelle, tiefe und weitblickende Gedanken des letztern weggelassen hat, wenigstens vermögen wir in den 32 Seiten der Auszüge durchaus nichts der Art aufzufinden, vielmehr haben dieselben nur wegen der Stellung des Verfassers des Originals einige Bedeutung. Zweierlei Beweggründe können dem Herausgeber der Auszüge bei seiner Entscheidung über das Aufzunehmende vorgeschwebt haben, das Interesse der Partei, der er vermutlich angehört, und das Interesse der Geschichte, welche volle Wahrheit fordert. Im erstern Falle ist er einer von den Freunden, vor denen man sich mehr hüten soll als vor Feinden, im andern sagen wir ihm trotz allem, was sich an seiner Unterlassungsfünde aussetzen läßt, Dank für die Bestätigung und Ergänzung eines Urteils, welches nach andern Quellen sich bereits gebildet hatte. Umstände verbieten weitere Ausführung dieser Bemerkungen, auch sind sie überflüssig, wenn wir im folgenden einen Auszug aus den Auszügen geben, der das uns wichtige aus dem herausgreift, was dem Verfasser derselben auch wichtig erschienen

ist. Wir senden noch voraus, daß das Tagebuch mit dem 11. Juli 1870 beginnt und mit dem 12. März 1871 schließt. Bald nach der Abreise auf den Kriegsschauplatz, noch in Karlsruhe, am 29. Juli, schreibt der Kronprinz in sein Tagebuch: „Unser Hauptgedanke ist, wie man nach erlöpftem Frieden den freisinnigen Ausbau Deutschlands weiterführe.“ — Am 6. September, in Rheims, ein ähnlicher Eintrag. „Meine Hoffnung auf den Ernst des Volkes, Pflicht freisinnigen Ausbaues des staatlichen und nationalen Lebens; wird jetzt in der Aufregung der rechte Augenblick verfehlt, so treten mit der Unthätigkeit die Leidenschaften auf Abwege.“ — „18. Oktober. Diese einzige Feier meines Geburtstages [in Versailles] weist mich ganz besonders auf den Ernst der Aufgabe, die ich einst auf deutsch-politischem Gebiete lösen muß; denn ich hoffe, in Zukunft keine Kriege mehr zu erleben . . . Unverkennbar blicken viele mit Vertrauen auf die Aufgabe, die einst, so Gott will, in meinen Händen ruhen wird, und ich empfinde für die Lösung derselben auch eine gewisse Zuversicht, weil ich weiß, daß ich mich des in mich gesetzten Vertrauens würdig erweisen werde . . . Ich entdecke, daß man Übles gegen England im Schilde führte, das ist vorüber, aber ob die Vorliebe für Rußland und Amerika [ohne Zweifel ist dabei an Bismarck gedacht] nicht doch einmal dem Hass gegen England Luft macht, kann kein Mensch wissen.“ —

Höchst charakteristisch ist die Aufzeichnung eines Gespräches, das der Kronprinz am 16. November mit dem damaligen Bundeskanzler über die deutsche Frage hatte. „Er will zum Abschlusse kommen,“ schreibt der Verfasser des Tagebuches, „entwickelt aber achselzuckend die Schwierigkeiten. Was man denn gegen die Süddeutschen thun solle? Ob ich wünsche, daß man ihnen drohe? Ich erwidere: „Ja wohl, es ist gar keine Gefahr, treten wir fest und gebietend auf, so werden Sie sehen, daß ich Recht hatte, zu behaupten, Sie seien sich Ihrer Macht noch gar nicht genügend bewußt.“ Bismarck wies die Drohung weit ab und sagte, bei eventuellen äußersten Maßregeln dürfe man am wenigsten damit drohen, weil das jene Staaten in Oesterreichs Arme treibe. So habe er bei Übernahme seines Amtes den festen Voratz gehabt, Preußen zum Kriege mit Oesterreich zu bringen, aber sich wohl gehütet, damals oder überhaupt zu früh mit Sr. Majestät davon zu sprechen, bis er den Zeitpunkt als dafür geeignet angesehen. So müßte man auch gegenwärtig der Zeit anheim stellen, die deutsche Frage sich entwickeln zu sehen. Ich erwiderte, solches Zaudern könne ich, der ich die Zukunft repräsentire, nicht gleichgiltig ansehen; es sei nicht nötig, Gewalt zu brauchen, man könne es ruhig darauf ankommen lassen, ob Bayern und Württemberg es wagen würden, sich Oesterreich anzuschließen. Es sei nichts leichter, als von der hier versammelten Mehrzahl der deutschen Fürsten [es handelte sich nicht um die Mehrzahl, wie bei einem Parlamente, sondern um alle, wenigstens um alle mächtigern] nicht bloß den Kaiser proklamiren, sondern auch eine den berechtigten Forderungen des deutschen Volkes entsprechende

Verfassung mit Oberhaupt genehmigen zu lassen, das würde eine Preffion sein, der die Könige (mitten in einem noch unentschiedenen und nur mit ihrem fernem Beistande mit voller Sicherheit siegreich zu entscheidenden Kriege?) nicht widerstehen könnten. Bismarck bemerkte, mit dieser Anschauung stehe ich ganz allein; um das gewollte Ziel zu erreichen, wäre es richtiger, die Anregung aus dem Schoße des Reichstages kommen zu lassen. Auf meinen Hinweis auf die Gesinnungen von Baden, Oldenburg, Weimar, Koburg deckte er sich durch den Willen Sr. Majestät. Ich erwiderte, ich wisse sehr wohl, daß sein Nichtwollen allein genüge, um eine solche Sache auch bei Sr. Majestät unmöglich zu machen. Bismarck entgegnete, ich mache ihm Vorwürfe, während er ganz andre Personen wisse, die jene verdienten. Hierbei sei die große Selbständigkeit des Königs in politischen Fragen zu berücksichtigen, der jede wichtige Depesche selbst durchschreibe, ja korrigire. Er bedauere, daß die Frage des Kaisers und Oberhauses überhaupt diskutiert sei, da man Bayern und Württemberg dadurch vor den Kopf gestoßen. Ich bemerkte, Dalwigk habe sie ja angeregt. Bismarck meinte, meine Äußerungen müßten nachtheilig wirken, er finde überhaupt, der Kronprinz dürfe dergleichen Ansichten nicht äußern. Ich verwahrte mich sofort auf das Bestimmteste dagegen, daß mir in solcher Weise der Mund verboten werde, zumal bei solcher Zukunftsfrage; ich sähe es als Pflicht an, bei niemandem Zweifel gerade über meine Ansicht zu lassen. Überdies stehe nur bei Sr. Majestät, mir über die Dinge, welche ich besprechen dürfe oder nicht, Weisungen zu geben, wenn man überhaupt annehme, daß ich noch nicht alt genug sei, um selber ein Urtheil zu haben. Bismarck sagte, wenn der Kronprinz befehle, so werde er nach diesen Ansichten handeln. Ich protestirte dagegen, weil ich ihm gar keine Befehle zu erteilen habe, worauf er erklärte, er werde seinerseits sehr gern jeder andern Persönlichkeit Platz machen, die ich zur Leitung der Geschäfte für geeigneter als ihn halte, (wobei er an Roggenbach denken konnte) bis dahin aber müsse er seine Prinzipien nach seinem besten Wissen und der ihm beivoohnenden Kenntnis aller einschlagenden Verhältnisse festhalten."

Wieder recht bezeichnend für die Denkweise des Kronprinzen ist die Stelle im Tagebuchsblatte vom 18. November, wo es heißt: „Ich freue mich über den Artikel der ‚Times‘ über meinen Dankbrief an Lindsay; möge es mir gelingen, nach den Grundsätzen meines unvergeßlichen Schwiegervaters eine Kette zwischen beiden so ganz aufeinander angewiesenen Ländern [Deutschland und England] zu schmieden.“

Ohne Schaden und mit Nutzen hätten folgende Stellen der Aufzeichnungen wegbleiben können: „23. November. Augenblick spannender Kombinationen. Nolite trägt die Sachlage stets mit der größten Klarheit, ja Nüchternheit vor, hat immer alles bedacht, berechnet und trifft den Nagel stets auf den Kopf, aber Noons Achselzucken und Spucken und Bobbielskis olympische Sicherheit influiren oft auf den König.“ — „30. November. Ein Konzept Bismarcks

für den Brief des Königs [Ludwig II. von Bayern] wegen der Kaiserwürde an Sr. Majestät ist nach München abgegangen; der Großherzog [von Baden] sagt mir, man habe dort nicht die richtige Fassung zu finden vermocht und sich dieselbe von hier erbeten, der König von Bayern hat den Brief wahrhaftig abgeschrieben . . . Hofstein [der Oberstaatsmeister König Ludwigs, dem er das Konzept und ein Begleitschreiben des Bundeskanzlers nach Überwindung großer Schwierigkeiten in der Einsamkeit von Schloß Berg zugestellt] ist [mit der königlichen Abschrift des Konzeptes] zurückgekommen, Prinz Luitpold muß das Schreiben auf besondern Befehl dem Könige überreichen. Nach Tisch Vortrag Bismarcks, der den Brief vorliest, welchen der König so zur Unzeit wie möglich findet, worauf Bismarck bemerkt, die Kaiserfrage habe nichts mit den augenblicklichen Kämpfen zu thun. Als wir das Zimmer verließen, reichten Bismarck und ich uns die Hand; mit dem heutigen Tage sind Kaiser und Reich unwillkürlich hergestellt, jetzt ist das 65jährige Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorbei, schon dieser stolze Titel ist eine Würdigung, wir verdanken dieß wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt thätig gewesen ist.“

Am 6. Dezember schreibt der Kronprinz u. a. in sein Gedtenbuch: „Der König ist sehr betroffen, daß Delbrück dem Reichstage den Brief des Königs von Bayern vorgelesen hat,“ am 9.: „Ich erfahre Delbrücks Vorbringen der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken; es war kläglich, als ob er [ein treffendes Bild!*)] die Kaiserkrone in altes Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen hätte, es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen. Man fragt, ob dieser Bund das Resultat aller Opfer sein solle, ein Werk, das nur den Männern passe, für welche und von denen es gemacht worden. Ich bin mir wohl bewußt, welche unendliche Mühen und Beschwerden mir bereinst die heutigen Unterlassungssünden bringen werden . . . Der König ist erregt über Delbrücks Verfahren, der König von Sachsen habe seine Überraschung aussprechen lassen; er fürchtet die Reichstagsdeputation, weil es aussehe, als ob die Kaiserfrage vom Reichstage ausgehe, und will sie nicht empfangen, bis er die Zustimmung sämtlicher Staaten durch den König von Bayern hat.“ — Noch am 15. Dezember notirt sich der Kronprinz: „Der König will nichts vom Empfange der Abgeordneten wissen, lebt sich jedoch mehr in die Sache ein; schlimm ist, daß gerade jetzt Bismarck fußleidend ist, der Großherzog von Baden wirkt wie ein guter Genius.“

Am 17. wird es besser für die Wünsche des Tagebuchverfassers und er schreibt: „Ich höre vom Hofmarschall des Prinzen Karl, daß morgen bei Sr. Majestät Diner für die Abgeordneten sei. Bismarck sagt, der König wolle sie vorher empfangen. Lange Unterhaltung mit Simson, der korrekt und logisch. Graf Perponcher sagt zu Adalbert: ‚Wir werden doch dieses Kaisertum

*) das aber ursprünglich nicht dem Kronprinzen angehört, sondern aus den Kreisen des Kanzlers stammt oder in einem Berliner Briefe in diese gelangte.

nicht für gewöhnlich, sondern nur bei großen Hoffesten und Feierlichkeiten anlegen', worauf Albalbert erwidert: 'Wenn der König Sie in den Fürstenstand erhöhe, würden Sie dann auch nur bei Ausnahmsgelegenheiten den Titel führen?' Boyen fragt, was unser König thun werde, wenn ihm der preussische Landtag die Annahme der Kaiserkrone weigere? Du gleichst dem Geist den Du begreifst." Die Frage war aber doch nicht ohne Grund; es gab und gibt in Berlin sicher genug freisinnige Demokraten, Leute, welche den Kronprinzen zu den ihrigen zählen zu dürfen meinten, und die auf die Frage geantwortet hätten: Selbstverständlich habe der König die Krone dann zurückzuweisen. — Auf dem Tagebuchblatte vom 18. Dezember endlich finden wir den Eintrag: „Tief bewegt vom Empfange, würdig und gut. Die Predigt von Rogge ließ mich schon merken, daß dem Empfange Gewicht beigelegt werde, Fürsten und Generale baten mich, dabei sein zu dürfen, was ich sofort nach der Kirche dem Könige mittheilte, der ganz erstaunt darüber schließlich sagte, daß, wenn wirklich jemand von den Genannten dabei zu sein Lust habe, er nichts dawider haben würde. So erschienen alle, obwohl der König seine Überraschung darüber äußerte, nur Luitpold fehlte. . . Simons Meisterrede entlockte mir helle Thränen, es ist eigentlich kein Auge dabei trocken geblieben [das ist auch bei Leistungen andrer Rhetoren der Fall gewesen, ohne daß viel darin gelegen hätte oder dabei herausgekommen wäre, z. B. bei Rabowitz]. Dann Verlesung der Adresse. Die Antwort des Königs erfolgte mit einigem Stocken, da er nicht mehr leicht ohne Brille liest, aber auch vor Rührung mußte er einige Male innehalten. Dann folgte die Vorstellung der Abgeordneten. Während der ganzen Feier schoß der Mont Valerien. Draußen stand alles in hellen Haufen. Der König war nachher heiter, schien erleichtert und befriedigt.“

Von dem Inhalt der Tagebuchblätter aus dem Jahre 1871 teilen wir nach den Auszügen der „Deutschen Rundschau“ nachstehendes als unserm Zwecke dienlich mit: „1. Januar. Der König begrüßt mich ernst und freundlich bewegt mit dem Wunsche, daß es mir einst vergönnt sein möge, die Friedenssaat der jetzigen Arbeit zu erleben. Er könne sich freilich nicht denken, daß die dauernde Einigung Deutschlands bestehen bleiben werde, da leider die wenigsten Fürsten so handelten und gesonnen seien, wie es zu wünschen wäre, und denen der Großherzog ein so edles Beispiel gebe. — Ich frage Delbrück, wie Marine, Telegraphen-, Zoll- und Postwesen bezeichnet würde? ‚Kaiserlich.‘ Und das Heer? ‚Ja, das sei so eine Sache.‘ Worauf ich Delbrück zu dem kunstvoll gefertigten Chaos Glück wünsche.“

„12. Januar. Ich mache den König darauf aufmerksam, daß Schleinitz über Kaiser und Reich gehört werden müsse [ob als Vorgänger, ob als stiller Gegner Bismarcks oder als was sonst, ist uns unklar]; er antwortet, er sehe im Kaiser nur eine Umänderung des Präsidiums des Bundes und würde sich am liebsten ‚König von Preußen, erwählter Kaiser von Deutschland‘

nennen, worin ich eine förmliche Beleidigung der Fürsten wie des Volkes erblicken würde.“

„17. Januar. Nachmittags beim Könige eine Sitzung von Bismarck, Schleinitz und mir... über Titel, Thronfolge u. s. w. Bei Beratung des Titels bekennet Bismarck, daß bereits bei Beratung der Verfassung die bayerischen Bevollmächtigten das ‚Kaiser von Deutschland‘ nicht hätten zulassen wollen, und daß er endlich ihnen zu Liebe, aber allerdings ohne Se. Majestät vorher zu fragen, die Formel ‚Deutscher Kaiser‘ zugestanden habe. Diese Bezeichnung mißfiel dem König ebenso wie mir, aber vergeblich. Bismarck suchte zu beweisen, daß ‚Kaiser von Deutschland‘ eine Territorialmacht bedeute, die wir über das Reich gar nicht besäßen [gewiß nicht, abgesehen von der größern preussischen Hälfte], während ‚Deutscher Kaiser‘ die natürliche Konsequenz des Imperator Romanus sei. Wir mußten uns fügen, jedoch soll im gewöhnlichen Sprachgebrauch das ‚von Deutschland‘ zur Anwendung kommen, die Anrede sein ‚Ew. Kaiserl. und Königl. Majestät,‘ niemals das K. K. gebraucht werden. Da wir also bekennen, keine Territorialmacht über das Reich zu besitzen, so ist der Träger der Krone nebst seinen Erben gewissermaßen aus der königlichen Familie von Preußen allein herausgenommen, und dadurch wird meine Ansicht hinfällig, daß unsre ganze Familie den kaiserlichen Titel erhalten solle. Nun lange Debatte über das Verhältnis von Kaiser zu Kaiser, weil Se. Majestät der alten preussischen Tradition zuwider einen Kaiser höher stellt. Beide Minister widersprechen mit mir unter Berufung auf die Archive, . . . und endlich hob Bismarck hervor, daß Friedrich Wilhelm IV. nur aus der bekannten, ihm persönlich eigentümlichen Demut vor Oesterreich das Prinzip der Unterordnung unter das erzhertzögliche Haus jenes Kaiserstaates eingeführt habe. Der König aber erklärte, daß, da Friedrich Wilhelm III. bei Begegnung mit Alexander I. bestimmt habe, daß letzterm als Kaiser der Vorrang gebühre, auch gegenwärtig der Wille des königlichen Vaters für ihn maßgebend sei. Als indeß im Laufe der Verhandlung bestimmt wurde, daß unsre Familie ihre gegenwärtige Stellung behalten solle, sprach der König doch wieder das Verlangen aus, die Gleichstellung derselben mit den kaiserlichen Häusern auszudrücken. . . Von Reichsministern war keine Rede [„wofür ich“, sagt ein späters Tagebuchsblatt, „Noggenbach empfohlen hätte“]. Bismarck wird Reichskanzler. . . Die Reichsfarben machten wenig Bedenken, da, wie der König sagte, sie nicht aus dem Straßenschmutz entstiegen, doch werde er die Kolarbe nur neben der preussischen dulden, er verbat sich die Zumutung, von einem kaiserlichen Heere zu hören, die Marine aber möge kaiserlich genannt werden. Man sah, wie schwer es ihm wurde, morgen von dem alten Preußen, an dem er so festhält, Abschied nehmen zu müssen. Als ich auf die Hausgeschichte hinwies, wie wir vom Burggrafen zum Kurfürsten und dann zum Könige gestiegen seien, wie auch Friedrich I. ein Scheinkönigtum [wie das nunmehrige Scheinkaisertum ist wohl hinzuzudenken?] geübt und daselbe doch so mächtig geworden, daß uns

jetzt die Kaiserwürde zufalle, erwiderte er: „Mein Sohn ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stande der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und zu Preußen halte.“ Ich sage, er wie seine Nachkommen seien berufen, das gegenwärtig hergestellte Reich zur Wahrheit zu machen.“

„18. Januar. Meine und meiner Frau [!] Aufgabe ist doppelt schwer geworden, aber ich heiße sie darum auch doppelt willkommen, weil ich vor keiner Schwierigkeit zurückschrecke, ferner weil ich wohl fühle, daß es mir an frischem Mute nicht fehlt, furchtlos und beharrlich einst die Arbeit zu übernehmen, und endlich, weil ich der Überzeugung bin, daß es sich nicht umsonst so fügte, daß ich zwischen dreißig und vierzig Jahren wiederholt berufen war, die allerwichtigsten Entschlüsse zu fassen und, den damit verknüpften Gefahren ins Antlitz schauend, dieselben auch durchzuführen.“

„23. Januar. Abends erhalte ich eine Kabinettsordre über meinen Titel. Das ist Nebensache neben seiner innern Bedeutung; ich fühle mich nur noch als Deutscher, kenne keinen Unterschied mehr zwischen Bayer, Badenser und wie sich sonst die Bewohner der dreiunddreißig Vaterländer nennen, will mich aber keineswegs in die innern Angelegenheiten derselben mischen oder dieselben ihrer Eigentümlichkeiten berauben. Möchten alle Deutschen mich und meine Frau [!] als die ihrigen und nicht als norddeutsche Aufdringlinge betrachten!“

Wir schließen unsere Mitteilungen aus den Auszügen mit einem ganz besonders charakteristischen Blatte des kronprinzlichen Kriegstagebuchs. Es datirt sich „Ferritères, am 7. März“ und lautet: „Auch der größte Unverstand wird nicht mehr das Erreichte rückgängig machen. Ich zweifle an der Aufrichtigkeit [wissen? ergibt sich aus dem Späteren] für den freiheitlichen Ausbau des Reiches und glaube, daß nur eine neue Zeit, die einst mit mir rechnet, solches erleben wird. Solche Erfahrungen, wie ich sie seit zehn Jahren gesammelt, können nicht umsonst gewonnen sein. In der nunmehr geeinten Nation werde ich einen starken Anhalt für meine Gesinnungen finden, zumal ich der erste Fürst sein werde, der, den verfassungsmäßigen Einrichtungen ohne allen Rückhalt ehrlich zugethan, vor sein Volk zu treten hat. Mehr als je gedenke ich in diesen Tagen des Spruches: ‚Wer den Sinn auf das Ganze hält gerichtet, dem ist der Streit in der Brust schon längst geschlichtet.‘ Ich bringe nicht Gesinnungen des Hasses gegen die Franzosen mit, vielmehr Streben nach Versöhnlichkeit.“

Wir haben dazu nichts zu bemerken. Nur zwei Fragen drängen sich uns noch auf. Wäre der Vorgänger dieses Fürsten der Zukunft den verfassungsmäßigen Einrichtungen erst Preußens, dann des Norddeutschen Bundes etwa nicht ehrlich und rückhaltslos zugethan gewesen? Oder verstand der Verfasser des Tagebuchs unter „verfassungsmäßigen Einrichtungen“ das, was die Demokraten der Konfliktzeit, die Fortschrittspartei der Jahre nach 1866 darunter verstanden wissen wollten, die Herrschaft des Parlamentes, zuletzt ihrer Partei?



Wandergesellen und Stellenvermittlung.



seit sich die deutsche Reichsregierung mit der Verkündung der kaiserlichen Botschaft in der Arbeiterfrage auf den Boden der sozialen Reform gestellt hat, und mit der Einführung des Krankenversicherungs- und Unfallgesetzes die zwei ersten wichtigen Ziele auf dem betretenen Wege erreicht worden sind, hat sich auch in immer weiteren Kreisen das Interesse für diese Fragen gehoben, und die lebhafteste Beteiligung, die sich gegenwärtig allseits in der Frage der Alters- und Invalidenversorgung kundgibt, ist ein neues Zeugnis dafür, wie sehr unsere leitenden Kreise den Nagel auf den Kopf getroffen haben, indem sie diesen weiteren Gesetzgebungsstoff in Angriff nahmen. Hoffentlich gelingt es recht bald, diese Frage in einer Weise zu lösen, die den berechtigten Wünschen der beteiligten Kreise möglichst gerecht wird. Daß mit der Durchführung dieses dritten Teiles der durch die kaiserliche Botschaft vorgezeichneten Sozialreform die Frage noch lange nicht zum Abschluß gebracht, daß damit vielmehr nur der Boden zu einem planvollen Weiterbau auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge geebnet worden ist, wird kaum bezweifelt werden können, und so ist es vielleicht nicht ganz verfrüht, jetzt schon an dieser Stelle auf einen weiteren Punkt der Arbeiterfrage hinzuweisen, der der gesellschaftlichen Ordnung bringend bedarf und wohl als einer der ersten Gegenstände in Betracht gezogen zu werden verdient, sobald die Alters- und Invalidenversorgung vollends ihre gesellschaftliche Regelung gefunden hat. Die bisher geschaffenen oder in der Schaffung begriffenen Einrichtungen sorgen nur für den beschäftigten Arbeiter, der unbeschäftigte kommt dabei nicht in Betracht. Mit der Stellung verliert nach der heutigen Sachlage der Arbeiter auch größtenteils das Recht auf die Wohlthaten, die ihm die neuen Gesetze im Fall der Erkrankung u. s. w. gewährleisten haben. Er steht hilflos da, bis es ihm gelingt, eine neue Stellung zu finden. Es wird sich also darum handeln: Wie ist für den unbeschäftigten Arbeiter zu sorgen? Die Antwort fällt verhältnismäßig einfach aus. Man wird sehen müssen, einmal, daß er nicht ganz mittellos dastehe, bis er wieder eine Stellung gefunden hat, sodann, daß er möglichst rasch und leicht wieder eine neue Stellung finde.

Man wird sich ferner sagen müssen, daß zunächst der Arbeiter selbst die Aufgabe hat, für sich zu sorgen, indem er sich nach Kräften um eine neue

Stellung umthut. Wo das nicht in vollstem Maße geschieht, bedarf es auch keiner Unterstützung. Um aber eine Stellung zu finden, wird der Arbeiter sich in der Regel zunächst an Ort und Stelle umthun, da für ihn hierdurch keine weiteren Unkosten erwachsen. Ist dies umsonst, so wird er sich um einen auswärtigen Posten bemühen müssen, was entweder schriftlich geschehen kann oder dadurch, daß der Arbeiter auf Reisen geht, sich persönlich umsieht und sich den Arbeitgebern vorstellt. In beiden Fällen den Arbeitern, so weit es irgend möglich ist, an die Hand zu gehen, wird die Aufgabe der staatlichen Fürsorge bilden müssen.

Vor allem ist es hierbei die Frage des Wandergesellentums, die dringend der Ordnung bedarf. Wer hat nicht schon die vielen Klagen in den Zeitungen gelesen über die zunehmende Verrohung und Ver lumpung eines großen Teiles der wandernden Arbeiter? In allen Blättern findet man nahezu täglich Berichte über die frechen Thaten der sogenannten Stromer, über den Bettelunfug derselben, über die Gefahren, denen die Bevölkerung, zumal die ländliche vielfach durch berartiges Gesindel ausgesetzt ist. Hier gilt es, Ordnung zu schaffen, hier muß die Spreu vom Weizen gesondert werden, indem der Staat sich bemüht, denjenigen Wandergesellen, denen es wirklich um Arbeit zu thun ist, solche auf die denkbar einfachste Weise zu verschaffen. Ist dies der Fall, dann wird der Staat auch in der Lage sein, gegen jenen andern Teil des Wandergesellentums kräftig und mit ganzer Schärfe einzuschreiten, dem das Wanderleben Selbstzweck ist, der sich lediglich aus Faulheit auf den Straßen und in den Schänken herumtreibt und das Volksleben vergiftet. Als Mittel zur Erreichung dieser Zwecke können dienen eine korporative Gestaltung des Herbergswesens auf Grund der Berufsgliederung und die Einrichtung von Zwangsklassen zur Unterstützung der wandernden Arbeiter. Hand in Hand damit wäre eine möglichst praktische Einrichtung zur Stellenvermittlung zu schaffen, die es dem Arbeitgeber wie dem Arbeiter gestattet, jederzeit einen klaren Blick über Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte zu gewinnen, jederzeit zu wissen, wo Arbeiter gesucht werden und wo solche zu finden sind. Wie ich mir die Lösung dieser Fragen ungefähr denke, möchte ich in den folgenden Zeilen dem Leser in kurzen Zügen vor Augen führen.

Träger der ganzen Einrichtung müßten die auf Grund des Unfallgesetzes geschaffenen Berufsgenossenschaften sein. An jedem Orte, wo sich ein zu einer Berufsgenossenschaft gehörender Betrieb befindet, wird ein Ortsverband desselben errichtet. Vorstand desselben ist ein durch Wahl der Arbeitgeber bestellter Arbeitgeber. Ihm zur Seite steht ein aus Arbeitgebern und Arbeitern zu gleichen Teilen bestellter Ausschuß, der sich in die Geschäfte des Schriftführers, des Kassierers u. s. w. teilt. Mitglieder des Ortsverbandes sind sämtliche Arbeitgeber und Arbeiter der Berufsgenossenschaft. Aufgabe des Ortsverbandes ist zunächst Regelung des Herbergswesens für die durchreisenden Arbeiter der

Genossenschaft, indem der Ausschuß mit einem hierzu geeigneten Gastgeber oder einer sonstigen Anstalt (Herberge zur Heimat, Gesellenvereinshaus u. s. w.) einen Vertrag abschließt, nach welchem sich der betreffende Wirt verpflichtet, zu bestimmten Sätzen an die zureisenden und ortsanwesenden Arbeiter der Genossenschaft gutes Nachtquartier sowie entsprechende Speisen und Getränke zu verabfolgen. Der betreffende Vertrag ist dem Genossenschaftsvorstande mitzuteilen, und dieser hat sodann in bestimmten Zeiträumen ein gedrucktes alphabetisches Verzeichnis aller Ortsverbände mit Angabe der Herbergen und ihrer Preise herauszugeben und an die Ortsverbände zu verschicken. Auch ist dieses Verzeichnis allen Arbeitern gegen billigen Preis käuflich zu überlassen, damit sie es auf der Wanderschaft als Reiseführer benutzen können. Ein dem Ausschuß angehörender, hierzu geeigneter Arbeiter hat die Aufgabe, dem fremden Genossen mit Rat und That an die Hand zu gehen. Jeder zugereiste Arbeiter erhält von jedem Ortsverbande bei seiner Ankunft eine von der Genossenschaft festzustellende Reiseunterstützung in Gestalt einer Anweisung auf die Herberge gestellt, darf aber diese Unterstützung, die ihm in einem hierzu eingerichteten Genossenschaftswandербuch unter Stempelung durch den Ortsverband vermerkt wird, in einem bestimmten Zeitraume nicht öfter als einmal erheben. Zur Auszahlung der Beträge ist von seiten des Ortsverbandes ein entsprechender Kassenvorrat durch Vorschüsse der Arbeitgeber zu bilden. Nach Ablauf des Rechnungsjahres werden die Auslagen zusammengerechnet und bei der Genossenschaft flüssig gemacht, die sodann ihrerseits wieder den ganzen Betrag der für Reiseunterstützungen in dem betreffenden Rechnungsjahr ausgegebenen Gelder bei den einzelnen Betrieben nach Maßgabe des Unfallversicherungskatasters erhebt. Von der ausgelegten Summe können sodann die Arbeitgeber die Hälfte durch regelmäßige Lohnabzüge sich von den Arbeitern ersetzen lassen. Etwas Kosten des Ortsverbandes für Verwaltung u. s. w. sind von diesem selbst zu tragen, wozu eine besondre Kasse für Vereinszwecke gebildet wird. Die Genossenschaftsherberge könnte dabei zugleich der natürliche Mittelpunkt für das gesellige Leben der Arbeiter werden; die ledigen Leute könnten hier Mittagstisch nehmen oder am Abend sich einfänden, sodas die fremden Gesellen auch eine Ansprache hätten, Leseabende, Gesangsvereine könnten an größeren Plätzen sich bilden, im Sommer Ausflüge, im Winter Tanzbelustigungen und Weihnachtsfeste veranstaltet, Arbeiterjubiläen entsprechend begangen werden. Tüchtigen Ausschußmitgliedern würde sich hier ein weites Feld für eine dankbare Thätigkeit eröffnen, die den Geist der Berufszugehörigkeit unter den Arbeitern, aber auch zwischen Arbeitgebern und Arbeitern heben und sogar manches zur Ausgleichung der sozialen Gegensätze beitragen könnte. Sogar die Bildung von Konsumvereinen zu gemeinsamem Einkauf von Lebensmitteln, Brennmaterial, Kleiderstoffen u. s. w. für die Arbeiter wäre nicht ausgeschlossen.

Ich komme nunmehr zum zweiten Punkte unrer Aufgabe, zur Stellen-

vermittlung. Auch diese könnte in einfachster Weise den Berufsgenossenschaften zugewiesen werden. Jede Genossenschaft hätte mindestens jede Woche einmal ein Blatt herauszugeben, das kostenfrei an alle Ortsverbände, Arbeitgeber und Genossenschaftsherbergen verschickt würde. Dieses enthielte zunächst alle amtlichen Erlasse der Genossenschaft und ihrer etwaigen Abteilungen, Mitteilungen der Ortsverbände u. s. w.; sodann aber ein Verzeichnis aller der Redaktion von den Arbeitgebern mitgetheilten offenen Arbeitsstellen und aller von den unbeschäftigten Arbeitern eingeschickten Stellengesuche. Die Veröffentlichung derselben in dem hierzu bestimmten amtlichen Teile des Blattes hätte kostenfrei zu erfolgen; weitere Beisätze wären nach einem billigen Zeilenpreis zu berechnen. Die Mitteilung an die Genossenschaft könnte auf Postkarten mit aufgedrucktem Schema nach Art der Buchhändlerbestellkarten zum gleichen Preisatz wie diese (3 Pfennige) durch die Post erfolgen. Daneben wäre das Genossenschaftsblatt ein geeignetes Mittel zur Veröffentlichung von Anzeigen aller Art, zur Vermittlung von Geschäftsverkäufen, Maschinenempfehlungen u. s. w. Auch einen belehrenden Teil mit Fachartikeln könnte man beifügen; politische Artikel wären strengstens auszuschließen. Arbeiter der Genossenschaft und sonstige Interessenten könnten das Blatt zu billigem Preise durch die Post beziehen, und da es in jeder Herberge ausliegen würde, hätte auch jeder zugereiste Arbeiter Gelegenheit, es täglich zu lesen und sich nach offenen Stellen darin umzusehen. Für die weitesten Kreise ergäbe diese amtliche Gliederung der Stellenvermittlung und der Wandergesellenunterstützung äußerst schätzbaren Zahlenstoff zur fortwährenden Beurteilung der Frage, welche Berufe an Arbeiterüberfüllung oder Arbeitermangel leiden, und damit zu einer bessern Übersicht über die heute so brennend gewordene Berufswahl- und Lehrlingsfrage. Daß auch in dieser Sache noch vieles zu geschehen hat und geschehen kann, daß auch hier gut eingerichtete Ortsverbände der einzelnen Genossenschaften außerordentlich viel leisten könnten, ist außer Frage.

Ich bitte, diese Gedanken so aufzunehmen, wie sie gemeint sind, als Rohmaterial, das nach den verschiedensten Seiten noch der Bearbeitung bedarf, ehe es brauchbar ist. Aber zeitgemäß ist es gewiß, wenn man jetzt schon beginnt, auch diese Fragen zur öffentlichen Besprechung zu bringen und nach ihren verschiedenen Seiten zu betrachten. Diese Fragen sind eben Fragen ersten Ranges, und der Staat wird nicht damit zur Ruhe kommen, als bis er sie in möglichst befriedigender und zweckentsprechender Weise gelöst hat.

Ulm.

Eugen Mülling.





Die Lehren der deutschen Strafstatistik.



eit kurzem liegen die Ergebnisse der deutschen Strafrechtspflege für das Jahr 1886 vor. Mit gewohnter Umsicht und Sorgfalt haben sich das Reichsjustizamt und das Statistische Amt des Reiches bemüht, diese neueste Veröffentlichung ihren Vorgängern würdig an die Seite zu stellen. Wer das Leben des deutschen Volkes beobachten will, wird nicht umhin können, die Fülle von Zahlen und Mitteilungen, welche uns hier entgegentreten, in ausgedehntestem Maße zu berücksichtigen; in dem toten Zahlengewirre ist eine Summe sozialen Elends, sozialer Entartung verkörpert, die die tiefsten Aufschlüsse über unsere Zeit und ihre Krankheiten giebt. Wer, dem die Besserung der gesellschaftlichen Zustände wahrhaft am Herzen liegt, könnte gleichgiltig an diesen Rechenschaftsberichten des Lasters und Verbrechens vorübergehen, welcher Staatsmann, welcher Volkswirt könnte die Ergebnisse derselben bei seinen Bemühungen, die Wohlfahrt zu heben, als nicht vorhanden betrachten? Mit vollem Rechte steigert sich das Interesse der weitesten Kreise unsers Volkes an ihnen von Jahr zu Jahr. Zwei Punkte beanspruchen aber die Aufmerksamkeit des Rechtsgelehrten und Volkswirtes gleichmäßig, die fortwährende Verminderung der Diebstähle und die fortwährende Vermehrung der Körperverletzungen und einiger verwandten Straftthaten.

Seit dem Jahre 1882, wo die Ergebnisse der Strafrechtspflege von Reichs wegen zuerst veröffentlicht wurden, ist die Zahl der Diebstähle, und zwar sowohl der einfachen wie der schweren, fortwährend gesunken. Wenn man den Bestand, den diese strafbaren Handlungen 1882 erreichten, mit der für das Jahr 1886 festgestellten Zahl vergleicht, so erhält man das Ergebnis, daß der Unterschied zwischen dieser und jenem nicht viel weniger als 15,000 beträgt. Es wurden also im Jahre 1886 bei den Gerichten des deutschen Reiches fast 15,000 Personen weniger als im Jahre 1882 wegen Verübung eines Diebstahls verurteilt. Da wir nun als zuverlässig voraussetzen dürfen, daß die Energie der Strafverfolgungsbehörden in dem erstern Jahre dieselbe war wie in dem letztern, da während der dazwischen liegenden Zeit weder das Strafrecht noch das Strafverfahren eine auf die Aufspürung der Verbrechen einflußreiche Aenderung erlitten hat,

so muß dieser bedeutende Rückgang der wichtigsten aller Verletzungen des Eigentumes in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen seine Ursache haben. Es ist nun durch die Strafstatistik schon seit langer Zeit festgestellt, daß die Bewegung der Ziffern der Diebstähle mit den Preisen der Lebensmittel, namentlich der für die Ernährung der Massen maßgebenden ursächlich zusammenhängt. Je höher die Lebensmittelpreise, um so häufiger die Verletzungen des Eigentumes, je niedrige jene, um so seltener diese. Wenn man unter einem „Gesetz“ des Gesellschaftslebens nichts weiter versteht, als den Ausdruck einer regelmäßig wiederkehrenden, jedoch durchaus nicht unabänderlichen oder unter allen Umständen notwendigen Erscheinung, so kann man es getrost als ein gesellschaftliches oder statistisches Gesetz bezeichnen, daß die Bewegung der Diebstähle in umgekehrtem Verhältnis zur Höhe der Lebensmittelpreise steht. Über die Richtigkeit dieses Satzes besteht eigentlich kein Streit, und es braucht in dieser Beziehung nur daran erinnert zu werden, daß bei Gelegenheit der Erhöhung der Getreidezölle im Reichstage wiederholt als Gegengrund angeführt wurde, die Maßregel werde eine beträchtliche Vermehrung der Diebstähle zur Folge haben. Wenn nun die Statistik seit 1882 ein stetiges Sinken der Diebstähle erkennen läßt, so muß hieraus mit Notwendigkeit geschlossen werden, daß die Lebensmittelpreise in dieser Zeit nicht nur keine Erhöhung, sondern eine Verminderung erfahren haben, trotz der wiederholten Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle. Der Diebstahl ist das durch die Notlage hervorgerufene Verbrechen; sein gewöhnlicher Beweggrund liegt in dem Mangel an den für die Lebensunterhaltung notwendigen Mitteln; wenn er von Jahr zu Jahr seltener verübt wird, so beweist dies, daß die Massen leichter in der Lage sind, auf erlaubtem Wege für ihren Bedarf Sorge zu tragen, als vormals. Nicht mit Unrecht hat der französische Statistiker A. Corne den Satz aufgestellt, daß die Hoffnungslosigkeit der Massenarmut die hauptsächlichste Quelle für Vaster und Verbrechen sei. Wir wenden diesen Ausdruck auf die Bewegung der Diebstahlsziffern im Deutschen Reiche seit 1882 unmittelbar an. Die hoffnungslose Massenarmut, die sich nur durch die strafbare Antastung des Eigentums die Unterhaltungsmittel verschaffen kann, besitzt nicht mehr den Umfang, wie vor fünf Jahren, die Zustände haben sich gebessert. Die Gesundung des deutschen Erwerbs- und Wirtschaftslebens hat langsame, aber stetige Fortschritte gemacht, die Unternehmungslust und die Thatkraft des deutschen Volkes hat sich reger entfaltet, und wir haben die Folgen der furchtbaren Krisis der siebziger Jahre überwunden. Diese erfreuliche Thatsache, mit der sich auch die verbissene Nörgerei und die berufsmäßige Schwarzmalerei wohl oder übel abfinden muß, läßt sich auch durch gekünstelte und weit hergeholte Erklärungen der statistischen Ergebnisse nicht aus der Welt schaffen, sie zeigt, was es mit der Lebensart von der Vertheuerung des Brodes seit 1879 auf sich hat.

So groß aber nun die Genugthuung ist, die jeder Vaterlandsfreund

hierüber empfinden wird, so groß ist die Trauer, welche die zweite der oben erwähnten Thatfachen bei ihm hervorrufen muß. Die Abnahme der Diebstähle hält gleichen Schritt mit der Zunahme der Körperverletzungen, der Widerstandsleistungen gegen die Staatsgewalt, der thätlichen Beleidigungen, gewisser Vergehen gegen die öffentliche Ordnung, mancher Verbrechen gegen die Sittlichkeit, mit einem Worte der Roheits- und Gewaltthätigkeitsverbrechen. Dabei ist es genau genommen unrichtig, von einem gleichen Schritt der Bewegung dieser und jener zu sprechen, denn die Vermehrung der wichtigsten aller Roheitsverbrechen, der Körperverletzungen, ist noch viel bedeutender als die Verminderung der Diebstähle. Sittlich ist deshalb der Wert dieser Verminderung sehr zweifelhaft, ein Volk, welches sich von Jahr zu Jahr in stärkerem Maße der strafbaren Auserung eines unbändigen, dem Gesetze und der allgemeinen Ordnung Hohn sprechenden Roheitstriebes zuwendet, sieht nicht nur nicht höher, sondern wesentlich tiefer, als das Volk, bei dem die Diebstahlsziffer alljährlich anschwilt. Für die Häufigkeit der Verletzungen des fremden Eigentums kann die Notlage eine gewisse Entschuldigung bieten; Hunger thut weh, und wer zu Hause ein darbenbes, frierendes Weib hat, wer das Sammern seiner hungernden Kinder nach Brot vernimmt, wird stets auf ein menschliches Mitgefühl rechnen dürfen, auch wenn die gesetzliche Strafe über ihn verhängt werden muß. Für die Verübung der Roheitsverbrechen fehlt es aber an jeder Entschuldigung, denn glücklicherweise haben wir doch wenigstens den Fortschritt gemacht, daß die Trunkenheit nicht mehr so allgemein als Entschuldigung aufgefaßt wird wie früher, wenn es auch jetzt noch nicht an Richtern fehlt, die in dieser Beziehung einer verdammenswerten sittlichen Schwäche hulbigen. Was soll aber aus unserm Volksleben werden, wenn diese Vermehrung der Roheitsverbrechen fortbauert, wohin soll es mit unsrer Gesittung, mit der öffentlichen Sicherheit, mit der Achtung vor dem Leben der Nebenmenschen kommen?

Es ist im Laufe der letzten Jahre schon öfters auf diese beklagenswerte Erscheinung aufmerksam gemacht worden, aber trotz aller Erörterungen, trotz aller Klagen hat man bis heute noch nicht die Hand gerührt, um diesen Krebschaden in unserm Volke zu beseitigen! Im Gegenteil, fort und fort verhängen viele unsrer Gerichte gegen die mit dem Messer umgehenden Schnapslumpen Strafen von einer Wirkungslosigkeit, die Erstaunen hervorrufen müßte, hätte man nicht auf diesem Gebiete das Erstaunen längst verlernt, fort und fort werden die nichtswürdigsten Unholde des neuzeitlichen Verbrechertums, die Dirnenzuhälter, mit unbegreiflicher Milde behandelt. Kann es da Wunder nehmen, wenn die Unsicherheit in den größern Städten täglich zunimmt, wenn wir täglich in den Zeitungen von nächtlichen Überfällen, von barbarischen Mißhandlungen und Raufhändeln lesen. Wahrlich, die Gesellschaft ist zu bitterer Klage gegen den Staat und seine Rechtspflege berechtigt ob des ungenügenden Schutzes

gegen das verrohte Gefindel unsrer Tage, und wir halten es für eine schwere Unterlassungssünde, die sich jetzt schon empfindlich rächt, daß man diesen Zuständen so lange zugeesehen hat, ohne mit den wichtigsten Abwehrmitteln dagegen vorzugehen. Oder ist wirklich die Kistkammer der Strafgesetzgebung erschöpft? Wir glauben das nicht, zum Glück ist das neue Reich noch nicht auf dem Standpunkte altersschwacher und absterbender Staaten angelangt, die dem ersten aller Staatszwecke, der Verwirklichung des Rechtsschutzes, nicht mehr genügen können. Der deutsche Staat ist noch kräftig genug, um die Messerhelben im Zaume zu halten, er muß nur von seiner Kraft den entsprechenden Gebrauch machen, unbekümmert um die Vorurteile, die ihm vielleicht bei mattherzigen Menschen noch entgegenstehen, und wir meinen, daß es dazu die höchste Zeit sei.

Die Reichsgesetzgebung hat das große Werk der Sozialreform durch ihre unermüdbliche Thätigkeit soweit gefördert, daß wohl nach Abschluß der Alters- und Invalidenversicherung für einige Zeit Halt gemacht werden wird. Die Militär- und Steuergesetzgebung ist durch die in den letzten Jahren erlassenen Gesetze gleichfalls so ausgebaut worden, daß große, die Kraft der gesetzgebenden Gewalten ganz in Anspruch nehmende Gesetze für die nächsten Jahre kaum zu erwarten sind; es ist deshalb für die Abänderung der Strafgesetzgebung und die hiermit in engstem Zusammenhange stehende Regelung des Strafvollstreckungswesens Zeit genug vorhanden, und es wäre bedauerlich, wenn sie nicht benutzt würde, um das Verbrechertum in wirksamerer Weise zu bekämpfen. Bei Abfassung des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich stand man noch vielfach unter der Herrschaft einer Schule, die in der Festsetzung milder Strafen nicht weit genug gehen konnte; die Erfahrungen, die man seitdem gemacht hat, lassen hoffen, daß man den damals begangenen Fehler nicht wiederholen werde. Möchte aber die Gesetzgebung nicht vergessen, daß auch für den Rechtsschutz der Gesellschaft das alte Sprichwort gilt: Bis dat qui cito dat.



Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands.

Von R. Pape.



and in Hand mit der Umgestaltung, die das ganze deutsche Reich in jeder Beziehung hat durchmachen müssen, geht die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten, aus denen unser Vaterland zusammengesetzt ist. Erst wenn man sich von der letztern ein hinreichend klares Bild gemacht hat, kann man die erstere völlig verstehen und sich ein sicheres Urteil darüber bilden. Auf den Landwerbungen

der Einzelstaaten, auf der Vergrößerung und Verminderung ihres Gebietes beruht nicht nur wesentlich ihre Macht, die politische Bedeutung, die sie in Fragen der innerdeutschen und der großen europäischen Politik beanspruchen durften, sondern diese Gebietsentwicklung hat auch in hervorragendem Maße die Entscheidung der Frage über die Führerschaft in Deutschland mit herbeigeführt. Alle nur einigermaßen mächtigen Fürstenhäuser haben darnach gestrebt, diese Führerschaft in einem möglichst großen Teile unsers Vaterlandes an sich zu bringen; manche erlauchten Geschlechter haben in diesen Bestrebungen mehr oder weniger bedeutende Erfolge zu verzeichnen gehabt. In den Jahrhunderten, die auf den Sturz der Hohenstaufen, der zugleich den Verfall der Macht des mittelalterlichen Reiches bezeichnete, folgten, geschah das meistens in der Weise, daß die Kaiser, die man mit Vorliebe aus den kleinen Häusern wählte, ihre Stellung benutzten, um sich eine möglichst große Hausmacht zu schaffen, mit der sie dann auf die schwächeren Fürsten einen thunlichst starken Druck ausüben konnten. Die meisten Kaiser haben jedoch mit dieser Politik weder etwas Bedeutendes, noch namentlich etwas Dauerndes für ihr Haus und ihre Stammlande erreicht, so z. B. Adolf von Nassau und Ludwig von Baiern. Zeitweilig blendend waren die Erfolge dieser Politik bei dem Hause Luxemburg-Böhmen; Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, die Niederlausitz, die Mark Brandenburg und zeitweilig die Oberpfalz waren in rascher Folge an dieses Haus gefallen. Aber seine Größe verschwand ebenso schnell wieder, wie sie entstanden war. Einen dauernden Erfolg bei solchen Bestrebungen hatte nur die zähe Politik des Hauses Habsburg.

Die Habsburger vereinigten nicht nur mit dem Stammbesitze ihres Hauses fast das ganze Erbe der Lützelburger, mit Ausnahme der Mark Brandenburg, sondern zweimal waren sogar Fürsten dieses Hauses nahe daran, sich zu wirklichen Alleinherrschern im Reiche zu machen. Als Karl V. den schmalkaldischen Bund niedergeworfen und zersprengt hatte, schien für eine Zeit lang die Selbständigkeit der Reichsfürsten gebrochen und die Kaisermacht fast unbeschränkt geworden zu sein. Als Ferdinand II., durch die siegreichen Truppen Wallensteins auf den Gipfel der Macht erhoben, das Restitutionsedikt erließ, als sein Feldherr die bekannten Aussprüche that, man müsse den Kurfürsten ihre „Gasthütel“ abziehen, und gleichwie in Spanien und Frankreich nur ein König sei, so solle hinfort in Germanien auch nur Einer herrschen, da schien dem Hause Habsburg das große Werk, Deutschland ganz unter sein Szepter zu bringen, gelungen zu sein.

Welche Umstände beide Male diese hochfliegenden Pläne scheitern machten, ist aus der allgemeinen Weltgeschichte bekannt genug. Dennoch war die Stellung, die das Erzhaus dem Reiche gegenüber erlangt hatte, stark und mächtig genug, um zu bewirken, daß die Leitung Deutschlands, insofern von einer solchen bei einem so schwerfälligen Körper, wie das alte Reich und wie später der deutsche Bund es war, überhaupt die Rede sein kann, noch mehr als zwei Jahrhunderte lang fast stets in den Händen Oesterreichs lag. Wenn schließlich jedoch

Österreich ganz aus Deutschland ausscheiden mußte, so wurde dieses Ausscheiden nicht etwa durch die willkürliche Politik eines einzelnen Staates, nicht durch die wenn auch noch so feinen Berechnungen eines Staatsmannes, nicht durch die glänzenden Waffenerfolge Preußens im Jahre 1866 allein herbeigeführt sondern es war wesentlich mit eine Folge der Gebietsentwicklung des Kaiserstaates. Die Lösung des Bandes, welches diesen Staat mit dem übrigen Deutschland verband, war ja schließlich eine gewaltsame; aber man darf wohl mit Recht sagen, Österreich wäre niemals mit Gewalt aus Deutschland hinausgedrängt worden, wenn es nicht schon vorher in Bezug auf sein Gebiet mehr oder weniger aus Deutschland „hinausgewachsen“ gewesen wäre, wie es H. v. Treitschke sehr treffend bezeichnet.

Alle auch nur einigermaßen bedeutenden übrigen Fürstenthümer Deutschlands haben in gleicher Weise darnach gestrebt, ihre Länder zu vergrößern und die durch solche Vergrößerungen erlangte Machterweiterung dann zu benutzen, um die schwächeren Nachbarn, namentlich die teuern Vettern, in eine möglichst große Abhängigkeit von sich zu bringen. Der Erfolg war sehr verschieden. Die glänzendsten Ergebnisse in dieser Beziehung erzielte das Haus Wittelsbach. Seine Machtstellung war daher eine bedeutende, namentlich in den Zeiten des Rheinbundes und des Wiener Kongresses. Noch im Jahre 1866, kurz vor Ausbruch des Krieges, bot Preußen Baiern eine führende Stellung in Süddeutschland an. Von den andern kleinern Dynastien war keine mächtig genug, eine solche Stellung, nach der doch alle trachteten, auch nur in sehr beschränktem Maße einzunehmen.

Wenn Preußen allein fähig und imstande war, die Leitung Deutschlands, die es seit mehr als zwanzig Jahren errungen hat, in seine starke Hand zu nehmen, so haben natürlich eine Menge Umstände zusammenwirken müssen, um das herbeizuführen. Von unberechenbarer Wichtigkeit dabei waren die Persönlichkeiten, die Fürsten, Feldherren, Staatsmänner, die für die Größe dieses Staates gearbeitet haben; nicht unberücksichtigt dürfen auch die Vorgänge bleiben, die man als Zufälligkeiten oder als Schickungen der göttlichen Vorsehung auffassen kann. Aber von ganz besonderer Bedeutung für den Verlauf der preußischen Geschichte ist die eigentümliche Gebietsentwicklung, welche der Hohenzollernstaat in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens durchgemacht hat. Ohne diese hätte Preußen niemals seinen deutschen Beruf erfüllen können.

Es war in Deutschland, besonders in den Mittelstaaten, lange Zeit Gebrauch, immer nur von den verschiedenen deutschen Stämmen und von ihren berechtigten Eigentümlichkeiten zu reden. Der letztere Ausdruck findet sich zum erstenmale amtlich in den von Schloß Babelsberg am 3. Oktober 1866 datirten Besitzergreifungspatenten, durch die Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt dem preußischen Staate einverleibt wurden und ist dadurch geradezu ein geflügeltes Wort geworden. In den Zeiten des Rheinbundes und nach den Befreiungs-

kriegen war man sogar noch weiter gegangen und hatte aus den Stämmen gleich verschiedene Nationen gemacht. Bekannt ist ein Ausspruch des Königs Friedrich von Württemberg, der zwischen der bairischen und preussischen „Nation“ keinerlei Zusammenhang finden konnte. Jene Könige und Fürsten von Napoleons Gnaden liebten es sogar, ihre Länder als Reiche zu bezeichnen und bezeichnen zu hören; noch heute heißt in Baiern die gesetzgebende Körperschaft, die dem Oberhause oder dem Herrenhause des Landtages entspricht, die Reichsratskammer. Solche Bezeichnungen nimmt heutzutage auch wohl der eingefleischteste Partikularist nicht mehr ernsthaft. Aber über die „Stämme“ und ihre „berechtigten Eigentümlichkeiten,“ mit denen namentlich in den sechziger Jahren ein so heilloser Unfug getrieben wurde, herrschen in unzähligen Köpfen noch die wunderbarlichsten Begriffe, die unklarsten Vorstellungen. Es ist das auch gar nicht so überraschend, wie man auf den ersten Blick glauben möchte. Denn eine geraume Zeit hindurch war es fast offen ausgesprochener Grundsatz der Regierungen in den Mittel- und Kleinstaaten, den Untertanen weiß zu machen, daß die Bevölkerung jedes noch so kleinen Ländchens einen eignen deutschen Stamm vorstelle. Hierauf begründeten die kleinen Dynastien nicht bloß ihre Berechtigung zur Existenz, zur Selbständigkeit ihrer Staaten, zur völligen Souveränität, sondern sie wiesen sogar daraus nach, daß ihr Vorhandensein für das Heil Deutschlands notwendig sei, daß es auf einem tiefgefühlten Bedürfnisse des ganzen Vaterlandes beruhe. Was man dem guten deutschen Michel, groß und klein, Menschenalter hindurch so einpaukte, was er in der Jugend in hohen und niedern Schulen lernen mußte, was ihm in reiferem Alter in Zeitungen, Reden, Loyalitätsadressen als unumstößliche Wahrheit hingestellt wurde, das glaubte er anstands- und kritiklos. Die Notwendigkeit der vielen Fürstenthümer und der dadurch herbeigeführten Zersplitterung des Ganzen wurde in Tausenden von Köpfen gewissermaßen Glaubenssach. Schiller und Goethe führten hierauf die Verbreitung von Kunst und Wissenschaft in Deutschland zurück. Große Gelehrte und kleine Köpfe bewiesen die Wahrheit dieser grundverkehrten Anschauung durch das Beispiel Griechenlands, dessen Zerstückelung auch so segensreiche Folgen gehabt haben sollte. Die unbestreitbare Folge, welche die Zerrissenheit jenes sogenannten klassischen Landes für seine Bewohner hatte, daß die Griechen nämlich mehr als zweitausend Jahre lang mißhandelte Sklaven fremder Nationen gewesen sind, durfte natürlich nicht erwähnt werden. Daß es den partikularistischen Interessen der Dynastien entsprach, solche Anschauungen unter dem Volke zu verbreiten, läßt sich erklären; daß es aber Leute giebt, die auf eignes Urteil und selbstständiges Denken Anspruch machen und doch solche Behauptungen noch heute nachsprechen, läßt sich schwer begreifen.

Nichts ist ungeschichtlicher als die Ansicht, daß das Entstehen, die Bildung und die Entwicklung der Einzelstaaten Deutschlands und damit ihre Daseinsberechtigung auf der uralten Teilung der deutschen Nation in Stämme beruhe.

Daß die Deutschen von jeher in Stämme geteilt gewesen sind, und daß diese ihre Besonderheiten gehabt haben, ist richtig. Die Grenzen der von ihnen eingenommenen Landgebiete lassen sich bis auf den heutigen Tag noch durch die Begrenzung der verschiednen Dialekte wenigstens annähernd nachweisen und feststellen. Ebenso ist es richtig, daß es einst eine Zeit gegeben hat, wo die von Einzelfürsten beherrschten Gebiete sich mit den Wohnsitzen der Einzelstämme einigermaßen deckten. Unter den Kaisern aus dem sächsischen und dem saalfränkischen Hause spricht man ja mit einem gewissen Rechte von den großen Stammesherzogtümern Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben und Lothringen. Bei dieser Einteilung sind jedoch z. B. die Alemannen, die Thüringer, die Hessen, die Friesen, die doch unzweifelhaft uralte Sonderstämme waren, ohne weiteres andern Stämmen zugeählt; die Bewohner des Herzogtums Lothringen dagegen können unmöglich als ein einheitlicher Stamm angesehen werden. Zu der Zeit jedoch, als das erlauchte Kaisergeschlecht der Staufer unterging, waren diese Stammesherzogtümer sämtlich zertrümmert, zerstückelt und in eine zahllose Menge kleiner Gebiete auseinandergefallen. Außerdem hatten sie doch nur den Teil Deutschlands umfaßt, der westwärts von der Elbe und Saale lag. Die weiten Lande jenseits der Elbe, an der Oder und der Weichsel, bis über die Memel hinaus, die in der Völkerwanderung von den Germanen geräumt und von den nachdringenden Slawen eingenommen waren, und die dann mit Schwert und Pflugschar für das Deutschtum zurückerobert wurden, finden bei dieser Stammeseinteilung einfach keinen Platz. Die durch Krieg und Arbeit abgehärteten und gestählten kerndeutschen Bewohner von Brandenburg und Schlesien, Mecklenburg, Pommern und Preußen, die in der Zeit der schwersten Not unser Volkstum hochgehalten und gerettet haben, würden dann eigentlich und richtig gar nicht zu Deutschland gehören. Derartige Ansichten, die namentlich das im Jahre 1820 auf Betreiben des Königs Wilhelm von Württemberg erschienene „Manuskript aus Süddeutschland“ in der schroffsten Weise aussprach, spuken noch heutzutage in manchen Schwaben- und andern Köpfen. Berechtigt und begründet sind sie aber in keiner Weise.

Die Entwicklung der Einzelstaaten Deutschlands in der Neuzeit hat mit der alten Scheidung der germanischen Stämme gar nichts zu thun. Von allen den Staaten, die jetzt das deutsche Reich bilden, ist nicht einer, der sich mit Recht als den Vertreter einer der uralten Völkerstämme Germaniens ausgeben könnte. Die größern Staaten sind aus mehreren Stämmen zusammengesetzt, und die kleinern sind höchstens Bruchstücke irgend welcher Stämme. Bei der Bildung derselben haben althergebrachte Stammeseigentümlichkeiten so gut wie gar keine Rolle gespielt. Dynastische Interessen in erster Linie, Erbschaften, Heiraten, Zufälligkeiten aller Art, nicht am wenigsten die nackte Gewalt haben die Zusammensetzung der deutschen Staaten herbeigeführt. Das durfte man aber doch den „Untertanen“ nicht sagen; darum suchte man die klägliche Blöße

mit jenem geschichtlich sein sollenden Mäntelchen von uralten, berechtigten Eigentümlichkeiten der Stämme zu decken. Daß Lippe-Deimold und Schaumburg-Lippe, Neuß ä. L. und Neuß j. L. verschiedne Geseze und Verwaltungseinrichtungen haben, ist richtig. Aber daß man diese Besonderheiten mit der pietätvollen Ehrfurcht ansehen soll, die man allem entgegenbringt, dem die Geschichte ihre Weihe gegeben hat, ist doch zu viel verlangt. Die Bewohner des bairischen Regierungsbezirkes Schwaben und Neuburg, des größten Teiles von Württemberg, der Fürstentümer Hohenzollern sind zwar eines Stammes, aber darum sind sie doch zunächst Baiern, Württemberger und Preußen.

Wie schnell oder wie langsam sich dieses Gefühl der politischen Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein, Glieder eines und desselben Staates zu sein, in den Bevölkerungen der willkürlich zusammengewürfelten Gebiete ausgebildet hat, dafür ist wieder die Gemeinsamkeit oder die Verschiedenheit der Stämme nicht im geringsten maßgebend gewesen. Die Schwaben am Lech und die Franken in den Landen am Main haben sich willig und ruhig und fast ohne jedes Widerstreben der bairischen Regierung gefügt und sind sehr rasch mit der altbairischen Bevölkerung verwachsen. Die rheinfränkischen Bewohner der Pfalz sind bis auf den heutigen Tag noch keine richtigen Baiern. Hierbei darf jedoch der Einfluß der geographischen Lage nicht unterschätzt werden. Die Bewohner der zahlreichen Gebiete und Gebietsstücken, aus denen das heutige Königreich Württemberg zusammengesetzt ist, gehörten zum weit überwiegenden Teile sämtlich dem schwäbischen Stamme an. Das hinderte aber durchaus nicht, daß Jahrzehnte hindurch endlose Zänkereien und Streitigkeiten zwischen Alt- und Neu-Württembergern, gewaltige Stürme, wenn auch nur Stürme im Glase Wasser, alles öffentliche Leben im „schwäbischen Reiche“ ausfüllten. Sogar Uhlant nahm bei diesen Raßbalgereien, die den übrigen Deutschen ziemlich unbedeutend, fast lächerlich erscheinen mußten, so leidenschaftlich Partei, daß man fast glauben mußte, das Heil des ganzen, großen Vaterlandes hätte von dem „guten, alten Rechte“ der altwürttembergischen Schreiberzunft abgehungen. Schließlich trug doch überall der Staatsgedanke, die Staatseinheit den Sieg davon, wenn auch die Gegensätze im einzelnen noch bis auf den heutigen Tag fortbauern.

Daß z. B. die Franken in den alten Hohenzollernlanden Ansbach und Baiereuth und in der vormaligen Reichsstadt Nürnberg ebenso zu Baiern gehören, wie die Franken in den frühern Krummstabsländern Bamberg, Würzburg und Aschaffenburg, ist der Bevölkerung bekannt genug. Die Gemeinsamkeit des Stammes ist aber, trotzdem daß diese Gebiete jetzt seit mehreren Menschenaltern demselben Staatswesen angehören, nicht imstande gewesen, die Gegensätze zu verwischen, welche die Verschiedenheit der Religion, der frühern Regierungsform u. s. w. den Bewohnern jener Bezirke aufgeprägt hat. Daß aber gar diese unter bairischem Szepter lebenden Franken mit den rheinischen

Franken gleichen Stammes sind, davon findet sich im Volksbewußtsein keine Spur. Das wissen nur Geschichtskenner. Die politische Zusammengehörigkeit, auch wenn sie schon geraume Zeit gedauert hat, hat zwar gewisse Besonderheiten und Gegensätze, die auf Stammeseigentümlichkeiten beruhen, nicht ausgleichen und verwischen können; das schlagendste Beispiel im ganzen Reiche ist dafür wohl die auffallende Verschiedenheit zwischen den Bewohnern der Rheinprovinz und Westfalens, die doch so unmittelbar benachbart sind und so ungeheuer viele gemeinsame Interessen haben. Aber eben so wenig wie die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Staate die Stammesverschiedenheiten aufgehoben hat, eben so wenig hat das Bewußtsein der Stammesgemeinschaft jemals lange Stand gehalten gegen eine politische Trennung, die durch irgend welche Ursachen herbeigeführt wurde. Das schlagendste Beispiel dafür bieten wohl die ehemals sächsischen Bewohner der preussischen Provinz Sachsen und die des jetzigen Königreichs Sachsen. Die Gemeinschaft des Stammes hindert durchaus nicht, daß die einen sich völlig als Preußen, und nur die andern sich als Sachsen fühlen.

Eine Darstellung der Gebietsentwicklung der wichtigeren Staaten Deutschlands in der Neuzeit, d. h. in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten, fällt also wesentlich zusammen mit der Geschichte der wichtigeren Fürstenhäuser, die an der Spitze von mehr oder weniger großen Teilen unsers Vaterlandes und unsrer Nation gestanden haben und noch stehen. Ihr Emporkommen, ihr Sturz oder ihr Aussterben, Heiraten und Erbverbrüderungen, glückliche oder unglückliche Kriege mit ihrem Gefolge von Eroberungen oder Landverlusten, die mehr oder weniger große Geschicklichkeit und Thatkraft von Fürsten, Diplomaten und Gesandten bei Verträgen und Friedensschlüssen, Gunst- und Gnadenbezeugungen, Launen und Willkürlichkeiten der Kaiser und anderer Mächtehaber, Vergewaltigungen aller Art, Mediatisirungen, Säkularisirungen, Incorporirungen, Annexionen, diese Dinge hauptsächlich und daneben tausenderlei andre Umstände und Zufälligkeiten, welche fast in jedem Falle auf die wirklichen und vermeintlichen Interessen der Dynastien zurückzuführen sind, haben ausschlaggebend auf die Gebietsentwicklung der deutschen Staaten eingewirkt. Die geschichtlich begründete Verschiedenheit der einzelnen Stämme unsrer großen Nation und ihre berechtigten Eigentümlichkeiten haben in den großen Umgestaltungen, die unser Vaterland in dieser Beziehung durchgemacht hat, in den letzten drei Jahrhunderten kaum in irgend einem Falle eine auch nur nennenswerte oder gar eine bedeutende Rolle gespielt. Als Aushängeschild, als faden-scheiniger Vorhang, hinter dem sich der kleinlichste und engherzigste Partikularismus, die nackte Selbstsucht und der rücksichtsloseste Eigennutz bequem verbergen ließen, haben sie lange und oft genug dienen müssen. Solche Schlagwörter ließen sich gut gebrauchen, wenn es galt, im Interesse der regierenden Häuser die einzelnen Zweige unsers großen Volkstammes gegen einander zu

verhezen und zu Streit und Krieg anzuspornen. Es ist wirklich die höchste Zeit, daß diese hohlen Lebensarten von den verschiedenen deutschen Stämmen und ihren uralten, geschichtlich berechtigten Besonderheiten und Gegensätzen, die längst jeden Sinn und jede Bedeutung verloren haben, und die auf die Entwicklung Deutschlands in der Neuzeit kaum eine Spur von Einfluß gehabt haben, einmal ganz aufhören oder wenigstens doch nicht mehr von Männern gebraucht werden, die darauf Anspruch machen, Verständnis für geschichtliche Vorgänge und eignes politisches Urtheil zu haben. Wenn Polen, Dänen und Franzosen, ich meine wirkliche, echte, nicht jene albernen und verächtlichen Thoren oder abtrünnigen Verräther mit gut deutschem Namen und von gut deutscher Abstammung, die es lieben, ihrer jämmerlichen Persönlichkeit durch slawischen, skandinavischen oder gallischen Firniß einen vermeintlichen Glanz zu geben, wenn jene Fremden, die in unserm Reichsgrenzen leben, auf Grund ihrer Nationalität Gegner des Reiches sind, so läßt sich das verstehen und begreifen, ja von ihrem Standpunkte aus gewissermaßen begründen und rechtfertigen. Nicht etwa als ob einem ehr- und vaterlandsliebenden Deutschen jemals der Gedanke kommen könnte, den sogenannten nationalen Ansprüchen jener Ausländer auch nur um eines Fingers Breite nachzugeben. Daß solche Angehörige fremder Nationalitäten auf unserm heimatlichen Boden wohnen, beruht auf geschichtlichen Ereignissen und Umständen, an denen das jetzt lebende Geschlecht nichts ändern kann; ihre Zugehörigkeit zum Reiche, ihr Verbleiben dabei ist eine politische Nothwendigkeit. Bei dem Ringen der Völker um politisches Dasein, um nationale Selbständigkeit gilt es, entweder Hammer oder Ambos sein. Unser Vaterland hat Jahrhunderte lang die letztere Rolle spielen müssen und unsäglich schwer gelitten unter den Schlägen des auswärtigen Hammers. Es war wirklich die höchste Zeit, daß die Rollen einmal vertauscht wurden, und daß man den Fremden gegenüber, die sich auf unserm heimatlichen Boden eingenistet haben, nach dem Grundsatz verfuhr, den ein Spottvers aus der Zeit der Befreiungskriege, der sich auf Napoleon bezieht, kurz in folgenden Worten zusammenfaßt:

Du hast uns nun genug getruftet;

Man wird dich wieder knuffen, Schuft!

Wollen aber die Ausländer, die früher stets unsre Nationalität mißachtet und mißhandelt haben, sich der Herrschaft des deutschen Geistes und des deutschen Schwertes nicht fügen, wollen sie nicht deutsche Gesittung und Gesinnung annehmen, so kann man ihnen nur wohlmeinend anheimgeben, andre Länder aufzusuchen, wo sie die Befriedigung ihrer angeblich berechtigten nationalen Ansprüche und Forderungen finden. Deutschland kann ihrer entraten und wird es gern thun.

Doch, wie gesagt, das Wachen der Angehörigen fremden Nationen auf ihr eignes, gefondertes Volkstum läßt sich erklären und würdigen. Wenn aber Leute, die sich zu Vertretern kerndeutscher Volksstämme aufwerfen und sich stets

dafür ausgeben, die gern die „reindeutschen“ Bevölkerungen der Mittel- und Kleinstaaten in schroffen Gegensatz stellen zu dem eigentlich slawischen und nur oberflächlich germanisirten Osten, wenn bairische, schwäbische, sächsische und welfische Partikularisten immer und immer wieder das „uralte, historisch begründete, unveräußerliche“ Recht der einzelnen deutschen Stämme auf Absonderung, auf Selbständigkeit im Munde führen, nur um das Gefüge des jungen Reiches zu lockern und den führenden Staat zu verdächtigen und zu schädigen, so verdient ein solches Verhalten eine ganz andere Beurteilung. Daß die Zerrissenheit und Zerspaltung unser Vaterlandes unsre ganze Nation dem Verderben und dem Untergange nahe gebracht hat, ist zweifellos. Daß diesem Zustande, der unser Volkstum der Vernichtung entgegenzuführen drohte, ein Ende gemacht werden mußte, und zwar um jeden Preis, nötigenfalls auch mit Gewalt, mit Blut und Eisen, das kann eben so wenig jemand leugnen, der ein Herz für sein Land und einen offenen Sinn für seine Daseinsbedingungen hat. Wenn wirklich die deutschen Stämme zu diesem Zwecke einige ihrer Eigentümlichkeiten und Besonderheiten auf dem Altare des Vaterlandes hätten opfern müssen, nun, so mußte eben dieses Opfer zum Heile des großen Ganzen gebracht werden. Aber das ist niemals und von keiner Seite verlangt worden. Daß die Aufrechterhaltung und Wahrung der Stammeseigentümlichkeiten, so weit sie berechtigt, d. h. so weit sie geschichtlich begründet sind, sich sehr wohl mit einer strengen Staatseinheit verträgt, dafür giebt es keinen schlagenderen Beweis als die mehr als zweihundertjährige Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates. Die Brandenburger, die Pommern, die Schlesier, die Westfalen und die Rheinländer, die Bewohner der Provinzen Preußen und Sachsen und der neuen Provinzen haben durchaus und in jeder Weise uneingeschränkt ihre Stammeseigentümlichkeiten behalten können und dürfen, aber das hat niemals gehindert, daß sie echte Preußen und zugleich treue Deutsche waren und sind. Den Fürstenthümern, die durch ihren „gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel,“ um einen Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen, unser Vaterland so lange und so schwer geschädigt haben, sind allerdings nach dieser Richtung hin einige Opfer zum Besten des Vaterlandes zugemutet worden, aber auch keine schwereren, als unumgänglich notwendig waren, und als sie recht wohl bringen konnten. Die Behauptung aber, daß Preußen die einzelnen deutschen Stämme sämtlich vergewaltigen, knechten, horuffizieren, uniformiren wolle, und wie die Schlagwörter alle weiter heißen, ist einfach eine entweder bewußte oder unbewußte Unwahrheit. Die Zahl derer, welche sich durch diese völlig unbegründeten Stichwörter blenden lassen, ist ja, Gott sei Dank, nicht mehr groß, sie verringert sich immer mehr, und die meisten von ihnen, die diese hohlen Redensarten gedankenlos nachsprechen, darf man nicht in zu hohem Maße dafür verantwortlich machen: sie plappern eben Gedanken- und kritiklos das nach, was man ihnen in ihrer Jugend, zu den

Zeiten des seligen Bundestages, vorgeredet hat. Nicht vielen kräftigen Geistern ist es gegeben, die Fesseln, die Unverstand und vielleicht absichtliche Fälschung der Geschichte dem jugendlichen Geiste angelegt haben, ganz abzuwerfen. Das Gebahren aber jener Hetzer und Treiber, jener verbissenen Partikularisten, jener offenen Preußen- und verkappten Reichsfeinde, die um kleinlicher Interessen willen oder vielleicht gar aus Haß und Bosheit immer von neuem die alte Zwietracht unter den Deutschen anzufachen streben, kann nicht scharf genug gebrandmarkt werden. Jeder Vaterlandsfreund kann nur wünschen, daß diese würdigen Herren samt ihren polnischen, dänischen und französischen Freunden, deren Genossenschaft sie hinreichend kennzeichnet und richtet, ihren Wohnsitz nach irgend einer überseeischen Küste verlegen. Das Vaterland kann auch sie entbehren. Denn wer nicht treu zu Preußen hält, dem Kerne, der Grundlage und der Stütze der neugeeinten Nation, der hält auch nicht treu zum Reiche, nicht treu zu Deutschland.

Derjenige Staat, der von 1815 bis 1866, zu den Zeiten des seligen Bundestages, es liebte, den höchst Uneignennütigen Beschützer der sogenannten Einzelstämme und ihres berechtigten Sonderlebens bis zu den kleinen und allerkleinsten hinab zu spielen, d. h. der in Wirklichkeit sich bemühte, die Zersplitterung und die Uneinigkeit der Einzelstaaten, diesen Fluch unsers Vaterlandes, aufrecht zu erhalten und zu verewigen, war Osterreich. Allerdings hatte Osterreich in seiner eignen Politik niemals auch nur die geringste Rücksicht auf die widerstrebendsten Nationalitäten, ihre Gegensätze und ihre Bedürfnisse genommen, geschweige denn, daß es sich um solche Kleinigkeiten wie Stammeseigentümlichkeiten hätte kümmern können. Wo die Interessen Osterreichs, d. h. die Interessen der Dynastie und der herrschenden Kasten, nämlich des hohen Adels und der Geistlichkeit, in Frage kamen, da hatten die tiefsten nationalen Interessen, die höchsten nationalen Güter der Völker niemals auch nur die geringste Rolle spielen dürfen, und wenn sich einmal eine Stimme dafür erhoben hatte, so war sie immer sofort mit Gewalt zum Schweigen gebracht worden, so lange die Gewalt vorhanden gewesen war. Das hätte eigentlich jeder denkende Geschichtsforscher, jeder scharfblickende Politiker wissen müssen, und diese Kenntnis der altüberlieferten habsburg-Lothringischen Haus- und Staatspolitik hätte besonnene Männer eigentlich schwankend machen müssen in dem festen Glauben an die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Beschützerrolle, hätte auch vertrauensselige Leute etwas kopfscheu und unsicher machen sollen in der Überzeugung, daß Osterreich diese Rolle als Beschützer des berechtigten Sonderlebens der einzelnen deutschen Stämme nur aus reiner Uneignennützigkeit und aus deutschem Patriotismus übernommen habe. Dennoch erhob sich Menschenalter hindurch in Deutschland kaum eine einzige Stimme in diesem Sinne, in den Mittel- und Kleinstaaten gar nicht, aber auch in Preußen eigentlich erst dann, als die Vorgänge in Warschau, bei Bronzell und in Olmütz wenigstens einer

Reihe von urteilsfähigen Persönlichkeiten gerade in den maßgebenden Kreisen die Augen geöffnet hatten.

Wie mögen die Fürsten Wolfgang Klemens von Metternich und Felix von Schwarzenberg, die Grafen von Rechberg und von Mensdorff-Pouilly und hundert andre minder hervorragende Minister und Diplomaten der Hofburg sich ins Fäustchen oder auch nach römischer Augurenart einander angelacht haben, wenn immer aufs neue der deutsche Michel auf diese mit echt-österreichischem Biederfönn hingehaltene Lockspeise hineinfiel, wenn immer aufs neue die deutsche Nation mit echt wienerischer Gemüthlichkeit über den Löffel barbiert wurde, ohne auch nur das Gesicht dabei zu verziehen. Der höchste Triumph der schlauen k. k. Staatskunst war aber der, daß sogar Preußen fast ein halbes Jahrhundert lang, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung, sich von dieser Politik hatte nasführen lassen, und daß diese systematische Majorisirung von vielen Kreisen, besonders von der konservativen Partei, in der damals doch das alte Preußentum am reinsten vertreten war, als höchste Weisheit gepriesen wurde.

Thatsächlich hat Osterreich, von den Zeiten des Wiener Kongresses an bis zu der „großen preussischen Woche“ im Jahre 1866, in der die Krieger Preußens auf den blutigen Gefilden Böhmens das Band, das zum Schaden beider Reiche den Kaiserstaat allzu enge mit Deutschland verband, mit blankem Stahle durchhieben, nichts gethan, als eine Einigung Deutschlands auf jede mögliche Weise und durch alle denkbaren Mittel verhindert. Zum Heile des deutschen Volkes hat der Staat, dessen Fürsten Jahrhunderte lang als des heiligen römischen Reiches Oberhäupter die Krone Karls des Großen getragen hatten, niemals auch nur das Geringste gethan, aber stets das, was von andrer Seite, namentlich von seiten Preußens, zum Besten der Nation geplant war, gehindert, so lange es in seiner Macht stand. Der einzige Anlauf, den Osterreich scheinbar gemacht hat, um eine größere Einigung des zerfahrenen und jammervollen Bundes herbeizuführen, der Frankfurter Fürstentag von 1863 mit dem Entwurfe einer angeblichen Bundesreform, hatte in Wirklichkeit nur den Zweck, die Leitung der deutschen Angelegenheiten noch mehr in seine Hand zu bringen, Preußen noch mehr in die zweite Stelle zu drängen, die Abhängigkeit der Mittel- und Kleinstaaten noch zu vergrößern und dadurch die Macht Deutschlands noch mehr für das habsburgische Sonderinteresse auszunutzen, als es bisher schon der Fall gewesen war. Wie kläglich dieser Versuch scheiterte, ist an einer andern Stelle geschildert worden.*)

Dagegen hatte sich Osterreich und das Haus Habsburg unleugbare Verdienste um die Dynastien der Einzelstaaten erworben, die Hohenzollern natürlich ausgeschlossen. Es hatte im Vertrage zu Ried (8. Oktober 1813) Baiern nicht nur seine volle Souveränität gewährleistet, sondern auch alle die Gebiete,

*) Pape, Vom alten zum neuen Reich, S. 141 f., S. 166 ff.
Grenzboten IV. 1888.

die der Preis des schwächlichen Bündnisses mit Frankreich gewesen waren, oder es hatte ihm doch für alle etwaigen Abtretungen gleichwertige Entschädigungen zugesichert. Nach diesem Muster waren auch die Verträge mit den meisten übrigen Rheinbundesstaaten abgeschlossen worden. Hierdurch hatte Österreich zwar schon im voraus eine wirkliche Einigung Deutschlands verhindert, wie das in dem Buche, auf das eben hingewiesen ist, näher dargelegt ist; aber hierdurch hatte es den Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten das Kleinod gerettet, um deswillen so viel Trennlosigkeit, so schwarzer Verrat am Vaterlande, so beschämende Niederträchtigkeiten, so rechtswidrige Vergewaltigungen vorgekommen waren, nämlich die unbeschränkte Souveränität. Noch größere Verdienste hatte es sich um die Erhaltung der albertinischen Wettiner in dem frühern Kurfürstentume, dem jetzigen Königreiche Sachsen erworben. Es verhinderte auf die Gefahr eines großen Krieges hin (Kaiser Franz wollte ja lieber schießen lassen, als die Entsetzung dieser Dynastie zugeben), daß an dem Könige von Sachsen die gerechte Strafe vollzogen wurde, die der Ausruf von Kalisch den Rheinbundsfürsten angedroht hatte, welche noch fernerhin auf Seiten des Erbfeindes kämpfen würden. Darin, daß der sächsische König wenigstens mit dem Verluste etwa der Hälfte seines Landes gestraft wurde, willigte Kaiser Franz auch nur in der festen, allerdings fehlgeschlagenen Erwartung, daß die getrennten Teile dieses Landes bald wieder vereinigt werden würden. Gegenüber einem auswärtigen Diplomaten, der mit der Teilung nicht einverstanden war, that er ja den Ausspruch in seinem „gemüthlichen“ Deutsch: „Nu, was bruddeln S' mit'm Kopp? Wird es getrennt, kommt es halt zuerst wieder z'samm!“

Den Dank, auf den das Erzhaus dafür Anspruch machen konnte, daß es ihr Bestehen und ihre Souveränität gerettet hatte, bewiesen die deutschen Fürsten durch eine unbedingte Nachgiebigkeit, Willfährigkeit und Gefolgschaft, unbedingt natürlich nur so weit, wie ihre Sonderinteressen, namentlich die unbeschränkten Rechte ihrer Kronen, nicht angetastet wurden. Von Übergriffen Österreichs in dieser Beziehung hatten sie nicht viel zu fürchten; die Zeiten des vorigen Jahrhunderts, in denen die unruhige, ländergierige Politik Kaiser Josefs II. alles aufgeboten hatte, um namentlich Baiern, wo möglich auch noch Württemberg dem Kaiserstaate einzuberleiben, waren vorüber, und es war nicht so leicht zu befürchten, daß sie jemals wiederkehren würden.

Die Kreise der klein- und mittelstaatlichen Beamten folgten dem Antriebe, der von Seiten der Höfe gegeben wurde, und zeigten meist eine ausgesprochene Vorliebe für Österreich, schon um sich nach oben hin beliebt zu machen, während es in den meisten dieser Hof- und Regierungskreise geradezu zum guten Tone gehörte, von Preußen möglichst geringschätzig und mißachtend zu reden, es zu verkleinern und herabzusetzen und ihm überall entgegenzuarbeiten, so weit die gewöhnlich ziemlich beschränkten Mittel es gestatteten.

Diese preußenseindliche und österreichfreundliche Strömung wurde nach Kräften gefördert, verstärkt und vertieft durch die ultramontan gefinnte katholische Geistlichkeit, und darüber wird man sich gar nicht sehr verwundern, wenn man sich in ihre Anschauungen hinein zu denken vermag und sich auf ihren Standpunkt stellt. Viel wunderbarer, ja fast unbegreiflich ist es, daß auch die orthodoxe evangelische Geistlichkeit, namentlich gerade die, die es stets liebte, mit ihrem reinen, unverfälschten Luthertume zu prahlen, besonders in Sachsen, Hannover, Mecklenburg, Meiningen u. s. w., eine so entschiedne und völlig blinde Parteinahme für den Kaiserstaat an der Donau hegte und zeigte. Diese Erscheinung, die bis auf den heutigen Tag noch hie und da fort dauert, und für die es keinerlei Rechtfertigung giebt, man mag sich nun auf den theologischen Standpunkt stellen oder auf den politischen, insofern er echt evangelisch und gut deutsch ist, läßt sich nur durch den allereinstimmigen, kurzschichtigsten und verranntesten Partikularismus erklären.

Alle diese bezeichneten Kreise wirkten zusammen, um unter der großen Masse der Deutschen, die Gebildeten nicht ausgeschlossen, und zwar nicht bloß in den Kleinstaaten, sondern zum Teile selbst in Preußen, über Österreich Vorstellungen zu verbreiten, die nichts weniger als der Wirklichkeit entsprechend waren. Da diese irrigen und verkehrten Vorstellungen noch jetzt in manchen Köpfen spuken, so ist es auch heute noch, obwohl sich alle Verhältnisse so sehr geändert haben, vielleicht nicht zwecklos, einige Worte darüber zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Universitäten im Mittelalter.



nsre Universitätsgeschichte ist fast ohne Ausnahme — und mit Recht — Spezial- und Lokalgeschichte. Die örtlichen Schicksale sind in ihr die Hauptsache, die Charakteristik der Zustände und die Motivierung der allgemeineren Grundlage derselben tritt dagegen zurück. Und wir dürfen nicht sagen, daß die Verfasser der Spezialgeschichten diese als bekannt voraussetzten und mit Zug und Recht voraussetzen durften; vielmehr müssen wir bekennen, daß ein umfassendes und völlig adäquates Bild der mittelalterlichen Universitätsverhältnisse von der Forschung noch nicht wieder hervorgerufen ist.“ Diese Worte, mit denen Bardenhe vor Jahrzehnten seine Beiträge zu einer Universitätsgeschichte im

Mittelalter einleitete, galten bis auf den heutigen Tag. Die einzelnen Universitäten fuhrten fort mit fleißiger und übergenuer Zusammenstellung ihrer Jahrbücher und Aktenstücke, aber eine Geschichte der Universität blieb trotz oder vielleicht wegen der vielen Geschichten der Universitäten ungeschrieben. Die großen Universitätsjubiläen der letzten Jahre scheinen nun das Augenmerk ganz besonders auf diesen Punkt gelenkt zu haben. 1885 erschien der erste Teil der gelehrten Arbeit Denisles über die Universitäten des Mittelalters bis 1400; in diesem Jahre, dem Jahre der ehrwürdigsten Jubelfeier einer Universität, der Universität Bologna, und ihr zugeeignet, führt sich der erste Band eines Werkes ein, das auf Anregung und mit Beihilfe des preussischen Kultusministeriums unternommen, auf breiter Grundlage eine „Geschichte der deutschen Universitäten“ zu geben verspricht.*) Der Verfasser, Georg Kaufmann, Professor in Straßburg, scheint berufen, diese Lücke in der geschichtlichen Litteratur auszufüllen. An umfassenderen historischen Vorwürfen bereits bewährt, besitzt er die nicht allzuhäufigen Vorbedingungen für die vorliegende Aufgabe: Weite des Überblickes und eine dem Begriff der universitas entsprechende, verhältnismäßige Allseitigkeit des Interessentkreises. Auch die für kulturgegeschichtliche Darstellungen ganz besonders nötige Gabe anziehenden Vortrages, geschickter Anordnung, verbunden mit der Fähigkeit, die Massen des Stoffes nach entscheidenden Grundsätzen zu bewältigen, zeichnen ihn in nicht gewöhnlichen Grade aus.

Wie schon die Widmung andeuten kann, befinden wir uns in diesem Einleitungsbande noch nicht bei unserm Thema, noch nicht auf deutschem Boden. Die mittelalterliche Universität ist zwar in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhange eine wesentlich germanische Schöpfung. Aber ihre bis in die ersten Zeiten unsers Jahrtausends zurückreichenden Anfänge fallen außerhalb Deutschlands. Die Namen zweier deutschen Kaiser, Karls des Großen und Friedrich Barbarossa, bilden die Marksteine für die Entstehungsgeschichte der Universitäten, die man früher gern in unordentliche Zeiten zurücklegte. Dadurch treten sie in eine eigenartige Beziehung zu den staatlichen Anfängen des Volkes, dessen Geistesleben später am innigsten mit ihnen verwachsen sollte. Karls Verdienste um das gesamte verfallene Schulwesen seiner Zeit sind allbekannt. In seinen energischen Bemühungen um die wissenschaftliche Ausbildung der Geistlichkeit liegen die treibenden Reime, aus denen unmittelbar die Universitäten hervornachsen. Diese Bemühungen setzten unter seinen Nachfolgern nicht aus. Allgemeine Verordnungen der Kaiser, Gründungen von Schulen, die von ihnen ausgehen, beweisen das Interesse des Staates an gelehrter Bildung, welches damals, als im wesentlichen der Geistlichkeit zu gute kommend, sich noch durchaus in Harmonie mit

*) Geschichte der deutschen Universitäten von Georg Kaufmann. Erster Band: Vorgeschichte. Stuttgart, Cotta 1883.

den kirchlichen Obergewalten befand. Schon früh hebt sich der bedeutendere Kopf, das Vehrtalet, im allgemeinen der berühmte Name in weitem Umkreise heraus. Ein gefeierter Lehrer eines Klosters wirbt in allen Landen für dessen Schule. Dem Andränge zu genügen, wird die Einrichtung einer äußern Klosterschule für Fremde, neben der innern für die künftigen Mönche und Kanoniker, nötig. Sehr bald emanzipiren sich solche Lehrkräfte. Sie werden gesucht, sie versammeln außerhalb des Rahmens der festen Kloster- oder Kirchenschule Schüler für ihre freien Vorträge, sie gründen schließlich auf ihren Namen ganze Schulen. Das Geschäft ist ein ausschlaggebender Faktor für die äußere Organisation auch der wissenschaftlichen Studien. „Die Universitäten sind aus keiner Art der mittelalterlichen Schulen direkt hervorgegangen, sondern aus dem teilweise allerdings in Anlehnung an Kirchen- und Klosterschulen entwickelten Treiben eines Standes von Gelehrten, die aus dem Lehren und Lernen einen Lebensberuf machten.“ Ihre Schulen waren oft reine Privatunternehmungen in beliebigen, oft abgelegenen Orten auf dem Lande. Allein die durch Pfründen gesicherten Kirchen- und Klosterschulen boten doch einen natürlichen Anhalt. Ein hier angestellter berühmter Magister oder scholasticus fand die Grundlage vor und hatte nur Schwung in das gesamte wissenschaftliche Treiben zu bringen. Junge Dozenten wurden ausgebildet und versuchten sich in und neben der Schule, wie es in den alten Rechtsschulen Italiens üblich war. Der Titel Magister war kein Diplom, er galt lediglich der Beschäftigung. In Italien war diese Art der Lehrthätigkeit seit der Blüte der Grammatiker- und Rhetorenschulen des Altertums nie abgerissen. Nun verbreitete sie sich (im elften und zwölften Jahrhundert) über den gesamten höher entwickelten Kontinent, und gewisse Mittelpunkte, auch für die Richtung der Studien, machten sich bald geltend. „Siehe, da lernen die Kleriker in Paris die freien Künste, in Orleans die Autoren, in Bologna den Roberg, in Salerno Medizin, in Toledo die Dämonen (Astrologie?) und nirgends gute Sitten,“ so klagt der französische Abt Helinand. Aus der großen Zahl der wissenschaftlichen Zentralstätten aber — wir nennen nur St. Gallen und Reims — die es zu großem Ruf und einer durch Geschlechter dauernden Blüte brachten — ragen früh jene beiden hervor, die das akademische Leben des Mittelalters zu dem unsrigen in Beziehung setzen: Bologna und Paris. Sie zeigen die ersten Ansätze zu fester Organisation, sie erhalten die ersten Privilegien und werden dadurch Musier und Anknüpfungspunkte für das gesamte Universitätsleben, wie es sich nunmehr entwickelt.

An den Namen des zweiten der genannten deutschen Kaiser knüpft sich wiederum dieser Anfang. Auf dem berühmten Reichstage auf den Roncalischen Felbern 1158, der so bedeutungsvoll für den jungen deutschen Reichsgedanken ist, erließ sein verkörpertes Symbol, Kaiser Friedrich der Rotbart, das Gesetz über die Authentica, nach dem Anfangsworte Habita genannt, die erste Universitätsakte. Sie nimmt alle diejenigen, welche *causa studiorum peregrinantur*.

d. h. alle, welche „Studirens halber“ an fremdem Orte leben, wo sie nicht heimatsberechtigt (ohne Bürgerrechte) sind, in des Kaisers besondern Schutz. Namentlich bezieht sich dies auf Gastbarmachung der Scholaren, d. i. Studenten oder Professoren, für Schulden oder Vergehen ihrer Landsleute. Bologna, die alte Rechtsschule, rühmte sich, dem Kaiser, als er 1155 vor ihrer Stadt lagerte, die Anregung zu diesem bedeutungsvollen Schritte gegeben zu haben. In der That lassen sich dessen Wirkungen, obwohl auf alle Schulen gehend, zunächst und am bedeutendsten in Bologna spüren. Das kaiserliche Privileg gab dort zugleich den Antrieb zur Bildung von Genossenschaften, um seinen Genuß zu sichern und seiner Anerkennung bei den städtischen Behörden gegebenen Falls den nötigen Nachdruck zu verschaffen. So tritt der *universitas civium*, wie sich die mittelalterliche Stadtgemeinde bezeichnet, nunmehr geschlossen eine *universitas scholarium* gegenüber. Man sieht, daß der Name Universität in seiner jetzigen Bedeutung als Gesamtheit der Wissenschaften mit seinen Anfängen wenig zu thun hat. Wie wichtig er aber damals erschien, lehren die unaufhörlichen Reibungen und Kämpfe, mit denen die neuen Körperschaften ins Leben traten. Kurz nach diesen Anfängen Bolognas, im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, organisiert sich Paris, d. h. es bietet eine nicht abreißende Reihe von Skandalen zwischen Studentenschaft und Bürgerschaft, in die der Hof verwickelt wird. Die Drohungen der Studentenschaft gegen die Stadt, die in einer förmlichen Auswanderung gipfeln, lehren, wie die junge Macht sich zu fühlen beginnt. Und auf diesem akademisch-republikanischen Wege entstehen wirklich bereits neue Universitäten, Padua von Bologna aus, wie später in Deutschland Leipzig von Prag. Die Auswanderung der Pariser auf Anlaß einer Vorstadtschlägerei in der Fastnacht 1229 (bei der den Studenten auf königlichen Befehl von der Polizeigewalt übel mitgespielt worden war) wird eine weltbewegende, internationale Angelegenheit. König Heinrich III. von England ladet die Auswanderer förmlich ein und stellt ihnen alle Städte seines Gebietes mit der denkbarsten Freiheit zur Verfügung. Der Papst Gregor IX. muß sich ins Mittel legen. Seine Bulle *Parens scientiarum* 1231 ist für Paris von ähnlicher Wichtigkeit, wie die *Authentica Habita* für Bologna. Sie regelt die Verhältnisse der Universität zum Kanzler des Bischofs, dem geistlichen Vorstande jener Universitäten in Frankreich und England, die man im Gegensatz gegen die Stadtuniversitäten Italiens darnach Kanzleruniversitäten nennen kann. Sie ist für die akademische Gerichtsbarkeit im allgemeinen ebenso bedeutungsvoll, wie Kaiser Friedrichs Erlaß für die akademische Freiheit.

Paris und Bologna zeigen die Grundtypen, aus denen das akademische Leben erwachsen ist. In Bologna die republikanische Scholarenverfassung, in Paris das Magisterregiment, dort der Rektor ein vornehmer Student, der als oberster Ausschuß die Leitung der Studentenschaft übernimmt, sie zu vertreten hat, hier ein Magister, der ihre Geschäfte beamtenmäßig besorgt. Die Aus-

bildung des Rektorats im heutigen Sinne sowie der „Fakultäten“, des Lehrerkollegiums übernimmt die französische Universität, die Gestaltung der Studentenschaft, ihre Einteilung und Stufenfolge in akademischen Graden geht auf italienische Muster zurück. Es ist merkwürdig, daß auch in Paris die Rektorstelle von unten heraufwächst. In den dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts erscheint sie zum erstenmale verknüpft mit dem Vorstande der Artistenfakultät. Die Artistenfakultät, die der freien Wissenschaften (*artes*), die heutige „philosophische“, galt als Voraussetzung der andern, der Geschäftswissenschaften, eine Einteilung, aus der sich die wunderliche Vorstellung der philosophischen Fakultät als „unterer“ im Gegensatz zu den drei „oberen“ festsetzte. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts hat Kant in seinem „Streit der Fakultäten“ mit launigem Tiefinn darauf Bezug genommen. Nichts destoweniger gab die untere Fakultät der Universität ihren Rektor. An Zahl sowohl der Magister als der Studenten die bedeutendste, lag ihr die Vertretung der Universitätsinteressen am meisten ob. Sie setzte sich also in eins mit der ganzen Körperschaft, und ihr Vorstand war eben der Rektor, während die andern Fakultäten, trotz ihrer wenigen Magister, besondere Vorstände, die Dekane, hatten. Die Wichtigkeit des Rektorates, das lange Zeit dem der Dekane der obern Fakultäten an Rang nachstand, trat aber immer mehr hervor, je mehr sich die Universitäts-einrichtung zusammenschloß, je mehr sie sich gegen die geistlichen Eingriffe, gegen das alte Aufsichtsamt des bischöflichen Kanzlers zu wehren hatte. Das gemeinsame Oberhaupt, das sich im Rektorat ausgebildet hatte, trug mit der Behauptung der Unabhängigkeit von selbst den Sieg in dem Rangstreite innerhalb der Universität davon. „Außer dem Rektor haben wir kein andres Haupt als den Papst,“ heißt es bereits 1283. Was die Verhältnisse der Studentenschaft betrifft, so grupperte sie sich im Gegensatz zu den Magistern, nicht nach Fakultäten, sondern nach Nationen; der persönliche, nicht der wissenschaftliche Charakter war das Ausschlaggebende. Der alte italienische Gegensatz zwischen „Citramontanen und Ultramontanen“ lag hier zu Grunde, und an allen Universitäten, nach den örtlichen Verhältnissen verändert, hat er sich, wie man sich erinnert, bis in die neuere Zeit erhalten. Nach der Entdeckung Amerikas eröffnete das kosmopolitische Bologna feierlich eine neue „Nation“ für das nunmehr akademisch nicht mehr abgeschlossene „Indien.“ Die Fakultäten hatten auf die landsmannschaftliche Gliederung der Studentenporporation keinen Einfluß. Als es ums Jahr 1300 in Bologna zu einem Bruche der übrigen Fakultäten mit der überherrschenden Juristenfakultät kam, der zu einer Absonderung der Mediziner, Artisten und Theologen von den Kanonisten und Legisten als besondere universitas mit besonderm Rektor führte, da teilten sich beide Parteien wiederum jede für sich in Nationen. Das Prinzip der Fakultäten lag der Trennung hierbei nicht zu Grunde. Wohl aber hatte es natürlich Bedeutung für den Lehrgang und die Prüfungen. Hier hatte jede Fakultät ihre besondern

Vorschriften. Die Abstufungen der Prüfungen und der davon abhängenden akademischen Grade kamen zwar an den verschiedenen Universitäten zu verschiedenartigem Ausdruck, beruhten aber doch wohl auf dem gleichen Prinzip der Zweiteilung. Das *Baccalareat* (nicht *Baccalaureat*; das Wort hat mit *laurus*, Lorbeer, kaum etwas zu thun) ging dem Doktor vorher, es entspricht dem heute üblichen Kandidaten. In den Universitäten des Vologneser Typus bezeichnete es auch im wesentlichen dasselbe, während es auf den Kanzleruniversitäten des Pariser Modells mit einer scharfen Prüfung (gegen Weibernächten) verbunden war. Bologna kannte nur das Doktorexamen, und zwar mit privatem und öffentlichem Aktus, wie es noch heute üblich ist. Der akademische Entwicklungsgang war hier weniger langwierig, wohl auch freier. Der Doktor war hier die übliche Bezeichnung bei den Juristen, der Magister bei den Artisten. Auch das hat noch Anwendung auf neuere Zeiten. Fausts „Magister und Doktor gar“ mag sich, wie wir annehmen, wohl auf seine Zugehörigkeit auch zur oberen Fakultät beziehen, oder es mag wenigstens ein ähnliches Gefühl in der Werthschätzung der beiden Titel bei Goethe zu Grunde gelegen haben. Die Prüfungen waren streng, namentlich die des *Baccalareus* in Frankreich und England, der hier in der Novellenliteratur so charakteristisch ist. Sie berechtigten ursprünglich nicht zu Staatsämtern, aber nicht wenige Graduirte, die dann die öffentliche Prüfung als lästig empfanden, wandten sich ihnen zu. Namentlich in Italien griff bald die Erwerbung des Titels um des Titels willen um sich. Da es hier mit großem Aufwand verknüpft war, so erklärt es sich, daß auch die Prüfungspraxis sich sehr bald darnach einrichtete. Bei dem spektakel süchtigen Volke ward die Promotion rein zur prunkvollen Szene. Schon Petrarca kann den Doktorhut, der einen Thoren im Nu zum Weisen verwandelt, verspotten.

Mit diesen grundlegenden Organisationen war die Ausgestaltung der Universität (Mitte des dreizehnten Jahrhunderts) im wesentlichen abgeschlossen, mindestens nach Geist und Form entschieden. Den an den Brennpunkten der mittelalterlichen Wissenschaft (der theologischen in Paris, der juristischen in Bologna) bewährten Mustern beugten sich alle Universitäten, mochten sie sich organisch gebildet haben, wie die alten englischen Schulstätten Oxford und Cambridge (bis auf die Beibehaltung des Kanzleramtes), oder von staatlicher Seite aus mit bewußtem Zweck (aus territorialen Rücksichten) gegründet worden sein, wie bereits Neapel (von Kaiser Friedrich II.), in Spanien Lerida (von Jakob von Arragonien) und die berühmten castilischen Universitäten. Die später gegründeten deutschen Universitäten hielten sich besonders an das Pariser Muster.

Es ist damit nicht gesagt, daß bei dieser Bildung der Universitäten rivalisierende Einflüsse ausgeschlossen gewesen seien. Bereits mehr als drei Jahrhunderte vor dem gewaltigen Vorstoß der Jesuiten gegen die Universitäten in der Zeit der Gegenreformation hatte ihre Bildungsstätte Paris einen ähnlichen,

durch seine möglicherweise ausschlaggebende Bedeutung viel gefährlicheren Kampf zu bestehen. Die große, in ihren Anfängen sehr segensreiche Macht der Bettelorden (der Dominikaner und Franziskaner) im wissenschaftlichen Leben des Mittelalters ist allgemein bekannt. Ebenso aber auch die haßerfüllte Opposition, die starre Negation, die sie schließlich dem Fortgange der Wissenschaften entgegensetzten. Aus der löblichen Erkenntnis der Verrottung des durch die gregorianischen Siege grenzenlos übermütigen Klerus hervorgegangen, hatten diese Orden von Anfang an ihre besondere Pflege der von ihm vernachlässigten Wissenschaft zugewandt. Die Universität Paris ermunterte sie in diesem Bestreben und schenkt ihnen ihr erstes Ordenshaus, das in der Weltgeschichte noch später so traurig berühmte Kloster St. Jakob, das ihnen ihren Namen gab. Aber die mittelalterlichen Jakobiten oder Jakobiner waren nicht minder gefährliche Freunde der akademischen Freiheit, als die neuzeitlichen Freunde der politischen. Aus den freundlich geförderten Mitarbeitern wurden sehr bald gefährliche und erdrückende Konkurrenten. Wenn es auch hier mit Hilfe der sich bald den Machtgelüsten der Orden entgegenwerfenden Strömung gelang, ihrer Herr zu bleiben und das Aufgehen der Universität in Ordensanstalten zu verhüten, ein wichtiger Faktor im Universitätsleben blieben sie doch. Man muß die Vorteile berücksichtigen, welche die Orden im Universitätsleben doch unzweifelhaft auch boten. Der freie Student und Magister stand für sich allein, den Stürmen des Lebens preisgegeben, bei wissenschaftlichen Angriffen auf sich selbst angewiesen. Der kongregierte Ordensmann fand sich schon als Schüler in einer gesicherten Stellung, in einer Umgebung, die allerdings für ihn dachte, die sich aber auch für ihn interessierte, ihn vor Not und Sorgen und als Lehrer vor Mißerfolgen möglichst sicherte, auf deren Deckung er, wissenschaftlich angegriffen, rechnen konnte, und was der Vorteile mehr sind, die sich jede Zeit aus ihrem eignen wissenschaftlichen Leben wird abziehen können. „Alles das macht keinen großen Gehlirten, aber es hilft dem, der sonst dazu beanlagt ist, über die größten Schwierigkeiten hinweg, es befreit die Seele von demjenigen Druck, dem nicht selten gerade die tiefer angelegten Naturen erliegen, weil sie neben dem treibenden Gefühlen ihrer Gaben und ihrer Kraft auch die Unruhe empfinden, welche die unlösbaren Rätsel erwecken, an die die Forschung hinführt.“ Diese Vorteile, welche die Magister und Scholaren der Ordenshäuser vor den übrigen hatten, traten zu deutlich hervor, als daß man sich dem hätte verschließen können, und um ihnen entgegen zu wirken, griff man nach dem besten Mittel, das sich bot, indem man ähnliche Einrichtungen ohne Ordenscharakter für die freien Scholaren traf. Es sind die Kollegien, von denen manche so bedeutungsvoll werden sollten. Die erste und zugleich berühmteste Stiftung dieser Art ging von einem Privatmanne, dem Kanonikus Robert von Sorbon, aus; es war die durch ihre Einrichtung, ihre Bibliothek, den Eifer und die Erfolge ihrer

Grenzboten IV. 1888.

Mitglieder zu wissenschaftlichem Weltruf gelangende Pariser Sorbonne (1257) gegründet in der Zeit des heftigsten Kampfes zwischen der Universität und den Bettelmönchen.

Man muß aber nicht glauben, daß durch diese Unterschiede und Sonderungen auch entschieden trennende Gegensätze im Äußern des Universitätsbaues hervorgerufen worden wären. Das akademische Leben des Mittelalters war im Gegenteil durchaus einheitlich. Vom Garigliano bis nach Schottland galt derselbe Schülergruß, erschollen dieselben Gesänge, deren ehrwürdigste schon ebenso vernehmlich durchs zwölfte Jahrhundert hallen, wie durchs neunzehnte. Ja es ist sicher keine bedeutungslose Erscheinung und keine geringe Ehre für diesen köstlichen Sang, der schon den jungen Gymnasiasten so kräftig zu den Vätern des Wissens lockt und dem greisen Gelehrten noch einzig das Herz mit Jugendlust zu erfüllen vermag, lange bevor es Universitäten gab, d. h. „lange ehe es zur Ausbildung der Formen und Einrichtungen der Universitäten kam,“ gab es schon Studentelieder. Das zwölfte Jahrhundert ist die Blütezeit jenes wandernden Schülertums, dessen Konsolidirung die Organisation der Universitäten förmlich herausforderte. Das waren die Wanderjahre, um ein einschlägiges Bild zu gebrauchen, die goldene Muluszeit der akademischen Freiheit. Und diese Werbelust, dieser knospende Drang, der eine so edle, reiche Frucht im Schoße trägt, das ist es ja, was diese Lieder so unnachahmlich, so anziehend, so herzerquickend macht. Und ob sie gleich durch alle Lande wandern, den Sänger bald übermütig in die Siebenhügelstadt, in den Palast des heiligen Vaters, bald minnetrunken in die Arme der schönen Königin von Frankreich versetzen, ihre Heimat ist vorzugsweise Deutschland, ist der Rhein. Da lassen sie, wie später Jena, das ehrwürdige Trier leben und mischen die ersten zarten Töne des deutschen Minnesangs mit ihren unübersetzbaren lateinischen Reimen. Auch das ist ein Merkmal, wo eigentlich die geistige Wiege der Universitäten steht, wenn auch der Wandertrieb der deutschen Jugend ihre sichtbare Wiege ins Ausland verlegte. Deutsche sind es, die nach den Berichten bei einem Standal voran sind, aber sie sind zugleich berufen wegen ihres wissenschaftlichen (historischen) Sinnes. Man darf sich das mittelalterliche Studentenleben nicht als seine wülfeste Periode vorstellen. Dies ist sicherlich das siebzehnte Jahrhundert, von dessen akademischen Leben Tholuk eine ebenso anschauliche als anwidernde Schilderung entworfen hat. Namentlich hatte sich der den ganzen Stand schändende „Pennisimus,“ die unwürdige Sklaverei der Neulinge unter den Senioren, damals noch nicht entwickelt. Was die mittelalterlichen Scholaren gerade besonders auszeichnet, ist ihre akademische Gleichheit. Alte, bemooftete Häupter mit Familie stellte da der gleiche Vertrieb neben junge Burschen von fünfzehn Jahren, unbesungen — oft allzusehr, wie die Standalberichte melden — stand der Professor (Magister) mitten unter seinen Schülern, deren keiner sich scheuen durfte zu opponiren und selbst das Ratheder zu besteigen, vor dem

er lernend saß. Kein Abschließen, kein der Jugend und der Wissenschaft fremdes Zünftler- und Kastenwesen läßt sich spüren. Selbst aus den Convikten der Dominikaner schollen leider oft aus ganz besonders feuchten Rehlen die allgemeinen Trinklieder. Gerauft wurde viel, aber nach allen Universitätsberichten fast ausschließlich mit dem feindlichen, gewinnfüchtigen Bürger (der Ausdruck „Philister“ ist nach Wort und Sinn später), dem eiferfüchtigen Bauern, nicht mit den Genossen. Bei aller Lüderlichkeit machte sich „der Segen einer auf geistiger Arbeit beruhenden Gemeinschaft immer wieder geltend.“ Während ist der Verneiner, die Hingebung an die allgemeine Wissenschaft, die keine Pfünden zu vergeben hat, „keine Schätze wie Galenus, keine Ehren wie Justinian.“ Verjöhnend wirkt die überlegene Selbstironie des ausgezogenen armen Teufels, der „den Rock vertrunken und das Hemd verspielt“ hat, der sich elend und verstoßen in einem großen Orden fühlt, welcher alle aufnimmt, auch die ärmsten, die verachtetsten. Das alles macht das mittelalterliche Studentenleben einheitlicher, namentlich das Schüler und Lehrer gleichermaßen umspannende Scholarentum macht es charakteristischer als das unsre.

Fragt man nun nach der geistigen Macht, die im Stande war, diese neue und eigentümliche gesellschaftliche Gebilde zu erwecken, die den großen allgemeinen Studentenorden zusammenhielt, so wird man wieder einmal auf einen jener Widersprüche geführt, an denen das geistige Leben so reich ist und die sich nur ungenügend auf materielle Grundlagen zurückführen lassen. Die Scholastik (wie diese geistige Macht in engster Beziehung zu dem Schülerwesen des Mittelalters heißt) ist in der gesellschaftlichen Umgebung ihrer Zeit ein Rätsel. Viel besser würde die Mystik zu ihr passen, und dennoch ist jene in ihr das Ursprüngliche und diese erst der Gegenslag. Man wird es daher dem Verfasser Dank wissen, daß er seinem Werke über die Scholaren des Mittelalters eine orientierende Einleitung über die Scholastik als besonders Kapitel voranstellt. Die Scholastik ist sehr lange Zeit, seit ihrer Überwindung durch Humanismus und Naturforschung, der Popanz des geistigen Lebens und in der Folge das besondre Stiefkind der Geistesgeschichte gewesen. Das ist nach und nach anders geworden. Erst gemahnte eine weit berühmte und einflußreiche Philosophie, die Hegelsche, in unserm Jahrhundert wunderbar wieder an ihre Tendenzen. Dann folgte, erst widerwillig, aber mit pflichtmäßiger Gründlichkeit die Geschichtswissenschaft. Als ein Beleg für beides wird der künftigen Zeit noch lange die schwergelehrte „Geschichte der Logik im Abendlande“ des soeben allzusehr verstorbenen Brantl vor Augen stehen. Man ist nun gerechter auch gegen diese verstrichene Periode des Menschengesistes geworden, und bequem absprechende Urteile, wie die aus Schopenhauer und Düring geholten, sollten heute nicht mehr möglich sein. Kaufmann zeigt in geschmackvoller Zusammenstellung ihre hauptsächlichsten Lebenskräfte, er zeigt, daß die Scholastik nicht tot, sondern oft nur allzusehr mit dem Leben, dem politischen (im Kampf zwischen Kaiser

und Papst) und dem kirchlichen (in der Dogmenentwicklung) verqu coast war, er zeigt die ewige Gleichheit der gesellschaftlichen Grundkräfte im Geistesleben auch dieser Zeit, und weist auf ihre Beziehung zu den modernen sozialen und rechtlichen Fragen hin. Sehr schön hebt er ihr Grundprinzip heraus, jene naive Freude geistig frischer Nationen, ihre Kraft an der Bewältigung des für sie unermesslichen Einzelnen zu bewahren; wie sie da in dem vom philosophischen Altertum übernommenen logischen Begriff ein Zaubermittel gefunden zu haben wä hnten, gleichsam ein Amulet gegen die anstürmende Fülle der Anschauung. Denn das Mittelalter geht sonst auf in rein sinnlicher Auffassung der Dinge, ganz in der gleichen Weise, wenn auch nicht in demselben Grade wie jene Jägerstämme in der „neuen Welt“, die den Vogel nicht kennen, aber den Adler und den Geier, nicht einmal die Eiche, sondern diese und jene Eiche auf ihrem Pfade. Man versteht von diesem Gesichtspunkte die heißen Kämpfe dieser Zeit um die universalia, daß Jahrhunderte nötig waren, um hinter den eigentlichen Sinn der Begriffe zu kommen, daß nicht etwa das „Tier an sich“ als „Realität“ irgendwo in der Welt herumlaufe.

Der Erörterung bedürfen ferner in diesem Kapitel die örtlichen Bedingungen der geistigen Mittelpunktbildung. Paris, die mater studiorum, steht hier für alle, die frühe Großstadt, bei der wie heute die Reize des Lebens nicht der kleinste Grund für die Anziehung auch der Wissenschaft gewesen sein mögen. Und jene feine französische Kunst der Inzenerung, ist sie nicht auch hier in Anschlag zu bringen? Das auszeichnende Qui Parisiis scholas rexit (Vorsteher einer Schule in Paris) des mittelalterlichen Scholasten, der Magister Collegii Sorbonici sind sie nicht die Vorläufer des spätern Membres de l'Institut, des de l'académie française u. s. w.? Haben nicht alle Völker die Formen und Unformen ihres gloire auf allen Gebieten aus Paris bezogen? Aber sehr zu berücksichtigen ist doch neben diesen Außerlichkeiten des französischen Einflusses der wissenschaftliche Eifer im ganzen Frankreich zur Zeit der Gerbert und Abälard, der damals unter den Nationalitäten den Franzosen das Studium zuerteilte und den Italienern das Papsttum, den Deutschen das Kaiserthum überließ;*) ebenso der doch nicht bloß im schlimmen Sinne, in der Gallischen Neuerungs sucht, offene Blick für das Neue, der, wie noch in den neuern Zeiten, alles nach Paris wies, was sich Bahn zu brechen hatte in Wissenschaft und Kunst. Das übermütige Wort „Paris ist die Welt“ darf zum mindesten auf eine lange Geschichte hinweisen, in der es geglaubt wurde.

Aber was machte auf der andern Seite gerade Bologna zum Mittelpunkt

*) Dies war auch nicht ohne Einfluß darauf, daß die Gelehrten in dem Streite zwischen Kaiser und Papst überwiegend für den Papst Partei nahmen. Denn Frankreich war eine Hauptstütze der Päpste, und die Eindrücke der Studienzeit pflegen zu haften. Es fehlte allerdings nicht an Ausnahmen.

des gelehrten Italiens?*) Was schob die Gründung der deutschen Universitäten so lange hinaus? Das bleibt eine offene Frage, wie doch so manches in der Universitätsgeschichte des Mittelalters.

Der Verfasser hat bereits mit diesem Bande seines Werkes einen glücklichen Griff gethan. Er hat mit dieser „Urgeschichte der deutschen Universitäten“ zugleich ein abgeschlossenes Bild der Entstehung der Universitäten im allgemeinen gegeben und damit die reichen Forschungen der letzten Zeit, durch die eignen vervollständig und berichtigt, mit seinem Stempel gemünzt und in Umlauf gesetzt. Ohne Polemik geht es dabei freilich nicht ab, und wie er sie reichlich (an seinem gleichzeitigen Partner Denifle) geübt hat, so wird sie sich auch sein Werk gefallen zu lassen haben. Doch kann dies seinen Wert nicht beeinträchtigen und seinem energischen Fortgange höchstens zu gute kommen. Daß das besondre Thema: Die deutschen Universitäten in ihrer fortlaufenden Entwicklung nicht schon in diesem Bande in einem Schlußkapitel hinkend einsetzt, war nicht nur durch den Gesamtcharakter des Werkes, sondern schon aus einfachen architektonischen Rücksichten geboten; es kann jetzt auf der Grundlage dieses ersten Bandes nun in der Fortsetzung um so rascher von der Stelle rücken. Der Verfasser wird somit bald an eine gleichfalls höchst umfassende, durch reiche Bearbeitung und bedeutenden Inhalt schwer zu bewältigende und wirklich noch nicht bewältigte Aufgabe kommen: Die Universitätsgeschichte der Reformationszeit. Ob es ihm wirklich möglich sein wird, den dritten Band bereits mit Halle und Göttingen, d. h. mit der jüngsten Universitätsperiode zu beginnen? Erstrebenswert für die Wirkung des Ganzen wäre es, und wir wünschen ihm zu der gewaltigen Arbeit des Zusammenfassens in diesem zweiten Bande Glück und Gelingen. Als Anhang soll schließlich „eine kritische Übersicht über die seit Kant und Schleiermacher sich immer erneuernden Reformvorschläge beigegeben werden,“ die als Ertrag der vorausgehenden Geschichte zugleich eine praktische Mahnung zur steten Fortführung in dem idealen Sinne ihres Ursprunges darstellen möge.

*) Aus der überfließenden Festliteratur über Bologna und seine Anfänge erwähnen wir die inhaltreiche Schrift Fittings Die Anfänge der Rechtsschule zu Bologna. Berlin und Leipzig, J. Gutentag. 1888. Ferner als ansprechende Übersicht den populären Vortrag von Rudolf Bernbard: Die Universität Bologna im Mittelalter. Leipzig, Veit und Comp. 1888.



Runo Fischer über Goethes Iphigenie.

Von H. Dünker.



Für die dritte Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft hatte Runo Fischer den Festvortrag übernommen; er galt einer der am meisten besprochenen und die reinste Wirkung dauernd ausübenden Dichtungen Goethes. Allgemein gespannt war man auf die neuen Gesichtspunkte, die Fischer der „Iphigenie“ abgewinnen würde, manche hofften auch wohl auf neue Mittheilungen aus dem Goethearchiv. Aber nicht allein die letztere Erwartung sollte unerfüllt bleiben (das noch Unbekannte wird der Weimarischen Ausgabe des Stückes zu Gute kommen), der Festvortrag war auch so weit entfernt, den künstlerischen Wert des Drama's zu erleuchten, daß er der herrlichen Dichtung vielmehr Gewalt anthat und, statt uns den Herzschlag derselben fühlen zu lassen, in ihr inneres Leben einzuführen, von der lebendigen Auffassung durch Winkelzüge ableitete. Ich bin mir der Tragweite dieses scharfen Urtheiles über den jetzt in zweiter Auflage als erstes Heft von Fischers „Goetheschriften“ vorliegenden Festvortrag wohl bewußt, aber, seit einem halben Jahrhundert reblich bemüht, das Verständnis Goethes zu fördern, muß ich mich um so bestimmter gegen diese neue Auffassung erklären, je leichter das Ansehen Fischers und seine selbstbewußte Darstellung irre führen können.

Der Festredner war nicht abgeneigt, in der Grundidee der Dichtung eine Verwandtschaft mit der ernststen Stimmung zu finden, in welche seine „große und heilsame Mission“ den Dichter in Weimar versetzt hatte. Mit solchen geistreichen Blicken, die sich um die thatächliche Wahrheit wenig kümmern, wird vielfach ein leichtes, ja loses Spiel getrieben. Der Boden, in welchem unser Drama wurzelt, ist nicht so allgemeiner Art, die Dichtung sollte der Herzogin von Weimar, die eben nach langer Erwartung das Land mit der Geburt einer Prinzessin erfreut hatte, Goethes Verehrung ihrer hehren, jeder Unreinheit unzugänglichen Weiblichkeit bezeugen, die er vertraulich so oft ausgesprochen, die ihn auch bestimmte, in seinen Tagebuchbemerkungen, wo er die Namen der bedeutendsten Personen durch Sternzeichen andeutete, ihr das Pentagramm zuzuteilen, das im Altertum Heil und Segen bezeichnet, in den mittlern Zeiten als Abwehr von allem Bösen galt. Hatte er in den beiden frühern Jahren den Geburtstag der Fürstin durch dramatische, mit reichem Pomp ausgestattete Spiele gefeiert, deren Inhalt eine Seelenheilung war, so wollte er jetzt, wo die nahe Entbindung eine theatralische Feier ausschloß, der glücklich genesenen seine Huldigung in würdiger Weise zollen, indem er die alles Böse heilende Gewalt reiner Weiblichkeit in einer die Seele tief ergreifenden, den klassischen Ton einschlagenden, allen theatralischen Prunk ausschließenden Dichtung zur Anschauung brachte, und zu diesem Zwecke beschloß er des Euripides Dramatisirung der rohen Tempel Sage von dem Raube des in Tauris vom Himmel gefallenem Bilde

der Göttin Artemis und seiner Rettung nach Athen oder vielmehr Brauron zu vergeistigen. Demnach sollte diese Festdichtung die reine, milde Weiblichkeit Iphigeniens im Gegensatz zu der leidenschaftlichen Gier der kein Mittel zu ihrem Zwecke scheuenden Männer anschaulich entwickeln. Freilich sind alle Personen des Dramas in ihrer Art edle Menschen, die deshalb auch sämtlich unsern Anteil erregen (die wilde Gier wird nur als vergangen geschildert), aber alle überstrahlt Iphigeniens heilige Reinheit, vor der die übrigen sich verehrungsvoll beugen. Fischer dagegen betrachtet als Grundzug das Religiöse (warum nicht lieber, zur Ausschließung der Beziehung auf eine bestimmte Religion, das Fromme?), ja er bezeichnet als Ziel seiner Rede die Beleuchtung dieses religiösen Charakters. Die Erfüllung der religiösen Sendung, von der sich Iphigenie getragen fühle, bilde den Inhalt des Stückes. Die von der Göttin wunderbar gerettete Tochter Agamemnons fühle sich berufen, die Retterin ihres Hauses zu werden, was nur dann möglich sei, wenn sie rein und schuldlos bleibe. Aber Goethes Heldin ist keineswegs so beschränkt, daß sie mit Beziehung auf ihre geheimnisvolle Sendung sich von aller Schuld frei hielt, die Reinheit ist die Lust, in welcher ihre Seele sich allein leicht und wohl fühlt.

Mit Fischers Annahme einer religiösen Sendung stimmt es wenig, wenn es gleich darauf heißt, „das ganze Thema der Dichtung und auch deren Gliederung“ lasse sich in die Antwort auf die Frage fassen, ob Iphigeniens Vertrauen zu den Göttern, das sich in dem Gebete an ihre Göttin I, 4 (doch nicht dort allein) ausspricht, oder das graue Parzenlied am Ende des vierten Aufzugs Recht behalte. Davon kann gar keine Rede sein, da Iphigenie selbst die Götter anruft: „Rettet euer Bild in meiner Seele!“ Die Handlung ist durchaus menschlich; sie spielt in Iphigeniens von arger Not bedrängtem Gemüte. Weiter wird als Grundthema des Stückes die Entführung eines fluchbeladenen Geschlechts angegeben. Doch der Gedanke an Entführung, nicht des Geschlechts, sondern des Hauses, tritt erst im vierten Aufzug hervor, befeelt Iphigenien keineswegs von Anfang an. Auch ist es nicht wahr, wenn behauptet wird, sie allein fühle sich zur Entführung ihres Hauses berufen, welche Fischer hier mit der Heilung des Orest von seinem Schuldbewußtsein verwechselt.

Diese sich widersprechenden Auffassungen wären nicht möglich gewesen, wenn Fischer die dramatische Entwicklung der Handlung verfolgt hätte, statt sie sich stückweise zurechtzuschneiden und von dem Vorurteile einer religiösen Sendung sich den Blick trüben zu lassen. Da hat er denn einzelne Stellen des Stückes zum Beweise seiner Ansicht angeführt, ohne deren Veranlassung und eigentliche Beziehung zu berücksichtigen. Was wir Iphigenie im vierten und fünften Aufzuge, nachdem so manches ihre Seele erschüttert hat, äußern hören, kann nichts für ihre Anschauung im ersten beweisen. Von der leider sehr verbreiteten Unart, herausgerissene Stellen ohne weiteres als Beweismittel zu verwenden, sollte ein Mann von Fischers klarer Anschauung und scharfer Unterscheidung sich frei halten.

Zum Beweise, daß Iphigenie von der Sendung, die Metterin ihres Hauses zu werden, erfüllt sei, führt Fischer den Schluß ihres ersten Selbstgesprächs an, wo sie ihre Göttin bittet, sie endlich den Ihrigen wiederzugeben. Von der Rettung ihres Hauses ist dort so wenig die Rede, daß sie hofft, bei ihrer Rückkehr Vater, Mutter und Geschwister unverfehrt wiederzufinden, was sie auch Thoas gegenüber äußert. Fischer schließt unmittelbar daran ihre Bitte im fünften Aufzuge, der König möge sie mit reiner Hand und reinem Herzen zurückkehren lassen, damit sie ihr Haus entfühne. Von einer Entführung ihres Hauses kann sie freilich jetzt sprechen, nachdem sie Agamemnons und Klytämnestrens Ermordung durch die nächsten Verwandten vernommen hat, aber nicht am Anfang, wo sie davon noch nichts ahnt. Schon im vierten Aufzuge gedenkt sie ihrer Hoffnung, „dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen die schwerbesteckte Wohnung zu entführen.“ Freilich ist es ein kleiner Widerspruch, wenn sie hier bemerkt, sie habe diese Hoffnung schon diese Jahre über gehegt. Dieser Widerspruch ist aber erst durch die letzte Bearbeitung hineingekommen, man kann wohl sagen, dem Dichter entschläpft.

Verfolgen wir die weitere Entwicklung nach Iphigeniens erstem Selbstgespräche, das nur von ihrer Hoffnung spricht, dem Vater wiedergegeben zu werden; denn nur so gewinnen wir das geistige Band, das bei der Weise, wie Fischer die abgerissenen und dann wieder zerstückelten Stücke, den Charakter der Iphigenie, die Schuld des Tantalus und die Erlösung des Drestes, auf seinem philosophischen Sezirtisch einzeln behandelt, ganz verloren geht. Das erste, was Iphigeniens Seele lebhaft aufregt, ist des Königs Bewerbung, die ihr Herz ablehnen mußte, wenn sie auch nicht sich auf ihr Vertrauen, die Göttin wolle sie ihrem Vater und den Ihrigen wiedergeben, als entscheidenden Grund berufen könnte. Und leider sieht sie sich genötigt, wie tief sie auch davon ergriffen wird, ihm die Greuel ihres Hauses zu offenbaren. Freilich hat er ihr schon vorher die Rückkehr zur Heimat, wenn sie solche hoffen könnte, erdrücklich zugesichert, aber ihr Vertrauen mißbraucht der aufgebrachte König auf die verletzendste Weise, und er schließt mit dem Befehle, das bisher durch sie abgestellte Blutopfer an zwei eben gefangenen Fremden vollziehen zu lassen. In der gräßlichen Not, daß ihre Hand sich mit Blut bescheiden solle, fleht sie ihre Göttin an, dies von ihr abzuwenden; fühlt sie doch in ihrem reinen Herzen, daß die Götter Menschenopfer verabscheuen. Unmittelbar nach dieser Aufregung wird ihre selige Hoffnung, dem Vater und den Ihrigen wiedergegeben zu werden, grausam zerstört durch den Bericht des einen Gefangnen, Agamemnon sei durch die Hand seiner Gattin mit Hilfe ihres Duhlen gefallen. Sehr weise läßt der Dichter sie den Schmerz über diese neue Unthat ihres Hauses, die ihre schönste Hoffnung vernichtet, nur durch ihre sichtbare Erregung, Verhüllung ihres Gesichtes und rasche Entfernung verraten. Mit seliger Freude erfährt sie sodann von dem zweiten Gefangnen, daß ihre Geschwister leben. Die Kunde, daß

Drest, von Elektra gereizt, die Mutter getödet habe, läßt sie tief bedauern, daß so viele Greuel noch zuletzt ihr Vaterhaus verwüestet haben, aber sie empfindet es dankbar, daß die Götter die neue Schuld ihres Hauses ihr so lange verborgen gehalten haben, wenn diese jetzt auch umso schrecklicher von ihr empfunden werde. Nicht die geringste Aeußerung berechtigt zu Fischers Ausdeutung ihrer Anrede an die Götter: „Es scheint, daß sie nach dem Willen der Götter nicht ihr Haus entschühnen [davon ist bisher gar keine Rede gewesen], sondern nur die Ernte der verjüngten Drachensaat erleben soll.“ Nur einen Augenblick erschüttert sie die Kunde, daß der Bruder die unausbleibliche Rache an der Gattenmörderin, ihrer Mutter, vollzogen habe. Ja als sie erfährt, der Gefangne sei ihr Bruder Drest, dankt sie in begeisterter Freude den Göttern, daß auf so ungeahnte Weise ihre Sehnsucht nach der Heimat erfüllt werden soll; denn im ersten Augenblick erkennt sie, daß die Himmlischen ihren Bruder nur deshalb nach Tauris gesandt haben, daß er sie heimführe, wie wenig sie auch ahnt, auf welche Weise dies geschehen könne. Von ihrer religiösen Sendung, von einer Entschühnung ihres Vaterhauses ist noch immer keine Rede. Freilich erregt die Mitteilung der Priesterin, sie sei Drests Schwester, in diesem den grimmigsten Ausbruch seines verzweifelnden Schuldbewußtseins, ihre Reinheit und herzliche Neigung wecken die Jurien seines Gewissens noch einmal schrecklich auf, um für immer auszutoben. Wie sehr auch Iphigenie davon erschüttert wird, sie zweifelt nicht, daß der Bruder in ihren Armen wieder genesen werde, daß die Götter in dieser Absicht ihn gesandt, daß sie seine Heilung und ihre Rückführung auf wunderbare Weise verbunden haben. Als er ermattet niedergefallen ist, eilt sie zu Pylades, da sie allein „dieses Glück und Elend“ nicht zu ertragen vermöge. Das Mysterium von dem stellvertretenden Leiden, die „Christusthat,“ die Fischer hier ausspürt, erinnert nur zu sehr an weiland Göschels christliche Verbalhornungen Goethes. Wie konnte Fischer übersehen, daß Drest von allen Qualen des Gewissens, von dem argen Greuel des Muttermordes so schrecklich in Gegenwart der reinen Schwester durchschauert wird, daß es zu seiner Erlösung (wie Fischer absichtlich statt Heilung sagt) wahrhaft keines „stellvertretenden Leidens“ bedurfte, keiner Seele, die seine Schuld für ihn fühlte, was Iphigenie auch wirklich nicht thut, vielmehr bedauert sie den Unglücklichen.

Wir verzichten auf die Darlegung der meisterhaften Entwicklung der beiden letzten Aufzüge, in denen Iphigenie den Kampf mit der Versuchung, den Verrug als Rettungsmittel zu ergreifen, heldenhaft besteht. Fischer selbst muß es gestehen (S. 35), daß seit ihrer Kunde von der Ermordung Agamemnons „ihre Sendung den Geschwistern gehört.“ Aber dennoch ist ihm der Inhalt des Dramas ihre religiöse Sendung. Und wie vermag er zu beweisen, daß ihre Sendung von Anfang an eine religiöse gewesen, da die einzige Äußerung, welche sie vorher über ihren Glauben thut, nur die Überzeugung ausdrückt, die Göttin habe sie

deshalb gerettet, daß sie ihren Vater mit ihrer Rückkehr erfreue. Erst in den beiden letzten Aufzügen, wo von ihrer nahen Rückkehr die Rede ist, wird auch der Entführung des Hauses von den Greuelthaten gedacht, von denen Iphigenie erst im zweiten und dritten Kunde erhält. Somit ist Fischers „religiöse Sendung“ ein Wahngelbde des philosophischen Erklärers.

Uns war es nur darum zu thun, mit Übergehung von vielem andern, womit wir nicht einverstanden sind, entschieden Verwahrung dagegen einzulegen, daß man ein Drama nicht als dramatisches Kunstwerk begreifen will, sondern aus ihm durchaus fremde, seinem innersten Leben widersprechende Absichten sich philosophisch abstrahirt, was umsomehr zu bedauern ist, wenn es an einer der ersten Kunstschöpfungen unsers größten Dichters verbrochen wird. Gewiß würde der alte Goethe, wenn er in der vollen Kraft seines Geistes dem Festvortrage beigewohnt hätte, an manchen Stellen wie Tantalus sein Haupt geschüttelt haben, besonders bei der Betonung der religiösen Absicht. Als Goethe nach der Rückkehr aus Italien sich realistisch gestimmt fühlte, widerstand ihm der „zarte Sinn“ seiner „Iphigenie,“ über die er sich auf so herbe Weise gegen Jacobi aussprach, daß dieser sich dadurch verletzt fühlte. Im Jahre 1802, wo es sich um eine Bearbeitung des Stückes für die Bühne handelte, fand er es „ganz verteuflert human,“ nicht religiös, und dem letzteren Urtheil müssen wir zustimmen, wenn wir uns erlauben, sein „teuflisch“ in „himmlisch“ zu verbessern, im Einklang mit seiner eignen, dem Schauspieler Krüger eingeschriebenen Widmung.



Fontanes Roman Irrungen—Wirrungen.



er Name Theodor Fontanes gehört zu den wenigen, die an und für sich Bürgschaft für ein ernstes Wollen und eine unter allen Umständen mehr oder minder wertvolle Leistung gewähren. Was auch der Balladendichter und vortreffliche Erzähler geben möge, es wird nie gehaltlos oder formlos sein, es wird immer fesseln und einen starken, eigentümlichen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Nur will uns bedünken, daß der Dichter der „Schönen Rosamunde,“ des Romans „Vor dem Sturm“ und der Prachtnovelle „Grete Minde“ in neuester Zeit zu genügsam mit der Gewißheit sei, daß seine poetischen Gebilde lebendige Anziehungskraft besitzen und den oben angedeuteten Eindruck poetischer Kraft und Eigenart, tieferer Lebenskenntnis und gereifter Darstellungskunst bei jedem ernstem Leser hinterlassen. Fontane weiß, wie jeder echte

Dichter, daß es darüber hinaus Eindrücke des Schönen, weihvoll Erhebenden, des tragisch Erschütternden und stimmungsvoll Anmutigen giebt, aber er scheint sie nicht mehr zu erstreben. Hat es ihm der Zauber der äußern Mannigfaltigkeit der großen Reichshauptstadt angethan, die er besser kennt, als die Mehrzahl derer, welche sie zum Vorder-, Mittel- oder Hintergrunde ihrer Darstellungen nehmen? Reizt es ihn nur noch die kleinen Welten innerhalb dieser Welt zu schildern? Oder ist er gegen die Phrase, die sich für Poesie geben möchte, in dem Grade mißtrauisch geworden, daß er auch der wirklichen Poesie, die erhöhten Ausdrucks bedarf, aus dem Wege geht? Oder will er gar, wie gewisse Kritiker behaupten (die dabei wohl mehr die Erzählung „Unter dem Birnbaum“ als den neuesten Roman im Auge hatten), mit den Naturalisten des jüngsten Schlages und Stiles um die Wette laufen? Im Ernst dürfte ihm dabei der Atem rasch ausgehen, denn was hätte ein Schriftsteller von Fontanes Art, eine dichterische Natur, die nach innerm Zwang das Reizvolle und Liebenswürdige, das Edle und Feine selbst in den unscheinbarsten Gestalten sehen muß, was hätte ein treuer Beobachter der ganzen Natur, für den das Wirkliche nicht erst mit dem Schmutz oder der Krankheit anhebt, mit den Wahrheitschilberern gemein, die wie die apokalyptischen Reiter den Hunger, den Krieg, die Pest und den Tod in die Litteratur tragen möchten, in Wahrheit aber ganz andre Dinge hereintragen? Sicher nichts, und doch macht sich in Fontanes neuesten Werken, wie in denen manches andern Schriftstellers, eine gewisse Einwirkung, nicht der naturalistischen Schule, aber der Zeitstimmung geltend. Ein beinahe unwiderstehlicher Zug führt die Poeten von den Hauptwegen der Dichtung hinweg auf Nebenpfade, bei denen das Ziel in Dunkel oder Dämmerung liegt. In dem Drange nach neuen Motiven, nach Offenbarung seither nicht beachteter Vorgänge und Stimmungen, in der Sehnsucht nach frischen Wirkungen, in einem stillen Verlangen nach Gerechtigkeit für Tausende von unpoetischen Lebenserscheinungen sind die Schlüssel für gewisse Erzählungen und Schauspiele vorhanden, denen wir mit sehr geteilter Empfindung gegenüberstehen. Gewiß müssen Neuheit, Frische und das poetische Licht über den Dingen zuerst und zuletzt immer aus der Seele des Dichters kommen aber schlechtthin verwerfen läßt sich der erhöhte Trieb des Beobachtens und Vergleichens eben auch nicht, welcher durch unsre realistische Erzählungskunst geht und ein Werk wie Irrungen — Wirrungen von Theodor Fontane (Leipzig, F. W. Steffens Verlag 1888) allzustark erfüllt.

Die kurze Geschichte spielt im heutigen Berlin, und zwar auf dem Hintergrunde gesellschaftlicher Zustände, die allbekannt sind, an die sich aber noch wenige Darsteller, am allerwenigsten poetisch befähigte, menschlich billige und mit den Erscheinungen wirklich vertraute, gewagt haben. In zahlreichen Kolportage- und gelegentlich auch in Gartenlaubenromanen spielt der Gardeoffizier, der als Zerstörer bürgerlichen Glückes, als Verführer vertrauender Unschuld vorgeführt wird, eine Rolle. Die Abgeschmacktheit der Erfindung hält in der Regel mit

ihrer Gehässigkeit Schritt, und jedenfalls verrät die beständige Wiederholung derselben eine recht dürftige Lebenskenntnis. Fontane schildert umgekehrt eines jener Verhältnisse, welche sich aus den Verwüchungen der Großstadt, des Reichthums und der bevorzugten Lebensstellung von selbst ergeben. Ein junger Gardereiteroffizier, aus guter altmärkischer Familie, eine im innersten Kern vortreffliche Natur, ritterlich, offen, ehrenhaft und gemüthvoll, ist ein Liebesbündnis mit einem Mädchen der untern Stände, einer jungen Arbeiterin eingegangen, die stolz auf die Reigung des Edelmanns ist und ihrerseits wahre Liebe für ihn empfindet. Lene, wie sie schlichtweg gut berlinisch genannt wird, ist von ihrem Geliebten weder getäuscht worden, noch giebt sie sich thörichten Hoffnungen auf Bestand oder glücklichen Ausgang dieses Verhältnisses hin. Sie weiß, daß Botho in Anschauungen aufgewachsen ist, Verpflichtungen gegen seine Familie, seine Lebensstellung hat, die ihm jeden ernstern Gedanken an eine Ehe mit ihr verbieten. Er hat ihr obenein gesagt, daß er eines Tages Abschied auf Rimmerwiedersehen nehmen müsse, und alle ihre Umgebungen sorgen dafür, ihr den schmerzlichen Blick für die Kluft noch zu schärfen, welche sie von ihrem Geliebten trennt. Das arme Mädchen will auf das kurze, bittere Glück, das sie mit ihrer Hingebung erkaufte, eben nicht verzichten, will sich eines kurzen Lenzes freuen, komme darnach, was immer mag. Und der feinsüßliche, im innersten Kern gute Botho beginnt zu empfinden, daß er in diesem ganzen Verhältnis unendlich mehr empfängt, als giebt, daß Lene Eigenschaften besitzt, die auch ein dauerndes, die Seele erfüllendes Glück verbürgen würden. Er verspürt den gefährlichen Reiz eines echten Ibylus gegenüber der großen, anspruchsvollen, dabei mannichfach zerklüfteten Welt, in der er lebt. Er kann im Ernst nicht daran denken, sich aus eben dieser Welt loszureißen und zu verbannen, aber er spielt doch in Gedanken mit der ihn beschleichenden Verführung. Rascher, als er selbst geglaubt hat, tritt die Nothwendigkeit eines Abschiedes von Lene an ihn heran. Botho ist mit einer entfernten Verwandten, einem lebenswürdigen, sehr reichen Mädchen, zwar nicht verlobt, aber die beiderseitigen Familien haben die Heirat mit Rätthe als wünschenswert und erfreulich längst geplant, und sowie der junge Offizier sich eingesteht, daß eine Heirat mit seiner bürgerlichen Geliebten unmöglich sei, hat er gegen die Verbindung mit Rätthe nichts einzuwenden. Der schmerzliche Tag und Abend der Trennung von Lene wird, so gut es gehen will, überwunden, die Gewohnheit des Offiziers, sich gemeinsamen Anschauungen streng unterzuordnen, kommt Botho zu Hilfe, ein paar Wochen nach der Trennung ist er Bräutigam und nach einem Vierteljahr der Gemahl seines reizenden, hocharistokratischen Wästhens. Daß er im Grunde eine doppelte Schuld auf sich lädt und der Braut sein ganzes Herz nicht geben kann, kommt ihm zunächst nur halb zum Bewußtsein. Aber noch in den Flitterwochen und stärker noch in der folgenden Zeit erkennt er, was er sich bereitet hat, erfaßt ihn die Erinnerung an das schlichte, ernste Kind aus

dem Volke, das seiner eignen schlichten, ernsten Natur so viel näher gestanden hat; mit immer wachsender Wehmut vergleicht er in den stillsten Stunden Vergangenheit und Gegenwart. Als echter Dichter hat Fontane der warmherzigen Berliner Arbeiterin nicht etwa eine widerwärtige Natur gegenübergestellt; Bothos junge aristokratische Frau ist eine reizende, neckische, koboldartige Erscheinung, gutherzig-oberflächlich, von der Familie und im Schoße des Reichthums verwöhnt, voll naiven Selbstbewußtseins, nicht ungebildet, aber ohne besond're Lust an der Bildung, eine Frau, welche die Mehrzahl von Bothos Kameraden beglücken würde, deren Vorzügen er alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, deren beste Eigenschaften aber einen Mißklang mit seinem ernsten und schlichten Wesen geben. Sie „dalbert ein bißchen zu viel,“ sagt einer der in Bothos Hause verkehrenden Offiziere und trifft damit den wunden Punkt in der Seele des Freundes, wenn er auch nicht ahnen kann, daß es die Gestalt des ehemals geliebten und verlassenen Kindes aus dem Volke ist, die in Bothos Träume tritt.

Indes sich Botho solchergestalt mit Gespenstern der Vergangenheit herum-schlägt, hat auch Vene bitteres zu durchleben. Sie hat alles vorher gewußt, aber doch ihre Stärke, es zu tragen, überschätzt, für sie ist es ein Glück, daß sie von früh bis spät arbeiten muß. Schließlich nähert sich ihr ein wackerer Mann, ein tüchtiger Maschinenbauer, der nebenbei ein wenig Sektirer, einer von den vielen Aposteln im Werkittel ist, welche neben und trotz den sozialistischen Agitatoren auf Berliner Arbeiterkreise wirken. Gideon Franke weiß wohl und erfährt es zum Überfluß von Vene selbst, in welchem Verhältnis sie zu dem jungen Garbeoffizier gestanden hat, die ehrliche Wahrheit und trotz allem die Bravheit in dieser Natur überwindet seine Gewissensbedenken und rührt ihn. Er will Vene heiraten, aber sich zuvor mit dem Baron auseinandersetzen, von ihm vernehmen, was dieser über die ehemalige Geliebte zu sagen hat. Ein wackerer Mensch, wie auch er ist, wartet er geduldig, bis ihm eine Baderreise der jungen Freifrau Käthe die erwünschte Unterredung mit deren Gemahl gestattet. Denn der fromme Maschinenbauer beabsichtigt nichts Unliebames und vergewissert sich in der einen Unterredung, welche er mit Botho hat, daß auch der ehemalige Geliebte über Vene nur Gutes, nur das Verheißungsvollste zu sagen hat. Gideon Franke entscheidet sich rasch und heiratet die Verlassene. Der junge Offizier aber, welcher fühlt, daß er dem neuen Paare, seinem eignen Weibe und sich selbst etwas schuldig sei, verbrennt das letzte äußere Andenken an sein ehemaliges Verhältnis, die wenigen Briefe der armen Vene, die er bisher noch im geheimsten Fach seines Schreibtisches heilig aufbewahrt hatte, und nimmt sich vor, zu vergessen. Allein wie ein Klang, der noch lange nachzittern wird, berührt uns die Schlußzene des Romans. Botho und seine anmutige junge Frau sitzen mit den Morgenzeitungen beim Frühstück, Käthe findet in den Zeitungen eine Heiratsanzeige, die ihr auf die Namen hin höchst komisch erscheint: „Gideon Franke, Magdalene Franke.“ „Gideon — welch lächer-

licher, seltsamer Name!“ — „Was hast du nur?“ entgegnet ihr Gemahl.
 „Gideon ist besser als Botho!“

Die kurze Skizze des Hauptinhalts von „Irrungen—Wirrungen“ genügt schon, um zu erraten, daß es ein mehr interessantes als erquickliches Stück Leben ist, welches Fontane ergriffen hat, daß es wohl geeignet erscheint, beim ernstern Leser Nachdenken über gewisse alltägliche Vorkommnisse zu erwecken, tiefere Spuren zu hinterlassen, als die herrschende flach frivole Auffassung des Alltags zugiebt. Fontane selbst reflektirt nicht über das Dargestellte, aber ein Held, der junge Offizier, hat reichliche Gelegenheit dazu, und in der Auseinandersetzung mit einem jüngern Kameraden, der gleich ihm eine Art wilder Ehe eingehen will, findet Botho Anlaß, sich über die Schwere und die langdauernde Nachwirkung solcher Irrungen, wie sein Verhältnis mit Magdalene eine war, aufs nachdrücklichste auszusprechen. Daß Zustände und Verhältnisse wie die hier geschilderten mit dem gewaltigen und für alle geltenden Gebote: „Du sollst nicht chebrechen!“ nicht aus der Welt geschafft werden und der Dichter ein Recht, ja unter Umständen eine Pflicht hat, sie darzustellen, soll keineswegs geleugnet werden. Auch wird wohl schwerlich jemand, der sich den Roman mit all seinen Episoden gegenwärtig hält, Fontane beschuldigen, er habe bedenkliche Verhältnisse idealisiren, eine häßliche Wirklichkeit verschönern wollen. Das Verhältnis zwischen Botho und Vene ist freilich durch wirkliche Empfindung, durch einen Überschuß von redlichem, einfachem Sinn in Botho, von selbstvergessener Hingebung in Vene poetisch geadelt, allein der Erzähler vergißt nicht, welche Gestalt derlei Verhältnisse in der Regel haben. Die Gärtnersfrau Dörr, welche der armen Magdalene fortgesetzt von „ihrem Grafen“ erzählt, die „Damen“ der Offiziere, welche Botho und Magdalene auf ihrer letzten Landpartie überraschen und von denen die beste nichts andres will, als mit ihrem Liebeslohn eine Destillation errichten und einen Witwer heiraten, die beste der armen Vene sagt: „Sie thun es aus Liebe, Kind — dann ist's schlimm!“ bilden insgesamt eine böse Folie für das Paar, dessen selbstheraufbeschworenes Geschick uns Anteil einflößen soll und wirklich einflößt. In dem Bewußtsein, alle Berliner Kreise und Zustände besser zu kennen als die Duzenderzähler, mit einer virtuoson Sicherheit ausgerüstet, die ein Frühstück von Gutsbesitzern und Gardeoffizieren im elegantesten Weinhause Berlins eben so leicht und lebendig vorführt, als die Unterhaltungen von Berliner Droschkenfutschern und Marktweibern, von dem geheimen Reiz des Enthüllens und Vorführens unbekannter Momente gestachelt, thut Fontane in der Schilderung der Wirklichkeit entschieden zu viel, indem er nicht bloß charakteristische, für das Verständnis der Handlung und der Menschen wichtige Züge wiedergiebt, sondern in episodischen Szenen Beobachtungen aller Art verwertet. Die ehelichen Auseinandersetzungen zwischen dem geizigen Gemüsegärtner Dörr und seiner Ehehälfte, die endlose Droschkenfahrt Bothos zum Kirchhof am Kreuzberge, eine ganze Reihe anderer feinkolorirter

Beigaben können höchstens von dem Standpunkte aus belobt werden, daß sie die Atmosphäre wiedergeben helfen, innerhalb deren die Handlung vor sich geht und möglich ist. Aber die Atmosphäre ist ein vieldeutiges und namentlich vom Naturalismus mißbrauchtes Wort, und jeder gestaltungskräftige Dichter von künstlerischem Sinn und Gepräge, wie Fontane unzweifelhaft einer ist, sollte sich wohl hüten, der „Luft“ allzugroße Wichtigkeit beizulegen und jede Beobachtung, jedes Stück Schilderung, das sich zufällig mit seiner Geschichte verbinden läßt, für Luft zu halten, die zur vollen Realität gehöre. Wohin sollen wir kommen, wenn das schlechtthin Richtige, platt Außerliche, gemein Alltägliche immer breiteren Raum in der Darstellung erlangt, wenn sich die Trivialität der Schnellphotographie auf Schriftsteller von Fontanes Geist und Meisterschaft berufen kann? Gewiß wird alles, was von dieser Art in „Irrungen—Wirrungen“ enthalten ist, durch die gehaltvollen und künstlerisch berechtigten Teile des kleinen Romans aufgewogen, gewiß versteht Fontane selbst die häßlichen, staubigen Episoden durch seine Kunst des Vortrags und namentlich durch die Kunst der Wiedereinfügung in das Ganze annehmbar zu machen. Doch wird uns jeder Leser beistimmen, daß von diesen Episoden bis zur wahllosen Wirklichkeits-schilderung nur noch ein Schritt, nicht einmal ein besonders großer Schritt sei. Daß es für Fontane ein Kinderspiel ist, Paul Lindau nach der einen und Max Kreyer nach der andern Seite hin zu übertrumpfen, glaubt ihm ohnehin jedermann. Daß er hierin eine poetische Aufgabe und ein künstlerisches Ziel finden könnte, wird er selbst nicht glauben, und so hoffen wir, daß uns der Wunsch erfüllt werde, ihm bald in einer Schöpfung wieder zu begegnen, die alle Vorzüge von „Irrungen — Wirrungen“ ohne die häßlichen und unerquicklichen Beifügungen dieses Romans aufweisen möge.



Literatur.

Geschichte der französischen Kolonie von Magdeburg. Jubiläumsschrift von Henri Tollin. Zwei Bände. Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1886 und 1887.

Zur Jubelfeier des Potsdamer Ebfests war dem durch seine umfangreichen Serwet-Studien bekannten Verfasser, der früher bereits die Geschichte der Kolonien von Frankfurt a. d. O., Rheinsberg und andern Städten geschrieben hatte, von seiner eignen Gemeinde der Auftrag geworden, die zweihundertjährige Geschichte der Magdeburgischen Kolonie zu beschreiben. Die Arbeit war als Festschrift von geringem Umfange gedacht worden, aber die überreich fließenden Quellen zwangen zu einer Erweiterung des ursprünglichen Planes und verlockten zu einer Breite und Ausführlichkeit, die weit über den durch den Titel bezeichneten Rahmen hin-

ausgehen. Bei Abschluß des ersten, 47 Bogen starken Bandes hoffte der Verfasser noch, in einem zweiten den Stoff bewältigen und damit die Arbeit vollenden zu können; aber selbst dieser zweite Band führt erst bis an die Schwelle der eigentlichen Aufgabe, die Geschichte der Magdeburgischen Kolonie, deren eingehende Darstellung erst einem dritten und letzten Buche vorbehalten ist. Vortheile und Nachteile eines solchen Verdesprozesses liegen auf der Hand: so sehr wir auf der einen Seite an Fülle des Stoffes und interessanter Einzelheiten gewonnen haben, so sehr mußte auf der andern Seite bei diesen über der Arbeit anschwellenden und die Grenzen des Planes fortwährend verschiebenden Stoffmassen die Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung leiden. Der Verfasser selbst ist sich dieses lechteren Uebelstandes wohl bewußt; wenn er aber etwaige Einwände dagegen damit abzuweisen sucht, daß er bemerkt, er habe nicht gelernt, für das große Publikum zu schreiben, und auch bei dieser Arbeit hätten ihm, außer den Mitgliefern seiner Gemeinde, vornehmlich die Männer der Wissenschaft vorgezwungen, so ist diese Rechtfertigung doch einigermaßen bedenklich. Denn die Zeiten, wo verworrene Form und Mangel an klarer Gestaltung als vollgiltige Zeichen der Wissenschaftlichkeit galten, sind doch glücklicherweise vorüber, und gerade bei jeder geschichtlichen Arbeit gilt als Grundbedingung die richtige Wertmessung, der sichere Blick für die Höhen und Tiefen, das Gefühl für Abstufung. Die scharf betonte Anschauung des Verfassers, daß es ihm als „gewissenlos“ erschienen wäre, wenn er von dem Detail, das er sich durch drei Jahre Quellenstudium errungen, etwas hätte abbröckeln sollen, hat ihn zu einer verhängnisvollen Ueberschätzung der Einzelheiten verleitet und ihn veranlaßt, jeden Fund mit gleich liebevoller Ausführlichkeit vor dem Leser auszubreiten; dadurch ist das Buch natürlich mit einem gewaltigen Ballast überladen und im wesentlichen nur eine reichhaltige Stoffsammlung geworden, die erst durch das mit dem dritten Bande zu erwartende Register nutzbar gemacht werden wird. Andererseits ist das Buch freilich gerade durch diese Fülle neu erschlossener Quellen für die Geschichte des Refuge von grundlegender Bedeutung. Nun erst kann die Einzelforschung, der dieses Buch die Wege gewiesen hat, kräftig einsetzen. Auch manche bisher dunkle oder mindestens unklare Abschnitte der Kolonistengeschichte fällt, dank der gründlichen Forschungen Tollins, ein völlig neues Licht. Mit einer erfreulichen Unbefangenheit lehnt er sich gegen die gedankenlose Abhängigkeit von der hugenottischen Ueberlieferung und das vielfach beliebte System der Vertuschung und Mythenbildung auf und zeigt überall das Bestreben nach einer echt wissenschaftlichen Geschichtsschreibung. Daß dieses Ideal nicht erreicht worden ist, liegt im wesentlichen an dem Mangel einer festen künstlerischen Richtschnur, deren auch der nur für Männer der Wissenschaft schreibende Historiker nicht entzaten kann.





Die Staatsphilosophie Friedrichs des Großen.

Von Karl Trost.

Noch in der neuesten Ausgabe der *Histoire de la science politique* von Paul Janet wird der Ausspruch wiederholt, Friedrich der Große würde in einer Geschichte der politischen Theorien nicht zu nennen sein, wenn es nicht von Interesse wäre, von seinem „Antimachiavel,“ als der schriftstellerischen Jugendarbeit eines berühmten Feldherrn und Regenten, kurz Notiz zu nehmen. Dem gegenüber hebt S. C. Bluntschli an verschiedenen Stellen seiner Schriften die Reichhaltigkeit der Belehrung hervor, die für eine richtige theoretische Erfassung von Staat und Staatsleben aus den Schriften des großen Königs zu schöpfen sei. In seiner „Geschichte des Allgemeinen Staatsrechts“ äußert er: „Hätte die deutsche Staatswissenschaft auf der Grundlage, die Friedrich der Große gelegt hatte, fortgebaut, so wäre sie zugleich theoretisch gesünder und praktisch nützlicher geworden. Aber sie ließ sich durch die französische Doktrin auf Abwege verleiten und durch die französische Revolution wieder abschrecken, konsequent zu bleiben.“ Diese Worte enthalten zugleich eine Andeutung der Gründe, aus denen dem Staatstheoretiker Friedrich die seinem Verdienst entsprechende Anerkennung nicht ganz und allseitig zu teil geworden ist. Friedrichs Ansicht vom Staate widersprach den zu seiner Zeit und noch geraume Zeit nachher herrschenden französischen Anschauungen, und die deutsche Wissenschaft, d. h. die Universitätsgelehrsamkeit, zog es vor, statt der Prinzipien des großen Preußenkönigs Doktrinen des revolutionären Frankreichs für den Ausbau ihrer Systeme als Grundlage zu wählen. Allerdings hatte Friedrich auch nicht für die Bedürfnisse des Ratheters gearbeitet; seine philosophischen Gedanken, insbesondre auch die staatsphilosophischen, finden sich entweder zerstreut in geschichtlichen Werken, in Briefen und Gedichten, oder sie sind dargelegt in einzelnen Abhandlungen,

Grenzboten IV. 1888.

in „Versuchen“, die zuweilen unleugbar ein dilettantisches Gepräge tragen. Die schriftstellerische Form und Fassung wenigstens entspricht nicht immer der Strenge der Anforderungen, die wir an wissenschaftliche Arbeit zu stellen gewohnt sind. Diese Ausstellung wäre freilich an mancher Seite der politischen Schriften Rousseaus und Montesquieus ebenfalls zu machen. Wo aber Friedrich der Große vom Staate redet, da spricht er von dem, was den ernstesten und tiefsten Inhalt seines Lebens ausmacht, da spricht, in welcher Form es auch sein möge, der König von der Wissenschaft der Könige. Und die größten Eigenschaften des Schriftstellers verleugnen sich ebenfalls bei dem königlichen Autor niemals: der tiefe Blick in das Wesen der Sache, die Wahrhaftigkeit sich selbst und dem Leser gegenüber, der Ernst des Strebens, über eine für die Menschheit wichtige Angelegenheit Licht und Klarheit zu verbreiten.

In der unbefangenen Weise der Alten teilt Friedrich die Gedanken mit, die ihm aufsteigen bei Betrachtung des Gegenstandes, der sein Interesse in Anspruch nimmt. Sich aufzuhalten bei Auseinandersetzungen mit dem, was andre über dasselbe Thema behauptet, ausgeführt oder systematisirt haben mögen, kommt ihm nie in den Sinn. Nur etwa ein klassisches Citat findet hier und da seine Stelle oder der Vers eines Poeten aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Im übrigen wird nichts gegeben als des Königs eigne Gedanken in seiner eignen Sprache. Der Quell, aus dem sie fließen, ist die eigne unmittelbare Anschauung.

Den Mittelpunkt aller staatlichen Betrachtung bildet daher für Friedrich sein eigenes persönliches Verhältnis zu seinem brandenburgisch-preussischen Staate. Seinen Begriff vom Staatswesen entnimmt er dem Staate, den seine Vorfahren geschaffen haben, mit dem äußere und innere Erfahrung ihn frühzeitig vertraut gemacht hat. Die Betrachtung wird dadurch von vornherein eine erfahrungsmäßige und geschichtliche im geraden Gegensatz zu der naturrechtlichen Methode, die durch Rousseau und seine Schüler eine auch für die staatliche Praxis so verhängnisvolle Weiterbildung erfuhr. Friedrich sucht zu begreifen, wo diese konstruiren. Die Wissenschaft wird es hier mit dem Könige halten. Die organische Natur des Gemeinwesens wird von ihm in klassischen Worten gekennzeichnet. „Vergleichen wir,“ sagt er (Oeuvres IX, 222), „den Staat im allgemeinen und welches immer seine Form sei, mit dem menschlichen Körper. Nur aus dem einheitlichen Zusammenwirken, aus der übereinstimmenden Thätigkeit aller seiner Teile ergibt sich seine Gesundheit, seine Kraft und Stärke. Das ganze Geschlecht der Adern und Nerven hat den Zweck, das Dasein des Lebewesens zu ermöglichen und zu verbürgen. Wenn die einzelnen Glieder ihren Dienst versagen wollten, so müßte der ganze Körper ermatten und allmählich zerfallen. Die Unthätigkeit seiner Teile würde zur Zerstörung des Ganzen führen. Ein ebensolcher Körper ist der Staat. Glieder desselben sind alle Bürger, die ihm angehören, keinen einzigen ausgenommen.“ Der König versteht

auch nicht, aus diesen Sätzen, die das Wesen des Staates feststellen, sofort die praktische Nutzenwendung zu ziehen. Den Schüler Epikurs widerlegend, der es als Grundfatz der Lebensklugheit preist, sich der Übernahme staatlicher Pflichten zu entziehen, schreibt er: „Ist es nicht klar, daß jeder Einzelne die ihm zufallende Aufgabe erfüllen muß, wenn die Gesamtheit gedeihen soll? Was wird also aus der glücklichen Unabhängigkeit, zu deren Lobredner du dich machst? Sie macht dich zu einem lahmen und unnützen Gliede des Körpers, dem du angehörst.“ Die Sprache, in der ja die instinktive Weisheit eines ganzen Volkes nicht selten den Schatz ihrer tiefsten und feinsten Erkenntnis niederlegt, hat sich das Bild vom Staatskörper längst angeeignet und bezeichnet den Fürsten als Staatsoberhaupt. Friedrich erläutert dies kurz, dahin: „Der Fürst ist das oberste Prinzip der Thätigkeit im Staatskörper.“ (Oeuvres VIII, 71.)

Bei aller Neigung Friedrichs für theoretische Auseinandersetzung überwiegt doch bei ihm der Herrscher den Forscher. Unterscheidungen und Untersuchungen, die nicht zu einer klarern Erfassung der Gegenwart und ihrer Aufgaben führen, reizen ihn nicht. Er überschaut die ganze Fülle verschiedenartigster Staatsformen, welche die Geschichte aufweist, aber sein Denken bleibt vorzugsweise auf die absolute Monarchie gerichtet. Namentlich an der Feudalverfassung geht er kurz vorüber. Sie ist ihm barbarisch, polnisch. Das Recht der Souveränität ergiebt sich für einen Staat, also namentlich auch für den brandenburgisch-preussischen, aus der eignen Natur desselben. Wo ein Staatswesen thatsächlich seine Unabhängigkeit behauptet, da ist es berechtigt, als souverän zu gelten. Den grundwesentlichen Unterschied der dem preussischen Staate eigenen und noch weiter zu verwirklichenden Souveränität von der Scheinsouveränität der Kleinstaaten mit voller Klarheit erfaßt zu haben, war unter den politischen Einsichten, die sich dem Geiste des jungen Fürsten erschlossen, die folgenreichste. Wahrheit an Stelle des Scheines zu setzen, wurde für ihn Aufgabe des Lebens. In den Lehrbüchern, welche die allgemeine Lehre vom Staate vortragen, pflegt hervorgehoben zu werden, daß zum Begriffe desselben ein bestimmt abgegrenztes Land gehöre. Friedrich fügt treffend hinzu, daß ein wahrer und wirklicher Staat nur der Großstaat sei. Welcher Umfang für einen solchen erfordert wird, bemißt sich allerdings nicht ein für allemal nach der Quadratmeilenzahl, sondern hängt wesentlich ab von der Größe der übrigen Staaten, die mit ihm zu einem politischen System verflochten sind. „Krieg führen, Schlachten liefern, Festungen angreifen oder verteidigen, das ist ausschließlich Sache der großen Souveräne. Wer sie nachahmen will, ohne dazu die Macht zu haben, gleicht dem Manne, der das Geräusch des Donners nachmachte und sich dann einbildete, Suppiter zu sein.“ (Oeuvres VIII, 96.)

In dem fast gleichzeitig mit seiner Thronbesteigung veröffentlichten „Anti-machiavel“ wird Friedrich nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Kleinstaaterei kein normaler oder etwa gar ein idealer Zustand sei, sondern

ein Ubel, ein Zeichen politischer Zerrüttung. Die kleinstaatliche Zerspaltung Italiens hat wesentlich jenen Zustand sittlicher Verwilderung und Verkommenheit herbeigeführt, aus dem allein die lasterhaften Züge erklärt werden, wodurch die politischen Lehren des Machiavelli verunstaltet sind. Der Verfasser des „Antimachiavel“ neigt sogar der Ansicht zu, daß der Geist des florentinischen Staatsmannes gelitten habe unter dem Einflusse der Kleinstaaterei: „Machiavelli,“ sagt er (Oeuvres VIII, 105), „schrieb nur für kleine Fürsten, und ich gestehe, daß ich bei ihm fast nur kleine Ideen erblicken kann.“ Der kleinfürstliche Dünkel aber, der die Blöße seiner politischen Unmacht durch prahlerische Nachäffung der Formen des Königtums à la Louis XIV. zu bedecken suchte, ist von niemand heißender verspottet und unbarmherziger bloßgestellt worden als von Friedrich. „Die meisten Kleinfürsten“, schreibt er (Oeuvres VIII, 95), „und besonders die deutschen, ruiniren sich durch einen zu ihren Einnahmen außer Verhältnis stehenden Aufwand, zu dem sie veranlaßt werden durch das schwindelnde Bewußtsein ihrer eingebildeten Größe; sie richten sich zu Grunde, um die Ehre ihres Hauses aufrecht zu erhalten, und aus Eitelkeit schlagen sie einen Weg ein, der sie ins Elend und an den Bettelstab bringt. Jeder Sproß eines fürstlichen Hauses, bis herab zum jüngern Sohn einer apaganirten Seitenlinie, bildet sich ein, etwas in der Art Ludwigs XIV. zu sein: er baut sein Versailles, er hat seine Mätressen, er unterhält seine Armeen.“

Die Ansicht des großen Königs von der Stellung des Monarchen seinem Volke gegenüber ist vielleicht derjenige Punkt seiner Staatslehre, der es am meisten bedauern läßt, daß ihr von seiten der Fachwissenschaft so lange nicht die verdiente Beachtung zu teil geworden ist. Das theokratische Königtum Ludwigs XIV. hatte sich eine Stellung über dem Staate gegeben, das Volk war, dieser Auffassung zufolge, für seinen Beherrscher da, Staatszweck war der Fürst. Nach der entgegengesetzten Seite hin ausschweifend, machte die revolutionäre Staatslehre, die Doktrin von 1789, die Obrigkeit zur Dienerin des herrschenden Volkes. Diesem kommt von Rechts wegen die Souveränität zu, die Regierenden handeln nur als seine Beauftragten und nach Maßgabe des ihnen gewordenen Auftrages. Die von der neuern Staatswissenschaft erst mit vieler Mühe wieder zur Geltung gebrachte Wahrheit hat schon bei Friedrich ihren klassischen Ausdruck gefunden. Die Obrigkeit ist das herrschende Glied im Organismus des Staates. Der Staat ist der umfassende Zweck, der beides in sich begreift: Obrigkeit und Unterthanen, Fürst und Volk. Der Fürst ist der erste Diener des Staates.

Erst einer Zeit, die den Zusammenhang der Rousseauschen Theorie mit der Praxis der Guillotine kennen gelernt hatte, ist in seiner ganzen Schärfe der Gegensatz klar geworden, in welchem die sogenannte naturrechtliche Erklärung der Entstehung des Staates sich jeder historischen Begründung desselben gegenüberstellt. So ist es kein Wunder, wenn Friedrich der Große sich arglos

Wendungen und Nebeweisen der revolutionären Naturrechtslehre aneignete, während in Wahrheit sein grundsätzlicher Standpunkt diesem ganzen Gedankensystem widerspricht. Welches ist das oberste Prinzip, aus dem das Naturrecht seine Sätze ableitet? Das Zusammenleben gleichberechtigter Lebewesen. Wo findet Friedrich das gestaltende Prinzip staatlicher Ordnung? In der natürlichen Autorität. Von Jean Jacques Rousseau kannte der König den *Émile*, über den er sich in verschiedenen Stellen seiner Briefe sehr abfällig äußert; gegen Rousseaus Anpreisung der Gleichheit im Naturzustande richtet sich eine am 27. Januar 1772 in der Berliner Akademie verlesene Abhandlung Friedrichs, in der er den Genfer Philosophen einen Wahnwizigen nennt. Des Rousseauschen *Contrat social* hat er nirgends Erwähnung gethan. Der Ausdruck „Gesellschaftsvertrag“ — und zwar unterschiedslos *pacts social* oder *contrat social* — findet sich in den Werken des Königs äußerst selten; außer in dem 1777 verfaßten „Versuch über die Regierungsformen“, wo er einmal vorkommt, besonders in den „Briefen über die Vaterlandsiebe“, wo man ihm siebenmal begegnet. Nichts ist klarer, als daß Friedrich weit entfernt war von jeder Ahnung, daß er in dem Ausdruck „Gesellschaftsvertrag“ das Stichwort einer großen sozialen und politischen Revolution vor sich habe. Aus der gleichen Arglosigkeit erklärt es sich, wenn er (*Oeuvres* VIII, 66) ohne weiters von den Völkern spricht, die sich Souveräne gegeben haben, um von ihnen beschützt zu werden, und nur unter dieser Bedingung sich ihnen unterworfen haben. Haben sich die Kinder einen Vater gegeben? Von der väterlichen Autorität und Gewalt leitet aber Friedrich an verschiedenen Stellen seiner Werke die Zwangsgewalt her, die der Obrigkeit zusteht, wenn auch gewöhnlich nicht mit dem vollen Bewußtsein des Gegensatzes gegen die naturrechtliche Doctrin. „Das Bedürfnis, Ordnung zu schaffen in ihren Häusern, hat die Familienväter ohne Zweifel genötigt, feste Regeln aufzustellen für das häusliche Verhalten der Familienmitglieder. Dieses Bedürfnis wiederholte sich in erweitertem Maße: man veröffentlichte Gesetze, man setzte Obrigkeiten ein, um für Beobachtung derselben zu sorgen.“ Wie? mit welchen Mitteln? Von der durchschlagenden Wichtigkeit gerade dieser Frage hat sich Friedrich offenbar nicht volle Rechenschaft gegeben, er nennt an verschiedenen Orten das allgemeine Vertrauen als die notwendige Vorbedingung für eine zweckentsprechende Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt. Das allgemeine Vertrauen kann aber selbstverständlich nur demjenigen entgegengebracht werden, der durch gemeinnützige Thätigkeit und Bewährung darin sich bereits Autorität erworben hat. Im Eingange des „*Antimachiavel*“ ist gesagt, daß „es die Völker für ihre Ruhe und ihre Erhaltung nötig fanden, Richter für die Schlichtung ihrer Streitigkeiten, Schirmherren zur Verteidigung von Hab und Gut gegen ihre Feinde, Herrscher für die Vereinigung ihrer Sonderinteressen zu einem Gemeininteresse zu haben; daß sie aus ihrer Mitte diejenigen zu Regenten wählten, die sie für die weisesten, unparteiischsten, uneigennützigsten, menschen-

freundlichsten und tapfersten hielten.“ Was der Schriftsteller hier betont, ist offenbar nicht die Freiheit der Wahl, die in der naturrechtlichen Theorie in den Vordergrund tritt, sondern der Zweck, der das Recht des Herrschers schuf, und die Eigenschaften, die ihn als solchen bezeichneten. Wenn das Volk wirklich zum Herrscher den weisesten, tapfersten u. s. w. haben wollte, so hatte es ja keine freie Wahl, denn dieser alle andern übertreffende könnte ja nur einer sein. Wie weit Friedrich entfernt war, mit wirklicher Annahme der obersten Grundsätze des Naturrechtes auch den Folgerungen derselben beizupflichten, erhellt am deutlichsten daraus, daß er bald dem Herrscher, bald den Gesetzen die Aufgabe zuweist, die Sonderinteressen zu einem Gemeininteresse zu vereinigen. Wo das Naturrecht eine Gewalt übertragen läßt, beschränkt es diese auf die aus dem Bedürfnis des Zusammenlebens hervorgehende Befugnis zur Sicherung der Person, des Eigentumes und der Verträge. Von einem „Gemeininteresse,“ vom „Vaterland als dem Asyl unsrer Wohlfahrt“ ist da keine Rede. Wenn der König einmal sagt: „Der Gesellschaftsvertrag ist eine stillschweigende Übereinkunft aller unter derselben Regierung stehenden Bürger, durch die sie sich verpflichten, mit dem gleichen Eifer an dem allgemeinen Wohle des Gemeinwesens mitzuarbeiten,“ so schwebt ihm offenbar das Ideal einer Volksgemeinschaft vor, wie er sie sich wünschte, an die Stelle des schlichten Ausdrucks „Vaterlandsliebe“ ist der mobilisch-wissenschaftliche „Gesellschaftsvertrag“ geschoben und von diesem ausgesagt, was jener zukommt. Wo Friedrich seine eigne Sprache redet, ist ihm die organische Natur des Staates niemals zweifelhaft, und eine Übertragung der obrigkeitlichen Gewalt an deren Inhaber durch das Volk, in welchem sie ursprünglich allein ruhte, hätte ihm ebenso seltsam vorkommen müssen, als etwa die Behauptung, die Fähigkeit zum Denken habe ursprünglich bei dem Kumpfe des Menschen geruht, sei aber dann dem Gehirn übertragen worden.

Wie oben bemerkt, war Friedrichs wissenschaftliches Denken wesentlich darauf gerichtet, ihm Aufklärung zu verschaffen über die Fragen, von denen sein Handeln, die Erfassung seiner Lebensaufgabe abhing. Was darüber hinaus in das Gebiet der reinen Theorie hineinreichte und andererseits durch keine Thatsachen der Erfahrung mehr erwiesen oder widerlegt werden konnte, war weniger geeignet, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Eigenen und reifen Gedanken werden wir in seinen Werken vorzugsweise da begegnen, wo die absolute Monarchie der Neuzeit, ihre Einrichtung und die Art und Weise, wie sie ihre Aufgabe erfüllt, Gegenstand der Betrachtung ist. Von vornherein weist der fürstliche Autor (Oeuvres VIII, 25) mit aller Energie die Vorstellung zurück, daß das Volk einzig und allein um des Fürsten willen da sei. „Es ist dies,“ sagt er, „ein Irrtum, von dem die Mehrzahl der Fürsten beherrscht ist. Sie glauben, Gott habe ausdrücklich und in Folge einer besondern Aufmerksamkeit für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, sie wähen ihre Untertanen nur dazu

bestimmt, die Werkzeuge und Diener ihrer ungeordneten Leidenschaften zu sein. Sobald der Grundsatz, von dem man ausgeht, falsch ist, müssen auch die Folgerungen bis ins Unendliche fehlerhaft sein. Daher dieser Gang nach falschem Ruhm, daher dieses unerfüllliche Verlangen, alles an sich zu bringen, daher die Härte der Abgaben, mit denen das Volk beladen ist, daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmut, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle die Laster, die die menschliche Natur entwürdigten."

Aus dem Satze, daß der Fürst das zum Herrschen berufene Organ, der erste Diener des Staates sei, ergibt sich, daß alle seine Handlungen geleitet werden müssen von der Pflicht, die seine Stellung ihm auferlegt. Mit anderer und, setzen wir hinzu, wissenschaftlich haltbarer Begründung kommt Friedrich so im wesentlichen zu Kants kategorischem Imperativ. Dem widerspricht nicht, daß er in einer besondern Abhandlung die Selbstliebe als Prinzip der Moral nachzuweisen sucht. Die Tugend ist dort erkannt als une heurenso disposition de l'esprit qui nous porte à remplir les devoirs de la société pour notre propre avantage. Setzen wir an Stelle des unglücklich gewählten Ausdrucks advantage das zutreffendere Wort Befriedigung, so kann jede ideale Befriedigung, also auch die aus dem Walten des Triebes der Pflichterfüllung hervorgehende, als eine die Selbstliebe affizierende Empfindung aufgefaßt werden. Pflichttrieb ist eine teils charakterologisch gegebene, teils durch Erziehung entwickelte Anlage. Der innere und äußere Beruf aber ist es, der jedem die Art der Befriedigung desselben zuweist. „Der gute Bürger," heißt es Oeuvres IX, 215, „ist ein Mann, der es sich zur unwandelbaren Regel gemacht hat, so viel an ihm liegt, der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, nützlich zu sein.“ Der Citoyen-Roi, das zum Herrschen berufene Mitglied der Staatsgemeinschaft, wird vor allen Dingen sich Rechenschaft davon zu geben haben, welche Pflichten seine besondere Stellung an der Spitze des besondern Staatswesens, dessen Wohl ihm anvertraut ist, ihm auferlegt. Glückliches Preußen, dessen König so durch und durch ein Preuße war! Glücklicher König, dem die Vorsehung im höchsten Maße gerade die Anlagen zugeteilt hatte, die der Augenblick des Staatslebens, wo er die Zügel ergriff, vor allen andern erforderte! Das Zusammenfallen des innern und äußern Berufes ist das höchste Gnabengeschenk, das der Sterbliche vom Schicksal sich erbitten darf. Dann kann die Pflicht zur Seligkeit, zur höchsten Befriedigung des eignen Selbst werden.

Erstaunlich ist es zu nennen, mit welchem freien Blick der König, dessen Denken so ganz auf Erkenntnis seiner Stellung und Pflicht gerichtet war, doch geschichtliche Erscheinungen zu beurteilen vermochte, die seinem eignen Streben ganz entgegengesetzt waren. Er selbst arbeitete sein Leben lang daran, seinen Staat wie eine Maschine einzurichten, die dem Druck seines Fingers gehorchte. Dabei kann er aber im „Antimachiavel" (Oeuvres VIII, 101) schreiben: „Man hat mehr als einmal bemerkt, daß die Staaten, die eben einen Bürgerkrieg

durchgemacht hatten, ihren Gegnern außerordentlich überlegen waren, weil in einem Bürgerkriege alles Soldat ist, weil das Verdienst sich unabhängig von der Gunst geltend machen kann, weil alle Talente zur Entwicklung kommen und die Menschen die Gewohnheit annehmen, zu entsalten, was sie an Mut und Klugheit besitzen.“ Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß ein Bürgerkrieg immer von so annehmbaren Folgen begleitet sein müsse. Die Dinge dieser Welt weisen überall die größte Verschiedenheit auf, und wenn man auf die Einzelheiten eingeht, wird man finden, daß die Unterschiede staatlicher Formen und staatlicher Zustände ins Unendliche gehen. Daher ist es kaum möglich, allgemeingiltige Regeln für das staatliche Handeln zu geben, allgemeine politische Lehren aufzustellen, die sich freihalten würden von dem Vorwurfe, für die Praxis wenig brauchbare Gemeinplätze zu sein. Ein verhältnismäßig kurzer Zeitraum ist verfloßen seit der Zeit, wo Machiavelli sein Buch vom Fürsten schrieb, und doch hat sich inzwischen die Welt so sehr geändert, daß sie kaum wiederzuerkennen ist. Eine Reihenfolge geschichtlicher Vorgänge hat eine so allgemeine und tiefgreifende Umgestaltung herbeigeführt, daß auch von den Sätzen, die zu Machiavellis Zeiten ihre Wahrheit gehabt haben mögen, die meisten auf unsre moderne Politik nicht mehr anwendbar sind. Wie die Menschen geboren werden, eine Zeit lang leben und dann an Alter oder Krankheit sterben, so haben die Staaten ihre bestimmte Lebenszeit. Die größten Monarchieen sind davon nicht ausgenommen. Wenn gewaltige Reiche zu grunde gehen, so ist die erste Ursache davon immer in der Schwächung der Institutionen zu suchen. Die Geschichte lehrt, daß diejenigen Grundgesetze der Staaten am längsten bestanden haben, die sich das allgemeine Wohl zum Ziele gesetzt haben und am meisten dem Geiste des Volkes entsprechen, dessen staatliches Leben sie regeln. Der oft bis zu blinder Verehrung gehende Respekt, den die Menschen dem Althergebrachten widmen, die Achtung vor dem, was die Probe bestanden hat, machen, daß erbliche Monarchien am leichtesten zu regieren sind. Die im eigentlichen Sinne monarchische Regierung, die unumschränkte Alleinherrschaft, ist (Oeuvres IX, 198) die schlechteste oder die beste aller Staatsformen, je nach der Beschaffenheit ihrer Anwendung. Die Ursachen, die eine monarchische Regierung zu einer schlechten machen, mögen verschiedenartig sein, sie entspringen aber schließlich immer dem Charakter des Fürsten. In dieser Abhängigkeit von der Persönlichkeit des Regierenden liegt eine unbestreitbare Schwäche der Regierungsform.

Hier stellt sich die Frage ein, ob es denn dem Scharfblick des großen Königs ganz entgangen sei, daß eben diese Schwäche des von ihm gehandhabten Systems die Aufgabe stelle, irgendwie eine Abhilfe zu schaffen, oder wenigstens die mit dem Absolutismus verbundenen Unzuträglichkeiten zu mildern, ohne die Vorzüge desselben zu beeinträchtigen, die namentlich in der sichern und schlagfertigen Zusammenfassung aller staatlichen Machtmittel im gegebenen Augen-

blicke bestehen. In den „Briefen über die Vaterlandsliebe“ aus dem Jahre 1779 (Oeuvres IX, 216) äußert der König: „Die guten Monarchien, deren Regierung weise und mild ist, bilden heutzutage eine Staatsform, die der Oligarchie näher steht als dem Despotismus; die Gesetze allein sind es, die in ihnen regieren. Denke man sich die Zahl der Personen, die im Räte des Fürsten, in der Justiz- und Finanzverwaltung, im auswärtigen Dienste, im Handels- und Verkehrswesen, im Heere, in der innern Verwaltung angestellt sind; nehme man die dazu, die in den Provinzialständen Sitz und Stimme haben, sie alle haben teil an der Staatsgewalt (participent à l'autorité souveraine). Der Fürst ist daher kein Despot, der bloß seiner Laune folgen dürfte. Man muß ihn als den Mittelpunkt betrachten, in den alle vom Umkreis aus gezogenen Strahlen einmünden.“ Der König gesteht also hier den Beamten einen gewissen Anteil an der Regierungsgewalt zu, und mit Recht. Wenn der Fürst der oberste Beamte des Staates ist, so sind die übrigen Staatsbeamten zwar seine Untergebenen, aber nicht bloß seine persönlichen Diener. In der Vertretung der verschiedenen Volks- und Staatsinteressen durch das Beamtentum mochte man bis auf weiters eine Einrichtung erblicken, die im wesentlichen die Dienste einer konstitutionellen Volksvertretung ersetzen konnte, vorausgesetzt, daß der König und seine Beamten immer von einem gleich lebendigen Pflichtgefühl befehl waren, und daß überdies die Verwaltung eine den fortschreitenden Bedürfnissen der Zeit jeweils entsprechende Organisation besaß.

Nicht bloß straffe Zusammenfassung, sondern auch höchste Anspannung aller Kräfte ist besonders dem preussischen Staate vonnöten, der unter den Großstaaten Europas seinen Platz genommen hat und doch verhältnismäßig klein ist. „In Frankreich ist jeder Minister gewissermaßen König in seinem Departement, in den Finanzen, im Kriegswesen, in den auswärtigen Angelegenheiten. Aber es fehlt die Hand, die das Ganze zusammenfaßt und alle ihre Arbeiten auf ein bestimmtes Ziel hinlenkt. Wenn etwas Ähnliches im preussischen Staate begegnete, so wäre er verloren. Die großen Monarchien erhalten sich trotz der Mißbräuche, ihr Gewicht und die innewohnende Kraft hält sie aufrecht, während kleinere Staaten bald erdrückt werden, wenn nicht alles in ihnen Kraft, Nerv und energischer Wille ist (si tout en eux n'est force, nerf et vigueur).“ (Oeuvres IX, 191.) Stete Wachsamkeit ist daher Lebensbedingung für den preussischen Staat. „Solange er,“ heißt es ebenda, „nicht größere Festigkeit und bessere Grenzen gewonnen haben wird, muß er Regenten haben, welche immer auf Wache stehen (qui soient toujours en vedette).“

Die geschichtlichen und geographischen Bedingungen des Bestehens und des Wachstums des preussischen Staates, die Friedrich mit schärferem Blick als irgend jemand erfaßte, machen diesem Staate und seinem Fürsten den militärischen Charakter zur Notwendigkeit. In dem Exposé du gouvernement Prussien sagt der König kurz und bündig: „Wenn der Souverän sich des Militärwesens

nicht selber annimmt und allen mit seinem Beispiel vorangeht, so ist es aus mit uns (tout est fini)." (Oeuvres IX, 186). Die Notwendigkeit für den preußischen Adel, im Waffendienste seine Hingebung an König und Vaterland zu erproben, wird in so berber Weise ausgesprochen, daß es schade wäre, durch Übersetzung den klassischen Ausdruck irgendwie abzuschwächen. Er steht in der dem Major Borcke für die Erziehung des Thronfolgers gegebenen Instruktion (IX, 39): Tout homme de naissance qui n'est pas soldat, n'est qu'un misérable.

Trotz alledem war sich Friedrich bewußt, daß der Fürst nicht im Soldaten aufgehen dürfe, und daß die Armee wohl der starke Arm des Staates sei, die dauernde Kraft desselben aber im Gedeihen und in der Vaterlandsliebe aller Bevölkerungsklassen ruhe. „Ein gut regiertes Königreich," erklären die „Briefe über Vaterlandsliebe", „muß einer Familie gleichen, deren Vater der Fürst ist, die Untertanen seine Kinder (also nichts von Gesellschaftsvertrag, sondern sittliches Verhältnis!); sie teilen gutes und böses, denn der Fürst kann nicht glücklich sein, wenn sein Volk im Elend lebt. Ist diese Verbindung wohl gelittet, so erzeugt die Pflicht der Dankbarkeit gute Bürger, weil sie mit dem Staate zu innig verbunden sind, um sich von ihm trennen zu können. Sie hätten dabei alles zu verlieren und nichts zu gewinnen." (Oeuvres IX, 216). Besonders muß dem Herrscher das Wohl der ärmeren Klassen am Herzen liegen. „Der Souverän muß oftmals der Lage des armen Volkes gedenken, sich an die Stelle eines Bauern oder Handwerkers setzen und sich dann sagen: Wenn ich in der Klasse dieser Bürger geboren wäre, deren Kapital ihre Arme sind, was würde ich dann vom Herrscher verlangen? Was dann der gesunde Menschenverstand dem Fürsten als zweckmäßig bezeichnet, das auszuführen wird er sich zur Pflicht machen." (IX, 205).

Aus der pflichtmäßigen Fürsorge des Fürsten für sein Volk, aus der vertrauensvollen Hingebung des Volkes an den Fürsten erwächst die wahre Vaterlandsliebe, die Friedrich mit schönem Ausdruck (II, 6) die bürgerliche Religion des Landes nennt. In echter Vaterlandsliebe geeint, werden Fürst und Volk stark sein, ohne daran zu denken, die Macht des Staates zu mißbrauchen, um Eroberungen zu machen, die nicht dem Ganzen frommen, sondern nur eitle Ruhmsucht vergnügen würden. Da der Staat aber zur Erfüllung seiner Aufgaben vor allem der Macht bedarf, so wird allerdings sein Oberhaupt darauf bedacht sein müssen, mit weitschauendem Blick teils die Gelegenheit zu erpähnen, wo ohne Verletzung des Rechtes ein Machtzuwachs sich ermöglichen läßt, namentlich aber Vorsorge zu treffen, daß man der eifersüchtigen Gegnerschaft anderer Mächte womöglich niemals allein entgegenzutreten habe. Das schwierige Kapitel der Bündnisse ist vom König öfter und eingehend behandelt worden. Sein eignes Verhalten mit Bezug auf Bundestreue ist von manchen bemängelt worden. Das Prinzip desselben hat er schon im

„Antimachjavel“ mit klaren Worten ausgesprochen. „Ich gestehe,“ heißt es da (VIII, 122), „daß es fatale Notwendigkeiten geben kann, die einen Fürsten in die Lage versetzen, seine Verträge und Bündnisse zu brechen. Aber er muß sich von seinen Verbündeten als ehrlicher Mann trennen, indem er ihnen bei Zeiten offen seinen Entschluß mitteilt, namentlich aber darf man es zu einem derartigen äußersten Schritte niemals kommen lassen, ohne daß dringende Notwendigkeit und die Rücksicht auf die Rettung des eignen Volkes ihn fordern.“ Für die Pflege dauernder freundschaftlicher Beziehungen giebt der König folgendes als Gesichtspunkt an (IX, 187): „Einer der obersten Grundsätze der Politik besteht darin, daß man suchen muß, mit demjenigen seiner Nachbarn verbündet zu bleiben, der gegen den Staat die gefährlichsten Schläge führen könnte. Aus diesem Grunde sind wir mit Rußland verbündet, weil wir auf diese Weise den Rücken frei haben nach der Ostgrenze des Staates hin. Die Zeiten können sich ändern, und die Seltsamkeiten der Konjunkturen können uns veranlassen, andre Verpflichtungen einzugehen, aber bei keiner Macht wird uns ein freundschaftliches Verhältnis so viele Vorteile bringen, wie bei Rußland.“ Da zwischen Preußen und Oesterreich, auch abgesehen von der Erinnerung an Schlesiens, die Eifersucht mit Bezug auf die Stellung in Deutschland kein rechtes Vertrauen aufkommen lassen konnte, so bemerkt Friedrich kurz: „Ich spreche nicht von Oesterreich, mit dem ein festes Band zu knüpfen beinahe ein Ding der Unmöglichkeit zu sein scheint.“

Was den Schriftsteller wie den Politiker Friedrich in so ganz einziger Weise auszeichnet, das ist die großartige Unbefangenheit, die, unbeirrt von aller Phrase, von allem Pomp und Schein des Herkommens, die Dinge so nimmt und so nennt, wie sie in Wirklichkeit sind. Oesterreich wird in seinen politischen Beziehungen zu Deutschland jeder andern fremden Macht vollkommen gleich gestellt. In den politischen Fingerzeigen, die der König zu Anfange des Jahres 1744 unter dem Namen „Fürstenspiegel“ dem zum Antritt der Regierung nach Stuttgart abreisenden Herzog Karl Eugen von Württemberg mit auf den Weg gab, wird dem jungen Fürsten folgendes zur Nachachtung empfohlen: „Die Lage Deines Landes, das zugleich an Frankreich und an die Staaten des Hauses Oesterreich grenzt, nötigt Dich, diesen beiden mächtigen Nachbarn gegenüber eine nach beiden Seiten hin wohl abgemessene, gleichmäßige Haltung zu beobachten. Zeige keine Vorliebe weder für das eine, noch für das andre der beiden Reiche, daß ihre Beherrscher Dir niemals Parteilichkeit vorwerfen können. Denn je nachdem sich das Glück auf die eine oder auf die andre Seite neigt, würden sie nicht verfehlen, abwechselnd Dich büßen zu lassen für das, was jeder glauben würde mit Recht Dir schuld geben zu können.“

Das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland findet sich schon in dem ersten politischen Aufsatze, der uns von dem jugendlichen Kronprinzen von Preußen aus dem Jahre 1738 aufbewahrt ist, mit kurzen Worten so treffend charakterisirt,

daß noch heute, nachdem 150 Jahre seit der Niederschrift dieser Zeilen verfloßen sind, kein Jota daran zu ändern sein dürfte. Nur daß eben, Dank dem großen Nachfolger des großen Friedrich, dem ersten deutschen Kaiser im neuen Reiche, die beiden Voraussetzungen für die Furchtbarkeit der französischen Macht, der Besitz Straßburgs und die politische Zersplitterung Deutschlands, nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern nur noch in den Wünschen der Franzosen vorhanden sind. Was aber die Franzosen stets zu thun bereit wären, wenn sie nur könnten, und was wir zu thun und zu meiden haben, um ihren Absichten einen Niegel vorzuschieben, das kann nicht klarer und schöner gesagt werden, als es von Friedrich gesagt worden ist. Die Stelle findet sich in den *Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe* (Oeuvres II, 20f.). Der Verfasser erinnert an König Philipp von Makedonien, der sich mit Gewalt in den Besitz von Phokis setzte und die Thermopylen wegnahm, wodurch er den Schlüssel Griechenlands in seine Hände bekam und in der Lage war, zu jeder Zeit, die ihm gelegen erscheinen mochte, mit Waffengewalt ins Innere von Griechenland vorzubringen. Dann heißt es weiter: „Die Geschichte Frankreichs liefert uns ein Beispiel, das ganz und gar an den eben angeführten Vorgang aus der alten Geschichte erinnert. Jedermann versteht, daß ich von der Erwerbung Straßburgs und des Elsasses spreche. Diese uns jetzt verloren gegangenen Gebiete waren einst die Thermopylen oder das Bollwerk Deutschlands, und Lothringen, das vor kurzem vom Reiche abgerissen wurde, entspricht durch seine Lage dem alten Phokis. Die Art, wie die Franzosen sich dieser deutschen Länder bemächtigt haben, ist so übereinstimmend mit dem Vorgehen des Makedoniers Philipp, daß auf eine vollkommene Übereinstimmung auch in den Absichten geschlossen werden muß. Philipp blieb nicht bei den Thermopylen stehen, er ging weiter. Was die Griechen betrifft, so bildeten sie sich über die Fortschritte des Makedoniers ein sehr oberflächliches Urteil. Sie meinten thörichterweise, wenn der Tod sie von diesem gefährlichen Feinde befreite, so wäre damit jede Gefahr beseitigt. Ganz ebenso kanngeizert man jetzt in Europa: wenn der ober oder der Minister stürbe, so könne man wieder ruhig sein. Als ob nicht bei jedem seiner Nachfolger sich dieselben Absichten, dieselben Entwürfe einstellen würden. Man tröstet sich so mit kleinen Hoffnungen, wie es schwache Seelen und kleine Geister im Brauche haben. Man erlaube mir aber hier anzuführen, was Demosthenes in seiner ersten Philippika seinen Athenern vorhielt: „Philipp ist tot, wird der eine sagen. Nein, wird der andre erwidern, aber er ist krank. . . Ei, sei er tot oder sei er noch am Leben, was macht das aus? Wenn ihr Athener diesen Philipp nicht mehr habt, so werdet ihr euch bald einen andern gemacht haben, falls ihr nicht euer ganzes Verhalten ändert. Denn Philipp ist das geworden, was er ist, nicht sowohl durch eigne Kraft, als durch eure Fahrlässigkeit.“

Vielleicht hat Paul Janet Recht, wenn er dem großen Friedrich unter

den reinen Theoretikern keinen Platz gönnen will, d. h. unter denen, mit deren Theorie die Praxis nichts anzufangen weiß. Mag der Staatslehre des Königs die durchgebildete Systematik fehlen, an Fülle klarer, wahrer und großer Gedanken ist sie unübertroffen.



Verabschiedete Offiziere in der Polizeiverwaltung.



Nummer 14 und 15 dieses Jahrganges der Grenzboten findet sich ein von kundiger Hand geschriebener Aufsatz: Verabschiedete Offiziere, der sich mit dem wenig beneidenswerten Lose dieser Herren befaßt und ihre Verwendung in bürgerlichen Stellen befürwortet. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß in Preußen die Übernahme von Offizieren außer Dienst in Zivilstellen regelmäßig erfolge und deshalb die Aufmerksamkeit in dieser gewiß wichtigen Angelegenheit sich wesentlich auf nicht preussische deutsche Staaten zu lenken habe. Diese Ansicht ist jedoch irrig, weil auch in Preußen die Anstellung von frühern Offizieren im Zivildienste, selbst für solche Stellen, die besonders gut für sie geeignet sind, und die ihnen bestimmungsmäßig offen stehen, viel seltener erfolgt, als man annimmt. Zu solchen Stellen gehören die der höhern Polizeireferentenbeamten, welche in Berlin Polizeihauptleute und Polizeileutnants, in den Provinzen Polizeieinspektoren und Polizeikommissare heißen. Obwohl durch die ministeriellen Bestimmungen vom 9. Mai 1837 und 23. Juni 1841 vorgeschrieben ist, daß zu Polizeikommissaren verabschiedete Offiziere oder Referendare genommen werden sollen, finden sich erfahrungsmäßig bei den Polizeibehörden in Preußen, das Polizeipräsidium in Berlin ausgenommen, fast keine Offiziere, sondern überwiegend frühere Unteroffiziere oder Feldwebel in den Exekutivstellen. Eine uns vorliegende Fachschrift: Die bestehende Organisation und die erforderliche Reorganisation der preussischen Polizeiverwaltung (Berlin, Friedrich Luchardt) beleuchtet auf Grund statistischer Ermittlungen die Verhältnisse der kommunalen Polizeiverwaltungen in den preussischen Städten über 25000 Seelen. Sie stellt neben andern, geradezu verblüffenden Mitteilungen, wie ein hochangesehener rheinischer Bürgermeister sich ausdrückt, fest, daß in diesen wenigen Städten 11 Polizeieinspektoren und 75 Polizeikommissare und 457 Schutzleute fehlen, und daß von den zur Zeit angestellten Polizeieinspektoren keiner dem Offizierstande angehört hat. Auch bei den Polizeikommissaren

verhält es sich so, und nicht bloß bei den kommunalen, sondern auch bei den königlichen Polizeiverwaltungen. Der Grund zu dieser Erscheinung mag teilweise darin liegen, daß die Benennung Polizeinspektor und Polizeikommissar den ausgeschiedenen Offizieren nicht standesgemäß erscheint und zu der Annahme Veranlassung giebt, es stehe eine solche Stelle unter der eines Polizeileutnants in Berlin. Der wesentliche Grund aber liegt nicht in den mangelnden Meldungen außerdienstlicher Offiziere, sondern in der Abneigung vieler Behörden gegen sie und in der unzureichenden Kontrolle der anstellenden Behörden und Beamten. Die erwähnten ministeriellen Bestimmungen treffen auch für die heutige Zeit vollständig zu, ja in höherem Grade als früher, da die heutige, mehr zum Gemeingute gewordene Bildung höhere Ansprüche an die Beamten stellt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Unteroffizierstand der preussischen Armee — Ausnahmen sind selbstverständlich — im allgemeinen nicht die Bildung hat, die zu einem Polizeikommissar (Polizeileutnant) und Polizeinspektor (Polizeihauptmann) heutzutage unbedingt nötig ist. Die allmähliche und gründliche Anleitung der Schutzeute, sowie die Stellung zu diesen, das Studium und die Anwendung der zahlreichen und oft verwickelten Strafgesetze (Gewerbeordnung, Strafprozeßordnung u.), der Gebrauch der unzähligen Ortspolizeiverordnungen, die bei den heutigen Verkehrsverhältnissen nötige Kenntnis fremder Sprachen erfordern eine gute, über das Gebiet der Volksschule hinausgehende Schulbildung und eine hinreichende Aneignung guter gesellschaftlicher Formen, wie man sie in dem Unteroffizierstande nicht erwarten kann, wohl aber bei den Offizieren findet. Der Mangel solcher Elemente in dem Exekutivpersonal verschuldet in nicht geringem Grade die ungenügende Ausbildung der Schutzeute, Polizeisergeanten und Polizeidiener und das oft bemerkte unsichere öffentliche Auftreten derselben. Daß bei solchen Gelegenheiten nicht wieder gut zu machende Fehler vorkommen, ist schon hieraus leicht erklärlich. Liegt aber die Notwendigkeit vor, gebildetere Elemente im Polizeidienste zu verwenden, so möge man nicht länger zögern, die vorerwähnten Anstellungsbestimmungen von neuem wieder und zwar dauernd zur Anwendung zu bringen. Sehr ratsam erscheint es übrigens, daß tüchtige, aus dem Offizierstande hervorgegangene Exekutivbeamte auch in höhere Polizeistellen befördert werden, da diese ihrer Natur nach nicht dazu bestimmt sind, Durchgangsstationen zu sein, auf denen Lehrgeld bezahlt werden muß, sondern erst dann zum Vorteile des betreffenden Verwaltungsbezirktes ausgefüllt werden können, wenn die Beamten sich genaue Orts- und vielfache Personenkenntnis angeeignet haben. Die bei den preussischen Offizieren verlangte Schulbildung der Realgymnasien macht sie zu dergleichen Stellen sehr geeignet.

Die obenerwähnte Zahl der fehlenden höheren Exekutivbeamten in den preussischen Städten über 25 000 Seelen mit kommunaler Polizeiverwaltung erhöht sich noch ganz erheblich durch Hinzurechnung der königlichen Polizeiverwaltungen. Von ganz besondrer Wichtigkeit dürfte aber der Umstand sein,

daß jede auch weniger als 25 000 Seelen zählende städtische wie ländliche Gemeinde auf je 10 000 Seelen erfahrungsmäßig mindestens einen Polizeikommissar und auf mehr als zwei Polizeikommissare einen Polizeinspektor erfordert. Wie wenig aber dieser Anforderung genügt wird, zeigt unter anderm die obenerwähnte Fachschrift. Es würde bei Zusammenstellung des Bedarfs sich eine Zahl von mehreren hundert Stellen ergeben, die ebensovielen außerdienstlichen Offizieren eine bessere Lebensstellung gewähren würden, als Agentenstellen für Versicherungsanstalten u. dgl.

Bei dieser Gelegenheit möge die Frage gestreift werden, ob nicht die Zeitverhältnisse eine Vermehrung der Exekutivbeamten erfordern. Diese Frage würde durch Revisionen der örtlichen Polizeiverwaltungen, die in Preußen durch die ministeriellen Verfügungen vom 16. Februar 1831 und 22. April 1831 vorgeschrieben sind, jetzt aber nicht mehr zur Ausführung kommen, unbedingt in bejahendem Sinne entschieden werden müssen, da die in der Polizeiverwaltung Preußens sich zeigenden Fehler größtenteils durch Beamtenmangel verschuldet werden. Wenn man bedenkt, daß z. B. in der Stadt Altona ein Polizeinspektor, 6 Polizeikommissare und 21 Schutzleute, in Barmen 4 Polizeikommissare und 27 Schutzleute, in Düsseldorf 4 Polizeikommissare und 20 Schutzleute, in Elberfeld 5 Polizeikommissare und 26 Schutzleute, in Krefeld 3 Polizeikommissare und 26 Schutzleute, in Dortmund 4 Polizeikommissare und 25 Schutzleute, in Essen a. R. 3 Polizeikommissare und 16 Schutzleute, in Kiel 4 Polizeikommissare und 13 Schutzleute, in Görlitz ein Polizeinspektor, ein Polizeikommissar und 15 Schutzleute, in Münster in Westfalen zwei Polizeikommissare und 15 Schutzleute, in Duisburg 3 Polizeikommissare und 11 Schutzleute, in Remscheid ein Polizeinspektor, 2 Polizeikommissare und 16 Schutzleute, in Flensburg ein Polizeinspektor, 2 Polizeikommissare und 9 Schutzleute fehlen, so ist es erklärlich, daß die Kriminalpolizei in diesen Städten überhaupt mangelhaft ist, eine ordentliche Steckbriefkontrolle in den meisten Fällen nicht geführt wird, photographische Sammlungen der Gewohnheitsverbrecher und Prostituirten vielfach nicht vorhanden und die Fehler und Prostituirten nicht ordentlich beaufsichtigt sind, die Vorschriften über Behandlung der Bettler und Vagabunden unausgeführt bleiben, die Handhabung der Gesundheits-, Bau- und Feuerpolizei eine geradezu unbezeichnare ist, die wenig vorhandenen Polizeiposten auf den Straßen und Bahnhöfen nicht ordentlich kontrollirt werden, kurzum, daß die Unsicherheit der Person und des Eigentums sehr groß ist.

Die Kölnische Zeitung schrieb unter dem 19. Juli dieses Jahres aus Westfalen: In dem Industriebezirke nehmen die Verbrechen gegen das Leben in letzter Zeit in geradezu erschreckender Weise überhand. Vor kurzem wurde in Dortmund ein Fuhrunternehmer mit Namen Brindmann von ruchlosen Burfschen erstochen, vor acht Tagen fand man in Lütgen-Dortmund die Leiche eines erstochenen Bergmanns; in der Nacht zum Sonntag wurde in Marten

ein Mauerpolicier derart mit dem Messer bearbeitet, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird; er war mit einer andern Person vertauscht worden. In derselben Nacht wurde zu Brakel ein Bergmann erstochen. Dergleichen Hilferufe, deren die Presse gewiß noch manche veröffentlichen könnte, fordern zu energischer Abwehr auf. Kann auch nicht jede Unsicherheit durch die Polizei abgewendet werden, so kann doch durch gute Erziehung und strenge Pflächterfüllung der Exekutive vieles verhindert werden.

Mit dem Verfasser des eingangs erwähnten Aufsatzes sind wir vollständig darin einverstanden, daß es sehr zweckmäßig sein würde, einen auf Anstellung verabschiedeter Offiziere zielenden Antrag im Reichstage einzubringen; aber noch besser scheint es uns, daß die Regierungen die Sache ohne Antrag in die Hand nehmen, und daß die preussische Regierung vorgehe. Es ließe sich hierbei die Anforderung des Staates mit dem Bedürfnis einzelner Teile, nämlich der Gemeinden, und dem Glücke vieler tüchtiger Leute in Übereinstimmung bringen.



Die Privatklage.



Die dritte Abteilung des kürzlich in Stettin abgehaltenen deutschen Juristentags hat sich unter anderm mit der Frage beschäftigt, ob es angemessen erscheine, die prinzipale Privatklage auf die Körperverletzungen des § 223a des Strafgesetzbuchs, sowie auf Sachbeschädigung und Hausfriedensbruch auszudehnen. Nach längerem Hin- und Herreden gelangte folgender Antrag des Kammergerichtsrats Dr. Nishausen in Berlin zur Annahme: Der Juristentag wolle beschließen: „Eine spezielle Bezeichnung einzelner Delikte, auf welche die prinzipale Privatklage auszudehnen sei, empfiehlt sich nicht. Die Frage, welche Ausdehnung dem Privatklageverfahren bei einer etwaigen Reform des Strafprozesses zu geben sei, erheischt vielmehr eine prinzipielle Lösung.“ Man sieht, der Beschluß trägt allen Anschauungen etwas Rechnung, indem er einerseits eine Ausdehnung des Privatklageverfahrens nicht geradezu von der Hand weist, andererseits aber diese Ausdehnung nur bei einer etwaigen Reform des ganzen Strafprozesses erwogen wissen will. Unseres Erachtens wäre es gut gewesen, wenn der deutsche Juristentag sich mit voller Entschiedenheit gegen jede Ausdehnung des Privatklageverfahrens ausgesprochen, wenn er klar gesagt hätte: Wir wollen das Privatklageverfahren nicht abschaffen, da wir es für notwendig halten, wir halten es aber für sehr verbesserungsbedürftig und müssen jeder Ausdehnung desselben auf andre Straftaten als Beleidigungen und leichte Körperverletzungen entschieden

widerraten. Ein solcher Beschluß wäre wohl den meisten der praktischen Juristen, die mit der Privatklage zu thun haben, aus der Seele gesprochen gewesen.

Nach § 404 der Strafprozeßordnung können jetzt Beleidigungen und Körperverletzungen, soweit die Verfolgung nur auf Antrag eintritt, von dem Verletzten auf dem Wege der Privatklage verfolgt werden, ohne daß es einer vorgängigen Anrufung der Staatsanwaltschaft bedarf. Der Entwurf zur Strafprozeßordnung hatte neben dieser sogenannten prinzipalen Privatklage, die jedem Verletzten ganz unabhängig von einer vorherigen Anrufung der Staatsanwaltschaft in den bezeichneten Fällen gegeben ist, noch die sogenannte subsidiäre Privatklage in sein System aufgenommen. Die letztere sollte bei allen Antragsdelikten, soweit sie nicht mit der prinzipalen Privatklage verfolgbar sind, statthaft sein. Die mit der Beratung des Entwurfes betraute Reichstagskommission beseitigte indessen die subsidiäre Privatklage. Während der Entwurf durch Aufnahme der subsidiären Privatklage bei Antragsdelikten jedem Verletzten das Recht gewährte, dann, wenn die vorher anzugehende Staatsanwaltschaft die Strafverfolgung abgelehnt hatte, selbständig auf dem Wege der Privatklage vorzugehen, beschränkte die Reichstagskommission das Anklagerecht des Verletzten auf die Fälle der prinzipalen Privatklage und erweiterte dementprechend das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft, das jetzt, abgesehen von Beleidigungen und leichten Körperverletzungen, grundsätzlich ganz uneingengt besteht. Um jedoch den Verletzten, die bei der Strafverfolgung der gegen sie verübten Missethaten oft wesentlich beteiligt sind, nicht ganz von der Entscheidung der zuständigen Staatsanwaltschaft abhängig zu machen, um ihm eine Einwirkung auf diese Entscheidung zu sichern, nahm man in das Gesetz die §§ 169 und 170 auf. Hiernach hat die Staatsanwaltschaft, falls sie das Verfahren einstellt oder einem bei ihr angebrachten Antrage auf Erhebung der öffentlichen Klage keine Folge giebt, den Antragsteller unter Angabe der Gründe zu bescheiden. Ist der Antragsteller zugleich der Verletzte, so steht ihm gegen diesen Bescheid binnen zwei Wochen nach der Bekanntmachung die Beschwerde an den vorgesetzten Beamten der Staatsanwaltschaft, und gegen dessen ablehnenden Bescheid binnen einem Monat nach der Bekanntmachung der Antrag auf gerichtliche Entscheidung zu. Erachtet das Gericht den Antrag für begründet, so beschließt es die Erhebung der öffentlichen Klage. Die Durchführung dieses Beschlusses liegt der Staatsanwaltschaft ob. Man sieht, das Anklagemonopol steht, obwohl es grundsätzlich durchgeführt ist, in seiner Ausübung unter richterlicher Aufsicht, ja noch mehr, es unterliegt der richterlichen Entscheidung, es ist alle nur mögliche Bürgschaft gegen eine mißbräuchliche Anwendung desselben gegeben. Wenn trotzdem die Ausdehnung der Privatklage, und zwar der prinzipalen, auf noch andre Straftathen als Beleidigungen und leichte Körperverletzungen, insbesondere auf Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch und gar auf die sogenannte gefährliche Körperverletzung des § 223a angestrebt wird, so kann das nur auf einer vollständigen Verkennung

der Pflichten des Staates auf dem Gebiete der Strafrechtspflege beruhen. Es läßt sich aus der Praxis, wenn auch nicht aus rechtlichen und sittlichen Gründen rechtfertigen, wenn die Motive der Strafprozeßordnung bei Begründung der Aufnahme des Privatklageverfahrens für Beleidigungen und leichte Körperverletzungen sagen: „Beleidigungen und leichte Mißhandlungen sind alltägliche Vorkommnisse; sie berühren das allgemeine Wohl der bürgerlichen Gesellschaft meistens wenig, und selbst für die Beteiligten haben sie in der Regel eine viel zu geringe Bedeutung, als daß ein rechtliches oder sittliches Bedürfnis vorläge, stets eine Bestrafung herbeizuführen.“ Allein diese Geringschätzung der Bedeutung der genannten Straftaten — sie hat schon zu vielen Klagen Anlaß gegeben und wird nicht immer als berechtigt anerkannt — auch noch auf andre Delikte auszubehnen, scheint doch sehr bedenklich. Die Pflicht des Staates, zur Aufrechthaltung der Rechtsordnung dem Einzelnen, dessen Recht verletzt wird, seinen Arm zur Wiederherstellung dieses Rechtes zu leihen, ist heute allgemein anerkannt. In gleicher Weise ist anerkannt die Pflicht des Staates, diejenigen Zuwiderhandlungen gegen die Rechtsordnung, die von dem Gesetze als solche bezeichnet sind, gleichviel ob sie gegen einen Einzelnen oder die Allgemeinheit verübt werden, mit Strafe zu bedrohen und im Falle ihres Vorkommens zu bestrafen. Empfiehlt es sich wohl da, einzelne mit Strafe bedrohte Thaten als mindertwertig zu behandeln und ausdrücklich zu erklären, man überlasse es dem Einzelnen, die Bestrafung derartiger Eingriffe in seine Rechtsphäre selbst herbeizuführen? Warum soll ein Angriff gegen den Körper, die Gesundheit einer Person oder gegen ihre Ehre der Staatsgewalt weniger Anlaß zur Verfolgung des Angreifenden geben, als ein Angriff gegen das Eigentum? Ist wirklich — abgesehen vielleicht von dem sittlichen Werte des Thäters — ein Eingriff in das Eigentum, verübt durch Diebstahl, vom Standpunkte der Rechtsordnung und des Verletzten, etwas so wesentlich anderes, als ein solcher Eingriff, verübt durch Sachbeschädigung? In beiden Fällen wird die Rechtsordnung durch einen Eingriff in das Eigentum des Einzelnen verletzt. Das Recht und die Pflicht des Staates auf Strafverfolgung gründet sich aber lediglich auf sein Recht und seine Pflicht, die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten. Ist diese verletzt, so muß er strafen, und es geht nicht an, einzelne Zuwiderhandlungen mit Rücksicht auf hergebrachte Anschauungen als mindertwertig auszuscheiden, ihre Verfolgung lediglich dem Verletzten zu überlassen. Es mag ja zweckmäßig sein, in einzelnen Fällen das Vorgehen der staatlichen Strafgewalt von dem Vorgehen des Verletzten abhängig zu machen, allein dem wird durch Aufnahme der sogenannten Antragsdelikte in das Strafgesetz vollständig Rechnung getragen. Hat in solchen Fällen der zunächst Betroffene seinen Willen, Bestrafung herbeizuführen, zu erkennen gegeben, dann muß auch der Staat die gegen den Einzelnen verübte Verletzung der Ordnung durch Bestrafung des Thäters sühnen. Es darf dem Einzelnen niemals zukommen, diese Sühne selbst, wenn auch

durch die Organe des Staates, herbeizuführen. Aber auch abgesehen von diesem allgemeinen Gesichtspunkte, der vielfach Anfechtung erfahren dürfte, spricht noch gegen das Privatklageverfahren, daß es einen sehr verschiedenen Schutz gewährt. Der geistig oder wirtschaftlich schwache wird in diesem Verfahren im Nachteile sein gegenüber dem geistig oder wirtschaftlich starken. Der geistig gewandte oder der für sein Geld durch einen geschickten Rechtsanwalt vertretene Angeklagte wird nach dem ganzen Aufbau des Privatklageverfahrens, wie er grundsätzlich kaum zu ändern ist, fast immer einem weniger gewandten Privatkläger, der sich eines Anwaltes der Kosten wegen nicht bedienen kann, die angestrebte Sühne der Rechtsverletzung sehr erschweren, wenn nicht unmöglich machen, und umgekehrt wird unter Umständen ein geistig oder wirtschaftlich starker Privatkläger eine größere Sühne erlangen können, als es der Lage des Falles entspricht. Daß ein solches Ergebnis nicht die Ansprüche erfüllt, die man an ein Strafverfahren macht, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung. Man wende nicht ein, daß auch beim ordentlichen Strafverfahren eine derartige Überlegenheit des Angeklagten von Einfluß auf den Ausgang des Strafprozesses sein könne. Es mag das ja sein und wird sich auch beim besten Strafverfahren niemals vermeiden lassen, allein dort ist doch in anderer Weise und insbesondere auch durch die Person des Staatsanwaltes dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, während im Privatklageverfahren die schwächere Partei, mag sie auch die berechtigtere sein, oft schutzlos dasteht. Jeder, der das Privatklageverfahren aus der Praxis kennt, weiß wohl, wie nicht selten derjenige, der einen Angriff auf seine Ehre durch Erhebung einer Privatklage zurückweisen will, in der Hauptverhandlung durch seinen Gegner oder dessen geschickten Verteidiger noch weitere versteckte und offene Angriffe erfährt, die er sich gefallen lassen muß, und die oft bitterer sind, als der erste Angriff, der zum ganzen Verfahren Veranlassung gab.

Man sieht, es sprechen gewichtige Gründe gegen das Privatklageverfahren überhaupt. Sie gelten naturgemäß auch gegen eine weitere Ausdehnung noch auf andere Straftaten. Nur die, die dem Staate überhaupt das Recht absprechen, der alleinige Hüter der Rechtsordnung zu sein, können sich für ein Verfahren begeistern, das, nicht Fisch, nicht Fleisch, Strafprozeß und Zivilprozeß verquickt und — alle Wissenden werden das bezeugen — nicht selten einen förmlichen Handel mit Geld und angeblicher Schädigung zur Folge hat. Bezahlst du zwanzig Mark und trägst die Kosten, so nehme ich die Privatklage zurück — so hört man es häufig in und vor den Gerichtssälen. Ist solcher Handel nicht widerwärtig, und wirkt nicht schon der Umstand, daß er überhaupt möglich ist, einen Makel auf das ganze Verfahren?

Dies möge hier genügen. Nur noch ein Punkt soll aus den Verhandlungen des Juristentages hervorgehoben werden. Im Jahre 1876 haben Reichstag und Bundesrat des Reichs beschlossen, mit Rücksicht auf die zunehmende

Häufigkeit der betreffenden Straftthaten und die dadurch herbeigeführte Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, neben dem die leichten vorräthlichen Körperverletzungen mit Strafe bedrohenden § 223 des Strafgesetzbuches noch einen besondern § 223a einzuschalten, der mit Gefängnisstrafe nicht unter zwei Monaten die sogenannten gefährlichen Körperverletzungen bedroht, die verübt werden von mehreren gemeinschaftlich, durch hinterlistigen Überfall, mit Messern und dergleichen. Es entsprach dieser neue Paragraph einem in der damals erst kurzen Zeit seit der Einführung des Strafgesetzbuches scharf hervorgetretenen Bedürfnis; man fühlte dieses Bedürfnis so sehr, daß man weiter noch die Strafverfolgung aus § 223a von der Stellung eines Antrages des Verletzten unabhängig machte und im Gegensatz zu § 223 sie von Amts wegen eintreten ließ. Der § 223a hat sich seitdem wohl bewährt. Er ist geeignet, allen groben Ausschreitungen, die nicht selten zu Körperverletzungen führen, scharf zu begegnen. Nun, nach kaum zwölf Jahren, und nachdem alle Welt — die jeweils beteiligten Angeklagten natürlich ausgenommen — mit dem § 223a zufrieden ist und es nur billigt, daß solche Körperverletzungen unabhängig von dem Willen des Verletzten verfolgt werden, will man nicht etwa wieder die Strafverfolgung in diesen Fällen von einem Antrag abhängig machen und damit zu dem frühern so sehr beklagten Zustande zurückkehren, sondern man will sogar die Strafverfolgung dieser gemeingefährlichen Straftthaten dem Privatklageverfahren überlassen. Das verstehe, wer kann.



Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands.

Don R. Pape.

(Fortsetzung.)



aran zu zweifeln, daß der österreichische Kaiserstaat ein echtes, gutes, kerndeutsches Land sei, würde in München und Stuttgart, in Dresden und Hannover, und nun gar erst in Kassel und Wiesbaden, nicht bloß als eine böswillige Verleugnung aller Wahrheit, als eine Verhöhnung alles gesunden politischen Verstandes angesehen worden sein, sondern die maßgebenden Kreise dort hätten derartige keiserliche Ansichten als eine Art von Verbrechen und Hochverrat betrachtet. Daß Osterreich ganz und gar zu Deutschland gehöre und den wichtigsten Bestandteil desselben bilde, galt als ganz selbstverständlich. In allen Schulen, die hohen und höchsten nicht ausgenommen, wurde gebanken-

los vorgetragen, nachgesprochen und auswendig gelernt: Deutschland enthält ein Kaisertum, fünf Königreiche u. s. w. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit noch sehr genau, wie vieles Kopfzerbrechen mir als Knaben das allerdings nicht leicht zu lösende Problem machte, wie es möglich sei, daß das zu Deutschland gehörende Kaisertum allein über 12000 Quadratmeilen umfaßte, während ganz Deutschland, das doch noch fünf Königreiche, ein Kurfürstentum, so und so viele Großherzogtümer, Herzogtümer u. s. w. enthielt, nur eine Größe von 11600 Quadratmeilen hatte. Dagegen erinnere ich mich nicht, daß irgend einer unsrer Lehrer auch nur einmal versucht hätte, diese Verhältnisse etwas aufzuklären. Ich habe auch nie gehört, daß meine Altersgenossen, Universitätsfreunde u. a. in dieser Beziehung etwas klarere Anschauungen gehabt hätten. Vielleicht haben unsre Lehrer bei diesem heikeln Punkte nach dem bekannten Worte des Mephistopheles gehandelt:

Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.

Aber ich glaube den gelehrten, klassisch gebildeten Philosophen, die damals viel mehr noch als heute für den höhern Unterricht ausschlaggebend waren, kein Unrecht anzutun, wenn ich annehme, daß die meisten unter ihnen über die verzwickten politischen Verhältnisse des deutschen Bundes nicht viel klarer waren als die heranwachsende Jugend. Was wir in den fünfziger und sechziger Jahren nicht gelernt haben, wird man den Leuten, die in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren ausgebildet wurden, erst recht nicht eingepaukt haben. Und über das, was auf Schulen und Universitäten nicht gelehrt wird, durch eignes Studium, durch selbständiges Nachdenken sich Klarheit zu verschaffen, das ist von jeher die Sache nur weniger gewesen. Die grundverkehrte Auffassung, die Oesterreicher im allgemeinen schlechtweg und unbesehen für Deutsche zu halten, führte natürlich auch vielfach zu einer ganz falschen Darstellung der Geschichte. Daß z. B. Johann Huß kein Deutscher, sondern ein fanatischer Tscheche war, daß bei der ganzen Hussitenbewegung der wütende Deutschenhaß jenes uns nicht gerade sehr sympathischen Slavenstammes mindestens eine eben so große Rolle spielte wie die Religion, habe ich erst im reiferen Alter lernen müssen. In der Jugend wurde uns dieser Deutschenfeind nur dargestellt als der Vorkämpfer Luthers und der Reformation, als Vorkämpfer des Evangeliums, als Märtyrer der reinen Lehre, und die wüsten tschechischen Räuber-, Brandstifter- und Mörderbanden waren begeisterte Glaubenskämpfer. Derartige falsche Darstellungen und Auffassungen der Geschichte sind übrigens nicht neu und stammen nicht etwa erst aus diesem Jahrhundert, und die Leute, die sie vorgebracht haben und zum Teil noch vorbringen, können sich dafür auf berühmte Muster berufen. Schiller z. B., sowohl in seinen dramatischen Dichtungen über Wallenstein, wie in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges, nimmt alle Oesterreicher, die nicht gerade Belsche, d. h. Italiener oder Spanier waren, ohne

weiteres für Deutsche; daß der Terzky, richtiger Trzka, „des Herzogs Schwager,“ kein Deutscher war, ist ihm offenbar nie zum Bewußtsein gekommen, ebensowenig, daß, wenn Wallenstein überhaupt daran gedacht hat, Böhmen von den habsburgischen Erblanden loszureißen, er das nur konnte, wenn er den nationalen Gegensatz der Tschechen gegen die Deutschen ausnützte. In den österreichisch gesinnten Kreisen wurde zwar nicht geradezu abgestritten, daß in dem Kaiserstaate auch noch einige nichtdeutsche Völkerschaften vorhanden waren; aber dagegen führte man dann an, daß es ja in Preußen auch Polen und Litthauer gebe. Im allgemeinen aber galt es als eine Art von Glaubenssatz, daß die Österreicher im ganzen und großen Deutsche wären, wenn auch in Wirklichkeit bei drei Vierteln von ihnen das Deutschtum nur durch „das deutsche Kommando und den deutschen Haselstock in der Armee“ vertreten war, durch die ja, nach einem bekannten Aussprüche Schwarzenbergs, die Staatseinheit allein aufrecht erhalten wurde. Wenn auch die k. k. Besatzungen in der ehemaligen Bundesstadt und in den frühern Bundesfestungen aus magyarischen, polnischen, slavonischen, kroatischen oder italienischen Regimentern bestanden, so wurde dadurch doch diese künstlich genährte Einbildung nicht erschüttert. Die aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzten österreichischen Truppen fanden bei den preußenfeindlichen Bevölkerungen der deutschen Bundesstaaten die ungeteiltesten und lautesten Sympathien. Diese und namentlich wohl die ausgezeichnete Verpflegung in Hamburg veranlaßte 1864 einen tschechischen oder slowakischen „Bruder untriges“ auf dem dortigen Berliner Bahnhofe zu dem klassischen Ausrufe: „Es lebe das ganze deutsche Bündel!“ Dieser Vorgang, der damals durch alle Blätter lief, fand allen Ernstes in der partikularistischen und demokratischen Presse die unbedingtste Billigung als ein Ausfluß der unverwundlichen österreichischen Gemüthlichkeit im Gegensatze zu der Zugeknöpftheit, dem Dünkel und der Schroffheit der Preußen. Sogar der damals noch gut fortschrittliche Kladderadatsch wagte kaum darüber zu spotten, und erst später, nicht vor Ausbruch des sechsundssechziger Krieges, als er wieder einen preußischen und nationalen Standpunkt gefunden hatte, bekannte er: „Wir haben uns mit den Österreichern auf dem Hamburger Bahnhofe zu genau bekannt gemacht.“

Zu den Zeiten der großen Kaiserin Maria Theresia hatte sich deutsche Sprache und Sitte in den kaiserlichen Erblanden in einem solchen Maße verbreitet, daß man vielleicht hätte glauben können, daß die meisten Besitzungen des Hauses Habsburg mit der Zeit wenigstens im ganzen und großen germanisirt werden würden. Seit jener Zeit aber ist das Deutschtum im Kaiserstaate immer mehr zurückgegangen und zurückgebrängt worden, und zwar nicht am wenigsten durch die bewußte, planmäßige Politik der Regierung, namentlich des Fürsten Metternich, und dieser Rückgang des deutschen Elements dauert bis auf den heutigen Tag fort. Seit zweiundzwanzig Jahren ist Österreich ganz

aus dem engeren politischen Verbande mit Deutschland ausgefchieden. Wir dürfen aber nicht etwa glauben, daß wir aus diesen beiden Gründen es uns nun sparen könnten, die Gebietsentwicklung dieses Reiches in den Kreis unsrer Betrachtung zu ziehen. Denn, wie schon angedeutet, diese beiden Thatfachen selbst lassen sich erst völlig erklären und begreifen aus der eigentümlichen Umwandlung der Gebietsverhältnisse, die dieser Staat durchgemacht hat. Ferner hat Osterreich doch allzulange zu Deutschland gehört, und zwar nicht bloß als Glied, sondern als Haupt des deutschen Reichskörpers, sein Einfluß in jeder Beziehung ist gar zu groß und nachhaltig gewesen, als daß wir es übergehen könnten. Drittens aber ist die Gebietsentwicklung der wichtigsten deutschen Staaten, Preußens, Baierns, Sachsens, Württembergs, Badens, so sehr durch diejenige Osterreichs beeinflusst worden, daß, ohne eine genauere Kenntnis der letztern, auch die erstere nicht völlig verstanden werden kann.

Wir wollen jedoch bei diesem Staate ebensowenig, wie bei den andern, die in Frage kommen, allzweit in die Vergangenheit zurückgreifen. Der Grund zu dem Reiche der Habsburger, zu der Macht dieses Hauses wurde gelegt auf jenem weiten Blachfelde zwischen March und Donau, wo im Jahre 1278 am 26. August der tschechische König Ottokar von Böhmen aus dem Hause der Przemysliden gegen den deutschen König Rudolf I. Krone und Leben verlor, Infolge dieses Sieges kamen Osterreich, Steiermark, Krain und die windische Mark an das Haus Habsburg, und der Anfall von Kärnthen und Tirol wurde damals bereits gesichert. Kärnthen fiel schon 1335 an Osterreich mit dem Tode des letzten Herzogs Heinrich; der Anfall von Tirol erfolgte im Jahre 1363, als die letzte selbständige Gräfin dieses Landes, die Tochter jenes Herzogs Heinrich, Margareta, von einem Schlosse in der Nähe von Terlan Margareta Maultasch genannt, sie an Osterreich abtrat; damit zugleich vermachte sie dem Hause Habsburg ihre Ansprüche auf die Grafschaft Görz. Die Versuche der Fürsten dieses so rasch emporgestiegenen Hauses, die schweizerischen Urkantone, über die ihren Vorfahren schon seit alters die Reichsvogtei zugestanden hatte, sich ganz zu unterwerfen, mißlangen völlig. Die ältesten Stammlande des Geschlechts im Kanton Aargau, der Wülpeksberg mit den Trümmern des Schlosses Habsburg (Habichtsburg, oder nach einer andern Erklärung Burg in der Habe, im Eignen) gingen ebenfalls an die Eidgenossen verloren. Dennoch gab das Gebiet, das dieses Fürstengeschlecht beherrschte, Osterreich mit den oben bezeichneten Nebenländern, die sogenannten vorderösterreichischen Lande in der oberrheinischen Tiefebene, die Besitzungen in Schwaben und dem heutigen Baiern, ihm eine so bedeutende Machtstellung, daß der Herzog Rudolf († 1365) seit dem Jahre 1359 den Titel Erzherzog (Archidux) annahm. Der Anspruch auf diesen einzig dastehenden Titel wurde hergeleitet aus einem angeblichen Ausspruche Kaiser Friedrichs I. Barbarossa aus dem Jahre 1156, wodurch die Herzöge von Osterreich den Kurfürsten des Reiches gleichgestellt worden wären. In der That übertrafen

damals die österreichischen Lande (etwa 1600 Quadratmeilen) an Größe jedes Kurfürstentum, abgesehen von dem Königreiche Böhmen.

Die deutsche Kaiserkrone, die Rudolf I. und Albrecht I. getragen hatten, schien allerdings für das Haus Habsburg verloren zu sein, als das Haus Luxemburg gleich einem strahlenden Meteor an dem deutschen und europäischen Fürstenthimmel emporstieg. Aber dieses Haus erlosch eben so rasch, wie es zu Glanz und Macht gelangt war. Als Albrecht II. die Erbtochter des Kaisers Sigismund heiratete, als nach dessen Tode zum erstenmale die Kronen von Ungarn und Böhmen an das Haus Habsburg kamen, als die Krone Karls des Großen sein Haupt schmückte, die bis zur Auflösung des heiligen römischen Reiches mit einer einzigen kurzen Unterbrechung (Karl VII. von Baiern) seinen Nachkommen verblieb,*) da schien es, als sollte das Erzhaus alle Fürstengeschlechter Europas an Macht und Ansehen übertreffen. Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich III. (oder IV., wenn Friedrich der Schöne mitgezählt wird) schien wohlberechtigten Grund zu haben, als seinen Wahlanspruch die Buchstaben anzunehmen: A. E. I. O. U., deren gewöhnliche Auslegung ist: Austriae est imperare orbi universo (Österreich steht es zu, den ganzen Erdkreis zu beherrschen).**) Dieser stolze Sinnspruch paßte jedoch für niemand weniger, als für Friedrich III.; er hatte zwar die längste Regierungszeit unter sämtlichen deutschen Kaisern, 53 Jahre, aber der Volkswitz sagte damals schon, er habe in dieser ganzen Zeit nichts gethan, als auf dem Throne geschlafen. Die Böhmen und die Ungarn schüttelten seine Herrschaft wieder ab und erhoben nationale Fürsten auf den Thron; die Magyaren rissen sogar große Stücke der habsburgischen Erblande an sich. Andrer Provinzen bemächtigten sich der Better und der Bruder des Kaisers, die diesen sogar in Wien in seiner eignen Hofburg belagerten. Aus dieser Not rettete ihn der Böhmenkönig Georg Podiebrad. Später geriet er in Krieg mit Matthias Corvinus von Ungarn und wurde von diesem zeitweilig ganz aus Österreich verjagt und erst von seinem Sohne Maximilian wieder zurückgeführt.

Diesem, dem „letzten Ritter,“ war es gelungen, die Hand der vielbegehrten und vielumworbeneu, schönen Maria von Burgund zu erringen. In glücklichen Kämpfen gegen Frankreich hatte er nach dem Tode des Vaters seiner Gemahlin,

*) Im ganzen haben 20 Fürsten aus dem Hause Habsburg und Lothringen die römisch-deutsche Kaiserkrone getragen, unter Hinzurechnung Friedrichs des Schönen nämlich: Rudolf I., Albrecht I., Friedrich der Schöne, Albrecht II., Friedrich III. (IV.), Maximilian I., Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., Matthias, Ferdinand II., Ferdinand III., Leopold I., Karl VI., Franz I., Joseph II., Leopold II., Franz II.

***) Die Auslegung dieser Buchstaben ist freilich nichts weniger als zweifellos. Eine andre Erklärung ist: Austria erit in orbe ultima. Manche Forscher haben, und wie es scheint mit Recht, behauptet, die Buchstaben seien zuerst bei der Krönung Albrechts II. als Inschrift angewandt worden und bedeuteten: Albertus electus Imperator optimus vivat! Dann auf Friedrich umgedeutet, las man: Archidux electus Imperator optimus vivat!

Karls des Kühnen, das burgundische Erbe behauptet, bis auf das Herzogtum Burgund (la Bourgogne), das Ludwig XI. an sich riß. Beim Tode Friedrichs III. waren, außer jenen schönen und reichen Provinzen im Westen des Reiches, alle Erblande des Erzhauses in den Händen seines Sohnes und Nachfolgers vereinigt.

Die Gebiete, welche Maximilian durch diese Heirat mit Maria an sich und sein Haus brachte, waren sicherlich allein schon bedeutend genug, um das fortan so oft auf Österreich angewandte Wort zu rechtfertigen:

Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube!*)

Eine noch glänzendere Partie machte jedoch der Sohn, der dieser Ehe entsproß, Philipp der Schöne von Österreich. Er vermählte sich mit Johanna, die wegen ihrer später ausbrechenden unheilbaren Geisteskrankheit die Wahnsinnige genannt wurde. Diese, die Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und der Königin Isabella von Castilien, brachte ihrem Gatten als Mitgift die Anwartschaft auf die Erbschaft der eben vereinigten spanischen Reiche und der unermesslichen überseeischen Lande mit ihren fabelhaften Schätzen. Die Ehe selbst war allerdings nichts weniger als glücklich; der junge, lebenslustige Erzherzog, gewöhnt an die fröhlichen und ungebundenen Sitten der Niederlande, langweilte sich zu sehr in dem steifen, bigotten Spanien; seiner Gemahlin, die den Mangel an allen Vorzügen des Körpers und des Geistes nicht durch die geradezu überschwängliche Härlichkeit und Vergötterung, die sie ihm entgegenbrachte, ersetzen konnte, scheint er überreichlichen Grund zur Eifersucht gegeben zu haben. Auch sonst behandelte er sie kalt und rücksichtslos. Als er wider den Wunsch seiner Gattin, die der Geburt ihres zweiten Kindes entgegen sah, und wider den Wunsch ihrer Eltern plötzlich allein nach den Niederlanden reiste, zeigte sich bei der unglücklichen Johanna zum ersten Male jene entsetzliche Krankheit, die erst nachließ, als sie ihrem angebeteten Gemahl nach Brüssel folgen konnte. Philipp selbst trat eigentlich gar nicht in den Besitz des reichen Erbes seiner Gattin; zwar führte er zwei Jahre lang, nach dem Tode Isabellas, den Titel eines Königs von Castilien; aber die eigentliche Regierungsgewalt lag mehr in den Händen des überlebenden Ferdinand von Aragonien als in den seinigen. Dann raffte ihn ein plötzlicher Tod dahin, der seine Gattin, welche sich nicht einmal von der Leiche des schönen Toten trennen wollte, in die düsterste Geistesumnachtung versetzte, die durch keinen Lichtstrahl mehr erhellt wurde. Dem ältesten Sohne aus dieser Ehe, Karl, dem nachmals so berühmten Karl V., fielen nach dem Tode seines Großvaters Ferdinand (1516) die Kronen von Kastilien und Leon, von Aragonien und seinen Nebenländern, Neapel, Sizilien und Sardinien, und dazu die reichen Besitzungen in beiden Indien als einzigem Erben zu. Als drei Jahre später (1519) sein Urgroßvater väterlicher-

*) Kriege mögen Andere führen, du, glückliches Österreich, heirate!
Grenzboten IV. 1888.

seits, Kaiser Maximilian, starb, ging die Herrschaft über Österreich und seine Nebenländer und über Burgund gleichfalls auf den jugendlichen Fürsten über. Noch in demselben Jahre wählten ihn die deutschen Kurfürsten zum Kaiser, nachdem Friedrich der Weise von Sachsen die Wahl abgelehnt hatte, und am 22. Oktober 1520 empfing er in Aachen die Krone des heiligen Reiches. Damit hatte er die höchste Würde in der Christenheit erlangt, die sein ehrgeiziger und ritterlicher Nebenbuhler Franz I. so gern mit der Krone von Frankreich vereinigt hätte. Obwohl bereits durch den Kurverein zu Renze die Giltigkeit der Kaiserwahl auch ohne die päpstliche Genehmigung ausgesprochen war, und obwohl auch sein Vorgänger den Titel: *Electus Romanorum Imperator* feierlich angenommen hatte, wollte er es dennoch nicht an der geistlichen Weihe fehlen lassen. Vielleicht dachte er: *Saperkna non nocent*, und empfing am 24. Februar 1530 zu Bologna die römische Kaiserkrone auch aus den Händen des Papstes, der legte unter den deutschen Kaisern, an dem diese Feierlichkeit vollzogen wurde. So viele Kronen wie er hat vor ihm und nach ihm niemals ein Monarch getragen, und mit Recht hieß es von dem Reiche, das er beherrschte, daß in ihm niemals die Sonne untergehe. Mit ihm hatte das Haus Habsburg den höchsten Gipfel seiner Macht und seines Glanzes erreicht.

Dieses ungeheure Weltreich Karls V. ging jedoch weit über die weitesten Grenzen hinaus, die das deutsche Reich jemals gehabt hat; seine Zusammensetzung kann daher hier einer eingehenderen Betrachtung nicht unterzogen werden. Als der gewaltige Monarch, der es beherrschte hatte, gegen das Ende seines Lebens, verzweifelnd an dem Gelingen seiner weitfliegenden Pläne, alle die Kronen, die er getragen hatte, freiwillig niederlegte, um den höchsten Platz auf Erden, den er eingenommen hatte, mit der Stille des Klosters zu vertauschen, da teilte er seine Lande zwischen seinem Sohne und seinem Bruder. Der erstere, Philipp, erhielt, außer Spanien und Indien, die oben erwähnten spanischen Nebenländer in Italien, zu denen unter der Regierung seines Vaters noch Mailand hinzugekommen war, und Burgund, d. h. die ganzen Niederlande und die Freigravenschaft Burgund, *la Franche Comté*. Diese letztern Gebiete wurden damit allerdings noch nicht förmlich von dem Verbande des deutschen Reichs abgelöst, sondern gehörten dem Namen nach noch lange dazu. Das Band, das sie mit Deutschland verknüpfte, wurde aber durch diese Verfügung des Kaisers derartig gelockert, die Entfremdung zwischen den Bewohnern dieser Provinzen und dem Mutter- und Stammlande infolge der politischen Ereignisse der nächsten Jahrhunderte so groß, daß man mit Recht behaupten kann, daß damals bereits fast der ganze burgundische Kreis vom deutschen Reiche thatsächlich abgetrennt worden sei. Auch als der südliche Teil der Niederlande, das heutige Belgien, beinahe für ein Jahrhundert unter die Herrschaft der deutschen Linie des Hauses Habsburg zurückkehrte, wurde an diesem thatsächlichen Verhältnisse im wesentlichen nichts geändert.

Wenn unter der Regierung Karls V. die drei lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun nebst den gleichnamigen freien Städten dem Reich verloren gingen, so darf man die Verantwortung dafür nicht dem Kaiser aufbürden. Die Hauptschuld daran trägt die treulose Politik des Kurfürsten Moriz von Sachsen, der abwechselnd alle Parteien, seine Glaubensgenossen, seinen Vetter, seinen Kaiser und sein Vaterland verraten hat. Von einer Mitschuld kann man auch die protestantischen Glieder des Reiches nicht freisprechen. Der Kaiser bot alles auf, das Verlorene wieder zu gewinnen, und wahrlich, es war nicht seine Schuld, wenn nicht jenes starke Bollwerk des Reichs, die jungfräuliche Festung Metz, wieder zu Deutschland zurückgebracht wurde. Statt aber das Reichsoberhaupt in diesem patriotischen Unternehmen zu stützen, verhöhnten und verspotteten die Protestanten den Fürsten, der in diesem Falle unzweifelhaft das deutsche Nationalinteresse vertrat. Zum Beweise dafür seien nur zwei Spottverse aus jener Zeit angeführt, die damals im evangelischen Deutschland allgemeinen Anklang fanden, ein deutscher und ein lateinischer:

Die Metz und die Magd (Magdeburg)

Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

Herouli optasti longas transiro columnas:

Sisto gradum! Motis haec tibi meta datur.*)

So sehr hatte damals bereits Religions- und Parteihass alles gesunde und richtige Nationalgefühl erstickt, daß der größere Teil der Nation es nicht einmal mehr beklagte, daß „des Reiches westliches Horn“ in die Hände des Erbfeindes fiel.

Ganz anders aber lagen die Verhältnisse in Beziehung auf die Niederlande. Gerade so, wie die selbstsüchtige und ländergierige Politik der frühern Habsburger die Entfremdung und damit die spätere unvermeidliche, vollständige Abtrennung der Schweiz von dem Körper des deutschen Reichs verschuldet hatte, ebenso war es habsburgische Hauspolitik, die immer nur die eignen Interessen, niemals die des Reichs und der Nation gefannt und verfolgt hat, welche zunächst die Verbindung des burgundischen Kreises mit Deutschland loderte und schließlich seine gänzliche Ablösung herbeiführte. Den Grund zu der unverholenen Abneigung, welche die uns stammverwandten Holländer allen Deutschen entgegenbringen, legte Karl V. in jenen glänzenden und feierlichen Versammlungen zu Brüssel (25. October 1555 und 15. Januar 1556), in denen er freiwillig allen seinen Kronen entsagte. Die engherzige und fanatische Politik seiner Nachfolger erweiterte den Riß zwischen Deutschen und Niederländern und machte ihn unheilbar. Bekannt ist, daß die Holländer förmlich eine Art von Nationalhass gegen die Deutschen hegen, und daß sie sie als „Nuffers“ zu bezeichnen lieben.

*) Du begehrtest, die fernern Säulen des Herkules zu überschreiten: Hemme den Schritt! Dieses Metz wird Dir als Grenzstein gesetzt. Das Wortspiel mit *Motis* und *meta* läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben.

Der Bruder des Kaisers Karl, Ferdinand I., der Stammvater der deutschen Linie des Hauses Habsburg, erhielt die Besitzungen seines Geschlechts in Deutschland, deren Regierung er thatsächlich schon lange geleitet hatte, da die weltumspannenden Pläne des Kaisers und seine häufige Abwesenheit diesen hinderten, sich persönlich darum zu kümmern. Seit 1531 war er erwählter Römischer König und hat als solcher auch in den Reichsangelegenheiten regelmäßig seinen Bruder vertreten. Vermählt war Ferdinand mit Anna, der Schwester Ludwigs II., des Königs von Böhmen und Ungarn. Es ist dies die vierte der Heiraten, die auf die Geschichte der felix Austria einen so gewaltigen Einfluß geübt haben. Allerdings hatte das Haus Habsburg die Erbansprüche auf die beiden Königreiche, die es durch die Heirat Albrechts II. mit Maria, der Tochter des Kaisers Sigismund, erworben hatte, niemals aufgegeben, und Maximilian hatte sich diese 1506 ganz ausdrücklich vorbehalten und gewahrt. Aber wann und ob ohne diese Heirat Ferdinands jene Anwartschaft zu einem greifbaren Erfolge geführt hätte, ist nicht zu sagen. Als Ludwig II. auf dem blutigen Felde von Mohacz am 29. August 1527 im Kampfe gegen die Erbfeinde der Christenheit sein junges Leben eingebüßt hatte, wurde Ferdinand am 16. Dezember desselben Jahres zum Könige von Ungarn und Böhmen gewählt.

Die Krone des heiligen Stephan und die angebliche Wenzelskrone, welche tschechische Heißeiporne in der Neuzeit erfunden haben, sind seit jener Zeit, abgesehen von kurzen Unterbrechungen, bei den Habsburgern und deren Nachfolgern, den Lothringern, dauernd verblieben. Die Wahlfreiheit der böhmischen Krone, die Schiller in den „Piccolomini“ von dem Kellermeister so begeistert preisen läßt, hörte bald auf. Da die Protestanten in Böhmen während des schmalkaldischen Krieges ihre Glaubensgenossen in Deutschland unterstützt hatten, wenn auch nicht kräftig und nachhaltig genug, so hob Ferdinand diese Freiheit nach Unterdrückung eines Aufstandes auf und erklärte Böhmen für ein Erbreich. Der Versuch der böhmischen Stände, diese Freiheit bei der Thronbesteigung Kaiser Ferdinands II. wiederzugewinnen, die Verufung des Pfalzgrafen Friedrichs V. auf den Thron der sagenhaften Libussa führten zu Ereignissen, die aus der allgemeinen Geschichte bekannt genug sind. Mit der Schlacht auf dem weißen Berge fand das Winterkönigtum ein jähes Ende mit Schrecken; Böhmen wurde zum zweiten Male für ein Erbreich des Hauses Habsburg erklärt, und alle Versuche, dieses Verhältnis zu Oesterreich zu lösen, sind stets erfolglos gewesen.

Auch die Krone des heiligen Stephan, die jeder Ungar als unschätzbares und unerseßbares Nationalheiligtum mit einer unbegrenzten, mit Scheu gemischten Ehrfurcht betrachtet, wurde erst in der neuesten Zeit, und zwar für nicht lange den Fürsten des Hauses Habsburg — genommen, kann man eigentlich nicht sagen, aber doch wenigstens vorenthalten. Das Stirnband dieser in

jeder Beziehung höchst merkwürdigen Krone war dem Herzog Geisa aus dem Stamme Arpads, dem ersten Ungarnfürsten, der das Christentum annahm, von dem byzantinischen Kaiser Dulas geschenkt worden. Die sich kreuzenden Bogen der obern Hälfte sind Bruchstücke einer Krone, die Papst Silvester II. dem heiligen Stephan, dem Sohne jenes Geisa, im Jahre 1000 gesandt hat. Nach andern Berichten soll Silvester dem neuen christlichen Herrscher nur den Titel „Apostolischer König“, aber erst Papst Benedikt VIII. die heilige Krone verliehen haben. Der Reichstag zu Debreczin hatte im Jahre 1849 die Absetzung des Hauses Habsburg-Lothringen feierlich ausgesprochen, hauptsächlich auf Betreiben Kossuths. Als dieser gewaltige Agitator wenige Monate später von seinem vaterländischen Boden flüchten mußte, nahm er die ungarischen Reichsinsignien mit sich. Am 8. September 1853 wurden sie im Banat, in einem Felde vergraben, wieder aufgefunden. Am 8. Juni 1867 setzte sich zu Ofen der Kaiser Franz Joseph die Krone des heiligen Stephans feierlich aufs Haupt.

Doch dauerte es lange, und vieles Blut mußte noch fließen, bis alle die Lande, die wir jetzt als die der Stephanskronen bezeichnen, auch wirklich dem Szepter der österreichischen Fürsten gehorchten. Fast zwei Jahrhunderte lang hatten sie um den Besitz des Landes zu kämpfen, teils mit einheimischen Großen, z. B. Zapolya, Bethlen Gabor, den verschiedenen Mitgliedern der Familie Rakoczj, die entweder Stücke von Ungarn oder gar das ganze beanspruchten und zeitweise auch besaßen, teils aber auch mit den Türken, die jene Rebellen unterstützten, dabei festen Fuß im Lande saßen, dieses zeitweilig völlig beherrschten und ihre Heere sogar zweimal vor die Kaiserstadt an der Donau führten. Diese Kämpfe gegen den Erbfeind der Christenheit gehören mit zu den glänzendsten Abschnitten der Geschichte Österreichs. Doch war dieser Staat nicht immer allein im Stande, sich jener kriegerischen und fanatisirten Scharen zu erwehren. Bei den beiden Belagerungen Wiens bedurfte es auswärtiger Hilfe, um die Hauptstadt vor dem Untergange zu retten. Namentlich bei der zweiten, schlimmsten Belagerung, 1683, wurde die schwer geängstete Stadt nur durch rechtzeitiges Eintreffen eines deutschen Reichsheeres unter Karl von Lothringen und eines Polenheeres unter Johann Sobiesky vor unvermeidlich scheinendem, grausamem Verderben gerettet. Im Jahre 1686 rissen deutsche Krieger mit stürmender Hand die Halbmondsfahne herab, die 145 Jahre, von 1541 bis 1686, auf den Wällen von Ofen geweht hatte. Bekannt ist, welcher glänzenden Anteil die Brandenburger unter Hans Abam von Schönning an dieser ruhmreichen Waffenthat hatten. Nachdem im folgenden Jahre auf derselben Wallstatt bei Mohacs, auf der 1526 Ludwig II. und der größte Teil des hohen Adels von Ungarn im Kampfe gegen Sultan Soliman II. den Heldentod erlitten hatten, Karl von Lothringen einen glänzenden Sieg davongetragen hatte, übertrug der ungarische Reichstag die erbliche Thronfolge dem Mannesstamme

des Hauses Habsburg, 1687. Mit wechselndem Glück wurde der Krieg noch viele Jahre fortgeführt, bis endlich „Prinz Eugen der edle Ritter“ durch den entscheidenden Sieg bei Zenta den Frieden zu Karlowitz (1699) erzwang. Erst seit dieser Zeit befindet sich Ungarn thatsächlich im Besitze der österreichischen Kaiser. An Aufständen hat es freilich auch später nicht gefehlt; am bekanntesten ist der, an dessen Spitze Franz II. Rakoczy stand, nach dem noch heute der ungarische Nationalmarsch benannt wird. Im Jahre 1723 wurde durch die pragmatische Sanction Karls VI. die Erbfolge auch auf die weibliche Linie des Hauses Habsburg ausgedehnt, und der Friede von Belgrad, 1799, stellte die Grenze zwischen Ungarn und der Türkei so fest, wie sie bis in die allerneueste Zeit (Erwerbung von Bosnien und der Herzogowina) bestanden hat.

(Fortsetzung folgt.)



Die Frauenfrage des vierten Standes.

Von K. Frankenfein.



enn man in Deutschland von Frauenfrage und Frauenbewegung spricht, so pflegt man in der Regel an jene mehr und mehr an Boden gewinnende Bewegung zu denken, die den unverfögten Frauen des Mittelstandes eine passende Verwendung ihrer Kräfte und somit die Sicherung ihres Lebensunterhaltes zu verschaffen bezweckt und zum nicht geringen Teile von einer Erwägung der Thatsachen ausgegangen ist, daß das weibliche Geschlecht das männliche an Zahl übertrifft, daß die Neigung und wirtschaftliche Fähigkeit der den mittlern und bessern Ständen angehörenden Männer, Ehen zu schließen, in fortwährendem Abnehmen begriffen ist und infolgedessen die Zahl der auf eignen Erwerb angewiesenen, unverheiratet bleibenden Frauen immer größer wird. In dem Verlangen nach Arbeitsgelegenheit liegt der Kernpunkt der in Deutschland fast ausschließlich beachteten und geförderten Frauenfrage des dritten, des Mittelstandes.

Anderß steht es um die Frauenfrage des vierten Standes. Weit weniger haben die den untern Klassen angehörenden Frauen und Mädchen unter Arbeitsmangel zu leiden. Im Gegenteil, Arbeitseinschränkung wäre durchaus am Plage und würde von den Arbeiterinnen in jeder Beziehung dankbar empfunden werden, wenn mit dieser Einschränkung nicht eine weitere Herabsetzung der heutigen Löhne, die mit vollem Rechte als „Hungerlöhne“ bezeichnet werden müssen, verknüpft sein würde. Damit ist gesagt, daß die Frauenfrage des vierten Standes in erster Linie eine Lohnfrage ist.

Es verbietet sich aus mancherlei Gründen, an dieser Stelle eingehende statistische Mitteilungen über die Höhe der Arbeiterinnenlöhne zu geben. Nur so viel sei bemerkt, daß diejenigen Frauen und Mädchen, welche Wochenlöhne von drei bis fünf Mark (!) erhalten, namentlich in unsern Großstädten nach vielen Tausenden zählen.*) Daß aber Wochenlöhne von drei bis fünf Mark, ja selbst höhere von fünf bis zehn Mark und mehr, nicht ausreichen, den naturgemäßen Lebensunterhalt einer alleinstehenden Person zu decken, bedarf wohl eines Beweises ebensowenig, wie die traurige Erscheinung einer Erklärung bedarf, daß diejenigen, welche von ihrer Hände Arbeit nicht leben können und nicht verhungern wollen, entweder auf die Bahn des Verbrechens gedrängt werden oder einen ergänzenden Erwerbzweig in der Prostitution, in der Preisgebung ihrer Ehre und ihrer Person zu suchen gezwungen sind. Solchen Zuständen ein Ende zu machen, ist eine Aufgabe, deren Lösung mit allen Kräften angestrebt werden sollte. Der ursächliche Zusammenhang zwischen Arbeiterinnenlöhnen und Prostitution und, wie es neuerdings scheint, zwischen Arbeiterinnenlöhnen und der Zunahme von Eigentumsvergehen weiblicher Personen bildet einen Schandfleck der Gegenwart, der mit energischen Mitteln beseitigt zu werden verdient. Staat und Gesellschaft müssen vereint die Schäden, für deren Beseitigen sie verantwortlich zu machen sind, zu heilen suchen. Vor allen Dingen aber mögen jene Frauen, die mit Wort und Schrift eifrig für Frauenrechte und Frauenemanzipation kämpfen, also insbesondere Angehörige der sogenannten bessern Stände, bei sich selbst Einkehr halten und ihren Schwestern niedern Standes nach jeder Richtung hin Unterstützung und Hilfe angedeihen lassen. Nur wenn dies geschieht, wenn die Frau des bessern und des Mittelstandes fernerhin nicht mehr als gefährliche Konkurrentin der armen Arbeiterin auftritt, vielmehr den Wert der Arbeit schätzen lernt und den Preis derselben in richtiger Weise zu bestimmen versteht, nur dann läßt sich eine Besserung der heutigen Mißstände erwarten.

Daß die Lösung der Lohnfrage sehr schwierig ist und nicht etwa in der Weise erfolgen kann, daß nach sozialistischem Muster vom Staate Minimallöhne festgesetzt werden, bedarf wohl keiner Ausführung. Ebenso leuchtet ein, daß nur das Aufhören einer starken Volksvermehrung einerseits und eine den Forderungen der Gerechtigkeit entsprechende Bemessung des Verhältnisses der Lohnhöhe zur Arbeitsleistung andererseits durchgreifenden Wandel schaffen wird. Eine Anbahnung der Lösung der Lohnfrage muß aber davon ausgehen, daß die Unternehmer auf die sittlichen Pflichten, die sie ihren Arbeiterinnen gegenüber zu erfüllen haben, in deutlicherer Weise als bisher hingewiesen werden, daß die Frauen und Mädchen der niedern Stände in der Forderung höherer

*) Refer, welche sich über die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen näher unterrichten wollen, gestatte ich mir auf meine im Verlage von Duncker u. Humblot in Leipzig erschienene Schrift „Die Lage der Arbeiterinnen in den deutschen Großstädten“ zu verweisen.

Löhne von allen Gebildeten und namentlich von passend organisierten Vereinigungen, insbesondere auch solchen der Frauen höhern Standes, kräftig unterstützt werden, und endlich, daß die besser gestellten Frauen es verschmähen, in das Erwerbsgebiet der den untern Volksklassen angehörenden Arbeiterinnen in einer Weise, welche die letztern schädigt, einzugreifen. Es berührt in der That befremdend, wenn „Damen“ der bessern Kreise, die sonst nur hochmütig auf die armen Arbeiterinnen herabzusehen pflegen, mit diesen Arbeiterinnen konkurrieren, nicht etwa um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sondern um eines Nebenverdienstes willen, aus welchem Luxusartikel und Toilettegegenstände beschafft, Ausgaben für Vergnügen, für Konzerte und Bälle bestritten werden. Es ist nicht in Abrede zu stellen und für eine Reihe von Orten sogar nachgewiesen worden, daß die Löhne gewisser Klassen von Arbeiterinnen in den letzten Jahren deshalb erheblich gefallen sind, weil neuerdings die weiblichen Angehörigen wohlhabender Familien den auf Erwerb angewiesenen Frauen und Mädchen des Arbeiterstandes in höherem Maße Konkurrenz machen, als es vordem der Fall war. Eine derartige Entwicklung der Dinge, die im Interesse von Staat und Gesellschaft tief bebauert werden muß, ist natürlicherweise von niemand freudiger begrüßt worden, als von den Arbeitgebern, die nunmehr in die Lage gekommen sind, den Lohn der an sich schon erbärmlich bezahlten eigentlichen Arbeiterinnen noch mehr zu schmälern. Es verdient gewiß Anerkennung, wenn die Frauen und Mädchen aus dem wohlhabendern Mittelstande ein Verlangen nach Beschäftigung und Erwerb bekunden; aber in gleichem Maße verdient der Beweggrund Verurteilung, dem jenes Verlangen meist entspringt. Zu wünschen und zu fordern wäre, daß die den bessern Ständen angehörenden Mädchen eine gründlichere und umfassendere Ausbildung als bisher erhielten und zu berufswie standesgemäßer Arbeit erzogen würden; es ist zu verlangen, daß auch in wohlhabenden Familien auf die Hausfrau die Schilberung aus der Glocke passe:

Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.

Heute aber liegen die Dinge so, daß die feinere „Dame“ es einerseits verschmäht, sich mit der Führung des Haushaltes und den Sorgen der Kindererziehung abzugeben, das alles fremden Händen überläßt, andererseits aber sich nicht schämt, als Konkurrentin ihrer ärmern Schwestern weibliche Arbeiten zu wahren Schundpreisen auszuführen, um einen Fonds zur Deckung von Luxusbedürfnissen zu gewinnen. Einem derartigen Unwesen sollte mit allen Kräften

gesteuert werden. Namentlich liegt es den Frauenvereinen ob, in diesen Dingen Wandel zu schaffen. Daß dies möglich sein wird, bezweifle ich keineswegs, und um so weniger, als ich der festen Überzeugung bin, daß es bei uns zur Genüge edle Frauen giebt, denen das Wohl ihrer Schwestern niedern Standes am Herzen liegt. Trotz alledem kann ich aber die Befürchtung nicht unterdrücken, daß der Mehrzahl jener Frauen das Verständnis für eine richtige Erkenntnis und Lösung der „Frauenfrage des vierten Standes“ fehlt. „Logik giebt's für keine Frau,“ sagt Mirza-Schoffy und hat hiermit im großen und ganzen nicht Unrecht. Daher ist ein kräftiges Eintreten und eine Unterstützung der gebildeten Männer durchaus notwendig, wenn in Bezug auf die in Rede stehenden Dinge etwas Befriedigendes erreicht werden soll.

Nachahmung verdient gewiß das Vorgehen einer Reihe von Frauen und Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen Wiens, die sich zusammengesetzt haben, um eine „Produktivgenossenschaft für Frauenhandarbeit“ ins Leben zu rufen, deren Aufgabe darin bestehen soll, unter Beseitigung des Zwischenhändlers den Arbeiterinnen den für ihre Arbeit thatsächlich gezahlten Waarenpreis zuzuführen, dadurch, daß die Genossenschaft in ihren eignen Verkaufslökalen den unmittelbaren Absatz der von ihren Mitgliedern gelieferten Produkte an Kaufleute und Publikum besorgt. Mit Recht bemerkt das Wiener Komitee, das in einem Aufrufe zur Geldmittelbeschaffung für diese (übrigens bereits sicher gestellte) Genossenschaft auffordert: „Nicht von den Arbeiterinnen selbst kann die Initiative zu diesem Hilfsunternehmen ausgehen. Sie sind gänzlich außer stande, die Mittel zur Einrichtung einer solchen Genossenschaft aufzubringen, auch wenn es denkbar wäre, daß diese armen, durch Überarbeitung, Sorge und Entbehrung niedergedrückten, aller Teilname am geistigen Leben gänzlich beraubten, oft bis zu vollkommenem moralischen Unvermögen herabgekommenen Wesen Kraft und Mut zu einer solchen Agitation gewännen. Aber das eben ist es, was wir wollen: ihnen durch die erste Hilfe die weitere Selbsthilfe ermöglichen.“ Weiterhin heißt es: „In der Organisirung und Verwaltung des Unternehmens wird die Genossenschaft von einigen außerhalb der Arbeiterkreise stehenden Personen so lange unterstützt werden, bis das Werk dauernd gefestigt und die Mitglieder eben durch die neugeschaffne bessere Lage dahin gelangt sein werden, die selbständige Führung der Geschäfte übernehmen zu können. Dann werden die Arbeiterinnen, einmal auf ihre eignen Füße gestellt, zu einer selbständigen, sich selbst verwaltenden Körperschaft vereinigt, in ihren materiellen Lebensbedingungen erhoben, auch in geistiger und sittlicher Hinsicht tüchtiger werden und vor den mannigfaltigen Gefahren bewahrt bleiben, denen jede von materieller Sorge bebrängte, nun gar die im Elend dahin lebende Frau ausgesetzt ist.“ Es ist zu wünschen, daß das Unternehmen von Erfolg begleitet sein möge.

Die von den Wiener Frauen bethätigte Fürsorge für das Wohl der Grenzboten IV. 1888.

Arbeiterinnen kommt nun aber nur einer Klasse der letztern, den Handarbeiterinnen, die für die mit Bestellungen der Kaufleute ausgerüsteten Zwischenhändler um Stücklohn zu arbeiten pflegen, zu gute. Auch ist mit der Gewährung höherer Löhne die „Frauenfrage des vierten Standes“ keineswegs aus der Welt geschafft; es bedarf vielmehr weiterer Maßregeln, die teils im Zusammenhange mit der Lösung jener Frage, teils ohne einen solchen Zusammenhang durchgeführt werden müssen.

Eine bekannte Thatsache ist es, daß die Arbeiterinnen ihren Bedarf nach jeder Richtung hin in einer unbefriedigenden Weise decken. Insbesondere wird der Wohnbedarf unzureichend befriedigt, da die alleinstehenden weiblichen Angehörigen der untern Stände sich mit Wohnungen begnügen müssen, die nicht allein in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung (Schlafstellenwesen!) viel oder alles zu wünschen übrig lassen, sondern auch zu Preisen vermietet werden, die dem Werte der betreffenden Räumlichkeiten nicht entsprechen. Es würde zu weit führen, auf diese Dinge hier näher einzugehen; nur so viel sei bemerkt, daß die Wohnungsverhältnisse der Arbeiterinnen in den meisten Städten geradezu grauenhaft sind, eine Thatsache, die insbesondere durch die auf Veranlassung des Vereins für Sozialpolitik veranstalteten Untersuchungen über die Wohnungsnot der ärmern Klassen in deutschen Großstädten bestätigt wird. Diesem Mangel an zweckentsprechenden Wohnungen für unverheiratete Arbeiterinnen wird zunächst dadurch abgeholfen werden müssen, daß sich gemeinnützige Vereine bilden, die die Unterbringung alleinstehender Mädchen in geeigneten Familien zum Zwecke haben. Da aber voraussichtlich die Zahl dieser Familien sehr beschränkt sein wird, ist entweder durch gemeinnützige Gesellschaften oder durch die Arbeitgeber oder aber durch die vereinte Thätigkeit beider für die Schaffung besonderer Arbeiterinnenwohnhäuser Sorge zu tragen. In dieser Richtung ist bisher so gut wie nichts geschehen. Ein „Daheim für Arbeiterinnen“, das gemeinnützigem Streben sein Dasein verdankt und aus Mitteln der besseren Gesellschaftskreise begründet ist, ist, so weit mir bekannt, nur in Leipzig errichtet worden und wirkt auch hier unter sehr beschränkten Verhältnissen. Es besteht seit siebenzehn Jahren (seit zwölf Jahren unter Leitung von Fräulein Emilie Schülert) und hat bis zum Jahre 1887 562 Mädchen aufgenommen; die Durchschnittszahl der in dem Hause sich aufhaltenden beläuft sich auf vierundzwanzig, während die Einrichtung für dreißig Personen vorhanden ist. Gewährt wird den Mädchen Wohnung und Frühstück für 1 Mark, Mittagessen für 1 Mark 55 Pfennige wöchentlich, zudem ein annäherndes Familienleben und, wo es nötig ist, Rat und That. Einen Einblick in die Organisation des „Daheims für Arbeiterinnen“ giebt folgende kurze Übersicht der Hauptposten des für das Verwaltungsjahr 1886—1887 veröffentlichten *Rassenberichtes*. Nach letzterem betragen die

a. Einnahmen:

Bestand am Schlusse des Vorjahres in Effekten	4392	Mark
Barer Kassenbestand	1058	"
Jahresbeiträge für das Jahr 1886	1575	"
Weihnachtsgaben und Geschenke	67	"
Zinsen	280	"
Zuschuß vom Räte der Stadt Leipzig	300	"
Beiträge der Mädchen	1184	"
	<hr/>	
	8856	Mark

b. Ausgaben:

Wohnungsmiete	1350	Mark
Haushaltung	1292	"
Gehalte, Geschenke, Gratifikationen	656	"
Feuerversicherung	16	"
Verschiedene Ausgaben	251	"
	<hr/>	
	3565	Mark

Diese Zahlen reden deutlicher als Worte und lassen erkennen, mit welchen Schwierigkeiten das „Daheim“ zu kämpfen hat. Diese Schwierigkeiten werden aber erhöht durch die Stellung, welche die Arbeitgeber dazu einnehmen; der Verwaltungsbericht sagt hierüber folgendes: „Lust und Liebe zu fortgesetzter Thätigkeit fehlt uns nicht, und die Menschenfreunde haben uns ihren Beistand noch nicht entzogen. Aber ein, und zwar der wichtigste Faktor versagt: Die Arbeitgeber verhalten sich bis jetzt nur ablehnend gegen uns. Dankbar empfangen wir die Beiträge, womit sie uns erfreuen, aber die wertvollere moralische Unterstützung durch ihre Autorität wird uns nicht zu Teil, und unsere Anstalt ist ihnen noch so gut wie unbekannt. Wir wissen recht gut, daß ein nach dieser Richtung gethater Schritt weitere Schritte zur Folge haben würde; eher oder später aber müssen dieselben mit Notwendigkeit, der Strömung der Gegenwart folgend, geschehen. Ein Zeitalter, welches schon den Säugling an der Schwelle des Daseins mit Sorge umgiebt, welches auf die frühe Kindheit einzuwirken sucht, sogar die Schüler in ihren freien Stunden überwacht, es kann nicht das Auge schließen oder die Hand zurückziehen, wenn seine Unmündigen in eine Welt voll Versuchungen und verderblicher Einflüsse eintreten.“

Diesen Ausführungen kann man sich nur anschließen. Auch ich bin der Überzeugung, daß eine weitere Gleichgiltigkeit der Arbeitgeber nur durch Zwang, durch die Autorität des Staates gebrochen werden kann. Und meiner Meinung nach liegt es bezüglich der Wohnungsfrage sogar im öffentlichen Interesse, diejenigen Arbeitgeber, die eine größere Zahl von Arbeiterinnen beschäftigen, zur Beschaffung geeigneter Wohnungen zu verpflichten. Selbstverständlich würden dann auch alle diejenigen Arbeiterinnen angehalten werden müssen, in den von

den Arbeitgebern gewährten Wohnungen Aufenthalt zu nehmen, welche nicht in der eignen oder einer fremden, besonders geeigneten Familie Unterkommen finden können. Durch diese Maßregel würden übrigens keineswegs Neuerungen geschaffen werden; es sei nur daran erinnert, daß z. B. in Leipzig bezüglich eines einzelnen Gebietes des Schlafstellenwesens, desjenigen der Kellnerinnen, eine Verordnung besteht, derzufolge in Gast- und Schankwirtschaften, Weinschänken, Kaffeeschänken und Konditoreien Kellnerinnen nur unter der Voraussetzung beschäftigt werden dürfen, daß sie bei den betreffenden Wirten wohnen und die Wirte den Besitz der hierfür erforderlichen Räume nachweisen. Mit den „erforderlichen“ Räumen ist es freilich allein nicht getan; diese müssen auch zum Wohnen geeignet sein und in gesundheitlicher Beziehung allen Anforderungen entsprechen.

Daß aber neben der Beschaffung billiger und geeigneter Wohnung auch für billige und geeignete Beköstigung der Arbeiterinnen gesorgt werden muß, darf wohl als selbstverständlich betrachtet werden. Die Logirhäuser eignen sich erfahrungsgemäß gleichzeitig vortrefflich als Kosthäuser, wenn an ihrer Spitze geeignete weibliche Kräfte stehen. Um aber denjenigen Arbeiterinnen, die in den Logirhäusern keine Verpflegung finden können, gute und billige Kost zu liefern, ist die Gründung von Speiseanstalten durch gemeinnützige Vereine, die Einrichtung von Fabrikküchen u. s. w. dringend notwendig. Und ebenso notwendig erscheint die Errichtung von Konsumanstalten, die als Anstalten größerer Arbeitgeber oder gemeinnütziger Vereine dem Umwesen der Arbeiterinnen ungebührlich übervorteilenden Kleinhändler in wirksamer Weise entgentreten können. Auf die zweckmäßigste Organisation dieser Wohlfahrts Einrichtungen hier näher einzugehen, würde zu weit führen; nur darauf sei aufmerksam gemacht, daß die Konsumanstalten, Speisehäuser u. dergl. nur dann den Interessen der Arbeiterinnen in vollem Maße Rechnung tragen können, wenn die Waren lediglich unter Zuschlag der Verwaltungskosten oder zum Selbstkostenpreise abgegeben werden und die Leiter der Anstalten aus dem Einkaufe der Waren keinen Gewinn zu ziehen suchen.

Neben der Sorge für das körperliche Wohl der Arbeiterinnen ist aber auch für deren allgemeine wie wirtschaftliche Ausbildung und Erziehung zur künftigen Hausfrau Fürsorge zu treffen; ja es erscheint gerade nach dieser Richtung hin ein Beistand für die meist von der Familie abgelösten und auf eignen Füßen stehenden Frauen und Mädchen der untern Klassen in erhöhtem Maße am Platze. In welcher Weise dieser Beistand geleistet werden soll, hierüber gehen die Ansichten freilich sehr auseinander. Von einer Seite wird behauptet, daß es am zweckmäßigsten sei, wenn die den niedern Ständen angehörenden Mädchen zunächst zwei oder mehrere Jahre eine Stelle als Dienstmädchen bekleideten und sich dort die für eine künftige Hausfrau erforderlichen Kenntnisse und Tugenden verschafften. Nun läßt sich zwar nicht leugnen, daß ein Dienst-

mädchen in einem bessern Haushalte Gelegenheit finden wird, sich den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit anzueignen; dagegen erscheint es doch sehr fraglich, ob die gerade für Ärmere so wichtige Kunst des Sparens und die richtige Verwendung des Einkommens, kurz Wirtschaftlichkeit selbst in einem solchen Haushalte erlernt wird, dessen Vorsteherin überdies in vielen Fällen keine Reigung verspürt oder vielleicht unfähig ist, das Mädchen für ihren künftigen Hausfrauenberuf vorzubereiten. Meist liegt die Sache so, daß das den untern Ständen angehörende dienende junge Mädchen in Verhältnisse tritt, die ihm fremd sind, in dem Hauswesen einer bemittelten Familie nach mancher Richtung hin verwöhnt wird und niemals die Kenntnisse erwirbt, die zur Führung des einfachen Haushaltes einer Arbeiterfamilie notwendig sind. Es sei nur darauf verwiesen, daß das Dienstmädchen eines wohlhabenden Hauses von ihrer Dienstherrin in den seltensten Fällen, vielleicht niemals mit dem Kochen einer einfachen, kräftigen Hausmannskost, wie sie ein Angehöriger der arbeitenden Bevölkerung verlangt, vertraut gemacht werden wird. Dadurch aber, daß die künftige Arbeiterfrau nicht mit den Verhältnissen rechnen lernt, unter denen sie einst zu wirtschaften hat, bleibt sie trotz ihrer Erziehung im Dienste einer Familie schließlich ohne die erforderlichen häuslichen Kenntnisse.

Abgesehen von alledem verdient auch beachtet zu werden, daß trotz Dienstmangels die Zahl der Familien, die weiblicher Dienstmoten bedürfen, immerhin beschränkt und infolgedessen die große Masse der Arbeiterinnen überhaupt angewiesen ist, die Ausbildung in wirtschaftlicher Beziehung in einer andern Stellung als der eines Dienstmädchens sich anzueignen. In welcher Weise das geschehen kann, darauf soll im folgenden kurz hingewiesen werden.

Da die junge Arbeiterin meist nicht Gelegenheit findet, Wohnung und Beschäftigung in einer Familie ihres Standes zu nehmen, in welcher sie gleichzeitig in geeigneter Weise auf den Beruf der Hausfrau vorbereitet wird, so hat die Fürsorge der Arbeitgeber und die Vereinsthätigkeit, insbesondere der Frauenvereine, einzugreifen.

Am zweckmäßigsten würde jedenfalls die Ausbildung der jungen Mädchen in den Logir- und Kosthäusern der Arbeitgeber erfolgen. Da in diesen ein größeres Wirtschaftspersonal sowieso erforderlich ist, kann dieses in der Weise beschafft werden, daß alle Arbeiterinnen unter Aufsicht einer geeigneten Persönlichkeit abwechselnd, etwa in regelmäßigem Wechsel von je vierzehn Tagen, zu den Arbeiten herangezogen werden, welche (wie z. B. Kochen, Reinigen, Flicken, Bügeln u. dergl.) für die Anstalt auszuführen sind. Auf diese Weise leidet weder der Gewerbetrieb der Unternehmer, noch der Betrieb des Logir- und Kosthauses Schaden; der Vorteil für die Arbeiterinnen dagegen wird, wenn gleichzeitig deren allgemeine Bildung durch Unterricht in den verschiedensten wissenschaftlichen Dingen (z. B. in den Elementen der Gesundheits- und Krankenpflege) u. s. w. ergänzt wird, sehr bedeutend sein.

Die Versuche der Arbeitgeber, welche auf dem Gebiete der Fürsorge für die wirtschaftliche Ausbildung ihrer Arbeiterinnen liegen, sind bisher leider sehr vereinzelt und ungenügend; meist erstrecken sie sich nur auf den Handarbeitsunterricht. Einrichtungen der Unternehmer, welche Erlernung des gesamten Haushaltes zum Ziele haben, bestehen m. B. in Glabbach, Würzburg, Linden, Revinges, Wiesenthal bei Heilbronn und Sontheim. Inwiefern diese ihren Zweck bisher erreicht haben, vermag ich freilich nicht zu beurteilen; auch liegt mir eine Kritik dieser Einrichtungen, die ihr Dasein humanem Bestreben verdanken, fern. Wohl aber sei es mir gestattet, einiges über jene Einrichtungen mitzuteilen, insbesondere darüber, in welcher Weise der Kochunterricht in dem Arbeiterinnenhospiz des Herrn Fabrikbesitzer Brand in Glabbach erteilt wird. *)

Statutengemäß werden zur Teilnahme an dem Unterrichte, der in vierteljährigem Kursus für je sechs Fabrikarbeiterinnen Sonntags in den Vormittagsstunden von sechs Uhr an in der Lehrküche unter Oberleitung der Hospiz-Vorsteherin von einer Lehrköchin erteilt wird, nur Böglinge des Hospizes und Mitglieder des Arbeiterinnenvereins zugelassen, nachdem sie mindestens ein Jahr lang am Unterrichte in der Handarbeit teilgenommen haben. Die Teilnehmerinnen am Unterrichte zahlen zu den Kosten des von ihnen bereiteten und verzehrten Mittagessens jedesmal zwanzig Pfennige, Böglinge des Hospizes zehn Pfennige; die übrigen Kosten werden aus der Haushaltungskasse des Hospizes bestritten. Dem Unterrichte wird das von einer Kommission des Verbandes „Arbeiterwohl“ herausgegebene Buch „Das häusliche Glück“ (M. Glabbach und Leipzig, A. Riffarth) zu Grunde gelegt; die Teilnehmerinnen haben es mitzubringen und müssen bestimmte Kapitel, deren Inhalt während der praktischen Übungen erklärt wird, vorher durchgelesen haben. Die Lehrküche selbst ist mit allem versehen, was in die gut eingerichtete Küche einer Arbeiterfamilie gehört; das Verzeichnis aller vorhandenen Gerätschaften und Geschirre nebst Preisangabe hängt an der Wand, ebenso ein Verzeichnis der in den Schränken stets vorrätigen Spezereiwaaren mit Preistabelle und eine Schiefertafel zum Berechnen der bereiteten Mahlzeiten. An jedem Sonntag wird in den Unterrichtsstunden ein vollständiges Mittagmahl für sieben Personen zubereitet. Die Teilnehmerinnen müssen alle zugehörigen Arbeiten selbst besorgen, also z. B. Fleisch einkaufen, die aus der Lehrküche entnommenen Spezereiwaaren abwägen und nach dem Ladenpreis notiren, Gemüse und Kartoffeln reinigen, Brennmaterial und Wasser herbeiholen, Feuer einlegen und reguliren, Speisen kochen und anrichten, die Kosten der Mahlzeit berechnen, die gebrauchten Geschirre spülen, die Küche auskehren und dergleichen. Jede der Teilnehmerinnen am Unterrichte erhält beim Beginn eines neuen Kursus eine bestimmte Nummer, die ihr anzeigt,

*) Näheres hierüber bei M. Weber, Die hauswirtschaftliche Ausbildung und Erziehung der Mädchen der weniger bemittelten Stände. Berlin, George & Fiedler, 1886.

welche Arbeiten sie am ersten Unterrichtstage zu verrichten hat; am zweiten und den folgenden Sonntagen erhält jede die folgende Nummer, so daß jede mit allen zugehörigen Arbeiten bekannt wird.

Ob die Ausbildung an zwölf Unterrichtstagen, wie sie im Arbeiterinnenhospiz zu Gladbach stattfindet, genügt, um die Kenntnisse und Tugenden zu erwerben, die einer Hausfrau zur Begründung „häuslichen Glückes“ nötig sind, überlasse ich erfahrenen Hausfrauen zur Beurteilung. Dagegen möchte ich noch auf folgendes verweisen.

Ein keineswegs unerheblicher Teil der Arbeiterinnen wird nicht in der Lage sein, eine hauswirtschaftliche Ausbildung in Arbeiterinnenhospizen sich anzueignen. In diesem Falle müssen in erster Linie die Frauenvereine eingreifen und die Erziehung und Ausbildung der Arbeiterinnen zu Hausfrauen in die Hand nehmen und leiten. Ja es erscheint mir sogar als eine Frage, die sehr der Erwägung wert ist, ob es nicht zweckmäßig sei, die Arbeitszeit der jugendlichen Arbeiterinnen, d. h. derjenigen im Alter von 14—16 Jahren, gesetzlich noch weiter zu beschränken und diese Klasse der Arbeiterinnen (wie vielleicht alle Mädchen gleichen Alters!) zum Besuche eines theoretisch-praktischen Arbeitsunterrichts in allen das Hauswesen betreffenden Dingen zu verpflichten. In dem Falle hätten allerdings der Staat oder die Gemeinden, insofern sich ein entsprechendes Bedürfnis geltend machen würde, die Einrichtung geeigneter Erziehungs- und Bildungsanstalten ins Auge zu fassen; die Arbeitgeber selbst würden bis zu einem gewissen Grade vielleicht nach Zahl der beschäftigten Arbeiterinnen zu den Kosten heranzuziehen sein.

Soviel über die „Frauenfrage des vierten Standes“. Die Frage ist freilich mit dem bisher gesagten bei weitem nicht erschöpft; allein es kam nur darauf an, kurz die wichtigsten Maßregeln zu besprechen, die zur Besserung der Lage unsrer Arbeiterinnen zu ergreifen sind. Es wäre zu wünschen, daß die Arbeitgeber sowohl, wie die bessern Gesellschafts-, insbesondere Frauenkreise überhaupt, zu der Auffassung gelangten, es sei eine sittliche Pflicht, die arbeitenden Frauen und Mädchen der untern Klassen so zu stellen, daß sie ein menschenwürdiges Dasein in der Lage und nicht genötigt sind, zur Bestreitung des Lebensunterhaltes einen ergänzenden Erwerbszweig in der Preisgabe ihrer Ehre zu suchen. Erhalten die unverheirateten Arbeiterinnen höhere Löhne und wird ihnen gleichzeitig die Gelegenheit zur Ausbildung als künftige Hausfrauen geboten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß durch diese Maßregeln ein großer Schritt zur Lösung der gesamten „sozialen Frage“ gethan wird. Nicht zum geringsten Teile wird heute in Arbeiterkreisen Unzufriedenheit dadurch hervorgerufen, daß die Frau häuslich ungeschult und ohne Kenntnisse ist, dem Manne kein freundliches Heim zu bereiten verfleht und ihn infolge dessen schließlich immer mehr zu jener Verbitterung bringt, die im Kampfe gegen die bestehende Ordnung ihren Ausdruck findet. Eine zur Arbeit erzogene Frau

erhöht, wie Hahn in seiner Schrift „Die Frau auf dem Gebiete der Arbeit“ (Neutlingen 1884) treffend bemerkt, „die Arbeitskraft des Mannes, indem sie ihm wirklich eine Erholung geben kann: sie nimmt ihm einen großen Teil der Sorgen ab, erhält, was er erarbeitet hat; ihr Umgang fördert in ihm Gedanken zutage, welche sonst nie gekommen wären, sie ist ein Talisman gegen das Schlimme, mit ihr entsteht für den deutschen Mann ein wahres deutsches Heim; dieses aber allein ist imstande, über die größte Untugend des Deutschen, den Hang zum Wirtshaus, aus welchem dann auch der Zuvielgenuß geistiger Getränke und die Verschwendung folgte, endlich Meister zu werden.“ Lösen wir die „Frauenfrage des vierten Standes“, dann wird es auch gelingen, der „sozialen Frage“ Herr zu werden. Verharren aber die bessern Gesellschaftskreise ferner in ihrer Gleichgiltigkeit, treten die Frauen und Mädchen der bessern Stände noch länger als Konkurrentinnen der armen Arbeiterinnen auf, und bleiben endlich die Arbeitgeber auf dem engherzigen Standpunkte, den sie bisher in der Arbeiterinnenfrage eingenommen haben, so darf es nicht wunder nehmen, wenn die Staat und Gesellschaft bedrohenden Bestrebungen auch in Frauenkreisen tiefere Wurzeln fassen, in bedrohlicherer Gestalt auftreten und von übeln Folgen begleitet sind. Daß das geschehe, muß mit allen Kräften verhütet werden.



Herr Hinrichsen und sein litterarisches Deutschland.



im vierten Buch der zahmen Xenien hat Goethe der Kritik und Litteraturgeschichte einen Wink gegeben, der in vier Verszeilen für mehr als ein Jahrhundert Weisheit enthält:

Wohin wir bei unserm Gebreften
Uns im Augenblick richten sollen?
Denke nur immer an die Besten,
Sie mögen stecken, wo sie wollen.

Ein leider nur kleiner Teil unsrer zeitgenössischen Kritik läßt sich noch von diesem Satze leiten, der größte Teil ist ihm untreu geworden. Eine besondere Gruppe kennt nur die „Besten“, die zur Schule oder, wie es gut römisch heißt, zum „Künigel“ gehören; die Masse der Schriftsteller und Urteiler sucht eifrig den Glauben zu verbreiten, daß es keine „Besten“ gebe, und daß die geringern Unterschiede, die sich zwischen den zeitgenössischen Talenten entdecken lassen, gar nicht erst der Mühe der Unterscheidung lohnten. Die herrschende Tendenz unsrer Kritik geht dahin, alles litterarisches Leben und Streben

der Gegenwart als einen Urbrei zu betrachten, aus dem von Zeit zu Zeit einzelne Erfolgsblasen aufsteigen, um demnächst wieder zu plagen. Wenn diese anmutige Auffassung in den Tageszeitungen vorherrscht (denen zu neun Zehnteln die Litteratur und alle Bildungsinteressen das Gleichgiltigste von der Welt sind) und wenn man zugeben muß, daß die kritiklose Kellame der Zeitungen schon ein Gewohnheitsübel geworden ist, das man mehr oder minder willig erträgt, so ziemt es sich doch, ernste Verwahrung einzulegen gegen die Ausbreitung dieses Übels auch in Büchern, die mit ernstern Ansprüchen auftreten. Schon Franz Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts,“ das demnächst in dritter Auflage erscheint, eine fleißige und sorgfältige Arbeit, krankt an der Kritiklosigkeit, mit der das bedeutendste und das nichtigste als völlig gleichwertig behandelt wird, an der Ungleichheit, mit der wirklich hervorragende und schöpferische Naturen in ein paar Zeilen abgefertigt werden, während den hohlstin Dilettanten der dreifache und zehnfache Raum für ihre Schicksale und die Listen ihrer Versuche gegönnt ist. Gleichwohl soll gern eingeräumt werden, daß das Brümmersche Lexikon doch einen festen Kern, ein deutsches Gepräge hat. Die Aufnahme aller im laufenden Jahrhundert gebornen, gleichviel ob sie leben oder todt sind, die strenge Begrenzung auf die poetischen (belletristischen) Schriftsteller in Vers und Prosa, die Ausschcheidung alles Selbstlobes und aller Polemik aus den einzelnen Artikeln (die sich zum großen Teil auf persönliche Mitteilungen der Aufgenommenen stützen), die Zuverlässigkeit der Angaben verleihen dem Brümmerschen Lexikon einen bestimmten Charakter. Es ist ein Nachschlagebuch, will nicht mehr sein. Ganz anders steht es um ein pomphaft angekündigtes Werk, das laut seiner Vorrede viel Höheres erstrebt: Das litterarische Deutschland von Adolf Hinrichsen mit einer Einleitung von Professor Doktor E. Weyer (Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung). Der Herausgeber erklärt in der Vorrede. „Manches Jahr schon trug ich mich mit dem Plane des Litterarischen Deutschlands. Ich empfand es stets als eine große Lücke in unsrer nationalen Litteratur, daß sie nicht ein Werk aufzuweisen hatte, das die Geisteskräfte des Volkes der Denker und Dichter (nicht solche der Letztern allein) zusammenfaßt, seien es auch nur die einer bestimmten Zeitperode: eine Art Momentphotographie, die unsre deutschnationalen Errungenschaften und Bestrebungen wiederzuspiegeln imstande ist. Und doch hege ich den Stolz, nicht nur eine solche durch das erdrückende Morgen bereits verwischte in dem Litterarischen Deutschland zu liefern, sondern gebene mein hiermit begonnenes Werk fortzusetzen: viele Momentphotographien zu schaffen und das ewig neue Werden in solchen festzubannen, soweit meine Kraft reicht.“ Hiernach muß jedermann glauben, daß es sich in dem 724 doppelspaltige Seiten starken Werke um eine ausgedehnte Anthologie oder etwas dem ähnliches handeln müsse. Denn unter Geisteskräften, die man „zusammenfaßt“, hat man bisher, soweit die deutsche Zunge klingt, die

Werke der Denker und Dichter, ihre Leistungen, aber nicht ihre Namen verstanden. Auch unter den „deutschnationalen Errungenschaften“ wird sich jeder vernünftige Mensch etwas anderes denken, als die Biographien und Autobiographien von vielleicht anderthalb tausend Schriftstellern, unter denen viele hunderte sich befinden, die nicht in ein literarisches, sondern in irgend ein Fachlexikon gehören. Herr Hinrichsen hat zwar nirgends erklärt, was er unter Denkern versteht, und zählt, wie es scheint, alle auf irgend einem wissenschaftlichen Gebiete arbeitenden zu diesen Denkern. Auch können wir ihm nicht bestreiten, daß man, um zur Auszeichnung im Gebiete des katholischen Kirchenrechts, der Ornithologie oder der technischen Chemie zu gelangen, um ein „Handbuch der pharmazeutischen Rezeptirkunst“ oder einen „Grundriß der Eisenhüttenkunde“ oder eine Preisschrift über Maul- und Klauenseuche, Abhandlungen wie „Über die Milben der Bierfäule“ oder „Über das Vorkommen der schwarzen Hausratte um Greiz“ oder „Über die Deklination des Substantivs im niederösterreichischen Dialekt“ oder über „Das Flügelgeäder der Psociden und seine systematische Bedeutung“ zu schreiben, denken muß. Der allgemeine Sprachgebrauch aber versteht unter „Denkern“ etwas anderes als noch so verdiente Spezialisten; die bloße Aufnahme einiger hundert Fachschriftsteller, denen gegenüber viele hundert andre, nicht minder hervorragende vermißt werden, stempelt dies „Literarisches Deutschland“ von vornherein zu einem verfehlten Werke. Denn zu befriedigender Lösung der Aufgabe gab es nur zwei Wege. Entweder faßte Herr Hinrichsen den Begriff der Litteratur im weitesten Sinne, wonach dieser die gesamten Schriftwerke in deutscher Sprache in sich begreift, und machte den Versuch, das gesamte schreibende Deutschland zu vertreten, in welchem Falle das Werk zehnfach umfangreicher sein würde und müßte, oder er hielt an dem Begriff National-litteratur fest, wonach in erster Reihe nur die Schöpfungen der Poesie, in zweiter diejenigen Werke der Beredsamkeit und der wissenschaftlichen Darstellung zu berücksichtigen waren, welche sich durch Vollendung der Form, Vorzüge des Stils dazu eignen. Wer da weiß, daß die Auswahl dieser Werke für jede litterarhistorische Darstellung die größten Schwierigkeiten bietet, die schärfste Urteilskraft erfordert, wer weiß, daß ganze Reihen geschichtlicher und anderer Schriften hart auf der Grenze zwischen bloßen Forschungen und literarischen, künstlerische Vollendenden Werken stehen bleiben, wird auch gern zugeben, daß hier ein Mehr oder Minder für die Auswahl sehr wohl möglich ist. Aber Hinrichsen scheint völlig prinziplos verfahren zu sein, einfach alle diejenigen aufgenommen zu haben, die sich mit Material, das heißt mit langer Erzählung ihrer Lebensschicksale und breiter Aufzählung ihrer literarischen Arbeiten einstellten. Er hat die Einsendungen durch Hinzufügung einer Reihe von anerkannten und gefeierten Namen ergänzt und auf das Prinzip irgend welcher Vollständigkeit ruhig Verzicht geleistet. Die Zahl der im „Literarischen Deutschland“ aufgeführten Fachschriftsteller steht zu der Zahl der wirklich vor-

handenen in einem geradezu lächerlichen Mißverhältnis, die Bedeutung des einzelnen kann, wie der flüchtigste Vergleich zeigt, nicht zum Maßstabe gebiet haben, und so muß man von vornherein die Aufnahme ganzer Reihen von Namen als eine nur zufällige oder vollkommen willkürliche erachten.

Eine gewisse, aber mit der des Brämmerchen Dichterlexikons nicht zu vergleichende Vollständigkeit versucht der Herausgeber auf dem Gebiete der schönen Litteratur zu erzielen. Das „Literarisches Deutschland“ mit seiner Flut von „Dichtern“ und „Dichterinnen“, die von Jugend auf den „Drang“ gespfirt haben, wird jene naiven Gemüther höchlich befriedigen, die den Quell der Poesie in unsrer Zeit vertrocknet und das heilige Feuer erloschen wähten. Bei ernstern und am Leben und Gedeihen unsrer Litteratur, namentlich unsrer poetischen Litteratur, wahren Anteil empfindenden Menschen können breiviertel der von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit strotzenden, das Nichtige zum Wichtigen, das einfache Erlebnis zum Ereignis aufbauschenden autobiographischen Aufzeichnungen nur ein Kopfschütteln hervorrufen, und man muß über eine Redaktion erstaunen, die sich in der Vorrede darauf beruft, daß sie „den gebotenen Stoff selbstverständlich nicht stets in seiner ganzen oft unumgänglichen Breite habe verwenden können,“ aber dabei Dinge stehen läßt, die im Interesse der Verlechtigten in den Papierkorb gehört hätten. Der Herausgeber erblickt eine „reizvolle Mannigfaltigkeit“ in den grundverschiedenen Mitteilungen und hat es nicht als seines Amtes erachtet, „eingehende Kritik zu üben.“ Da liegt denn die Frage nahe, ob Herr Hinrichsen in der That glaubt, daß litterarhistorische Hand- und Nachschlagebücher, auch wenn sie „Momentsphotographien“ sind, der Selbstüberschätzung, der bloßen Urteilslosigkeit dilettirender Versmacher und Blauschrumpfe zu dienen haben, ob er meint, daß der Herausgeber eines Werkes wie das „Literarisches Deutschland,“ schlechtthin gar keine Verantwortlichkeit trage? Unsrer Litteratur krankt an nichts Schlimmerem, als an der Vermischung aller Unterschiede, an der völligen Gleichstellung origineller schöpferischer Kraft und armseliger Nachahmung, ernster künstlerischer Arbeit und flacher Vielchreiberei, und dies Unheil soll nun nicht bloß durch das Vermischte der Zeitungen schwirren, sondern an Stellen verewigt werden, die wenigstens das Aushängeschild ernster Abßicht und ernster Kritik tragen!

Es ist schier unglücklich, was nach der bezeichneten Richtung hin uns alles in diesem Buche aufgetischt wird, was der Herausgeber hat durchgehen lassen. Da wird von einem Herrn Angelrodt in Nordhausen erzählt, daß er, weil Freunde seine Feldpostbriefe veröffentlichen ließen, „unwillkürlich mit der Presse in Berührung gekommen“ sei und „die Kritik“ der öffentlichen Theateraufführungen übernommen habe! Da wird von der Freifrau Karolina von Bartenstein, die zwei kleine Novellen und ein Gebichtbändchen „Seelenblicke“ verfaßt hat, wörtlich berichtet: „Mit Karolina von Bartenstein erlischt ihr Name, da sie die (!) letzte weibliche Sprosse (!) des Geschlechts ist, der letzte männliche Sproß war der verstorbene

Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes A. Reichsfreiherr von Wartenstein, ein Bruder der Dichterin, nunmehr Ehrendame am hochadligen Damenlist zu Troppau.“ Da sagt eine Frau Emilie Busse wörtlich: „Obwohl ich von Jugend auf das lebhafteste Interesse für unsre deutsche Pitteratur hatte, so würde ich es damals doch nicht gewagt haben, selbst mit litterarischen Versuchen an die Öffentlichkeit zu treten. Erst als Witwe eines höhern Beamten griff ich zur Feder. Meine Bemühungen wurden auch bald insofern belohnt, als kleine Geistesgeschichten in Zeitschriften freundliche Aufnahme fanden.“ Da „singt“ Herr Karl Nikolaus von Gerbel-Embach:

Im Innern Rußlands kam ich auf die Welt,
 Doch bin von deutschen Eltern ich entsprossen.
 In Tübingen einst promovirte ich
 Als Doktor der Philosophie. In Dresden
 Dann fand ich später eine neue Heimat,
 Wo ich in diesem Augenblick noch lebe.
 Von Liebe sang ich, sang auch fromme Lieder,
 Schrieb andres noch in Poesie und Prosa
 Und hoff auch manches noch zu produziren.

Da entwirft Herr Wilhelm Grothe ein Lebensbild, das sich ganz wie ein Leihbibliotheksroman ausnimmt, da erfahren wir, daß Frau Mary Graf-Bartholomew „vorzugsweise lyrisches Talent“ besitzt und sich besonders bekannt gemacht hat „durch ihre Kochrezepte in Versen, die sie nach den bekanntesten und beliebtesten Volksmelodien gedichtet hat,“ da finden wir einen Friedrich Emanuel Heino, der sich resignirt, „ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben“ und von dessen Arbeiten nicht eine einzige genannt wird, da berichtet ein Herr Heinrich Helmers wörtlich, daß er in früher Jugend von einer für Poesie und Kunst begeisterten Mutter in das Reich der Musen geleitet worden sei und in seinen Knabenjahren schon die Freude gehabt habe, daß die Tagesblätter seiner Vaterstadt (die uns unenthält bleibt) unter einem Pseudonym kleinere Gedichte, Rätselaufgaben von ihm zum Abdruck brachten, da gesteht ein Herr Konrad Hermann ein, daß er „leider bei Begründung eines eignen Geschäfts sein mühsam Erspartes wieder einbüßte. Das hinderte ihn aber nicht, weiter zu dichten und zu singen.“ Da berühmt sich Herr Karl Rösting, den Plan zu einem „gigantischen“ (!) Bühnenwerke, der Pentalogie: „Das gelobte Land, Das Himmelreich, Die neue Welt, Ein Weltgericht, Edentraum,“ geschmiedet zu haben, da erzählt Fräulein Auguste Pulvermacher: „Jetzt bin ich Mitarbeiter (!) von verschiedenen in- und ausländischen Blättern und Journale (!). Doch meine alte Vorliebe fürs Theater ließ mich nicht ruhen, und da ich nicht Theater spielen konnte, begann ich Theater zu schreiben,“ da versichert Wilhelm Kessel, auch Wilhelm von Bergen und Ludwig Schwarz genannt, daß er „fest auf dem Pegasus saß und wußte ihn trefflich zu lenken,“ Herr Paul von Schönthan, der Bruder des Lustspiel-dichters, der übrigens ehrlieh eingesteht, daß er viel, vielleicht manchmal zu

viel geschrieben habe, und der seit 1887 ein neues Berliner Wipblatt redigirt, hat „die Genugthuung zu sehen, daß Segen auf seiner Arbeit ruht,“ was wohl heißen soll, daß sie ihm viel Geld einbringt. Da versichert der Rechtsanwält August Sturm in einer wunderlichen Selbstkritik, daß seine „Gedichte“ und sein Buch „Auf Flügeln des Gesanges“ seine tiefste Eigenart wiedergeben, und daß er sein „Thüringer Waldmärchen“ für mehr als einen Versuch halte, während Herr Heinrich Weber in Zürich meint, daß in seinen religiösen Gedichten „Lieder eines Suchenden“ „der ideale Flug bisweilen die Klarheit verhülle.“ In diesem Tone könnten wir noch seitenlang fortfahren, es ist geradezu unglaublich, welche Fülle von Naivitäten, aber auch von Geschmacklosigkeiten, von unberechtigten Ansprüchen aus dem Rahmen des „Litterarischen Deutschlands“ herausguckt. Man fühlt sich ordentlich erlöst, wenn einmal einer der berühmten Poeten, wie Fritz Bärwinkel, mit einer gewissen Ironie von sich sagt:

Jetzt liest nichts mehr. Ich bin taub
Für der Versuchung Loden,
Ich rechne mich doch nur zum Staub,
Erwart' (!) nicht Nachruhm Gloden.

Übrigens erfordert die Gerechtigkeit, zuzugestehen, daß mitten unter dem nicht redigirten Wust aller erdenklichen Notizen über Dichter und Dichterringe, über Schriftsteller jeder Art und jeden Ranges sich einzelne vortreffliche Mitteilungen befinden. Die in schicklichem und würdigem Tone gehaltenen Selbstbiographien und Biographien von Franz Nissel, Karl Koberstein, Ernst Eduard Feyer, Konrad Zitelmann, sowie manche kleinere, stehen in angenehmer Weise hervor, wenn sie auch in ihrer Ausführlichkeit in einem entschiedenem Mißverhältnis zu den Artikeln über die namhaftesten und wirklich bedeutendsten poetischen Schriftsteller der Gegenwart stehen.

Herr Hinrichsen hat selbst gefühlt, daß dies Mißverhältnis durch sein ganzes Buch hindurch vorhanden ist. Seine Vorrede bemerkt, daß ihm „vielfach eine kurze kritische Bemerkung am Platze erschienen sei, schon um derjenigen willen, deren Erlebnisse gering (bzw. ihm in geringem Maße kundgegeben), während ihre litterarischen Leistungen groß waren, so daß durch die Länge der einen Biographie im Verhältnis zur andern leicht ein irrthümliches Vorurteil erweckt werden könnte, ein Fall, der bei Kennern natürlich nicht eintreten wird.“ Als ob dergleichen Bücher zumeist in die Hände von Kennern gerieten! Der Herausgeber hat sich also verpflichtet gefühlt, in den Fällen, wo er über wahrhaft litterarische Talente nur das beizubringen hat, was sich auch in jedem Konversationslexikon findet, durch eine Kritik ausgleichend zu wirken. Leider ist diese Kritik so ausgefallen, daß sie nichts ausgleicht, sondern den Eindruck unerquicklicher Unzulänglichkeit stärken hilft. Die Urtheile des Herrn Hinrichsen sind durchgehends wohlwollende, ja lobpreisende, aber es bedarf nur der Aufzählung einiger Beispiele, um zu erkennen, wie flach, allgemein, uncharakteristisch

seine kritischen Bemerkungen sind. Wenn wir über Rudolf Vaumbach lesen, daß seine „Lieder und Sänge die Welt durchwandert haben,“ daß der Dichter ausgezeichnet sei „durch einen vornehmen Zug, der ihm niemals gestattete, seine Feder in den Dienst der Tagesgötzen zu stellen,“ wenn von Bodenstedt versichert wird, daß er „einer der talentvollsten deutschen Sänger sei, dessen liebesüßer Mund Unvergängliches gesungen,“ von Felix Dahn, er sei „allgemein als formgewandter Meister auf dem Gebiete der Reimkunst und gleichzeitig als der vornehmste Autor auf demjenigen der belletristischen Germanistik (belletristische Germanistik! Dahn mag sich für das Kompliment bei Herrn Hinrichsen bedanken!) anerkannt,“ von Marie Ebner-Eschenbach, daß „ihrem Streben reiche Erfolge erwachsen, und daß sie nunmehr als (!) eine der talentvollsten lebenden Schriftstellerinnen gilt,“ von Theodor Fontane, „daß er einer der angesehensten Berliner Kritiker sei, sich durch Feinheit und Schärfe der Auffassung auszeichne“ und außerdem „verdienstmaßen allgemein anerkannte“ Werke geschrieben habe, von Karl Emil Franzos, daß „durch seine Dichtungen ein vornehmer Hauch zieht“ und daß er gerade in den höhern Schichten der Gesellschaft sich großer Beliebtheit erfreue, von Wilhelm Jensen, daß er „die Novelle meisterhaft beherrscht,“ von Graf Schack, daß seine Dichtungen „sehr verschiedenen Inhalts und die großangelegten Lebenserinnerungen von höchster allgemeiner Bedeutung sind,“ von Adolf Stern, daß seine poetischen Werke „ihrer edlen Eigenart und Tiefe wegen großen Beifall und weite Verbreitung fanden und daß er außerdem eine Reihe von hochbedeutenden litterar-historischen Schriften erscheinen lassen,“ von Ernst Wichert, daß ihm „sowohl auf dem Gebiete der Novelle als auf dem des Dramas reiche Erfolge erwachsen,“ so wird kein Mensch auch nur den schattenhaftesten Begriff von der Eigentümlichkeit und dem innern Wesen der genannten Dichter und Schriftsteller bekommen, alles ist so nichtslegend, unbezeichnend und äußerlich als möglich. Schlimmer noch steht es um eine ganze Reihe von andern „Charakteristiken,“ in denen geradezu heller Unsinn zu Tage gefördert wird. Von Gottfried Keller wird erzählt, daß ihn „die Schriftstellerei zu ihren berühmtesten und vornehmsten Jüngern der Neuzeit zählt. Außer als Novellist gilt Keller besonders auf dem Gebiete der Lyrik als einer unsrer größten Meister — seine Lieder sind in allen Landen verbreitet und im Munde jedes ihrer Sänger.“ Sollte man nach der letzten Phrase nicht geradezu meinen, Herr Hinrichsen verwechsle Keller mit Geibel, mit Hoffmann von Fallersleben oder gar mit Müller von der Werra? Auch wir halten Keller für einen echten Meister auf dem Gebiete der Lyrik, aber wir fordern den Herausgeber des „Litterarischen Deutschlands“ auf, die „Lieder“ Kellers, die im Munde der Sänger leben, zu nennen — wir kennen nicht ein einziges. Gleichermaßen wird von Paul Heyse behauptet, daß er auf dem Gebiete des Dramas wie auf dem der Novelle, gleichzeitig als Lyriker, als einer der vornehmsten Meister der Gegenwart gelte. „Seine Dramen haben alle Bühnen sich erobert

und seine Lieder sind in jedes Sängers Mund.“ Schje ist in der That einer der vornehmsten Meister, über die „Eroberung aller Bühnen“ aber wird er selbst lächeln, sie ist sehr cum grano salis zu verstehen, und von den Liebern, „die in jedes Sängers Mund leben.“ haben wir noch kein einziges gehört. Von Julius Wolff behauptet Herr Hinrichsen in einem Atem, daß er ein gottbegnadeter Dichter sei, daß es aber „beim Vermeiden alles Schablonenhaften schier unmöglich sein mag, der Manierirtheit auszuweichen.“ Herr Hinrichsen muß wunderbare Begriffe von einem „gottbegnadeten“ Dichter haben. Von Otto Roquette wird behauptet, daß er „mit seinen spätern Schöpfungen zweifellos auf der Höhe des Barnab stehe“, aber niemals wieder die Poesie von „Walde-meisters Brautsahrt“ erreicht habe. Hier wird frischweg der Wert und der Erfolg verwechselt; wenn Roquettes spätere Schöpfungen nicht festern Kern und echteres Leben aufwiesen als sein reizendes Jugendmärchen, stände es schlimm um ihn. Vom Erfolg ist überhaupt Herrn Hinrichsens Urteil kläglich abhängig; es hilft einem Dichter wie Theodor Storm wenig, daß er sich unablässig vertieft hat und seine Gestaltungskraft äbertäuschend gewachsen ist, die Arabesken-novelle „Zinnenfee“ bleibt für Herrn Hinrichsen „die feinste und künstlerisch vollendetste von Storms Leistungen.“ Der wadere und idealistisch angehauchte Otto von Leigner wird als ein Nachahmer Lindaus bezeichnet und muß sich gefallen lassen, zu vernehmen, daß er „weit hinter seinem geistreichen Vorbild zurückbleibt.“

Doch es lohnt nicht, alle diese Unbegreiflichkeiten aufzuzählen, ja es wird sinnlos, so bald wir die Urtheile über die bedeutendern und ernststrebenden Schriftsteller der Gegenwart mit andern vergleichen. Welchen Wert hat auch das höchste Lob, das Hinrichsen an Ernst von Wildenbruch, Hermann Lingg, Konrad Ferdinand Meyer mit gutem Recht und zum Teil mit glücklicherem Ausdruck spendet, wenn anderseits der Herausgeber des „Litterarischen Deutschlands“ für die platteste und wülfste Vielschreiberei Worte braucht, die nur dem echten, künstlerisch gesinnten Talent gebühren. Von dem Romanfabrikanten Franz Lubojakty, der ein halbes Jahrhundert lang die Leihbibliotheken versorgte und der seine Schriftstellerei schwerlich je anders denn als einen Broterwerb angesehen hat, dessen Romane keine ernsthafte Kritik je in ihren Bereich gezogen hat, beteuert Herr Hinrichsen, er sei „einer unsrer fruchtbarsten Autoren gewesen, ohne daß er sein dichterisches Können je verbraucht habe; dieselbe ungewöhnliche Gestaltungskraft, welche seine ersten Schöpfungen belebt, thut sich auch in den letzten kund.“ Angesichts dieser äußersten Leistung an Kritiklosigkeit dürfen wir über ganze Reichen andrer Urtheile nicht erstaunen. Höchstens darüber ließe sich noch ein Befremden ausdrücken, wie der Herausgeber des „Litterarischen Deutschlands“, der sich doch auf seine patriotischen Gesinnungen beruft, dazu kommt, dem unflüchtlerischen Kosmopolitismus der Herren Löwenthal und Genossen so ausgiebigen Raum zu gönnen. Doch auch das ist überflüssig.

Herr Hinrichsen ladet alle diejenigen aus unserm großen Kreise, die in diesem Buche noch fehlen, in seinen noch höher zu türmenden Tempel der Unsterblichkeit. Wir fürchten, daß der Tempel mit seinen Lehmwänden und Dachpappen den Eintretenden über dem Kopfe zusammenstürzen wird.

Kleinere Mitteilungen.

Beuen. In dem von Paul Heinze herausgegebenen „Deutschen Dichterheim“, in der ersten Nummer des neuen Jahrganges (September 1888), veröffentlicht Herr Georg Ebers folgenden „Spruch“:

Das schwerste Leid hab' ich in stillen Stunden
Am besten stets mit mir allein verwunden,
Doch kam das Glück, mir frohe Lust zu beuen,
Braucht' ich Genossen, um mich recht zu freuen.

Schwerlich ist in der neuhochdeutschen Litteratur jemals ein häßlichere sprachliche Mißgeburt aus Licht getreten als dieses beuen, und wenn sie durch den Reim noch ausgezeichnet wird, wie hier, so macht sie einen um so widrigeren Eindruck.

Die heutzutage gewählt, unter Umständen geziert klingenden Formen beutst, beut, fleug, fleugt, fleugt zc. sind sprachgeschichtlich begründet. Das eu ist das iu des althochdeutschen Präsensstammes dieser Zeitwörter; dieses geht aber durch sogenannte Brechung in io (früher io) über, wo immer die alte Personalendung mit a beginnt, also im Plural des Indikativs und im Infinitiv.

Althochdeutsch:	Neuhochdeutsch:
biuta	ich biete
biutis: Imperativ biut	du bietest — beut[est]; Imperativ bietet — beut.
biutit	er bietet — beut[est], beut[et]
biutamōs	wir bieten
biotat	ihr bietet
biotant; Infinitiv biotan	sie bieten; Infinitiv bieten.

Der Ebers'sche Infinitiv „beuen“ hat aber nicht bloß ein unmögliches eu, es fehlt ihm auch, was noch schlimmer ist, das wurzel- und wesenhafte t; er ist ein doppeltes Mondkalb. Natürlich wird es nicht an weisen Leuten fehlen, die sagen: Ach was, richtig oder nicht, sprachgeschichtlich begründet oder nicht, die Schulmeister sind es nicht, die die Sprache machen, sondern die „großen Schriftsteller“. Wenn ein großer Schriftsteller, wie Herr Georg Ebers, mit sprachschöpferischem Genie die Form beuen erzeugt, so haben die kleineren Geister eben die Erlaubnis, sie ihm nachzubrauchen. Mit dieser Weisheit werden wir aber allmählich dahin kommen, daß uns Lessings Deutsch wie eine fremde Sprache erscheint.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Der Fall Harnack.



urch allerhöchste Entscheidung ist endlich eine Angelegenheit zum Abschlusse gebracht worden, die seit längerer Zeit die weitesten Kreise aufs lebhafteste beschäftigt hat. Seit Monaten war der „Fall Harnack“ ein stehendes Thema in den politischen wie in den kirchlichen Blättern. Für den Lehrstuhl der Kirchengeschichte an der Universität Berlin hatte die dortige theologische Fakultät als einzigen Kandidaten den Marburger Kirchenhistoriker Adolf Harnack, anerkanntermaßen eine wissenschaftliche Kraft ersten Ranges, dem Kultusminister in Vorschlag gebracht. Dieser, welcher erst vor zwei Jahren Harnacks Berufung von Gießen nach Marburg bewirkt hatte, nahm den Vorschlag der Fakultät an. Nun räumt eine königliche Kabinettsordre von 1855 der obersten Behörde der preussischen Landeskirche, d. h. der unierten Kirche der alten Provinzen, dem Ev. Oberkirchenrat, das Recht ein, bei der erstmaligen Anstellung von Professoren der evangelischen Theologie an den preussischen, d. h. also jetzt den altpreussischen Universitäten, über Lehre und Wandel derselben sich gutachtlich zu äußern. Ein Einspruchsrecht, von dem öfter in der Presse die Rede gewesen ist, ist ihm damit keineswegs verliehen worden. Der Oberkirchenrat sprach sich nun in seinem motivirten, mit der Mehrheit von vier gegen drei Stimmen zu stande gekommenen Gutachten gegen Harnacks Berufung aus. Der Kultusminister sah sich durch dieses Gutachten nicht bewogen, von seiner Absicht abzustehen, da seine auch bei angesehenen kirchlichen Instanzen eingezogenen Informationen über Harnacks theologische Bedeutung und Stellung, über den Charakter seiner Wirksamkeit in praktisch-kirchlicher Hinsicht und über die Art der kirchlichen Stellung und Thätigkeit seiner Schüler anders lauten als das Gutachten des Oberkirchenrats. Da erneute Verhandlungen mit

dem letztern zu keinem andern Ergebnis führten, so versicherte er sich der Übereinstimmung des gesamten Staatsministeriums mit dem von ihm gefassten Beschlusse, ungeachtet des entgegenstehenden Gutachtens des Oberkirchenrats Harnack nach Berlin zu berufen und unterbreitete schließlich die Angelegenheit Sr. Majestät dem Könige zur Entscheidung. Diese Entscheidung ist jetzt zu Gunsten Harnacks ausgefallen.

Die außergewöhnlichen Maßnahmen des Kultusministers, der, obwohl er die Beförderung eines Professors von einer preussischen Universität an die andre selbständig zu vollziehen berechtigt ist und sonst auch stets selbständig vollzogen hat, in diesem Falle sich veranlaßt sah, sich nicht nur der Übereinstimmung des gesamten Staatsministeriums mit seinem Vorgehen zu versichern, sondern sogar die Entscheidung in die Hände des Königs zu legen, weisen schon darauf hin, daß der „Fall Harnack“ keine bloße Personenfrage, sondern eine sehr bedeutende Prinzipienfrage war. Und als solche ist er auch überall aufgefaßt worden, wie die immer wieder sich erneuernde ernste Erörterung in der Presse bezeugt. Freilich hat die letztere nicht dazu beigetragen, die Frage, um welche Prinzipien es sich dabei gehandelt hat, zur Klarheit zu bringen. Nicht nur haben sich untergeordnete Gesichtspunkte vorgedrängt, wie der, daß es ein Widerspruch sei, wenn der Minister in Berlin durch den Oberkirchenrat gehindert sein soll, zu thun, was er in Marburg oder Kiel oder Göttingen unbeanstandet habe thun dürfen, oder daß eine doch immerhin königliche, vielleicht sogar als staatlich zu bezeichnende Behörde wie der Oberkirchenrat dem Minister entgegengetrete. Unzuträglichkeiten der Verwaltungspraxis, wie groß sie auch sein mögen, können gegen Prinzipien nicht aufkommen. Daß nun der Kultusminister formell in seinem Rechte war, wenn er einen Professor der Theologie ungeachtet des entgegenstehenden Votums der obersten Kirchenbehörde anstellte, ist zweifellos. Die innere Berechtigung dieses Verfahrens ist es, die von der einen Seite ebenso leidenschaftlich bestritten, wie von der andern behauptet wird.

Nun sind die streitenden Parteien vielfach über die Fragestellung einig, daß es sich um einen Prinzipienkampf zwischen den Rechtsansprüchen der Kirche auf der einen und des religionslosen Staates und der freien Wissenschaft auf der andern Seite handle. So begreift es sich, daß auch solche Zeitungen sich Harnacks angenommen haben, für die ein Unterschied zwischen der Theologie Harnacks und des Oberkirchenrats im Grunde gar nicht besteht, weil sie eben überhaupt auf antikirchlichem Standpunkte stehen und sich deshalb alles dessen freuen, worüber die lautesten Stimmen aus der Kirche am meisten jammern. Aber auch bessere Zeitungen haben die von der Kreuzzeitung, dem Reichsboten, der Stöckerischen Kirchenzeitung u. a. formulirte falsche Fragestellung sich angeeignet. Die falsche Fragestellung. Denn der Gegensatz zwischen Kirche auf der einen, Staat und Wissenschaft auf der andern Seite ist eine falsche doktrinaire Abstraktion, deren Verbreitung sich nur daraus begreift, daß die katholische Auf-

fassung der Kirche diesen Gegensatz zu Staat und Wissenschaft mit sich führt, und daß man diesen Gegensatz fälschlich verallgemeinert hat. Die Wissenschaft erschafft ihre Gegenstände nicht, sondern sucht sie zu verstehen. Liegt ihr Gegenstand aber auf dem Gebiete des höhern Geisteslebens, wo es sich um die höchsten Güter des persönlichen Menschen handelt, da setzt das Verständnis, das die Wissenschaft erstrebt, voraus, daß der Forscher mit seiner Person, mit seiner Gesinnung, seiner Empfindung an der geistigen Bewegung, deren Wesen er erforschen will, innerlich teilnimmt. Dem Musil ein störendes Geräusch ist, der kann kein Musikkforscher sein. Wer kein höheres Gut kennt, als das sinnliche Behagen des Einzelnen, ist unfähig als Historiker die Kämpfe der Menschheit um ideale Güter zu begreifen. Ohne solchen liebevollen persönlichen Anteil an dem Gegenstande kann man nur Kärnerarbeit an seiner wissenschaftlichen Erforschung thun. So kann auch nur der ein evangelischer Theologe sein, der sich in seinem innersten Leben als Glied der evangelischen Kirche weiß und will. Die Freiheit der Wissenschaft aber schließt nicht die innere Gebundenheit durch ihren Gegenstand, sondern die Gebundenheit durch äußere Gesetze aus. Und wenn der Staat die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre auch in den Fällen schützt, wo jene innere Gebundenheit offenbar fehlt, so thut er es deshalb, weil der Schaden, den eine falsche Wissenschaft möglicherweise anstiftet, gegen den Segen nicht aufkommen kann, den die wahre Wissenschaft mit sich führt, und weil für diese die Freiheit von äußern Gesetzen die Lebensluft ist. Um des höhern Gutes willen wird das geringere Übel ertragen. Wenn aber der Staat die Wissenschaft an seinen Universitäten pflegt, so thut er es, oder soll er es thun, um das vorhandene Kulturleben des Volkes, dessen rechtliche Ordnung er selbst ist, in seiner gesunden Selbstbewegung zu fördern, nicht um es künstlich erst zu erzeugen oder es willkürlich in fremde Bahnen zu lenken. Darum wird er bei der Anstellung der Universitätslehrer in einer Reihe von Fächern nicht bloß auf ihr technisches Wissen und Können, sondern auch darauf Rücksicht nehmen, ob sie jenes innerliche Verständnis für den Gegenstand ihrer Wissenschaft besitzen. Und wo er an seinen Universitäten theologische Fakultäten einrichtet, an denen die künftigen Geistlichen einer Kirche gebildet werden, so thut er es, weil er die bestimmte Religion als eins der hauptsächlichsten Kulturgüter seines Volkes, und die kirchliche Gemeinschaft als die Trägerin dieses Gutes schätzt, und weil er ihnen hierdurch Förderung zu Teil lassen werden will. Wie verkehrt es unter unsern heutigen Verhältnissen wäre, eine Staatsreligion künstlich erzeugen oder die innere Entwicklung der Kirche willkürlich nach fremden Gesichtspunkten bestimmen zu wollen, das hat die Erfahrung zur Genüge gezeigt. So wird denn bei der Anstellung theologischer Professoren nicht bloß ihre Begabung und Gelehrsamkeit, sondern auch die kirchliche Rücksicht entscheidend in die Waagschale fallen, die Rücksicht darauf, ob sie befähigt sind, ihre Schüler in einer ihrem künftigen Berufe entsprechenden Weise zu bilden. Und der Mi-

nister, der vor der Frage der Berufung in eine theologische Professur steht, wird sich von sachverständiger Seite Informationen über die kirchliche Qualifikation des Kandidaten verschaffen, wie auch der Decernent im Ministerium für die theologischen Professuren ein Sachverständiger ist. Gegenwärtig ist das ein Mann, der Professor der Theologie ist und zugleich die kirchliche Vertrauensstellung des Vorsitzenden des Zentralausschusses für innere Mission bekleidet. Das ist also die Prinzipienfrage, um die es sich in dem „Falle Harnack“ handelt, ob durch das Vorgehen des Ministers die durch die Idee der Sache geforderte kirchliche Rücksicht, die freilich weder mit der Idee des Staates, noch mit der der Wissenschaft streitet, sondern mit beiden eins ist, verletzt oder gewahrt worden ist.

Aus einem Teile der obigen Prämissen ziehen nun die Gegner der Berufung Harnacks den Schluß, daß das Votum der „Kirche“ wenigstens soweit unbedingt entscheiden müsse, daß wider dasselbe kein theologischer Lehrer angestellt werden dürfe. Die Kirche sei aber in ihrer obersten Behörde vertreten, während der Minister ihnen im Gegensatze zu dem Ausgeführten den „religionslosen“ Staat vertritt. Daß dieselben Stimmen sonst die Verstärkung der Kirchenbehörde durch den Synodalausschuß fordern, damit sie wirklich die Vertretung der Kirche werde, mag unerörtert bleiben. Zur Begründung der Gerechtigkeit ihrer Forderung verweisen diese Stimmen unablässig auf das entgegenkommende Verfahren des Staates gegenüber der römischen Kirche, das mit seiner ablehnenden Stellung zu berechtigten Forderungen der evangelischen Kirche in so trauriger Weise kontrastiere. Nun ist es gewiß tief zu beklagen, wenn der Staat der katholischen Kirche gegenüber entgegenkommender ist, als der evangelischen. Aber es wäre doch bei der gänzlichen Verschiedenheit beider Kirchen überaus verkehrt, wenn man meinen wollte, daß dieselben Zugeständnisse, die der Staat der römischen Kirche macht, regelmäßig auch für die evangelische Kirche eine Verbesserung bedeuten würden. Das gilt nun besonders von unserm Falle. In der katholischen Kirche steht es allerdings so, daß nach ihrer Lehre die amtlichen Träger der kirchlichen Rechtsordnung, die Bischöfe, beziehungsweise der Pabst, vermöge der apostolischen Succession die Kirche unfehlbar vertreten, daß ihre Stimme die Stimme der Kirche ist, daß ihrem Urteile sich die Glieder der Kirche einfach ohne Prüfung zu unterwerfen haben, daß es außerhalb des Gebietes ihrer Herrschaft kirchliche Organe gar nicht giebt. In der evangelischen Kirche dagegen vertreten erstlich die Kirchenbehörden oder die kirchlichen Organe die Kirche genau so weit, wie ihr kirchliches Handeln den aus dem Wesen des Evangeliums sich ergebenden Anforderungen entspricht und die Prüfung an diesem Maßstabe besteht. Zu solcher Prüfung ist aber jedes Glied der Kirche nach Maßgabe seiner Befähigung in dem besondern Falle berechtigt. Das ist eine solche Binsenwahrheit, daß es schwer begreiflich ist, wie man für die oberste Behörde der evangelischen Kirche die Prerogative der Bischöfe in Anspruch nehmen

kann, daß, wenn sie gesprochen haben, die Kirche gesprochen hat. Zweitens ist die Stellung der obersten Behörde einer evangelischen Kirchengemeinschaft der des katholischen Episkopats darin ganz unähnlich, daß sie gar nicht die Gesamtheit der kirchlichen Thätigkeit in sich vereinigt. Die freie Vereinsthätigkeit der innern Mission z. B. ist trotzdem kirchliche Thätigkeit, und ihre Organe sind trotzdem kirchliche Organe, obwohl sie nicht unter der Disziplin der kirchlichen Behörde stehen. Obwohl die theologischen Fakultäten vom Staate begründet und besetzt werden und die Kirchenbehörde kein Aufsichtsrecht über sie hat, sind sie trotzdem kirchliche Organe. Denn die Vereinsarbeit der innern Mission wie der Betrieb der Theologie auf der Universität sind Thätigkeiten, die für das Leben der Kirche unentbehrlich sind. Von wem ihre Organisation in die Hand genommen wird, ob von freien Vereinen oder vom Staate, das trägt nach evangelischen Grundfätzen für den kirchlichen Charakter dieser Organisation nichts aus. Er ist vorhanden, wenn die betreffende Aufgabe für die Kirche gilt und wenn sie in geordneter Weise zum Segen der Kirche gelöst wird. Und daß alle kirchlichen Thätigkeiten in der Hand einer Person oder eines Kollegiums auch nur in Hinsicht der Aufsicht vereinigt würden, ist nur soweit etwas Wünschenswertes, als es der Kirche frommt. Das heißt aber, es ist nicht wünschenswert, weil sonst die Gefahr einer Mechanisierung des kirchlichen Lebens nach katholischem Muster drohen würde. Die oberste Kirchenbehörde hat auf evangelischem Boden nur einen beschränkten Umfang von Aufgaben und demgemäß von Rechten, nämlich zunächst die Aufsicht über das kirchliche Leben der Gemeinden, die zu einer Landeskirche verbunden sind. Wenn man nicht zuerst die evangelischen Grundanschauungen über Kirche, kirchliche Thätigkeit, kirchliche Verfassung verleugnen will, darf man sich also beim Falle Harnack auf die Analogie der katholischen Kirche nicht berufen. So einfach, wie der katholischen Kirche gegenüber, ist es für den Minister nicht das Urteil der „Kirche“ festzustellen. Wenn er auf Grund des Vorschlages einer theologischen Fakultät einen Professor der Theologie anstellt, gegen den die oberste Kirchenbehörde protestirt, so braucht das so gewiß keine Vergewaltigung der Kirche zu sein, als auch die theologische Fakultät ein Organ der Kirche ist so gut wie die oberste Kirchenbehörde.

Es fragt sich nun, welches von beiden Organen die Annahme für sich hat, daß es zur Wahrung der kirchlichen Interessen in diesem Falle berufener sei. Nach einer Seite hin kann eine Kirchenbehörde vermöge ihrer besondern Arbeit an der Kirche wohl in der Lage sein, über die kirchliche Qualifikation eines theologischen Lehrers ein Urteil abzugeben. Wenn Schüler des Betreffenden in ihrem Aufsichtsgebiete kirchlich thätig sind, so kann sie an ihnen den Geist erkennen, mit dem ihr Lehrer sie erfüllt hat, ob sie durch ihn unlustig und ungeschickt für die schweren Aufgaben des Pfarramts geworden sind, oder ob sie Liebe zum Evangelium und Freudigkeit zur kirchlichen Arbeit beweisen. Die Presse, die für den Oberkirchenrat eintrat und seine Anstöße verbreitete,

hat nichts davon verlauten lassen, daß dieser etwa bei den leitenden Organen der Landeskirche des Großherzogtums Hessen, deren theologischer Nachwuchs sieben Jahre lang durch Harnacks Schule gegangen ist, Erkundigungen einge-
 zogen, oder daß er etwa in Hannover oder Württemberg, wo zahlreiche Anhänger der Theologie, die auch Harnack vertritt, im Pfarramte stehen, angefragt habe. Vielmehr hat der Oberkirchenrat es dem Minister überlassen, das Votum der theologischen Fakultät durch Informationen zu ergänzen, die er bei maßgebenden Instanzen über die praktisch kirchlichen Früchte der Lehrthätigkeit Harnacks einge-
 zogen hat. Und auf Grund eben dieser Zeugnisse ist der Minister bei seinem Entschlusse, den Vorschlag der theologischen Fakultät anzunehmen, geblieben. Der Oberkirchenrat hat sein ablehnendes Votum darauf gestützt, daß Harnack aus seinen Schriften zu erkennen der theologischer Standpunkt ihn zum Lehrer künftiger Geistlichen der evangelischen Landeskirche Preußens ungeeignet mache. Es ist aber sehr die Frage, ob zur Abgabe eines solchen Urteils ein aus Juristen und praktischen Theologen bestehendes Kollegium mehr berufen sei als eine theologische Fakultät. Der kirchliche Beruf der Theologie besteht in der evangelischen Kirche nicht wie in der katholischen darin, die im Laufe der Geschichte festgesetzte Summe von Dogmen zur unantastbaren Voraussetzung zu nehmen und die Wahrheit der autoritätsmäßig übernommenen Überlieferung hinterher zu beweisen, wobei den geschichtlichen Thatfachen Gewalt angethan wird und die Wissenschaft zur Advokatenkunst herabgewürdigt wird, sondern darin, die Überlieferung daraufhin zu prüfen, ob in ihr das Evangelium seinen zutreffenden Ausdruck gefunden habe, und diesen immer besser zu finden. Und ein wesentliches Mittel hierfür ist die geschichtliche Erforschung nicht nur der kirchlichen Entwicklung, sondern auch der Geschichte des Urchristentums, deren Urkunden im Neuen Testament vorliegen, und der Religion Israels, deren Urkunde das Alte Testament ist. Dabei ist es unvermeidlich, daß Vorstellungen zerstört werden, die manchen infolge ihrer Erziehung oder theologischen Bildung mit dem religiösen Leben untrennbar verknüpft erscheinen, obwohl sie dies keineswegs sind. Auch die orthodoxesten Theologen können sich diesem Flusse der theologischen Forschung so wenig entziehen, daß sie heute zu Ergebnissen gelangt sind, die noch vor zwanzig Jahren von den damaligen Wortführern der Orthologie als die Ausgeburten des kraßesten Unglaubens gebrandmarkt wurden. So gewiß nun auch der einfache Christ etwa über eine Predigt urteilen kann, ob sie das Evangelium enthält oder nicht, so schwer ist es, ein gerechtes Urteil darüber zu fällen, ob eine neue theologische Richtung der Kirche schädlich oder segensreich sei. Und wer durch seinen praktischen Beruf daran gehindert wird, der Bewegung der theologischen Wissenschaft wirklich zu folgen, der soll mit solchem Urteil sehr zurückhaltend sein. Denn von der jedesmal herrschenden Richtung ist noch immer jedes Neue, das später als segensreicher Fortschritt sich herausgestellt hat, als Abfall vom Glauben gebrandmarkt worden. Darum sind die

theologischen Fakultäten und nicht die mit praktischen Arbeiten überlasteten Kirchenbehörden die berufenen Organe der Kirche, über den kirchlichen Wert theologischer Forschungen zu urteilen.

Es kommt dazu, daß nach den Angaben der für den Oberkirchenrat eintretenden Blätter dieser gar nicht einmal weber Harnacks spezielle theologische Leistung, seine Neugestaltung des Bildes der kirchlichen Entwicklung der ersten Jahrhunderte, noch den allgemeinen theologischen Standpunkt, den er vertritt, im ganzen beurteilt hat, wie es hätte geschehen müssen, um über die kirchliche Qualifikation seiner Theologie und Geschichtsforschung zu urteilen, sondern daß er sich begnügt hat, einzelne Anstöße hervorzuheben. Das ist eine Handhabung des Bekenntnisses wie eines Gesetzbuches, die jeder auch ohne theologische Bildung und ohne persönliches religiöses Verständnis üben kann. So darf man in der katholischen Kirche urteilen, nicht aber in der evangelischen, und man darf es um so weniger, als an dem so aufgefaßten Bekenntnis gemessen auch die Richter oder ihre nächsten Freunde nicht bestehen würden. Nimmt man noch hinzu, daß die Anstöße des Oberkirchenrates an Harnacks Theologie einzelne Negationen betreffen, die er mit vielen andern Theologen teilt, auch mit solchen, die der preussischen Landeskirche angehören, und vergegenwärtigt man sich die leidenschaftliche Agitation, die gewisse Blätter in Szene gesetzt haben, so erkennt man, daß der Oberkirchenrat sich einer Partei, welche die kirchliche Alleinherrschaft beansprucht, dienstbar gemacht hat. Die Prinzipienfrage, um die es sich in dem „Falle Harnack“ gehandelt hat, ist die, ob die Gegensätze innerhalb der größten evangelischen Landeskirche Deutschlands durch Bötticher in gemeinsamer praktischer Arbeit und durch geistigen Kampf oder durch den schließlich doch fruchtlosen Versuch gewaltsamer Unterdrückung des einen Teiles überwunden werden sollen. Der „Fall Harnack“ war eine Machtprobe. Nicht der Oberkirchenrat, sondern der Staatsminister, der alle formell und materiell berechtigten Instanzen gehört und sich dem Urteil der materiell berufenen angeschlossen hat, ist in diesem Falle der Vertreter der wahren Selbständigkeit der evangelischen Kirche gewesen. Denn ein Bestandteil der letztern ist die Selbständigkeit der evangelischen Theologie gegenüber dem Kirchenregiment, die auch nach dem Urteil eines sogenannten konfessionellen Theologen wie des verstorbenen Erlanger Hofmann für sie zur Erfüllung ihres kirchlichen Berufes notwendig ist. Gegen den Oberkirchenrat aber konnte der Minister gar nicht loyaler handeln, als er es gethan hat, indem er sich der Übereinstimmung des gesamten Staatsministeriums mit seiner Auffassung versicherte, daß das Votum des Oberkirchenrates ihn nicht der Verantwortung entlaste, dasselbe auf seine kirchliche Berechtigung zu prüfen, und indem er die Endentscheidung mit allem Material für und wider in die Hände des Staatsoberhauptes und des Summepiskopus legte. Der Ausgang des „Falles Harnack“ wird segensreiche Folgen haben und hat schon jetzt angefangen, sie bei der Partei hervorzubringen, die mit ihren

exklusiven Ansprüchen nicht durchgebrungen ist. Eins ihrer einflussreichsten Organe hat angesichts dieses Ausganges die „positive“ Theologie zur geistigen Überwindung der „ungläubigen“ Theologie aufgerufen. Wenn die erstere diesem Rufe folgt und, anstatt zu denunzieren, zu widerlegen beginnt, so ist für die Zukunft das Beste zu hoffen.



Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands.

Von A. Pape.

(Fortsetzung.)



er Bestand der österreichischen Erblande, die zum deutschen Reiche gehörten, obgleich ihr Verband mit ihm zum Teil ziemlich lose war, da Böhmen und seine Nebenländer beinahe von der Kreiseinteilung ausgeschlossen waren, blieb unverändert von der Regierungszeit Ferdinands I. bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges. Spaltungen und Teilungen des ausgedehnten Gebietes kamen allerdings vor, aber doch nur unter den Mitgliedern des Erzhauses. So zwang Matthias seinen Bruder, Kaiser Rudolf II., den großen Gelehrten und Pferdefenner, aber schlechten Regenten, ihm nicht nur Ungarn, Mähren und Oesterreich, sondern schließlich, gegen Ende seines Lebens, auch noch Böhmen zu überlassen. Solange dann Matthias regierte, standen Steiermark, Kärnten und Krain unter der Herrschaft seines Veters, des Erzherzogs Ferdinand, des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. Dieser wurde endlich von dem kinderlosen Matthias wieder zum Erben der gesamten österreichischen Erblande eingesetzt.

Wie der Versuch, beim Regierungsantritte dieses Fürsten, Böhmen mit seinen Nebenländern, Mähren, Schlesien und der Lausitz, von dem österreichischen Gesamtstaate loszureißen, mißlang und nur dazu führte, daß alle im Majestätsbriefe gewährten Freiheiten und Rechte aufgehoben wurden, ist schon oben erwähnt worden. Dieser Aufstand der Böhmen bereitete aber dennoch den dauernben Verlust einer Provinz vor, die mehrere Jahrhunderte lang unter der Herrschaft der Könige von Böhmen gestanden hatte, nämlich der Lausitz, oder genauer zu reden, der beiden Markgrafentümer Nieder- und Ober-Lausitz. Diese Lande waren, nach verschiedenen Besitzwechseln in älterer Zeit, teils durch Heirat, teils durch Kauf unter die Herrschaft der brandenburgischen Markgrafen aus dem Hause Askanien gekommen. Nach dem Aussterben dieses Helbenge-

schlechts hatte König Johann von Böhmen die Oberlausitz besetzt, und die Sechsstädte, wie man damals sagte, Bautzen, Görlitz, Lauban, Löbau, Zittau, Kamenz, hatten freiwillig seine Oberhoheit anerkannt (1320) und waren später (1355) ganz dem böhmischen Staatsverbande eingefügt worden. Die eigentliche Lausitz, später Niederlausitz genannt, war von Otto dem Faulen aus dem bairischen Hause zunächst pfandweise (1361), dann endgiltig (1368) an die Luxemburger abgetreten worden. Das Land war mit Böhmen an die Habsburger gefallen. Die Versuche des zweiten Kurfürsten von Brandenburg, Friedrichs II., diesen alten Besitz der Askanier wieder mit der Mark zu vereinigen, waren im ganzen fehlgeschlagen und hatten nur den dauernden Erfolg gehabt, daß einige lausitzische Herrschaften, Kottbus, Peitz, Teupitz und Bärwalde, Posen, die Anwartschaft auf Beelow und Storkow u. s. w., den Kurfürsten von Brandenburg überlassen wurden, und zwar wurden diese Gebiete nur als böhmische Lehen abgetreten. Dieses Lehenverhältnis zu Böhmen wurde erst vollständig gelöst nach Beendigung des ersten schlesischen Krieges durch den Präliminarfrieden zu Breslau und den endgiltigen Frieden zu Berlin 1742.

Nach der Schlacht am weißen Berge besetzte Kurfürst Johann Georg I., der während des ganzen dreißigjährigen Krieges eine höchst schwankende Rolle spielte und bald auf Seiten des Kaisers stand, bald gegen ihn kämpfte, die beiden Lausitzen für das Haus Österreich. Seit 1623 behielt er sie mit Bewilligung Kaiser Ferdinands II. als Pfand für die von ihm aufgewandten Kriegskosten, die auf 72 Tonnen Goldes berechnet wurden. Der Kaiser war auch wegen der Kollage, in die ihn die reizenden Fortschritte des Schwedenkönigs versetzten, nicht im Stande, an diesem Verhältnisse etwas zu ändern, als der Kurfürst von Sachsen, zwar nur widerstrebend und halb gezwungen, ein Bündnis mit Gustav Adolf abschloß und auf Seiten der Schweden am Kriege thätigen Anteil nahm. Dieses Bündnis lockerte sich jedoch bald nach dem Tode Gustav Adolfs, und in dem Sonderfrieden zu Prag (30. Mai 1635) trat Sachsen wieder offen zum Kaiser über und verpflichtete sich, zur Vertreibung der Schweden und Franzosen aus Deutschland mitzuwirken. Hierfür übertrug Ferdinand II. die beiden Lausitzen endgiltig auf den Kurfürsten von Sachsen; das Lehenverhältnis zu Böhmen wurde aber dem Namen nach beibehalten. Die weiteren Schicksale dieses Landes sind dann mit denen von Kursachsen verknüpft. Österreich hatte eine Provinz abgetreten, die damals allerdings keineswegs von einer Bevölkerung bewohnt war, welche auch nur in ihrer überwiegenden Mehrheit deutsch gewesen wäre, welche auch heutzutage noch nicht einmal rein deutsch ist; aber die geographische Lage dieses Landesteiles, der sich bis in die Mitte Deutschlands herein erstreckt, ist derart, daß durch seinen Besitz Österreich notwendiger Weise in einem engeren Zusammenhange mit dem eigentlichen Deutschland bleiben und durch dessen Interessen in einem weit höhern Maße berührt werden mußte, als das später in Folge der geographischen Lage seiner Pro-

Grenzboten IV. 1888.

vingen der Fall war. Die Abtretung der Lausitz ist ein wichtiger Schritt auf der Bahn der Gebietsentwicklung des Kaiserstaates, welche diesen immer mehr auf die südöstlichen Grenzgebiete des alten Reichs beschränkte.

Die Verluste, die das deutsche Reich im westfälischen Frieden erlitt, der endlich dem grausigen Norden und Wüstentum ein Ende machte, durch welches unser unglückliches Vaterland fast entvölkert worden war, waren zum großen Teile durch die kaiserliche Hauspolitik verschuldet. Die vereinigten Provinzen oder die freien Niederlande und die Gebiete der Eidgenossenschaft wurden als selbständige und unabhängige Staaten anerkannt. Das sehr lose Band, das sie bisher, mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach, mit dem heiligen römischen Reiche verknüpfte, war damit gänzlich durchschnitten. Inwiefern die Habsburger zu dieser völligen Absonderung von zwei wichtigen Gliedern des Reichskörpers Veranlassung gegeben hatten, ist schon oben kurz dargelegt worden. Der gänzliche und unbestrittene Besitz der drei lothringischen Bistümer und der drei gleichnamigen Reichsstädte, Metz, Toul und Verdun, welche die verräterische Staatskunst des sächsischen Moritz dem Könige von Frankreich in die Hände gespielt hatte, wurde diesem Lande endgiltig bestätigt. Aber auch ein Teil der kaiserlichen Erblande fiel dem unerfättlichen Nachbarn im Westen zu. An Frankreich wurden abgetreten, und zwar mit voller Souveränität, die österreichische Landgrafschaft Oberelsaß, der sogenannte Sundgau, mit der Hauptstadt Ensisheim; die österreichische Landgrafschaft Unterelsaß, auch die Landvogtei Hagenau genannt, ursprünglich das in der Nähe von Hagenau (die Stadt gehörte nicht dazu) gelegene Gebiet der über die zehn Reichsstädte des Elsaß gestellten Reichsvögte; endlich der feste Platz Breisach, der schon zu den Römerzeiten als Mons Brisacius für einen militärisch höchst wichtigen Punkt gegolten hatte, und dem man damals eine solche Bedeutung beilegte, daß man die Festung als den „Schlüssel von Deutschland“ und „des heiligen römischen Reichs Rissen“ bezeichnete. Die Stadt war bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts reichsfrei gewesen, war dann an Österreich gefallen und gehörte damals zum Breisgau. Später, nachdem die Franzosen ungefähr gegenüber an der linken Seite des Rheins die Festung Neubreisach und den dazu gehörigen Brückenkopf, Fort Mortier, angelegt hatten, bezeichnete man den Ort gewöhnlich als Altbreisach. Ferner wurde an Frankreich abgetreten die bisher dem Kaiser zustehende Landvogtei über die sogenannten zehn freien Reichsstädte im Elsaß (Praefectura provincialis decem civitatum imperialium). Von diesen zehn Reichsstädten liegen im Oberelsaß vier, nämlich Kolmar, Münster im Gregorienthale, Kaisersberg, Türkheim; im Unterelsaß sechs, nämlich Hagenau (wohl zubenannt an der Roder oder Motter), der alte Lieblingsplatz Friedrich Barbarossas, der in der Stadt „im heiligen Forst“ eine prachtvolle Kaiserpfalz auführen und dort die Reichskleinodien verwahren ließ, Rosheim, Oberehnheim, Landau, Weißenburg an der Lauter, auch wohl Kronweißenburg genannt, früher eine Benediktinerabtei, in der der fromme

Mönch Otfried seinen „Kriß“ gesungen hatte, bis in die neueste Zeit bekannt durch die blutigen Kämpfe, die zwischen Deutschen und Franzosen bei und in der Nähe dieser Stadt ausgefochten worden sind, und Schlettstadt. Daß diesen Städten ihre bisherige Freiheit und ihr Verband mit dem Reiche gewahrt wurde, war natürlich bloß ein Vorbehalt auf dem Papiere. Endlich erlangte Frankreich noch das Besatzungsrecht in der damals zum Hochstifte Speier gehörigen Festung Philippsburg. Das war der zweite feste Platz auf der rechten Seite des Rheins, der in die Gewalt des Erbfeindes kam.

Damit hatte Osterreich seinen am weitesten im Westen gelegenen Besitz abgegeben; seine Gebietsentwicklung hatte in ihrer stetigen Bewegung nach Südosten hin einen weitem Schritt gethan. Damit hatte Osterreich aber auch zugleich den Verlust des ganzen Elsaß für das Reich vorbereitet. Freilich waren in dem Friedensinstrumente von Münster den übrigen Ständen jener Landschaft, namentlich der „semper-freien“ Reichsstadt Strahburg, alle ihre Freiheiten gewährleistet. Aber welchen Wert hatte eine solche Gewährleistung gegenüber einem Ludwig XIV. bei der Schwäche und Zerfahrenheit des Reiches, bei der Gleichgiltigkeit und Teilnahmslosigkeit des Kaisers und Osterreichs?

Dieser Staat besaß, abgesehen von den Waldstädten, dem Friedthale und einigen kleinern Gebieten im Süden des Rheins, die jetzt zur Schweiz gehören, keinen Fußbreit Landes, keinerlei Hoheitsrecht mehr auf der linken Seite des deutschen Stromes. Ein Hausinteresse hatte der Kaiser im Elsaß Frankreich gegenüber nicht mehr zu vertreten, und die Reichsinteressen spielten für die Habsburger meistens gar keine, immer aber nur eine höchst untergeordnete Rolle. Diese auf engherzigem Eigennutze beruhende Gleichgiltigkeit des Reichsoberhauptes gegen die Verstümmelung des Reiches, dessen Mehrer allezeit zu sein er doch geschworen hatte, verbunden mit der kleinlichen und neidischen Eifersucht auf den einzigen Fürsten des Reiches, der gewillt und fähig war, den Gewaltübergreifen des Franzosenkönigs kräftig entgegenzutreten, den großen Kurfürsten, hat wesentlich, ja fast allein den Verlust des gesamten Elsaß verschuldet.

Der übermütige französische Gewaltherrscher, der im Gefühle seiner gekränkten Allmacht den im großen Saale zu Versailles prangenden Wahlspruch führte: *Le Roy gouverne par lui-même*, der es liebte, sich den Sonnenkönig, *le Roy-Soleil*, zu nennen und nennen zu lassen, hatte seinen ersten Raubkrieg auf Grund des sogenannten *Davolutionsrechtes* begonnen. Für seine Raubereien im Elsaß und den angrenzenden Gebieten des Reiches erfand er die so harmlos und unschuldig klingenden Namen der *Reunionen*. Da der Grand Monarque sich bei diesen Reunionen durch etwaige kleinliche Rücksichten und durch Bedenken des bisher gültigen Völkerrechtes in keiner Weise beirren ließ, und da sie außerdem durch die erforderliche Menge von Infanterie, Kavallerie und Artillerie unterstützt wurden, so hatten sie einen geradezu glänzenden Erfolg, natürlich von französischem Standpunkte aus betrachtet. Der schamlos brutale Überfall

von Straßburg, der „wunderschönen Stadt“ am Rheine, der Berrat, durch den dieses Bollwerk des Reiches, das noch Kaiser Karl V. für wichtiger erklärt hatte als selbst Wien, krönte diese in tiefem Frieden begangenen Räubereien, bei denen, gleichsam zum Hohne, zu der nackten Gewaltthat noch eine Rechtsform hinzugefügt wurde. Am 28. September 1681*) wurde die alte Reichsstadt gewaltsam Frankreich einverleibt, um erst genau 199 Jahre später, am 28. September 1870, wieder ihre Thore den deutschen Siegern zu öffnen. Die Besetzung weiterer deutscher Lande, Luxemburgs, Lothringens, Triers, folgte, und 1684 wurde zu Regensburg vor Kaiser und Reich mit Frankreich ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre abgeschlossen, nach welchem alle reunirten Gebiete mit Einschluß von Straßburg Frankreich verbleiben sollten. Der dritte Raubkrieg, in welchem die Werkzeuge des französischen Despoten, die Loureix, Montclar, Melac, fast sich selbst an Barbarei übertrafen (Verwüstung der Pfalz), wurde durch den Frieden zu Nyswil beendet. Ludwig gab die dem Reiche entzogenen sonstigen Gebiete wieder heraus, behielt aber alle Reunionen im Elsaß und behielt das geraubte Straßburg. Der Herzog von Lothringen, dessen Land bereits zweimal in den Händen der Franzosen gewesen war, wurde wieder eingesetzt, und Österreich erlangte für sich selbständige Vorteile. Im Frieden von Nymwegen, 1678, hatte Frankreich auf sein Besatzungsrecht in Philippsburg verzichtet und sich dafür Freiburg im Breisgau abtreten lassen. Diese Stadt sowohl wie Breisach wurden jetzt zurückgegeben und traten von neuem unter die österreichische Herrschaft. Auch für das Reich war es unstrittig von großem Nutzen, daß der Erbfeind wenigstens keinen Waffenplatz als Stützpunkt für erneute Räubereien und Gewaltthaten auf dem rechten Ufer des Rheins mehr besaß.

Der spanische Erbfolgekrieg brach zwar das drückende Übergewicht Ludwigs XIV., unter dem fast ganz Europa so schwer zu leiden gehabt hatte. Frankreich war für lange Zeit militärisch und finanziell völlig erschöpft und entkräftet. Aber der Hauptzweck der riesenhaften Anstrengungen und Kämpfe war dennoch nicht erreicht. Spanien und seine überseeischen Besitzungen verblieben dem Hause Bourbon. Trotzdem hatte Österreich einen erheblichen Länderzuwachs. Die sogenannten spanischen Nebenländer in Europa, mit Ausnahme von Sizilien, fielen ihm zu: Neapel, Mailand und der südliche Teil der Niederlande, die man bisher als die spanischen bezeichnet hatte, und die fortan die österreichischen genannt wurden, etwa das heutige Belgien. Das war der Rest des einst so großen und bedeutenden burgundischen Reichskreises. Von diesem Reichskreise hatten sich zunächst die sieben durch die Utrechter Union verbundenen Provinzen abge sondert; sie hatten in den folgenden Kämpfen einen Teil von Brabant, Limburg, Flandern und von dem Oberquartier von Geldern und die

*) Die Huldbigung, die Ludwig XIV. persönlich entgegennahm, und bei der der Bischof Egon von Fürstenberg eine so schmachvolle Rolle spielte, erfolgte erst am 24. Oktober desselben Jahres.

Stadt Maastricht an sich gerissen, und der Besitz dieser Gebiete wurde ihnen unter dem Namen „Generalitätslande“ im westfälischen Frieden bestätigt. Durch den sogenannten Barrière-Vertrag von 1715 hatten sie noch eine Reihe von festen Plätzen in ihre Gewalt gebracht. Andre Bundesteile hatte Frankreich an sich gerissen: einen Teil von Luxemburg, die Grafschaft Artois, Teile von Flandern, Hennegau und Namur. Der größere Teil des Oberquartiers von Geldern war im Utrechter Frieden an Preußen gekommen. Der österreichische Anteil bestand daher nur noch aus einem Teile des Herzogtums Brabant, der Herrschaft Mecheln und aus Teilen von Limburg, Luxemburg, Geldern, Flandern, Hennegau und Namur. Das Gebiet umfaßte immerhin noch 469 Quadratmeilen. Der Zusammenhang dieses Landes mit dem Reiche bestand im vorigen Jahrhunderte thatsächlich noch darin, daß der burgundische Kreis noch einen Assessor für das Reichskammergericht stellte. Auch die Verbindung mit Österreich war höchst locker. Die Fürsten dieses Staates legten keinen Wert auf einen Besitz, der ihnen die Last der Grenzhut gegen Frankreich auferlegte; mehrfach versuchten sie sich desselben ganz oder teilweise zu entäußern.

Karl VI., der letzte männliche Sproß der deutschen Linie des Hauses Habsburg und somit, da die spanische Linie bereits 1700 mit Karl II. ausgestorben war, dieses Gesamthauses, richtete sein politisches Hauptstreben darauf, alle die Länder, die die österreichische Monarchie bildeten, ungeteilt auf seine älteste Tochter Maria Theresia übergehen zu lassen. Zu diesem Zwecke erließ er eine neue Erbfolgeordnung, die allerdings in vielen Ländern dem bisher gültigen Staatsrechte widersprach, unter dem Namen der pragmatischen Sanktion. Der Kaiser setzte alles daran, diesem neuen Hausgesetze die Anerkennung womöglich aller europäischen Mächte zu verschaffen. Das war aber bei der damaligen politischen Stellung der Mächte unter einander nicht leicht. Zunächst schloß Österreich zur Aufrechterhaltung jener Sanktion ein Bündnis mit Spanien. Das rief das Gegenbündnis von Herrenhausen zwischen England, Frankreich und Preußen hervor. Preußen trennte sich bald davon und trat durch den Vertrag von Wusterhausen wieder auf die Seite des Kaisers. Dann traten die Wirren und Streitigkeiten über die polnische Thronfolge ein, die schließlich zu einem mehrjährigen Kriege führten. Auf Betreiben Frankreichs hatte nach dem Tode Augusts II. von Sachsen die Mehrheit des polnischen Adels den frühern, entsetzten König Stanislaus Leszczyński, der inzwischen Schwiegervater Ludwigs XV. geworden war, gewählt. Österreich und Rußland veranlaßten die Wahl Augusts III. von Sachsen durch eine Minderheit. Nachdem der Krieg von 1733 bis 1735 gedauert hatte, wurden im letzteren Jahre die Friedenspräliminarien eröffnet; es dauerte volle drei Jahre, bis diese endlich zu dem Frieden von Wien führten, 1738. Stanislaus verzichtete zu Gunsten Augusts III. auf den polnischen Thron und wurde entschädigt mit den zum deutschen Reiche gehörigen Herzogtümern Lothringen und Bar. Diese Länder waren während

des Krieges von Frankreich besetzt worden, zum drittenmale in Verlauf von etwa sechzig Jahren. Nach dem Tode des Erzkönigs Stanislaus sollten die beiden Herzogtümer endgültig an Frankreich fallen. Dies trat im Jahre 1766 ein. Der letzte Herzog von Lothringen, Franz Stephan, der ehemalige römische Kaiser Franz I., der inzwischen, den 12. Februar 1736, Gemahl der Maria Theresia geworden war, erhielt als Erbsatz Toskana, das durch das Aussterben des Hauses Medici, 1737, erledigt war. Das Reich wurde bei diesen ganzen Verhandlungen, die eines seiner Gebiete dem Reichsfeinde in die Hände spielte, nicht einmal befragt. Der Kaiser opferte unbedeutlich ein deutsches Land seiner Hauspolitik und seinem Familieninteresse. Österreich gab wiederum ein Gebiet im Westen des Reiches auf. Und was gewann der Kaiser, was gewann Österreich dabei? Dafür verbürgte Frankreich die pragmatische Sanktion, eine Bürgschaft, die, wie sich zwei Jahre später auf klarste herausstellte, nicht das Papier wert war, worauf sie geschrieben war. Österreich behielt sich das höchst wichtige Recht vor, das alte lothringische Botum am deutschen Reichstage weiterzuführen, das unter dem Namen „Romeny“ ausgerufen wurde. Der Verlust von ganz Elsaß und ganz Lothringen für das deutsche Reich durch die habsburgische Hauspolitik war damit vollendet worden.

Kaum hatte Karl VI. die Augen geschlossen, als sich auch sofort zeigte, welchen Wert jene mit so vieler Mühe zu fast allgemeiner Anerkennung gebrachte pragmatische Sanktion tatsächlich hatte. Sofort traten drei Bewerber auf, die entweder auf die ganze Erbschaft dieses Kaisers oder doch auf bedeutende Teile derselben Anspruch machten. Das waren der Kurfürst Karl Albert von Baiern, Philipp V. von Spanien und August III. von Sachsen. Nur die Ansprüche des ersten Fürsten, der zudem niemals die pragmatische Sanktion anerkannt hatte, waren nicht ganz unbegründet und wurden mit Ernst und Nachdruck zur Geltung gebracht. Nach dem Testamente Ferdinands I., des Stammhauptes der deutschen Habsburger, war seiner Tochter Anna, deren Nachkomme der Kurfürst Karl Albert war, das Erbrecht auf die österreichischen Lande zugesichert für den Fall, daß die männliche Nachkommenschaft ihrer Brüder ausstürbe. Der damals mit dem Kurfürsten von Baiern abgeschlossene Heiratsvertrag stimmte hiermit überein. Von jenem Testamente hatte man in München jedoch nur die Abschrift; in der zu Wien aufbewahrten Urschrift aber stand, statt „männlicher,“ „eheliche Nachkommenschaft.“ Nun ist wohl durch die gründlichen Forschungen Rankes unbestreitbar festgestellt, daß eine Fälschung in dem Originale der Urkunde nicht vorgenommen worden ist, and an einen Schreibfehler in einem so hervorragend wichtigen Schriftstücke darf man doch kaum denken. Aber dem einfachen gesunden Menschenverstande muß der Text des Wiener Testamentes immer ziemlich widersinnig erscheinen; denn da die etwaige außereheliche Nachkommenschaft offenbar überhaupt nicht in Frage kommen konnte, und da durch den betreffenden Zusatz die etwaigen Sproßlinge aus einer nicht standesgemäßen,

sogenannten morganatischen Ehe wohl schwerlich für erbfähig und erbberchtig erklärt werden sollten, so läßt sich überhaupt nicht begreifen, was der Zusatz „ehelich“ bedeuten soll, und welchen Zweck er hat. Jedenfalls darf man wohl behaupten, daß der Kurfürst selbst fest davon überzeugt war, daß sein Erbrecht völlig begründet war, und diese Überzeugung war nichts weniger als vereinzelt. Dauernde Gebietsverluste brachte dieser Krieg Österreich jedoch nicht; allerdings war der Kurfürst mit einem französisch-bairischen Heere in Oberösterreich und dann in Böhmen eingedrungen und hatte sich in Linz und in Prag huldigen lassen; auch hatten die Franzosen zeitweilig den größten Teil der österreichischen Niederlande besetzt. Aber bald gewannen die Heere der schönen Königin, für deren Aufstellung die Ungarn in ihrer Begeisterung — man denke an das *Moriamur pro rege nostro Maria Theresia* auf dem Reichstage zu Preßburg — die größten Opfer brachten, wieder die Oberhand. Karl VII., wie er jetzt hieß, wurde aus seiner Hauptstadt und seinem Lande verjagt und starb fast in Dürftigkeit. Sein Sohn, Maximilian Joseph, entsagte im Frieden zu Füssen allen Erbansprüchen auf Österreich. Im Frieden zu Aachen wurden schließlich alle Eroberungen gegenseitig zurückgegeben, und Maria Theresia verzichtete nur auf den Besitz der italienischen Länder Parma, Piacenza und Guastalla, aus denen eine Secundogenitur für die spanischen Bourbonen geschaffen wurde.

Viel wichtiger und einschneidender, nicht nur für die Gebietsentwicklung der kaiserlichen Erblande, sondern fast noch mehr für diejenige Preußens, und somit auch für die gesamte Gestaltung der territorialen und politischen Verhältnisse in Deutschland und in Europa, war die gewalttätige Losreißung Schlesiens von der Monarchie der Habsburger und die Vereinigung dieser herrlichen Provinz mit dem machtvoll aufstrebenden Staate der Hohenzollern. Durch welche Kriege der gewaltige Gegner Maria Theresias dieses schöne Land eroberte und behauptete, die verschiedenen Friedensschlüsse, die ihm seinen Besitz gewährten und bestätigten, sind aus der allgemeinen Geschichte zu bekannt, als daß sie hier erwähnt zu werden brauchen. Über die Berechtigung der Erbansprüche Preußens auf Landesteile in Schlesien soll später das Nötige gesagt werden. Österreich hatte damit ein Gebiet von fast 700 Quadratmeilen mit etwa 1,400,000 Einwohnern dauernd eingebüßt. Es behielt von Schlesien nur das Fürstentum Teschen, den südwestlichen Teil der Fürstentümer Neiße, Troppau und Jägerndorf und einige kleinere Herrschaften, im ganzen etwas über 90 Quadratmeilen. Als Joseph II. zum ersten Male diese Landesteile besuchte, bemerkte er treffend: „Ich sehe, Preußen hat den Garten, und wir haben den Zaun behalten.“ Außerdem mußte die Grafschaft Glatz, die zu Böhmen gehört hatte, abgetrennt werden, und mit ihr kam die damals für sehr wichtig geltende Festung gleichen Namens in die Hände Preußens. Die Bevölkerung des für Österreich verlorenen Gebietes war zwar keineswegs rein deutsch; in Oberschlesien, dem heutigen Regierungsbezirk Oppeln, wohnten Polen in großer Anzahl, die so-

genannten Wasserpolaken; dazu kamen dann noch Tschechen und Hannaken, jedoch nur in geringer Anzahl. Auch hatte Schlesiens immer nur in einer ziemlich lockern Verbindung mit dem deutschen Reiche gestanden, und zwar in Folge der habsburgischen Hauspolitik, die dahin strebte, möglichst viele Erblande den, wenn auch noch so geringen Beschränkungen zu entziehen, welche die verrottete Verfassung des alten Reiches seinen Mitgliedern auferlegte, damit die Willkür der Regenten in keiner Weise eingeengt würde. Einem der vormaligen Reichskreise hat Schlesiens ebenso wenig wie Böhmen jemals angehört; es bildete jedoch staatsrechtlich einen integrierenden Bestandteil der Lande der Krone Böhmen, und dieser Krone stand eine Kurstimme zu; das war alles, was Schlesiens mit dem Reiche verknüpfte, und das war nicht viel. Aber dennoch waren drei Viertel der Bevölkerung dieser Provinz gute, echte und treue Deutsche, wie sie es noch heute sind. Wie eng diese auch unter österreichischer Herrschaft mit dem Deutschtum zusammenhingen, wie fest Bildung und Gesittung unsrer Nation in ihnen wurzelte, wie innig sie an dem Geistesleben derselben teilnahmen, das würden, wenn es nicht sonst schon über jeden Zweifel erhaben wäre, allein schon die beiden schlesischen Dichterschulen unwiderleglich beweisen. Diese deutschen Bewohner Schlesiens bildeten, einerseits durch ihre Beteiligung an dem Geistes- und Kulturleben unsers Volkes, andererseits aber auch durch die geographische Lage ihres Landes, gewissermaßen das Mittelglied, das die Verbindung Österreichs mit Mittel- und Norddeutschland aufrecht erhielt. Als dieses Mittelglied aus dem bisherigen Verbande mit den kaiserlichen Erblanden völlig gelöst war, hörte auch der Zusammenhang des Staates der Habsburger mit dem Teile unsers großen Vaterlandes, der in jeder Beziehung, in politischer, militärischer, wissenschaftlicher, gewerblicher u. s. w., fortan immer mehr und mehr die führende Stellung einnahm, fast vollständig auf. Ein höchst wichtiger Schritt auf der Bahn der Gebietsentwicklung, die Österreichs „Hinauswachsen“ aus Deutschland herbeiführte, war vollzogen. Freilich kann man in diesem Falle nicht behaupten, daß der Schritt freiwillig und ohne Widerstreben oder gar gern gethan worden sei. Der endliche Wiedergewinn Schlesiens war in der kaiserlichen Hofburg, bis in die allerneueste Zeit (1866) ein Lieblingsgedanke, dessen Verwirklichung jetzt freilich wohl endgiltig aufgegeben ist. Über die Berechtigung der Erbansprüche, die das brandenburgisch-preussische Haus auf schlesische Lande hatte, kann man ja verschiedener Ansicht sein; die Thatsache, daß diese Ansprüche schließlich mit den Waffen durchgesetzt worden sind, läßt sich jedenfalls nicht bestreiten. Daß aber Friedrich der Große diesen Ansprüchen thatsächlich Geltung verschaffte, wenn auch durch Berufung an die *ultimo ratio regis*, ist, vom deutsch-nationalen Standpunkte ausgesprochen, hoch erfreulich; denn durch eine dauernde Verbindung Schlesiens mit dem österreichischen Staate würde das deutsche Element in dieser Provinz immer mehr bedrückt und zurückgedrängt,

geschwächt und beschränkt und endlich in seiner ganzen Existenz bedroht und gefährdet werden. Das beweist ganz unwiderleglich die Umgestaltung des Verhältnisses der unter einander streitenden Nationalitäten, der Deutschen und der Slaven, welche Böhmen, Mähren und Osterreichisch-Schlesien seit hundert Jahren durchgemacht haben, und welche sich unter unsern Augen, wie es scheint unwiderstehlich, weiterhin vollzieht. Schlesien würde ganz unzweifelhaft das Schicksal dieser Länder, mit denen es staatsrechtlich verknüpft war, geteilt haben, nämlich die allmähliche Zurückdrängung und das, soweit Menschen urteilen können, endlich unvermeidliche Verschwinden des Deutschtums.

Die Erwerbung weiter Gebiete der vormaligen Republik Polen bei der ersten und dritten Teilung dieses unglücklichen Landes, nämlich der Königreiche Galizien und Lodomerien, des Großherzogtums Krakau, der Herzogtümer Auschwitz (polnisch Oświęcim) und Zator für Osterreich, ebenso die Erwerbung der Bukowina hatten auf das Verhältnis des Kaiserstaates zu dem eigentlichen Deutschland keinen unmittelbaren Einfluß ausgeübt und sollen hier daher nur kurz erwähnt werden. Das Reich des Doppelaars war dadurch bedeutend gewachsen, aber die Millionen von neugewonnenen Unterthanen (die Bevölkerung jener Lande beträgt jetzt mehr als 6 Millionen) waren fast ausschließlich Polen, Ruthenen und Rumänier. Das Übergewicht der Nichtdeutschen über die Deutschen im Kaiserstaate, das vorher schon groß genug gewesen war, wurde hierdurch bedeutend erhöht. Die Deutschen wurden immer mehr in die Minderheit gedrängt, und so haben diese Erwerbungen mittelbar ungeheuer viel dazu beigetragen, das Band zwischen Deutschland und Osterreich zu lockern und das gänzliche Ausschneiden des letztern aus ersterem vorzubereiten.

Während die Beziehungen der Lande des Kaisers zu Mittel- und Norddeutschland sich immer mehr auf ein bloßes Aneinandergrenzen beschränkten, war seine Stellung zu den Staaten Süddeutschlands eine ganz andre, eine wesentlich großartigere und einflußreichere. Dabei wirkten allerdings verschiedene Gründe mit. Die Bevölkerungen der zahllosen, größtenteils jämmerlich unbedeutenden Staatsgebilde in Oberdeutschland stimmte durch ihre Stammes- und Wesenseigentümlichkeiten viel mehr mit den Deutschen in den kaiserlichen Staaten, namentlich in den vorberösterreichischen Besitzungen, überein, als das bei den ruhigeren, verschlosseneren, kühler denkenden, aber auch mit nachhaltigerer Energie handelnden Norddeutschen der Fall sein konnte. Die meisten Fürsten mit ihren winzigen, zum großen Teile sehr verarmten Gebieten, die verrotteten und in jeder Beziehung zurückgegangenen Reichsstädte mußten in ihrer erbärmlichen Ohnmacht und Hilflosigkeit irgend eine Stütze haben und klammerten sich daher krampfhaft an den Kaiserstaat an. Der im Süden unsers Vaterlandes so zahlreiche Reichsadel, der trotz seiner ausgedehnten Besitzungen meistens ziemlich mittellos und verschuldet war, stellte dem Kaiser den größern Teil seiner Minister, Diplomaten und Heerführer; die jüngern Söhne dieses Adels dienten fast ausschließlich

im kaiserlichen Heere. Mehr noch als diese kleinen „Dynasten“ gingen aber die vielen geistlichen Fürsten und Herren mit Oesterreich, ihrer einzigen Stütze, durch dick und dünn; sie gerade hatten durch ihr immer gleichmäßiges Abstimmen am Reichstage zu Regensburg: das „In omnibus sicut Austria“ im vorigen Jahrhundert geradezu sprichwörtlich gemacht. Alle diese Gründe aber erklären noch nicht genügend, warum in allen wichtigen Fragen die meisten Länder und Ländchen fast unbedingt, ohne Bedenken und Erwägen der österreichischen Leitung folgten.

(Schluß folgt.)



Goethe und Schopenhauer.

Von Franz Pfalz.



Das erste Haus, in das Goethe seine Christiane als Frau Geheimrätin von Goethe einführte, war das der Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer. Ihr traute er die Größe der Gesinnung und den Takt zu, als freiwillige Vermittlerin der Neuvermählten die Ausöhnung mit der aristokratischen Gesellschaft Weimars zu erleichtern. Johanna Schopenhauer war die Witwe eines Danziger Kaufherrn, der, als seine Vaterstadt 1793 preußisch wurde, alle Vorteile eines festgegründeten Geschäftes und einer angesehenen Stellung aufgegeben hatte und nach Hamburg übergesiedelt war, um reichsfreistädtischer Bürger bleiben zu können. Hier war er im Jahre 1805 durch den Sturz aus einer hohen Speicheröffnung in den Kanal plötzlich ums Leben gekommen, und es ging das Gerücht, daß er in einem Anfälle von Geistesstörung sich selbst den Tod gegeben habe. Johanna hatte dem zwanzig Jahre älteren Gemahl nicht das junge, warme Herz, sondern die Empfänglichkeit des jungen Verstandes entgegengebracht, sie hatte ihn wohl verehrt, aber nicht geliebt. Als sie durch den Weggang von Danzig dem heimatlischen Boden entrissen wurde, drängte ihre geistige Beweglichkeit all ihr Sinnen und Denken immer mehr nach außen; der jungen, reichen Frau war nur wohl auf Reisen. Da ihr Gemahl, um ihr gefällig zu sein und weil auch er die alte Heimat vermißte, ihrer Neigung bereitwillig nachgab, so verbrachte die Familie den größten Teil der zwölf Jahre, die ihr Hamburger Leben ausmachten, auf der Wanderung durch England, Frankreich, die Schweiz, Oesterreich, Preußen. Auch nach dem Tode ihres Mannes wechselte Johanna ihren Wohnsitz so oft, daß sie immer auf Reisen zu sein schien. Ihr außerordentliches gesellschaftliches Talent, ihre weit ausgebreitete Kenntnis der

Welt, ihre Sicherheit im Gebrauche fremder Sprachen machten ihr diesen Wechsel des Wohnortes zum Bedürfnisse. Am längsten und am liebsten weilte sie in Weimar, wo fortwährend eine Menge geistiger Größen auf kleinem Raume wie im Kreuzungspunkte ihrer Bahnen zusammentrafen. Im Jahre 1819 verlor sie durch den Bankerott eines Danziger Handelshauses, dem sie nach dem Tode des Gatten ihr Vermögen anvertraut hatte, zwei Drittel ihrer Einkünfte, was einer vollständigen Betarmung ziemlich gleichkam, da sie zur Fortsetzung einer kostspieligen Lebensweise und in der Bedrängnis der Kriegsjahre ihr Stammkapital bereits stark vermindert hatte. Aber sie half sich, indem sie mit aller Entschiedenheit und dem besten Erfolge die schriftstellerische Laufbahn betrat. Die Weimarer rühmten die Eleganz ihres Auftretens in der Gesellschaft, ihren klaren Verstand und ihre hohe Begabung, aber sie glaubten auch zuweilen eine gewisse Härte in ihrem Urtheil zu erkennen. Schön war sie nicht, aber höchst anziehend, selbst im Alter, als ihr braunes Haar erbleicht, ihre blauen Augen erkaltet und ihre schlanke Gestalt durch eine hohe Schulter entstellt war. An der Seite dieser merkwürdigen Frau lebte eine der edelsten und anziehendsten weiblichen Gestalten jener Zeit, ihre Tochter Adele. Solange die Mutter noch in dem glücklichen Bewußtsein einer gesicherten Existenz glänzend von Ort zu Ort zog, war sie sinnend und lernend gefolgt, hatte alle Reime vornehmer Weltbildung aufgenommen und mit scharfem Verstande jede Faser ihres Wesens bis zur höchsten Ausdauer und Feinheit angepannt. Als ihre Mutter verarmte und sie selbst bei dem Danziger Bankerott den größten Theil ihres Erbes verlor, wandte sich die ganze Energie ihres Geistes auf die Ausgestaltung ihres an sich schon durchgebildeten Charakters. Mit gewaltigem Flügelsschlage erhob sich ihr Denken über das Scheinwesen der Welt, aber ihr Herz löste sich nicht los von der Erde. „Mein Herz ist schwer,“ schreibt sie an ihren Bruder, „aber mein Sinn ist klar, ich weiß was ich will und was ich soll. Ich bin heiter, denn die Natur hat mir unendlichen Trost gegeben.“ Selten ist so viel Selbstständigkeit und so viel Weichheit der Empfindung in einem weiblichen Herzen vereinigt gewesen. Sie konnte nicht heiraten, weil sie die Menschen zu klar durchschaute, aber sie war liebebedürftig wie ein Kind; sie verachtete das Leben und sehnte sich nach dem Tode, aber sie benutzte jede ungetrübte Stunde, um sich an dem Spiele des Lebens zu ergötzen. Selbst die Fehler ihrer Mutter, deren Lust zur Verschwendung, deren schrankenlose Geselligkeit, deren Neigung, sich nach der Mode jener Zeit in freundschaftlichen Beziehungen zu Männern zu gefallen, hatten sie geläutert, sie war sparsam, zurückhaltend, selbständig. Nur eine Freundin hatte sie, der sie ganz angehörte, Goethes Schwiegertochter Ottilie. „Mein Weg ist hart und rauh,“ schreibt sie 1820 an den Bruder, „aber meine Seele ist klar, und gewiß, mein Freund, ich werde nicht unglücklich sein. Gebe nur Gott, daß ich bei Ottilien bleiben kann.“ So lange sie in Weimar war, verkehrte sie viel in Goethes Haus, mußte ihm regelmäßig über

gelesene Bücher Bericht erstatten und gehörte zu seiner Mittwochsgesellschaft. Aber gemüthlich näher scheint sie dem Dichter nicht getreten zu sein.

Zu diesen Frauen gehörig und doch von ihnen durch eine tiefe Kluft getrennt war der Mann, dem diese Zeilen vorzugsweise gewidmet sind, der Philosoph Arthur Schopenhauer. In den Jahren, wo der Knabe gewöhnlich an die Schulbank des Heimatsdorfes oder der Heimatsstadt gefesselt ist, durchreiste er mit Vater und Mutter die meisten Länder Europas, um „in dem Buche der Welt lesen zu lernen,“ wie sein Vater sagte. Die nötigen litterarischen Kenntnisse sammelte er gleichsam im Vorübergehen in einer französischen, dann in einer deutschen Erziehungsanstalt. Dabei sog er die republikanische Unabhängigkeit des Denkens und Handelns, der sich seine Eltern auf Reisen gewiß mehr noch als daheim überließen, mit vollen Zügen ein. Als ein Zeichen dieser innern Selbständigkeit darf es angesehen werden, daß der durch Reichtum verwöhnte Knabe auf seinen Wanderungen über nichts eifriger grübelte, als über das Elend der Menschen. Bis zum siebzehnten Jahre genoß er die goldene Freiheit des Kindes, dann mußte er in Hamburg in die kaufmännische Lehre treten. So wollte es sein Vater, der einen Erben und Nachfolger für sein Geschäft brauchte. Aber als der Vater gestorben, die Hinterlassenschaft geordnet war und der Jüngling auf einen beträchtlichen Vermögensanteil rechnen konnte, regte sich in ihm die Lust zu studiren. Erst in Gotha, dann in Weimar, wo seine Mutter wohnte, bereitete er sich auf die Universität vor. In Weimar blieb er ein und dreiviertel Jahr, von Anfang 1808 bis zum Oktober 1809. Es konnte nicht ausbleiben, daß er im Hause seiner Mutter mit Goethe zusammentraf, aber nur an Gesellschaftsabenden unter vielen; näher trat der Zwanzigjährige dem vielbegehrten reifen Manne noch nicht. Dazu trug auch das unerquickliche Verhältnis bei, in dem er schon damals zu seiner Mutter stand. Diese fühlte sich durch sein schroffes, rechtshaberisches Auftreten so sehr in ihrem vornehmen Behagen gehemmt, daß sie ihn nicht in ihr Haus aufnahm, sondern ihn nur während des Mittagmahles und an ihren Gesellschaftsabenden bei sich duldete. Erst nachdem er in Göttingen und Berlin seine Studien vollendet und auf Grund seiner Abhandlung: „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ zum Doktor der Philosophie promovirt worden war, im November 1813, kehrte er zu einem längern Aufenthalte nach Weimar zurück, nicht um seiner Mutter nahe zu sein, von der er sich innerlich immer mehr entfernte, sondern ohne Zweifel, um sich des Umganges mit Goethe zu erfreuen. Bis zum Mai 1814 genoß er dieses Glück, denn als ein solches erschien ihm schon der Anblick des großen Mannes. Goethe war durch die Doktorschrift auf ihn aufmerksam geworden; besonders hatte ihn das Kapitel über den Seinsgrund angesprochen, worin die Demonstration der geometrischen Sähe durch bloße Anschauung gefordert wird. Die Anschauung, das Experiment galt ja auch Goethe für den besten Beweis. So

knüpfte dieser denn gern mit dem jungen Philosophen einen innigen Austausch der Gedanken an, und zwar weichte er ihn in seine Farbenlehre ein. War diese doch das Gebiet, auf dem der Dichter zu einer sichern Methode der wissenschaftlichen Forschung zu gelangen suchte und auf dem ihm gleichgesinnte Denker sehr willkommene Weggenossen waren. Schopenhauer überließ sich mit jugendlicher Begeisterung der Führung des geliebten Meisters und hat ihm diese Verehrung trotz späterer Meinungsverschiedenheiten treu bewahrt bis zum Tode. Goethe war einer der wenigen, die er nicht schmächte, und dies ist um so merkwürdiger, als Goethe später sich ziemlich kalt und ablehnend gegen ihn verhielt. Zum Teil läßt es sich freilich daraus erklären, daß Schopenhauer großen Dichtern gegenüber sich nicht leicht zur Kritik hinreißen ließ. Auch Shakespeare und Byron führt er nur an, wenn er ihnen beistimmt. Aber Goethe ist wie Kant und Plato und vielleicht mehr noch als diese ein Leitstern seines Lebens, ihm fühlt er sich geistesverwandt, zu ihm kehren alle seine Betrachtungen immer wieder zurück, wie zu einem Universalbeweise. Nur darf man ihn nicht als Goethes Schüler und seine Philosophie nicht als eine Frucht der Goethischen Forschungsmethode hinstellen, wie es Harpf in seinem Aufsatz „Schopenhauer und Goethe“ (Philosophische Monatshefte von Schaarschmidt, 21. Band, 8. Heft, 1885) gethan hat. Sie berührten sich in ihrem Anschauen und Denken, in Methode und Ergebnissen vielfach, aber sie wichen in den wichtigsten Dingen auch sehr weit von einander ab. Vor allem war Goethe nichts weniger als ein geschulter Philosoph. „Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige,“ sagte er drei Jahre vor seinem Tode zu Eckermann. Und anderseits stand Schopenhauer in Bezug auf Feinheit der Beobachtung der Natur sowohl, als auch des Menschenlebens weit hinter Goethe zurück. Daran wird man sich immer erinnern müssen, wenn man beide vergleicht.

Als Schopenhauer Weimar verließ, schrieb ihm Goethe ins Stammbuch:

Willst du dich deines Wertes freuen,

Dann mußt der Welt du Wert verleihen.

Also gerade das Gegenteil dessen, was später den ethischen Kern von Schopenhauers Philosophie ausmachte. Im metaphysischen Sinne ist allerdings eine Berührung der beiderseitigen Grundansichten unverkennbar. Der Spruch streift sehr fühlbar die idealistische Weltanschauung überhaupt, aber er streift sie nur, den sichern Boden der Realität verläßt er nicht. So drückt schon diese Sentenz die Stellung Goethes zu Schopenhauer mit überraschender Deutlichkeit aus. Ohne Zweifel waren über metaphysische und ethische Fragen zwischen ihnen bereits Verhandlungen gepflogen worden.

Schopenhauer wandte sich nach Dresden. Hier schlossen sich die optischen Studien, die er unter Goethes Leitung in Weimar gemacht hatte, zu einem selbständigen und eigenartigen Endergebnis zusammen, das er in der Abhand-

lung „Über das Sehen und die Farben“ niederlegte. Goethe hatte ihn zu überzeugen gesucht, daß die Lehre Newtons, der weiße Lichtstrahl sei aus sieben farbigen zusammengesetzt, die sich durch das Prisma auseinanderlegen und an ihrer verschiedenen Brechung als besondere Strahlen erkennen ließen, einen groben Irrtum enthalte. Eine wahrhaft unbefangene Forschung gelange vielmehr zu dem Ergebnis, daß die physischen Farben einfach durch die Mischung von hell und dunkel zu erklären seien, daß der weiße Sonnenstrahl eine bestimmte Farbe annehme, wenn er durch ein trübes Mittel in ein klares oder durch ein klares in ein trübes übergehe. So sei z. B. das Blau des Himmels ein Urphänomen, weil es zeige, wie der finstere Hintergrund und die erleuchtete Atmosphäre zusammenwirkten, um eine reine Farbe hervorzubringen. Schopenhauer ging auf diese Neukonstruktion der Farbenlehre bereitwillig ein, allein er glaubte nicht daran, daß sich darauf ein haltbares System gründen lasse, sondern fühlte sich durch alle die Goethischen Beobachtungen nur aufgefordert, zu einer neuen Hypothese fortzuschreiten. Für ihn als echten Idealisten konnte es nur eine physiologische oder psychologische Lösung des Problems geben, und so fand er denn, daß das Sehen außer uns befindlicher Gegenstände sich hauptsächlich durch die Thätigkeit des Verstandes vollziehe, ferner daß die Farben im Auge durch eine qualitativ und quantitativ verschiedene Reizbarkeit der Netzhaut entstehen; er stellte sogar eine in Zahlen ausgedrückte Skala auf, welche zur Erklärung der einzelnen Farben dienen sollte. Newtons sieben-theiliges Farbenspektrum verwarf er, gab aber zu, daß aus der vollkommenen Deckung zweier komplementären Farben, z. B. des Blauen und Gelben, Weiß hervorgehe. Im Herbst 1815 war die Arbeit vollendet, und Schopenhauer schickte das Manuskript an Goethe, der es auf einer Rheinreise, in Wiesbaden, erhielt. Es läßt sich denken, daß Goethe nicht sonderlich davon erbaut war. Die Verlegung des gegenständlichen Sehens in die Verstandesthätigkeit, sowie die ausschließlich physiologische Erklärung der Farben ließen ihn kalt, die nachträgliche Annäherung an Newton verletzte ihn, doch ermutigte er in höflichen, ja herzlichen Worten den jungen Freund zu fortgesetztem Studium der Farbenlehre. Seine große Empfindlichkeit gegen jeden Widerspruch hat er in zwei Epigrammen zum Ausdruck gebracht, die wahrscheinlich auf Schopenhauer Bezug haben:

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

und:

Dein Gutgedachtes in fremden Andern
Wird sogleich mit dir selber hadern.

7 Anfangs versuchte er brieflich den jungen Freund zu belehren; als ihm dies nicht sogleich gelang, schrieb er ihm, er sehe nur allzubedeutlich, „wie die Menschen zwar über die Gegenstände und ihre Erscheinung vollkommen einig sein können, daß sie aber über Ansicht, Ableitung, Erklärung niemals überein kommen

werden, selbst diejenigen nicht, welche in Prinzipien einig sind, denn die Anwendung entzweit sie sogleich wieder.“ Damit schickte er das Manuskript zurück, das dann zur Ostermesse 1816 im Druck erschien. Als Goethe das gedruckte Exemplar vor sich hatte, schrieb er an Staatsrat Schulze: „Dr. Schopenhauer ist ein bedeutender Kopf, den ich selbst veranlaßte, weil er eine Zeit lang sich in Weimar aufhielt, meine Farbenlehre zu ergreifen, damit wir in unsern Unterhaltungen einen quasirealen Grund und Gegenstand hätten, worüber wir uns besprächen, da ich in der intellektuellen Welt ohne eine solche Vermittlung gar nicht wandeln kann, es müßte denn auf poetischem Wege sein, wo es sich ohnehin von selbst giebt. Nun ist dieser junge Mann, von meinem Standpunkte ausgehend, mein Gegner geworden. Zur Mittelstimmung dieser Differenz habe ich auch wohl die Formel, doch bleiben dergleichen Dinge immer schwer zu entwickeln.“

Weber die Goethische noch die Schopenhauersche Theorie sind zu allgemeiner Anerkennung in fachgelehrten Kreisen gelangt. Fast drei Viertel eines Jahrhunderts sind verfloßen, seit Goethe sich über Schopenhauer beklagte, und noch immer behauptet Newton das Feld.

In Dresden begann und vollendete Schopenhauer das Hauptwerk seines Lebens „Die Welt als Wille und Vorstellung.“*) Er war achtundzwanzig Jahre alt, als diese gewaltige Schöpfung aus dem tiefsten Grunde seines Geisteslebens hervortrat. Nicht plötzlich, nicht zufällig, nicht willkürlich und künstlich zusammengesetzt. Die Elemente seines Systems waren „gewissermaßen ohne sein Zutun, strahlenweise wie ein Kristall zu einem Centrum konvergierend zusammengeschoßen.“ Mit Recht wird Schopenhauer der letzte große Philosoph seit Kant genannt. Er allein hat es vermocht, die Lehre Kants in ihrer ganzen Erhabenheit, befreit von allen An- und Vorbauten zu zeigen, er allein ist einen Schritt weiter gegangen, ohne in Phrasen und abstrakten Wortkram zu versinken. Freilich ist er dogmatisch wie irgend einer, seine Lehre ist Hypothese wie die Darwins, aber sie hat ebensoviel Überzeugungskraft wie diese. Raum und Zeit, hatte Kant gesagt, sind Formen unsrer Anschauung, die wir aller Erfahrung erst entgegenbringen und unabhängig von den Dingen, a priori in einer besondern Wissenschaft, der Mathematik, konstruieren können, die aber auch eben deshalb nichts mit dem Urwesen der Welt, dem „Dinge an sich“ zu thun haben; daselbe gilt von Ursache und Wirkung, denn auch diese Begriffe sind Denkformen, die nie zur Ruhe kommen und nie zu einem Ruhepunkte gelangen können. Schopenhauer geht noch weiter. Raum, Zeit, Zahl, Ursache und Wirkung sind ihm nur die Formen unsers Gehirndenkens, Formen eines körperlichen Organes gleich denen des Sehens, Hörens, Fühlens, Schmeckens

*) Nur der erste Band des jetzt vorliegenden Werkes; der zweite erschien als Erweiterung und Ergänzung erst 1844.

und Riehens, Formen, die dem Menschen von der Natur gegeben sind, damit er sich in der Welt zurecht finde, seine Bedürfnisse befriedige und sein Geschlecht fortpflanze; alle Versuche, über diese einzige Bestimmung der Gehirnthätigkeit hinauszugethen, führen nie zu einem Endresultate, alles Forschen, Glauben, Meinen, alle metaphysischen, ästhetischen, wissenschaftlichen Spekulationen, die das Maß des Bedürfnisses überschreiten, sind strenggenommen schon ein Mißbrauch dieser Denkkraft, die nichts als ein Mittel zur Orientirung ist. Aber liegt nicht dem Denken das Selbstbewußtsein, das unsterbliche Menschen-Ich zu Grunde? Gewiß, aber das Leben, das dem Selbstbewußtsein vorangeht und dieses erst erzeugt, ist nicht an das Denken gebunden, es wohnt dem Brausen des Sturmes, dem Wogen des Meeres, dem Hängeln des Feuers, dem Wispeln der Blätter, dem Wachsen des Holzes, dem Glanze des Metalles, der stillen Schönheit der Blume, dem Knurren unsers Magens und der unbestimmten Angst unsers Herzens ebenso inne, als dem Nothschrei des Thieres und der logisch geordneten Rede des Menschen. Nur die Form ist verschieden. Aber in der Individualität, im Ich, vom pedantisch regelmäßigen Krystall bis zum freiwaltenden Machtbewußtsein des großen Staatsmannes, Helden und Gelehrten, ist der Weltknoten, die wunderbare Verknüpfung von Wollen und Erkennen, der Pol im ewigen Flusse des Werdens, der mathematische Punkt, in dem Ruhe und Bewegung in eins zusammengehen. Dieses Ich, dieses Alles ist trotzdem ein Nichts, denn es existirt nicht für sich, sondern für die Gattung. Von dieser wird es getragen, geschmückt, erhalten, gesteigert, so lange es ihr dienen kann, und aufgegeben, sobald es diesen Dienst geleistet hat oder sobald mechanische, chemische, psychische Mächte es energisch bekämpfen. Für die Gattung lebt das Individuum, für diese pflanzt es sich fort in der Zeugung, in diese versinkt es im Tode, freilich nur scheinbar, denn auch die Gattung ist nichts ohne die Individuen, und der sinkende Tropfen berührt nur die Oberfläche der wallenden Flut, um sich sogleich wieder zu erheben, ein andrer und doch derselbe, ohne Bewußtsein des Vergangenen und doch ohne Unterbrechung mit ihr verbunden, wie das Heute mit dem Gestern durch den erquickenden Schlaf. Denn was ist, kann nicht vergehen. Im Lichte des allen Scheines entblößten Seins giebt es nur Gegenwart, nicht Vergangenheit und Zukunft. Alle diese Gedanken haben, so scheint es, eine stark materialistische Färbung, aber es scheint nur so, in Wahrheit deuten sie bereits auf den idealen Kernpunkt der Schopenhauerschen Metaphysik hin. In aller Erkenntnis, beziehe sie sich nun auf die äußere oder die innere Erfahrung, lassen sich zwei Faktoren unterscheiden, das Erkennende und das Erkannte, Subjekt und Objekt. Diese Bestandteile aller Erkenntnis sind aufs engste verbunden, sie sind untrennbar. Aber im Selbstbewußtsein entdecken wir noch etwas, das aus derselben dunkeln Tiefe hervortritt, wie das erkennende Subjekt, ja das mit diesem in einem Punkte zusammentrifft, den Willen. Jede Bewegung unsers Körpers ist ein

Willensakt, unser ganzer Körper nichts als der sichtbare Ausdruck des Willens in uns, die Grenze desselben in der Erscheinung. Und was wir in und an uns wahrnehmen, warum sollte es sich nicht ebenso im Tiere, in der Pflanze, im Steine, in den physikalischen und chemischen Gesetzen, in den Elementen offenbaren? Ohne Zweifel deutet der in unserm Bewußtsein vorhandene Wille nicht nur vorwärts in die Welt der Erscheinungen hinaus, sondern auch rückwärts in die Welt des wahren Seins, die hinter dem Weltknoten des individuellen Bewußtseins liegt. Der Mensch selbst ist nur eine Stufe der Objektivität, d. i. der Verkörperung, der Offenbarung des Urwillens, eine andre ist das Tier, eine andre die Pflanze, eine andre der Stein, der Weltkörper, das Licht, die physische und chemische Kraft. Auf allen diesen Stufen offenbart sich der eine Wille zugleich, auf jeder ganz, in jedem Individuum ungeteilt. In der unorganischen Welt gefällt er sich in den Qualitäten der Materie, die selbst nichts ist als die Grenze des Willens in der Erscheinung überhaupt; in der organischen Welt spielt er mit der Form; in den physikalischen und chemischen Prozessen legt er sich die strengste gesetzliche Gebundenheit auf, in den höher organisirten waltet er in immer größerer Freiheit. Eins ist ihm so wichtig wie das andere, jedes Wesen, jede Kraftäußerung, jeder Vorgang ist seine Erscheinung. Aus dem Urnebel ballt er sich zu Weltkörpern zusammen, durchbringt sie als Wärme, bricht als Licht daraus hervor und umkreist die Licht- oder Wärmequelle, die er selbst ist, als eine Schar von Planeten. Er steigt als Berg aus der Erde hervor und erfüllt die Tiefe mit Wasser, um zu fließen. Er verwittert zu Humus, um die abgekälte Erdrinde zu seinem Tummelplatze zu machen. Er sproßt als Pflanze daraus empor, um alle Elemente zugleich zu genießen, Erde, Wasser, Licht und Luft, er wird ganz Gefühl des Weichen als Wurm, ganz Behagen im Luftmeer als Vogel, er taucht in die Flut als Fisch, jagt jauchzend über die weite Erdoberfläche als Roß, klettert an sich selbst empor als Eichhörnchen und schreitet als Mensch durch die irdische Schöpfung, um sich wie in einem Spiegel selbst zu betrachten. Der Urwille kennt kein Werden, kein Vergehen, er ist, und darum ist er unveränderlich, unvergänglich. Von der Wurzel bis zur Blüte bleibt sich die Pflanze gleich in ihrem Wesen, das Tier stirbt, so wie es geboren wird, und der kleinste Charakterzug im Kinde ist unverändert im Greise wiederzufinden. Die Zwecke mögen sich ändern, die Mittel auch je nach den Wechselfällen und dem Zwange des Lebens, aber das Wesen des Individuums ändert sich ebenso wenig wie das Wesen der Gattung. Das ist der intelligible Charakter, von dem schon Kant überzeugt war, wohl zu unterscheiden von dem empirischen, der sich dadurch ausbildet, daß das Individuum die Mittel und Wege den Verhältnissen anpaßt, aber ohne von seinem innersten Wollen auch nur ein Haar breit abzuweichen. Und unvergänglich ist der Wille. Er ist da, solange er will. Er hat eine Ewigkeit hinter sich und eine Ewigkeit vor sich, wenn er

erscheint; er überdauert den Tod, wie er den Schlaf überdauert, und die unnütze Sorge, die sich ein Mensch machen kann, ist die, daß er untergehen könnte, solange er leben will. Aber wo liegt die Wurzel des Urwillens, wie er sich in der Natur darstellt, wo ist das Urwesen? Auf diese Frage schweigt Schopenhauer, er will das undurchdringliche Dunkel, aus dem unser selbstbewußter Wille wie ein leuchtender Diamant hervorragt, nicht durch müßige metaphysische Gedankenspielerien zu lüften versuchen, er begnügt sich damit, den Willen entdeckt zu haben.

Aber was er auf metaphysischem Wege verschmäht, versucht er doch noch auf ethischem Gebiete. Hier waren die indischen Weisen seine Lehrer und ihre Schriften, Oupuek'hat und die Vedes, seine heiligen Bücher. Die Welt in Raum und Zeit, die Welt der Erscheinungen ist zugleich die Welt des Scheines, der trügerische Schleier der Maja. Alle Freuden sind Täuschung, real ist nur das Elend. Und das Elend ist die notwendige Folge der Schöpfung in Raum und Zeit, denn auf jeder Stufe der Wesen und in jedem Individuum kann das eine Urwesen seinen Willen nur durchsetzen, indem es andre Willensakte beschränkt, d. h. sich selbst verzehrt oder verdrängt. Daher der fortwährende Streit um die Materie. Schon daß ich bin, verflümmert andern den Spielraum des Lebens; im fortwährenden Kampfe muß ich mich erhalten und wofür? Für den Tod, d. h. für den Untergang meines individuellen Bewußtseins. Dies ist der berühmte und berüchtigte Pessimismus Schopenhauers. Die einzige Rettung des denkenden Menschen in dieser Welt trügerischer Hoffnung und grenzenlosen Elends ist das Mitleid mit allen Geschöpfen. Dieses Mitleid ist der Wurzelstock aller Sittlichkeit und der deutlichste Beweis für die Einheit des Weltwillens, denn für etwas, was mit mir selbst im innersten Grunde nicht wesensgleich wäre, könnte ich kein Mitleid haben. *Tvam asi*, das bist du, ist die Lehre der Brahmanen über das Verhältnis des Menschen zu allen Geschöpfen. Aber das Elend der Welt hat seinen letzten Grund im Urwesen selbst, das aus seinem Indifferenzpunkte, dem „Nirwana“ — dem „Nichts“ nach unsrer oberflächlichen Ausdrucksweise, die übersehen, daß es ein Nichts gar nicht geben kann — herausgetreten ist und sich durch Polarisation in Ruhe und Bewegung mit sich selbst entzweit hat. Diese Selbstentzweiung des Urwesens kommt in den Individuen am empfindlichsten zum Ausdruck. Der Wille zum Leben drängt in unerfüllter Hast von Wunsch zu Wunsch und muß sich mit dem Schein begnügen, der nie befriedigt, nie beruhigt. Da auch der Tod, obgleich er reinigt, sühnt und zur Verjüngung überführt, diesen Willen zum Leben nicht bewältigen kann, nur eine kurze Pause in der Jagd nach dem Glücke ist, so bleibt nichts übrig als den Willen zum Leben selbst zu überwinden. Dies ist Schopenhauers berühmte „Verneinung des Willens zum Leben.“ Sie wird erlangt durch die Einsicht, daß die Schöpfung in Raum und Zeit ein sinnliches Gaukelspiel, das individuelle Leben wertlos und

die ewige Ruhe im indifferenten Grunde des Seins, im „Nirwana,“ das einzig Wünschenswerte sei. Sie wird vollzogen durch eine äscetische Überwindung der Welt, durch Verzichtleistung auf alle irdischen Wünsche, durch freiwillige Übernahme aller Leiden der Erde. Der Weltüberwinder stirbt, ehe der leibliche Tod eintritt und sinkt für ewig hinab in den von allem Streben und allem Schein abgewandten Urgrund der Wesen. Es liegt auf der Hand, daß diese äscetische Seite der Schopenhauerschen Ethik verwandt ist mit der weltentfremdenden Tendenz des neuen Testaments. Daher ist ihm auch Christus, der menschengewordene Gott, der leidende Überwinder der Sünde und der Noth, wohl verständlich. Aber was ist für ihn die Gottesidee, wo bleibt der schaffende, erhaltende, rettende Gott? Schopenhauer verweist die Idee des persönlichen Gottes kurzer Hand in das Glaubensgebiet, man könnte auch sagen, in das Gebiet der Mythologie, verwahrt sich aber entschieden dagegen, daß dieser Begriff auf eine metaphysische Gültigkeit Anspruch machen könne. Der Begriff des persönlichen Gottes sei jüdischen Ursprungs und im neuen Testamente nur unter Akkommodation an die jüdische Auffassung festgehalten worden, leide aber an innern Widersprüchen, die weder die Autorität der Kirche noch die grübelnde Dogmatik zu lösen vermöge. Ein allmächtiger Schöpfer, der aus eigenem Antriebe eine Welt voll sündlicher Triebe und unverschuldeter Noth ins Dasein gerufen habe, könne unmöglich seine eignen unvollkommenen Geschöpfe verantwortlich machen und dem grenzenlosen Elend ruhig zusehen, ohne mit seinen übrigen göttlichen Eigenschaften, der Allweisheit, Allgüte, Allgerechtigkeit in Konflikt zu geraten. Die biblische Erklärung der göttlichen Vorsehung: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege, sind für ihn, den Kritiker und Metaphysiker, nur die Bloßlegung, nicht die Lösung des Räthsels. Deshalb weist er die Idee des persönlichen Gottes aus der Philosophie hinweg und lobt die Buddhisten, welche von dem jüdisch-christlichen Gotte nichts wissen wollen.

Und doch hätte Schopenhauer, der der christlichen Weltanschauung so nahe steht, wie kaum ein anderer Philosoph, die Gottesidee sehr leicht auch auf seinem Wege finden können. Zwischen die beiden Pole des Weltganzen, die ewige Ruhe und den ruhelosen Willen zum Leben setzt er als Mittler und Ausgleicher die Platonischen Ideen, d. i. die Gattungsbegriffe als reine Anschauungsformen, die Urbilder der Wesen. Es sind die Pforten, durch die hindurch der zügellose Wille zum Leben aus dem Grunde des Seins in die Welt der Erscheinung hinaus stürmt, und unverrückbar stehen sie über dem Strome des Werdens wie der Regenbogen über dem Wasserfalle, wie der Lichtstrahl, der auf ein rollendes Rad fällt. Nur dem Auserwählten, dem es gelingt, mittels eines hochgesteigerten geistigen Lebens oder in der weisevollen Stimmung kindlicher Naivität alle irdischen Wünsche, alle Beziehungen der Dinge auf seine enge Persönlichkeit zum Schweigen zu bringen, ist es vergönnt, diese Urbilder anzu-

schauen: dem wahren Künstler, dem Andächtigen, dem Mitleidigen. An ihnen bewährt es sich: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Nun ist aber das höchste dieser Urbilder die Idee der Menschheit, oder sagen wir besser die Idee der vernünftigen Wesen, alle andern sind ihr untergeordnet und so abhängig von ihr, daß, wenn die Menschheit unterginge, alle andern Naturreiche nachfolgen müßten, wie der Mystiker Angelus Silesius in seiner unheimlichen Überschwenglichkeit selbst Gott vom Menschen abhängig macht:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben:

Werd ich zu nicht, er muß vor Not den Geist aufgeben.

Erwägt man ferner, daß Schopenhauer jeder Offenbarung des Urwesens das volle, ganze und ewige Sein zuschreibt, so steht nichts im Wege, seine Idee der vernünftigen Wesen mit der Gottheit gleichzusetzen, der die Gestaltung, Erhaltung und Leitung der Menschheit und damit die Herrschaft über die sichtbare Welt zufiele. Diese Gottheit wäre nicht verantwortlich für die Sünde und die Not der Welt, sie wäre darüber erhaben und stellte dem blinden Willen zum Leben das Ideal der Vernunftwesen entgegen. So zöge sie den strauchelnden und leidenden Menschen von der Welt ab und zu sich hinan. Damit wäre aber auch der Pessimismus vernichtet, denn in der erziehenden Thätigkeit der Gottheit läge die Bürgschaft für eine allmähliche Bervollkommnung der Welt.

Schopenhauer ist nicht bis zur Gottesidee vorge drungen, es erging ihm vielmehr wie meist den Dogmatikern: er sprach den Grundgedanken aus und lehnte die Folgerungen ab. Aber demungeachtet ist seine Philosophie ein gewaltiger Bau, der immer von neuem Anlaß zu ernstern Forschungen geben wird, und dies um so mehr, als der Unterbau auf dem Boden einer außerordentlich scharfen Kritik steht, die das für wahr erkannte ohne Zögern und ohne Vorbehalt ausspricht.

Nach mehr als zweijähriger angestrenzter Arbeit war das große Werk vollendet, noch vor dem Ende des Jahres 1818 konnte es veröffentlicht werden. Schopenhauer wartete die letzten Aushängebogen nicht ab, er eilte nach Italien, um sich zu erholen. In Neapel erhielt er (März 1819) einen Brief von seiner Schwester Adele. „Nun laß uns von Deinem Werke reden,“ schreibt sie. „Goethe empfing es mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Teile und fing augenblicklich an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden Zettel und ließ sagen: er danke Dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten (S. 320 u. 21, S. 440 u. 41) gelesen und große Freude daran gehabt. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; denn nun lese er es von Anfang

zu Ende und denke wohl soviel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir und meinte, es sei ihm eine große Freude, daß du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem dein Weg von dem seinen abginge. In diesem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung und der Schreibart, obschon Deine Sprache von der der andern abweiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie Du es verlangst. Habe man aber einmal diesen Vorteil erlangt und wisse, daß Pferd nicht Pferd, sondern caballo, und Gott etwa dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Einteilung gar wohl. Nächstens hoffe ich ihn wieder allein zu sprechen; vielleicht äußert er etwas Befriedigenderes. Wenigstens bist Du der einzige Autor, den Goethe auf diese Weise mit diesem Ernste liest; das, dünkt mich, muß Dich freuen.“

Es scheint aber nicht, daß Goethe etwas „Befriedigenderes“ geäußert habe. Die Kapitel, die er mit glücklicher Hand aufgeschlagen und sogleich gelesen hatte, waren die herrliche Auseinandersetzung über das Objekt der Kunst (das Schöne) im dritten Buche, § 45 und die psychologisch feine Untersuchung über den empirischen Charakter im vierten Buche, § 55. Im ersten Abschnitte fand Goethe übrigens eine Anerkennung seiner Metamorphose der Pflanzen*) und eine bejahende Antwort auf die Frage, ob Natur sich nicht selbst ergründen werde, nämlich die, daß dies allein der Kunst vorbehalten sei. Kein Wunder, wenn er dadurch gleich anfangs für das Werk gewonnen ward. Ohne Zweifel hat er oft und viel darin gelesen, man erkennt dies deutlich an den Widerspiegelungen Schopenhauerscher Gedanken, die sich seitdem in Wort und Schrift bei ihm wahrnehmen lassen. Aber der Siebzigjährige wurde damit keineswegs Schopenhauerianer, ja er vermied sogar, wie es scheint absichtlich, von Schopenhauer zu sprechen. Nur als der Philosoph, aus Italien zurückkehrend, wieder einmal (und zwar zum letzten Male) in Weimar eingelehrt war und Goethen besucht hatte, schrieb dieser in seine Annalen: „Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung.“ Dies ist die letzte Äußerung Goethes über Schopenhauer. Merkwürdig sind die Schlußworte, sie bezeichnen sein Verhältnis zu dem großen Denker vortrefflich. Es ist wohl anzunehmen, daß ihn die Schopenhauersche Philosophie „aufgeregt“ hatte, ohne ihn zu befriedigen. Seine Abneigung gegen die Philosophie überhaupt, den Pessimismus insbesondre, und sein Alter hielt ihn ab, tiefer in den Gedankengang Schopenhauers einzutreten. Er war im Laufe eines langen Lebens mit mehreren philosophischen Systemen in nahe Berührung gekommen. Der Lehrer seiner Jugend war Spinoza gewesen, dessen Pantheismus seinem grübelnden Skeptizismus in wohlthuender Weise ein vorläufiges Ziel setzte. „Gott in

*) „Schon der Baum ist nur ein systematisches Aggregat der zahllos wiederholten sprossenden Fasern.“

der Natur und Natur in Gott" wurde fortan die philosophische Triebfeder und der Endzweck seiner Naturstudien. Er beobachtete die Erscheinungen in der Natur als die Äußerungen einer schaffenden und allwaltenden Gottheit, und so nur glaubte er sie annähernd begreifen zu können. „Die Natur," sagte er 1829 zu Eckermann, „verstehst gar keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge, sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmähst sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergiebt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse. Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen und sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen." Dies ist Wort für Wort und Zug um Zug der Spinozismus, wie er in Goethe Gestalt, Leben und praktische Bedeutung gewonnen hatte. Und wie Spinoza, so war auch Goethe die Liebe zur Natur eins mit der Liebe zu Gott. Neben Spinoza war es Leibniz, der das Interesse Goethes dauernd in Anspruch nahm. Von dessen Monaden sprach er noch im hohen Alter mit Vorliebe, nur nannte er sie lieber Entelechieen, d. h. Seelen, unzerstörbare Kräfte der Einzelwesen. „Das Höchste," sagt er in dem Nachtrage zu den „Maximen und Reflexionen," „was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotirende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Raft noch Ruhe kennt; der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwundlich eingeboren, die Eigentümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimnis." Aus der Monaden- oder Entelechieenlehre ging für ihn der Glaube an die Unsterblichkeit der Individuen hervor, doch zögerte er, sie allen Wesen in gleicher Weise zuzugestehen und ließ die Form derselben im Ungewissen. „Ich zweifle nie an unsrer Fortdauer, denn die Natur kann der Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein", belehrte er Eckermann. Seine abgesehenen großen Freunde vermochte er sich wohl als Sterne vorzustellen. Im allgemeinen aber lehnte er alles Gräßlichen über die philosophischen Probleme ab, um sich desto unbefangener der liebevollen Betrachtung des Endlichen hinzugeben, herrlich drückt er dies aus in der Maxime: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren." Zu Kant trat Goethe in kein innigeres Verhältnis, obgleich er die Werke desselben eifrig studirte und mit Bewunderung von ihm sprach. Die abstrakte, schulgerechte Denkweise und der schwere trockne Stil des Königsberger Weisen waren kompakte Massen, die die dichterische Phantasie nicht so durchglühen und durchleuchten konnte, wie Goethe es forderte. Interessant ist, was er selbst von seinem Verhältnisse zu Kant sagt (zu Eckermann 1827): „Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine Metamorphose der Pflanzen

habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjectes vom Object und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbstwillen existirt und nicht etwa der Korbbaum gewachsen ist, damit wir unsre Flaschen pflöpfen können, dieses hat Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen. Später schrieb ich die Lehre vom Versuch, welche als Kritik von Subject und Object und als Vermittlung von beiden anzusehen ist. Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantischen Philosophie zu widerraten. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studirte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studirt und zwar nicht ohne Gewinn.“ Also die große Entdeckung der Idealität von Raum und Zeit, die Kritik der Beweise für das Dasein Gottes, der kategorische Imperativ, alles das, was man als das eigentlich Kantische bezeichnen möchte, erwähnt Goethe nicht, und doch hatte er die Kritik der Urteilskraft mit vielem Antheile gelesen, die Kritik der reinen Vernunft studirt, und selbst seine Freundinnen plagten sich damit ab. Freilich darf man nicht vergessen, daß er sich selbst Eckermann gegenüber sehr vorsichtig in seinen Äußerungen verhielt, und daß die Verlegung von Raum und Zeit in den Intellekt seiner plastischen Weltanschauung gerade entgegengesetzt war. Doch hatte er bei der Beschäftigung mit Kant philosophiren gelernt. Er philosophirte viel mit Schiller, Wilhelm Humboldt, Niethammer und Reinhold, und zwar im Interesse seines Faust. Die Jenaer Universität brachte ihn in unsanfter Weise in Verührung mit der idealistischen Weltanschauung; Fichte, Schelling, Hegel stürmten nach einander auf ihn ein. Goethe hat in einem besondern Aufsatze über sein Verhältniß zur nachkantischen Philosophie gesprochen, auch sonst giebt er gelegentlich zu erkennen, wie sehr ihn die Idealisten in seiner Freude an der Welt stören und wie er ihnen doch gerecht zu werden sucht. Im Briefwechsel mit Schiller (6. Januar 1798) spricht er sich ausführlich darüber aus: „Bei Gelegenheit des Schellingschen Buches (Ideen zu einer Philosophie der Natur) habe ich auch wieder verschiedene Gedanken gehabt, über die wir ausführlich sprechen müssen. Ich gebe gern zu, daß es die Natur nicht ist, die wir erkennen, sondern daß sie nur nach gewissen Formen und Fähigkeiten unsers Geistes von uns aufgenommen wird. Von dem Appetite eines Kindes zum Apfel am Baum bis zum Falle desselben, der in Newton die Idee zu seiner Theorie erweckt haben soll, mag es freilich sehr viele Stufen des Anschauens geben, und es wäre wohl zu wünschen, daß man uns diese einmal recht deutlich vorlegte und zugleich begreiflich machte, was man für die höchste hält. Der transcendente Idealist glaubt nun freilich ganz oben zu stehen; eins will mir aber nicht von ihm gefallen, daß er mit den andern Vorstellungsarten streitet. Wer will gewissen Menschen die Zweckmäßigkeit der organischen Naturen nach außen ausreden, da die Erfahrungen selbst täglich diese Lehre auszusprechen scheinen und man mit einer scheinbaren Erklärung der schwersten Phänomene so leicht weglommt. Sie wissen,

wie sehr ich am Begriffe der Zweckmäßigkeit der organischen Naturen nach innen hänge, und doch läßt sich ja eine Bestimmung nach außen und ein Verhältnis nach außen nicht leugnen, wodurch man mehr oder weniger sich jener Vorstellungsart wieder nähert, sowie man sie im Vortrage als Redensart nicht entbehren kann. Ebenso mag sich der Idealist gegen die Dinge an sich wehren, wie er will, er stößt doch, ehe er sich versieht, an die Dinge außer ihm, und wie mir scheint, sie kommen ihm immer beim ersten Begegnen in die Quere. Mir will immer dünken, daß, wenn die eine Partei von außen hinein den Geist niemals erreichen kann, die andre von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird, und daß man also immer wohl thut, in dem philosophischen Naturstande zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen sein möchte.“ Es wird Goethe später nicht entgangen sein, daß Schopenhauer diesen Versuch gemacht hat. Der Ausfall, den Goethe im zweiten Teile des Faust (2. Akt) auf die Idealisten macht, ist bekannt. Mit dem Fichteschen Ich und Nichtich konnte er sich am wenigsten befreunden, Schillings Weltseele war ihm sympathischer, er schätzte diesen Denker hoch und fand im Gespräch mit ihm manchen Berührungspunkt. Auch Hegels Absolutes erschien ihm begreiflich. „Vom Absoluten im theoretischen Sinne wage ich nicht zu reden,“ sagt er in der dritten Abtheilung der „Maximen“, „behaupten aber darf ich, daß, wer es in der Erscheinung anerkennt und immer im Auge hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.“ Nur tabelt er, daß Hegel die Religion in sein System hineingezogen habe. „Die christliche Religion,“ sagt er zu Erdmann 1829, „ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht das Ansehen der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, z. B. die einer ewigen Fortdauer.“ Im Alter näherte sich Goethe zusehends der positiven Religion, besonders betont er den Gottesglauben gern bei passender Gelegenheit, freilich auch gleichzeitig die Unerforschlichkeit des göttlichen Wesens.

Dies war ungefähr die Summe philosophischer Erfahrung, die Goethe im Laufe der Jahre, widerstrebend fast, hatte in sich anwachsen sehen. Zu ihr trat nun, wenn auch nicht plötzlich, doch in ihrer ganzen Gewalt sich unmittelbar aufdrängend, die Schopenhauer'sche Weltanschauung. Sie regte ihn auf, sie erschreckte ihn vielleicht, denn der darin enthaltene Pessimismus, die scharfe Abweisung des Glaubens an einen persönlichen Gott, die konsequente Durchführung des idealistischen Prinzips, die Belastung des Willens mit einer in die Ewigkeit zurück und hinausreichenden Verantwortlichkeit, dies alles hatte für den maßvollen Geist Goethes nichts Veröhnliches, nichts Anmutendes. Und doch fand er darin eingehüllt eine Menge seiner eignen Gedanken, und er fand sie in un-

mittelbarer Beziehung zu einem großartigen System, er mußte darin, wie befreundlich ihm dies auch scheinen mochte, die „gegenseitige Belehrung“ anerkennen. Was Schopenhauer von Goethe entlehnt hat, ist deutlich erkennbar und von Schopenhauer selbst in seinen Werken als entlehnt bezeichnet. Es ist, wie Harpf (in der oben angeführten Abhandlung) es sehr gut entwickelt hat, vor allem die Methode der zusammenhängenden unmittelbaren Anschauung, die schon in der Verbindung der zweifellosen Phänomene oder Experimente das hinreichende Wissen, man könnte sagen den „zureichenden Grund“ setzt, dann die hohe Bedeutung der Idee oder des Typus der organischen Wesen für die Naturforschung. Ebenso interessant ist es aber auch, wie bei Goethe die Gedanken Schopenhauers nachklingen und bald mehr, bald weniger deutlich zu Tage treten. Eine kleine Blumenlese solcher Anklänge darf in dem Jahre, wo die literarische Welt den hundertsten Geburtstag Schopenhauers gefeiert hat, seinem Andenken nicht fehlen und wird auch der Goethegemeinde nicht unwillkommen sein.

(Schluß folgt.)



Die neuesten Darstellungen der deutschen Kunstgeschichte.



em Versuche, drei neue zusammenfassende Darstellungen der deutschen Kunstgeschichte bei dem Leserkreise dieser Blätter einzuführen, müssen wir einige Worte vorausschicken, die uns in den Stand setzen sollen, einen gerechten Maßstab an die drei schon äußerlich ungleichartigen Arbeiten zu legen.

Die auch ihrem Erscheinen nach zuerst zu nennende Geschichte der deutschen Kunst, die im Verlage von Grote in Berlin erscheint, und die wir daher schlechtweg die „Grotische“ Kunstgeschichte nennen wollen, behandelt die Entwicklung der einzelnen bildenden Künste in Deutschland getrennt, und zwar ist für jede einzelne Abteilung ein bewährter Fachmann gewonnen worden. Die Geschichte der deutschen Baukunst von R. Dohme und die der Plastik von Wilhelm Vode liegen bereits in abgeschlossenen Bänden vor, während die der Malerei von Hubert Janitschek, sowie die Darstellungen des Kunstgewerbes und des Kunstdruckes noch ihrer Vollendung harren. Eine Verzögerung der beiden letztgenannten Abteilungen hat das Zurücktreten Julius Lessings und Friedrich Lippmanns von dem Unternehmen hervorgerufen. An ihre Stelle werden aber Jakob von Falke und Karl von Lützow treten, so daß die Fortsetzung des Werkes auch auf diesen Gebieten gesichert ist. Unsrer Besprechung kann sich natürlich nur an die bisher erschienenen Lieferungen halten, da jeder

Abtheilung ihre Selbständigkeit bis auf die gleichartige äußere Ausstattung gewahrt ist.

Wenn wir uns daher über die Grotische Kunstgeschichte im allgemeinen ein Urtheil bilden wollen, werden wir der buchhändlerischen Ausstattung des Unternehmens gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Man hat oft über die in unsern Tagen so beliebt gewordenen „authentisch“ illustrierten Werke gespottet, und in der That schien beinahe Kants Kritik der reinen Vernunft vor einer solchen „authentischen“ Illustration nicht mehr sicher zu sein. Das in seinen Auswüchsen oft lächerliche und den schriftstellerischen Wert vieler Werke äußerlich zurückdrängende Verfahren darf indes als Leistung des Buchgewerbes seine selbständige Würdigung beanspruchen. Unsere von Tag zu Tag sich vervollkommnenden Reproduktionsverfahren sollen nicht ausschließlich der streng wissenschaftlichen Forschung zu gute kommen, auch weitere Kreise verfolgen diese Entwicklung mit Interesse und steigern ihre Ansprüche mit den ihnen gebotenen Leistungen. Mehr als jede andre Wissenschaft fordert aber die Kunstwissenschaft die Beihilfe treuer Abbildung, und so bedarf es denn, zumal bei einer Darstellung der auch in dieser Hinsicht bisher so gar stiefmütterlich behandelten deutschen Kunstgeschichte keiner besondern Rechtfertigung oder Entschuldigung, wenn man auf diese hier eben nicht lediglich äußerliche Ausstattung Nachdruck und Wert legt. Die bisher vorliegenden Proben bewähren den Ruf, den sich die Verlagshandlung namentlich im Laufe der letzten Jahre durch ihre umfangreiche illustrierte Weltgeschichte erworben hat, in vollem Maße. Als eine besonders anerkennenswerte und gelungene Leistung mögen die Holzschnitte der Geschichte der deutschen Plastik hervorgehoben werden, die mit einer oft über photographische Treue hinausgehenden Schärfe und Klarheit die charakteristischen Züge der Originale wiedergeben. Daß vereinzelt Minderwertiges uns in diesem Gesamturtheil nicht beirren kann, ist bei einem Werke, das durchweg neue, eigne Aufnahmen bietet, selbstverständlich. Gegenüber den Elichépublikationen manches Verlegers, der sich das Monopol für kunstgeschichtliche Werke gesichert zu haben glaubt und fremde wie eigne Werke in augenfälligster Weise plündert, ist diese vornehme Gediegenheit doppelt hoch anzuschlagen. Gleichwohl dürfen wir ein Bedenken nicht unterdrücken, das sich gegen die farbigen Steindrucke richtet. Daß man hier und da dem Leser eine lebendigere Anschauung von dem Wesen farbiger Plastik und Architektur des deutschen Mittelalters zu geben versucht, ist durchaus gerechtfertigt, und für diesen Zweck sind die Farbendrucke (von Hülcker und Kürth) — wir nennen nur die besonders gelungene Wiedergabe der schwäbischen Madonnenstatuette des Berliner Museums — ausreichend. Auch einzelne Drucke mehr dekorativer mittelalterlicher Miniaturen geben in ihrem bunten Gewande zur Not die Originale wieder. Als einen Mißgriff aber müssen wir es bezeichnen, wenn man Bilder wie die Kölner Madonna des Meister Wilhelm in Buntdruck dem — Spott

des Kenners und der Verwunderung des Laien preisgiebt. Ein Leser, der sich an die „Authentizität“ solcher Abbildungen hält, wird zu einem argen Irrglauben verleitet, der weder der Kunstgeschichte noch dem Verleger zu gute kommt. Wir meinen auch, daß die mit den heutigen Mitteln vielleicht annähernd erreichbare wirklich treue Wiedergabe der Farbewirkung bedeutender Denkmäler der Malerei weit über den Rahmen der Buchillustration hinausgeht. Wenn man die Opferwilligkeit des Verlegers für selbständige Publikationen einzelner Kunstwerke der Art in Anspruch nähme, wäre das weit eher zu rechtfertigen, als bei der Illustration eines kunstgeschichtlichen Handbuchs, dessen Preis eine mäßige Höhe nicht übersteigen darf.

Ob freilich die Popularität solcher Werke lediglich durch niedrigen Preis zu erreichen ist, wie dies die beiden andern Verlagsfirmen anzunehmen scheinen, die der „gebildeten Familie“ die ganze deutsche Kunst „von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart“ für 15—20 Mark „liefiern“ wollen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls verbieten solche Preisuntersehiede einen Vergleich der drei Kunstgeschichten in Bezug auf ihre Ausstattung von vornherein. Die billigste Deutsche Kunstgeschichte, die von Wilhelm Lübke (im Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart) ist begreiflicherweise am ärmlichsten ausgestattet; wir begegnen unter den Holzschnittillustrationen vielen alten Bekannten aus jener guten Zeit, wo man an die Wiedergabe der Kunstdenkmäler noch bescheidene Ansprüche machte und schon erfreut war, wenn der langweilige Text überhaupt nur hie und da von Abbildungen unterbrochen wurde. Diese keusche Zurückhaltung von dem Fortschritt der Illustrationstechnik macht das Werk Lübkes schon als historisches Vergleichsobjekt interessant, und wir werden weiter unten sehen, daß der Text sich diesem archaisirenden Wesen in vielen Stücken anpaßt. Neu dagegen dürfte die Art sein, in der die Deutsche Kunstgeschichte von Hermann Knackfuß in die Erscheinung tritt, der, wie den meisten Veröffentlichungen der Firma Welhagen und Klasing in Leipzig, das Prädikat „modern“ im guten wie im bösen Sinne nicht abzusprechen ist. Wie der Verfasser das „Rotwelsch der Kunstgelehrsamkeit“ vermieden hat (wohl um der „gebildeten Familie“ verständlich zu bleiben), räumt auch die Illustration dem „Familiengeschmack“ eine vielleicht allzu große Berechtigung ein, indem sie das Auge des Lesers gewöhnt, die Kunstdenkmäler in malerischer Umgebung, wie sie sich etwa dem flüchtigen Blick des Vergnügungsbreisenden oder vielmehr seinem photographischen „Liebhaberapparat“ bieten, zu betrachten. Vieles geht auch auf eigne Skizzen des Verfassers, der Maler ist, zurück. Die Beschreibung macht dazu noch gelegentlich auf den Hintergrund „des seit Jahrtausenden sich in ewig jungem Wechsel erneuenden Pinienwaldes“ (S. 11) und seinen „unbeschreiblichen Eindruck“ aufmerksam. Daß es aber für die Erkenntnis des auf so interessantem Hintergrunde geschilderten Kunstdenkmals, des Grabmals Theodorichs, wichtiger ist, zu wissen, daß die auf der Abbildung wiedergegebene Freitreppe, die zum

obern Stockwerk desselben führt, ein entstellender Zusatz des achtzehnten Jahrhunderts ist, übersieht der Verfasser (der in diesem Falle zugleich der Illustrator ist), sei es daß er solche Kenntnis bei den Angehörigen der „gebildeten Familie“ als selbstverständlich voraussetzt, sei es, daß er sie selbst nicht besitzt. Lübke, der das Denkmal ebenfalls in seiner heutigen Gestalt (S. 25, vergl. Schnaases Kunstgeschichte III, S. 513) vorführt, rechtfertigt sich wenigstens durch die allerdings recht vage Vermutung, daß man an dem Denkmal ursprünglich wohl zwei ähnliche Treppen, die im vorigen Jahrhundert nur erneuert worden seien, voraussetzen habe. Wir bekennen, von Dohmes Rekonstruktion (S. 5 seiner Geschichte der Baukunst), die auch die durch Terrainaufhöhungen heute verschobenen Verhältnisse zwischen Ober- und Unterbau wiederherstellt, mehr überzeugt zu sein. Doch lehren wir zu den Abbildungen der Kunstgeschichte von Knackfuß zurück. Die Ansichten der Godehardskirche in Hildesheim (S. 114), des Domes zu Speyer (S. 122), des Kaiserhauses zu Goslar (S. 129, in stimmungsvoller Schneeflandschaft; warum nicht lieber gleich während des Schneefalles selber aufgenommen?), der Apostelkirche zu Köln (S. 199) u. s. w. würden in ihrer Winzigkeit und mürben Verschwommenheit nicht einmal als Illustrationen einer Reisebeschreibung genügen. Grundrisse zu geben, verschmäht der Verfasser durchaus; und doch giebt nichts ein so lehrreiches Bild von der Entwicklung der Baukunst, namentlich in ihrem Übergange vom romanischen Stile zur Gotik, als die Ausgestaltung der Grundrisse. Dagegen würden wir z. B. gern — und der Laie sicherlich noch lieber — auf die Ansicht der Dominikanerkirche zu Konstanz während des Umbaus (S. 227), ihre wüsten Schutthaufen und ähnliches verzichten. Die Abbildungen einzelner plastischen Denkmale sind um ein wenig besser, während die Wiedergabe der Schöpfungen deutscher Wandmalerei des Mittelalters (z. B. S. 80 und S. 416) als völlig ungenügend bezeichnet werden muß.*)

Im ganzen kann uns das Illustrationsverfahren dieses Werkes als warnendes Beispiel dafür dienen, daß die industrielle Ausbeutung einer an und für sich ja nicht wertlosen Erfindung, als die das Meisenbachsche Verfahren gelten darf, zu bedenklichen Ergebnissen führt. Da lassen wir uns immer noch lieber die zwar nicht neuen, aber doch klaren Holzschnitte von Ebner und Seubert gefallen, an denen nicht jeder Formensinn zu Schanden wird.

Indes, der Prospekt belehrt uns, daß der Schwerpunkt des Werkes von Knackfuß „trotz allen Reichtums der Abbildungen“ in seinem Texte liege. Wenden wir uns also endlich zu dem Inhalte der drei neuen deutschen Kunstgeschichten. Leider müssen wir von vornherein bekennen, daß die beiden letztgenannten von Lübke und Knackfuß als buchhändlerische Unternehmungen immerhin noch mehr interessieren, denn als wissenschaftliche Leistungen. Ernstere Würdigung beansprucht dagegen der Text der Grotischen Publikation.

*) Die Illustrationen der dritten Abteilung, die uns erst während der Korrektur zugeing, bekunden einen Fortschritt, der schon hier nicht mit Stillstehigen übergangen werden soll.

Das Interesse für die Geschichte der deutschen Kunst, das seit den Tagen der Romantiker geschlummert hatte, ist neuerdings wohl durch Vermittlung des Kunstgewerbes in weitem Kreise wieder rege geworden; aber die wissenschaftliche Behandlung hat auf sich warten lassen. Im Jahre 1573 bereits wandte sich der Straßburger Verleger Bernhard Jobin in der Vorrede zu den „eygenwissentlichen und wolgedenkwürdigen Contrafeytungen oder Antlißgestaltungen der römischen Päpst“ gegen das durch Vasari hervorgerufene und bis auf unsre Tage nicht ganz überwundene Vorurteil, als ob der Kunst „Ursprung und beste Übung“ allein bei den Welschen zu suchen sei. „Gleichwohl, auf daß dem gemeinen Mann ein wenig (dann ausführlich möcht mit der Weil noch gesehen) begegnet und dem vielfaltigen Verunglimpfen der Fremdden von unserm Vatterland ein Ziel geendet würde, hab ich nothhalb, als ein Freund solcher Kunst etwas zu Schuß unsrer Sachen müssen fürbringen und des Mercurii Caduceum oder Friedstab einwerfen: auf daß man die Teutschen nicht allerdings also für grob und ungeschlacht (wie etwann die römischen Historioi unser Land, das sie oft nie gesehen, pflögten zu beschreiben) hielten.“ So der biedere und nationalgesinnte Kunstfreund Jobin vor 300 Jahren. Die Erfüllung seiner Hoffnung sollte indes noch hundert Jahre auf sich warten lassen. Als dann, nachdem in den Wirren des dreißigjährigen Krieges so manches Denkmal und viele Überlieferungen zu Grunde gegangen waren, Joachim Sandrart in seiner pomphaften „Teutschen Akademie der edeln Bau-, Bild- und Malereikünste“ die armseligen Trümmer einer teutschen Kunstgeschichte gleichsam aus dem Staube aufwas, beklagte er sich, daß ihm „von selbst erfahrener Hand niemals genugsame Behülffe gesehen,“ und wir müssen stark bezweifeln, ob er selbst bei einem reicheren Quellenmaterial eine wertvolle deutsche Kunstgeschichte zu schaffen imstande gewesen wäre. Die Männer, die sich nach ihm mit dem Stoffe in wirklich förderlicher Weise befaßten, sind an den Fingern herzuzählen: Murr, Meusel, Fiorillo, Moeller, Heller, Förster, Schnaase, Waagen, Otte, Loh. In nahezu zwei Jahrhunderten zehn Namen, unter denen kaum einer von nennenswerter Bedeutung fehlen dürfte! Und man vergleiche nur einmal etwa Försters traurige Deutsche Kunstgeschichte (1861) mit den dreißig Jahre früher geschriebenen glänzenden italienischen Forschungen Rumohrs! Es galt eben noch bis in die Mitte unsers Jahrhunderts herein das Vorurteil, mit dem Heineken 1768 sein Vorwort zu den Nachrichten von Künstlern und Kunstfachen einleitete: „Es wäre wohl zu wünschen, daß man von den Deutschen, meinen Landsleuten, in Betracht der bildenden Künste sagen könnte: sie hätten wo nicht die Italiener, Franzosen und Niederländer übertroffen, doch wenigstens es ebenoweit als sie gebracht. Allein es ist auf keine Weise zu leugnen, daß wir unter allen oben genannten Schulen, im allgemeinen Verstande zu reden, noch die schlechtesten sind.“ Mit dem Aufschwunge kunstwissenschaftlicher Studien, der namentlich durch die Andabnung einer gesunden Methode auf historischer Grundlage sich kund-

gab, erwachte auch das Interesse für die so lange stiefmütterlich behandelte vaterländische Kunst wieder, und zwei der bedeutendsten Kunstgelehrten unsrer Zeit, Woltmann und Thausing, erwarben ihren Ruf durch die Biographien der beiden deutschen Kunstheroen Holbein und Dürer (Leipzig, bei Seemann). Umfassender noch wurde das Studium unsrer Kunstdenkmäler durch deren auf Anregung der deutschen Regierungen überall vorgenommene Inventarisirung gefördert. Mit der Lösung dieser Aufgabe sind gegenwärtig fast in allen Theilen Deutschlands tüchtige Kräfte beschäftigt; abgeschlossen ist sie noch keineswegs. Gleichwohl schien der Zeitpunkt für eine geschichtliche Zusammenfassung des so errungenen, die weitem Kreisen gegenüber gleichsam als ein Rechenschaftsbericht über das geleistete und in Angriff genommene gelten kann, gekommen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß von drei Seiten zu gleicher Zeit der Plan einer deutschen Kunstgeschichte auftauchte.

Die oben kurz überblickten Vorarbeiten erleichtern gewiß die Arbeit des deutschen Kunstgeschichtsschreibers nicht unwesentlich, ebensosehr aber auch ihre Kontrolle und Beurteilung, die selbstverständlich jetzt einen andern Maßstab anzulegen hat, als in den Zeiten Fiorillos oder Kuglers. Die Hauptaufgabe liegt in der übersichtlichen Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Künste in Deutschland; diese muß aber an die Stelle der philosophischen Konstruktion, die noch Schnaase bei einem lückenhaften Denkmälervorrat nicht vermeiden konnte, eine Durchdringung und sachliche Sichtung des immer reicher und vollständiger zufließenden Stoffes setzen. Diese von Tag zu Tag anwachsende Thatfachenfülle läßt sich nur durch methodisch geschulte Geister in historische Formen gießen. Die Gefahr, am Einzelnen haften zu bleiben oder die Herrschaft über das Ganze zu verlieren, ist heute größer als je. Untersuchen wir daher, wie sie in den uns vorliegenden Werken überwunden, umgangen oder verhängnisvoll geworden ist. Soweit man sich bei der fragmentarischen Gestalt einzelner Teile der Grotischen und nach den bisher erschienenen Lieferungen der beiden andern Kunstgeschichten eine Meinung auf vergleichendem Wege bilden kann, möchten wir Dohmes Geschichte der deutschen Baukunst den Preis zuerkennen. Hier finden wir Klarheit und Übersichtlichkeit mit streng sachlicher Prüfung der einzelnen Denkmäler in ausgeglichener Form vereinigt, während Vodes und Janitscheks Darstellungen der Skulptur und Malerei nicht durchweg von den Schladen der vorbereitenden Sammlung und Durcharbeitung des Stoffes frei sind, wobei wir allerdings billiger Weise berücksichtigen müssen, daß den letztgenannten beiden Forschern der Weg von ihren Vorgängern weit weniger geebnet ist, als Dohme. Die Inventare der einzelnen Provinzen sind eben in erster Linie Inventare der Vaudenkmäler, woneben den beweglichen Kunstwerken der Malerei und Bildnerei nur ein beschränkter Platz eingeräumt ist. Auch ein ähnlich übersichtliches Werk wie Dehios systematische Darstellung der kirchlichen Baukunst des Abendlandes sucht man für die Geschichte der darstellenden Künste vergebens. An einem Schrift-

steller wie Knackfuß sind freilich auch die gediegensten Vorarbeiten verloren, da er sie, offenbar um sich seine Unbefangenheit in vollstem Maße zu wahren, ignoriert, während W. Lübke den Leser, der eingehende Belehrung sucht, wenigstens in den Anmerkungen auf die meist brauchbaren Quellen seiner Erkenntnis hinweist.

Es würde den Rahmen dieser Besprechung bedeutend überschreiten, wollten wir an der Hand einer auch nur andeutenden Schilderung der Schicksale deutscher Kunst den Lesern ein Bild von dem Gesamtinhalte der zum Teil noch gar nicht zum Abschluß gelangten drei Publikationen zu geben versuchen. Wir beschränken uns daher auf einzelne Stichproben, die eine eingehendere Wertschätzung ermöglichen.

Über die Abgrenzung des Gebietes, das wir mit Fug und Recht „Deutsche Kunstgeschichte“ nennen dürfen, kann man verschiedener Meinung sein. Die ersten Keime nationaler Kulturgegenstände finden sich bekanntlich erst im neunten Jahrhundert, und auf dem Gebiete der bildenden Künste vollends hat die karolingische Epoche nur ein beschränktes Anrecht auf die Bezeichnung „deutschnational.“ Gleichwohl wird sich wohl kein Einspruch dagegen erheben lassen, daß man die vorbereitenden Entwicklungsstufen deutscher Kunst in den Rahmen einer zusammenfassenden Darstellung hineinzieht. Bode und Dohme weisen der Frühzeit nur einen beschränkten Raum zu; über Gebühr ausgedehnt erscheint ihre Schilderung dagegen bei Knackfuß, namentlich in dem Kapitel, welches die Kunstthätigkeit der germanischen Stämme in den unterworfenen römischen Gebieten behandelt. Da werden uns z. B. die Herrlichkeiten des Domschatzes zu Monza vorgeführt, und dies, wie ihre Abbildung, auf folgende absonderliche Weise begründet: (S. 13) „Wenn wir daher auch nicht daran zweifeln können, daß die reizende, der Natur getreulich abgelauichte Darstellung (der goldnen Henne mit sieben Küchlein, Abbildung 8) von einem italienischen Künstler herrühre, so ist doch der Gedanke, aus dem sie entsprungen ist, die harmlose Freude an der Tierwelt und die daraus hergeleitete naive Bildersprache durchaus germanisch.“ An dem an gleicher Stelle geschilderten Diptychon desselben Domschatzes ist umgekehrt, wie der Verfasser (S. 14) hervorhebt, nichts des (langobardischen?) „Schnitzers Eigentum, als die unbeholten weit hervortretende Schrift, die Tonkur des Papstes und die formlose Blume“ am Szepter Davids. Bei dieser Einsicht hätte der Verfasser besser gethan, zwei so bedenkliche Belege für die bildnerische Befähigung der Langobarden aus dem Spiele zu lassen und sich zu dem Satz Bodes (S. 3 seiner Geschichte der deutschen Plastik) zu befehren: „Von einer altgermanischen oder gar von einer ureigenen germanischen Plastik kann daher nicht die Rede sein.“

Auch in der karolingischen Kultur und Kunst nehmen wir die eigentlich deutschen Züge mehr in der mißverständlichen Umbildung antiker Elemente, als in selbständigen Neuschöpfungen wahr. Freilich haben wir uns gewöhnt,

unser Urteil einseitig nach den erhaltenen Prachtschöpfungen der karolingischen Hofkunst zu bilden, auch ist die frühkarolingische Zeit von der spätkarolingischen nicht scharf genug geschieden (ein Vorwurf, der auch die neuesten drei Darstellungen mit Ausnahme der Geschichte der Malerei von Janitschek trifft), um der Entwicklung dieses so interessanten Zeitabschnittes völlig gerecht werden zu können. Auch bricht diese Entwicklung, die ihre Ausläufer bis in das elfte Jahrhundert hineinsetzt, ziemlich unvermittelt ab, um dem Aufleben einer neuen christlichen und im engeren Sinne mittelalterlichen Auffassung Platz zu machen. Am klarsten und eindringlichsten hat Dohme den nach seinem Ausdruck durch „das Aufkommen der mönchstheokratischen Ideen“ hervorgerufenen Umschwung zu Anfang des elften Jahrhunderts geschildert, indem er sich damit zu einer Auffassung bekennt, der zuerst, wenn wir nicht irren, Anton Springer in seiner Studie über die deutsche Kunst des zehnten Jahrhunderts Geltung verschaffte. Bode markiert zwar auch die Wende des ersten Jahrtausends durch einen neuen Abschnitt, worin er die Schicksale der um diese Zeit sich entfaltenden monumentalen Bildnerkunst bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts zusammenfaßt; doch ist es bezeichnend für seine Auffassung der Aufgabe, daß er das Aufkommen einer leitenden bildnerischen Technik, des Erzgusses, anstatt der politischen und geistigen Umwälzungen, zum Ausgangspunkte seiner Darstellung wählt. Diese seine Art der „Kunstgeschichte aus den Denkmälern,“ denen er freilich mehr als die meisten andern abzufragen versteht, darf man aber nur mit der Darstellungsform von Knackfuß vergleichen, um sie zu würdigen. Auch Knackfuß beschränkt sich auf die Aneinanderreihung einzelner Beschreibungen von Denkmälern, er sieht oft mit dem Feinblick eines Künstlers Einzelheiten, die er mit anregender Frische seinen Lesern zu schildern weiß, und doch wollen sich seine Schilderungen nicht zu einem klaren Bilde geschichtlicher Entwicklung ordnen, das willkürliche und unorganische Gefüge seiner Darstellung tritt überall zu Tage. Bei Bode ordnen sich die Einzelvorstellungen zu klaren Bildern der verschiedenen Schulen und Richtungen, wir empfinden überall, trotz einzelner Nachlässigkeiten, die sichere Führung eines kundigen Forschers, während uns die Lektüre des Werkes von Knackfuß den Eindruck einer willkürlichen Flucht von Wandelbildern hinterläßt. Lütke läßt uns die Gewandtheit eines bewährten Schriftstellers nicht vermissen, aber der eindringende Blick, das treffende Wort für Stilunterschiede, wie wir sie bei Bode und Knackfuß finden, fehlt; selbst seinen eignen ältern Werken gegenüber ist eine gewisse Farblosigkeit, die nicht mit Objektivität zu verwechseln ist, schwer abzuleugnen.

Doch wenden wir uns wieder zum Einzelnen. Von eingreifender Bedeutung für die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst in Deutschland ist die rheinische Baugruppe des frühromanischen Stiles, aus der die drei mittelhheinischen Dome von Worms, Mainz und Speyer schon durch ihre historischen Erinnerungen ein besonders Anrecht auf den Namen deutscher

Denkmäler haben. Über die Datirung dieser Bauten oder vielmehr der in ihnen zum erstenmale folgerichtig durchgeführten Einwölbung ist bekanntlich viel gestritten worden. In den Tagen der Romantiker (Boisserée 1843) gefiel man sich darin, diese urdeutsche Schöpfung soweit als irgend möglich zurückzudatiren; Quast versiel bei einem Versuche, diese Auffassung zu berichtigen, in den entgegengesetzten Irrtum. Es fehlt uns nicht an zahlreichen Nachrichten über Bauzeit und Bauperioden dieser Denkmäler, neuerdings sind sie namentlich für den Mainzer Dom von Friedrich Schneider in mustergiltiger Weise zusammengestellt worden; die Schwierigkeit ihrer Benutzung liegt in den zahlreichen Veränderungen, die jedes mittelalterliche Bauwerk erfahren hat. Dem meist hastig und oberflächlich vorgenommenen Notbau folgte in nicht zu langer Zeit die eigentliche Anlage der heute noch erhaltenen Bauten, der aber zahlreiche Erweiterungen oder Umbauten meist ein so widerspruchsvolles Ansehen geben, daß dem Spürsinn und leider auch der willkürlichen Grübelei weiter Spielraum gegeben ist. Dohme spricht sich sehr zurückhaltend aus: (S. 54) „Nachdem ungezählte Werke in Trümmer gesunken oder durch Neubauten verdrängt sind, ist der Nachweis, wo die erste gewölbte Basilika des gebundenen Systems errichtet worden, heute mit Sicherheit nicht mehr zu führen. In das allmähliche Ausreifen des Gedankens aber gewährt die Betrachtung der drei großen romanischen Dome von Mainz, Speyer, Worms einen lehrreichen Einblick. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in dem ältesten von ihnen, dem Dome von Mainz mit seinen primitiven Formen, die große Neuerung zuerst auf deutschem Boden einsetzt.“ Es folgen dann nach seiner Anordnung der Dom zu Speyer (erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts) und der Dom zu Worms (zweite Hälfte desselben Jahrhunderts), denen er die Abteikirche zu Laach anschließt, ohne ihr Verhältnis zu den genannten Bauten genauer zu bestimmen. Lübke, der auf dem Gebiete mittelalterlicher Baukunst mehr Selbständigkeit als sonst befindet, stellt die Laacher Kirche den drei Domen voran, die er in der gleichen, auch von Knafuß beliebten Anordnung aneinanderreihet. Diese auf Quasts Ausführungen zurückgehende Zeitstellung ist, was das Verhältnis der Dome von Speyer und Mainz anlangt, noch immer ansehbar. Zunächst läßt die große Kryptenanlage des Speyerer Domes, die bereits 1039 vollendet war, die ursprüngliche Absicht eines großräumigen Langschiffes vermuten, und wir werden die damals geplante Anlage im wesentlichen auch in dem heutigen Bau, was die Pfeilerstellung u. s. w. anlangt, wiedererkennen können, da der Brand vom Jahre 1159 unmöglich auch die Fundamente zerstört haben kann. Gerade die enge, abwechselnde Pfeilerstellung weist uns auf die schon ursprünglich beabsichtigte Einwölbung des Langhauses hin, die wir daher sehr wohl auch in der urkundlich am Ende des elften Jahrhunderts vollendeten ersten Domkirche annehmen dürfen. Auch die Einwölbung des Mainzer Doms mit den ältern Forschern, denen sich Knafuß anschließt, in das Jahr 1137 herabzurücken, sind wir keineswegs gezwungen,

vielmehr verdient die auch von Dohme und Lübke anerkannte Zeitbestimmung (seit 1082) als die wahrscheinlichere angenommen zu werden. Aber selbst dann bleibt nach unsrer Datirung die Priorität des Spreyerer Doms gewahrt, und die Saacher Kirche, deren Grundsteinlegung frühestens 1092 angelegt werden kann, und bei der die klare Folgerichtigkeit der Gewölbeanlage ohnehin auf vorhergegangene Versuche hinweist, dürfen wir vollends nicht mit Lübke als die eigentlich bahnbrechende Schöpfung für den romanischen Gewölbebau betrachten.

Für die Geschichte der deutschen Plastik bedeutet das dreizehnte Jahrhundert, in welchem das französische Strebestyem eine Umwandlung der Baukunst hervorruft, die eigentliche Zeit der Reife und Ausgestaltung der romanischen Keime. Hier erkennen wir, wie unabhängig von einander die verschiedenen Künste sich Bahn brechen und wie sehr gerechtfertigt daher die geschichtliche Einzelbehandlung der verschiedenen Kunstzweige ist. Knackfuß sieht sich gezwungen, die Dokumente der ersten Blütezeit deutscher Plastik zwischen die Schilderung des romanischen und des gotischen Stiles hineinzuklemmen, während sie zeitlich in die gemeinhin als gotisch bezeichnete Periode gehören. Die Naumburger Bildwerke z. B. schmücken die Wände eines gotischen Chors, stehen unter gotischen Tabernakeln, und doch würde die Bezeichnung „gotische Plastik“ für sie durchaus nicht zutreffen. Man hat früher den erstaunlichen Aufschwung der deutschen, insbesondre der mitteldeutschen Bildnerei auf Beziehungen der Hohenstaufen zu Italien zurückführen wollen; doch kann diese Ansicht selbst mit der Einschränkung Bodes (S. 40) kaum Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen, wenigstens erklärt sie nicht mehr und nicht weniger, als die oberflächlichen Nebenarten, mit denen Knackfuß sein Kapitel von der ersten Blütezeit der bildenden Künste (S. 232) einleitet. Richtiger leitet uns wohl auch hier der technische Gesichtspunkt, unter dem Bode die überraschende Erscheinung betrachtet: Sandstein und Stuck treten an die Stelle des früher bevorzugten Erzes. Dabei begegnete freilich Bode der Irrtum, die aus Holz geschnitzte Kreuzigungsgruppe zu Wechselburg zu einem Werke der Thonplastik zu machen, was ebenso häufig behauptet, wie widerlegt worden ist.

Da mit der romanischen Kunst die bisher erschienenen vier Lieferungen des Lübkeschen Werkes abschließen, heben wir uns die Fortsetzung dieser gemeinsamen Besprechung bis zum erfolgten Abschluß aller drei Werke auf, in der angenehmen Hoffnung, dann vielleicht einen Teil unsrer Bedenken beschränken und unsre beistimmende Anerkennung verallgemeinern zu können.





Kleinere Mitteilungen.

Das Tagebuch und die Freisinnigen. Die jüngste Vergangenheit war so reich an Vorgängen, die bis dahin in Deutschland, oder genauer gesagt in Preußen, für ganz unumgänglich gegolten hatten, daß wir schon meinten, durch nichts mehr in Staunen versetzt werden zu können. Die Veröffentlichung aus dem Tagebuche des Kaisers Friedrich hat uns von unserm Irrtum überzeugt. Und, um von allen andern Beziehungen abzusehen, auch der oppositionellen Presse müssen wir das Zeugnis ausstellen, daß sie unsre Erwartungen weit hinter sich gelassen hat.

Sehr viele Leser, und wir gehören zu dieser Zahl, hielten das, was in der „Deutschen Rundschau“ erschienen ist, nicht für echt, wollten es nicht für echt halten. Ein Tagebuch, worin nicht allein Thatfachen, sondern Gefühle, Stimmungen u. s. w. zum Ausdruck kommen, mitten in der bewegtesten, ereignisreichsten, aufregendsten Zeit regelmäßig fortgeführt, ist in unserm Zeitalter ohnehin eine auffallende Erscheinung. Daß bei dem Niederschreiben der einzelnen Sätze nicht an die Möglichkeit gedacht worden ist, sie könnten in absehbarer Zeit in die Öffentlichkeit gelangen, versteht sich von selbst. Aber auch die Mitteilung an mehrere vertraute Freunde und Anhänger, ohne daß der Inhalt vorher streng gesichtet und alles unterdrückt worden wäre, was als die Frucht augenblicklicher Verstimmungen oder Mißverständnisse oder als Ausfluß persönlicher Antipathie kenntlich ist — auch diese schien unglaublich. Wie? Die offenen oder halbverhüllten Ausfälle nicht allein gegen Bismarck, Moon, Bobbielski, den Prinzen Friedrich Karl, sondern die Bemerkungen, die ihre Spitze gegen Wilhelm I. lehren, sollten mit Wissen und Willen des Verfassers in fremde Hände gegeben worden sein? Sätze, die der Unmut eingegeben haben mochte, oder deren Fassung verrät, daß die Zeit zur ruhigen Erwägung gemangelt hat, sollten später, bei ruhigem Blute und bei Mute förmlich anerkannt worden sein? Am meisten Aufsehen hat die Stelle erregt, worin der Kronprinz (angeblich) für sich den Ruhm in Anspruch nimmt, der erste den verfassungsmäßigen Einrichtungen ohne allen Rückhalt ehrlich zugethane deutsche Fürst zu sein. Aber es finden sich verschiedene, nicht ebenso deutliche, aber doch gleichwertige Äußerungen. In andrer Richtung bewegt sich der Satz: „Noggenbach ist und bleibt der einzig Vernünftige und Zuverlässige unter den anwesenden Staatsmännern,“ ein Satz, der zugleich als Erklärung zu den Zweifeln an „Aufrichtigkeit“ dienen kann. Andre Stellen wieder nahmen sich wie Einschüßel aus allerneuester Zeit aus. J. D. die Erwähnungen der Kronprinzessin in einem Tone, wie er dem lebenswürdigen Ehemanne wohl ansteht, aber in den ernsten Betrachtungen über die des künftigen Herrschers harrenden Aufgaben und Schwierigkeiten unerwartet kommt, und die Hervorhebung des „einfach natürlichen herzlichen Verhältnisses“ zwischen dem Prinzen Wilhelm und seinen Eltern (1871). Das schmeckt doch verdächtig nach dem ad hoc. Nun gar die an ein tausendmal gebrauchtes geflügeltes Wort erinnernde Eintragung vom 23. Februar: „Der nächste Beruf im Frieden ist die Lösung der so-

zialen Fragen, die ich gründlich erforschen werde!“ Und je öfter wir die Seiten überlesen, desto mehr Anlaß ergab sich zum Kopfschütteln. Aus der sogenannten Konfliktzeit waren allerdings merkwürdige Aussprüche in Erinnerung, aber seitdem hatte ja der Kronprinz eine zu große Schule durchgemacht und sich überzeugen müssen, daß er geirrt hatte. Nein, wer das Andenken des zweiten deutschen Kaisers hochgehalten wissen wollte, konnte sich nicht leichtsin entschließen, das Tagebuch, wie es vorliegt, für echt zu halten; er würde es am liebsten gesehen haben, wenn das Ganze, die mit voller Wichtigkeit behandelte Titelfrage, der Gedanke, die süddeutschen Staaten in das Reich hineinzwingen zu wollen, die stete Sorge, daß England auf den Fuß getreten werden könnte u. s. w. u. s. w., als Erfindung erkannt worden wäre.

Auf diesen Standpunkt hätten sich vor allem die Freisinnigen — oder die „Liberalen“, wie sie sich jetzt mit Vorliebe nennen, um auch diesen Namen anrühlig zu machen — stellen müssen, da sie ja den Kaiser Friedrich sozusagen als deren Privattheiligen proklamirt hatten. Ja wenn nicht die Parteilichschaft alle Sinne umnebelte, und wenn der freisinnige Staatsbürger sich getraute, eine Ansicht zu haben, ehe sein Leiborgan ihm die Erlaubnis erteilt hat! Die Zeitungen aber erfaßten vor allem dreierlei. Aus den Wendungen „freisinniger Ausbau“ u. dgl. vernahmen sie ihre eigne Stimme; mit gutem Willen (der ja vorhanden war) ließ sich die Sache so drehen, als ob ohne den Kronprinzen der französische Krieg nicht für die Neugestaltung Deutschlands ausgebeutet worden wäre (es gehört allerdings eine unerhörte Dummheit dazu, das zu glauben, aber was hat sich die Partei nicht schon ausfinden lassen!); und das wichtigste: die Volkszeitung „trifft immer den Nagel auf den Kopf.“ ihre Sprache „erfrischt“ nach den fruchtlosen Debatten am grünen Tisch. Sollten sie nicht jubeln? Das der Berliner „Volkszeitung,“ einseitigen „Urwählerzeitung,“ ausgestellte Zeugnis konnten sie sich alle aneignen. Und all das — Geflügel, das sich herausnimmt, an Bismarck den grünen Schnabel zu wecken, blähte die Federn auf. Sind wir nicht auch durch die Talmudschule gelaufen und haben gelernt, aus $2 \times 2 = 5$ zu machen? Neben wir nicht ebenso led über alles, was wir nicht verstehen? Treiben wir nicht auch täglichen Mißbrauch mit dem Namen des deutschen Volkes? Auch wir treffen den Nagel immer auf den Kopf, auch unsre Sprache erfrischt. Wenn man uns zur Regierung kommen ließe! Und Kaiser Friedrich würde uns gerufen haben, wie hätte er anders gekonnt, ohne sich selbst untreu zu werden? Ja, er war edel! Seit den Tagen der Gotthaer Partei hat man das Wort edel nicht so oft gebraucht, wie unmittelbar nach der Veröffentlichung in der „Deutschen Rundschau.“ Hat denn jemand an der edeln Natur des Kronprinzen und Kaisers gezweifelt? Nicht das wir wüßten. Aber man sah jetzt den höchsten Beweis von Edelmuth darin, in den Jahren 1870 und 1871 Sätze in ein Tagebuch zu schreiben, die ziemlich unverständlich tägliches Brot der freisinnigen Zeitungen sind und Stoff zu Berunglimpfungen Bismarcks bieten konnten.

Als dann dieser die sachlichen und chronologischen Irrtümer aufdeckte, wie zu thun nur er im Stande war, wurde die Geberde sittlicher Entrüstung angenommen, welche die Freisinnigen besonders gutkleidet. Im Schimpfen behauptete natürlich der Moniteur des Freisinn die Meisterschaft, aber auch von den kleinen leistete mancher großes. Ein von einem „Dr. jur.“ redigirtes Rürnberger Blatt verkündete, „für einen logisch denkenden Menschen“ gebe es nur zwei Möglichkeiten: entweder werde das Tagebuch für echt gehalten oder für unecht, mit unechten Dokumenten könne kein Staatsverrat getrieben werden, Bismarck jedoch erkläre das Tages-

buch für unecht und behandle es zugleich als echt. Daß Bier durch Zusätze verfälscht und dennoch Bier sein kann, sollte man in Nürnberg doch wissen, und der Zusatz in dem Berichte Bismarcks „in der Form wie es vorliegt“ hätte den „Dr. jur.“ darauf aufmerksam machen können, daß nicht die Echtheit der ganzen Publikation angezweifelt wurde. Dieser Zusatz ist auch in demselben Blatte enthalten, in dem Leitartikel völlig ignoriert, und dieses Pröbchen von freisinniger „Vogel“ und freisinniger Wahrhaftigkeit dünkt uns recht bezeichnend.

Auch die „Frankfurter Zeitung,“ die doch sonst klüger ist als die verschiedenen Mundstücke des Herrn Regierungsassessors a. D. und Reichskanzlers in partibus, sah sich genöthigt, eine Lanze für die Echtheit des Tagebuches zu brechen. Die Unechtheit müsse erst bewiesen werden! Natürlich, welches Gewicht hat eine Erklärung Bismarcks gegenüber der eines Unbekannten? Denn damals hatte sich der Einsender noch nicht gemeldet. Und Dr. Rodenberg sei ein Nationalliberaler, werde also nicht zu einer Fälschung, die der Regierung unangenehm sei, die Hand geboten haben. Als ob das irgend jemand ihm schuld gegeben hätte! Er und der Verleger der Rundschau haben erklärt, in der Publikation nichts Bedenkliches gefunden zu haben. Das spricht freilich nicht für ihren politischen Blick. Indessen läßt sich auch der Fall denken, daß einem Redakteur ein Beitrag angeboten würde, dessen Veröffentlichung niemand Nutzen bringen, aber zuverlässig „Sensation“ machen müßte, und daß er so rechnete: Bringe ich die Sache nicht, so thut es einer von meinen Konkurrenten, weshalb soll ich mir einen solchen Wiffen entgehen lassen, da ich die Publikation doch nicht hindern kann? Das ist eine von den unseligen Folgen der Entwicklung des Journalismus zu einer Industrie wie andre mehr.

So viele freisinnige Blätter wir in den Tagen nachgelesen haben, in keinem eine Spur der Einsicht, daß der Einsender der Tagebuchauszüge nur dann seine Absicht erreicht hätte, wenn diese gewesen wäre, das deutsche Volk über den frühen Hingang des zweiten Kaisers zu trösten. Sind die Sinne wirklich so tot, oder ließ die Hoffnung, den Reichskanzler ärgern und verkleinern zu können, keine ruhige Prüfung zu? Das Toben der „führenden“ Blätter scheint zu verraten, daß man zu spät erkennt, auf welcher Seite die staatsmännische Ueberlegenheit war, und wem das deutsche Volk mehr zu Danke verpflichtet ist.

Litteratur.

Beiträge zur Geschichte des Krieges von 1870. Von Alfred Darimon.
Autorisirte Uebersetzung. Hannover, Hellwing'sche Verlagsbuchhandlung, 1888.

Der Zweck dieser Schrift ist der, die Denkwürdigkeiten des Herrn von Beust zu berichtigen, und nachzuweisen, daß Frankreich im Jahre 1870 Grund hatte, für den Fall des Krieges auf die Bundesgenossenschaft Oesterreichs und Italiens zu rechnen. Der Verfasser hat in seiner Stellung als Deputirter des Kaiserreichs nähere Fühlung mit der französischen Diplomatie gehabt und beaupt dieses Verhältnis, um Dokumente aufzudecken und zu bezeichnen, die dem Geschichtsschreiber von Wert sein können. Die Ansichten Darimons zeigen starke Widersprüche. In der Einleitung wird versichert, daß Gramont, als er die Kandidatur Hofenzollern

aufgriff, nicht im entferntesten an Krieg, sondern nur an eine kleine persönliche Demütigung des „Herrn von Bismarck“ gedacht habe. Das erste Kapitel weist aber nach, wie Frankreich seit 1867 wiederholt bemüht war, mit Oesterreich ein Kriegsbündnis zu schließen. Noch im Juni 1870, wo Gramont das Auswärtige leitete, war die sogenannte Mission Lebrun auf diesen Zweck gerichtet. Interessant ist, daß Darimon sich der Kurzsichtigkeit anklagt, weil er 1863 Abrüstungsanträge gestellt und 1867 gegen die Armeeorganisation gestimmt hat.

Der Uebersetzer hätte nicht nötig gehabt, wegen dieser Veröffentlichung einer Darstellung aus gegnerischem Lager entschuldigende Worte zu machen.

Des seligen Bruder Hermann aus Lehnin Prophezeiung über die Schicksale und das Ende der Hohenzollern. Von Johannes Schrammen. Köln, A. Ahn, 1887.

So oft sich über dem Hohenzollernhause Wolken ballen und das ungebildete Volk den Unglücksstrahlen zu lauschen beginnt, werden in den Spinnstuben, Vorstadt-Kneipen, in allen den Lokalitäten, wo die Klatzchbasen und die Kanngießer haufen, und wohl auch in der dorthin gehörigen Presse mythische „Prophetengestalten“ lebendig. Während der Kriegsjahre 1866 und 1870 war die Rolle eines solchen dem „alten Schäfer Thomas“ anvertraut; bei Gelegenheit der Erkrankung des Kronprinzen, des nachmaligen Kaisers Friedrich, beim Tode Wilhelms I. trat der „Mönch von Lehnin“ wieder in seine ältern und stärkern Rechte. Der erste der letztgenannten beiden Fälle hat den Verfasser der obengenannten Schrift veranlaßt, der Weissagung von Lehnin zu Leibe zu gehen. Schrammen weist mit fast zu viel Gründen nach, daß diese Prophezeiung nicht aus dem 13. Jahrhundert stammen kann, sondern erst am Ende des 17. zurecht gemacht worden ist. Der wahrscheinlichste Verfasser ist ein Menegat, Namens Adam Fromm.

Der „Bruder Hermann“ ist schon früher auf wissenschaftlichem Wege mehrmals hingerichtet worden. Er wird bei passender Gelegenheit auch trotz Schrammen wieder auferstehen. Der Aberglaube hat ein zähes Leben. Warum aber der „Mönch von Lehnin“ sich so besonders schwer umbringen läßt, das hat seine Gründe, auf die der Verfasser mit ein paar Worten hinweisen können. Dieser Mönch bringt der Menge eine doppelte und dreifache Ehrfurcht bei: durch die lateinische Sprache, durch die Vieldeutigkeit seiner unsinnigen Aussprüche und durch die Verwendung biblischer, meist aus der Offenbarung geschöpfter Bilder. Den Inhalt, die Entstehung und den Zweck des Nachwerkes legt Schrammen gut dar. Auch in ruhigen Zeiten wird man das Schriftchen als einen Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens und der Fälschung von Urkunden mit Interesse lesen.

Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Vulthaupt. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1887. 2 Bde.

Dieses Buch hat die Bedeutung eines grundlegenden Werkes. Es führt eine Methode ein, die ebenso neu als einfach ist. Auf einem Felde, dessen Betrachtung, Beschreibung und Beurteilung jahrzehntelang und länger als die ausschließliche Sache von besonders Eingeweihten, von Feinschmeckern, Geheimnisträgern gegolten hat, auf einem Felde, auf dem blinde Schwärmerei und die verworrenste Theorienmacherei zu Hause waren, auf diesem Felde setzt Vulthaupt mit seiner Dramaturgie den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte ein. Das Wesen und der Kern von Vultaupts Verfahren besteht darin, daß er die Opern als Dramen prüft, und darnach in erster Linie beurteilt, was gut und schlecht ist. Unbewußt stimmt

der Verfasser darin mit der Theorie Richard Wagners, und beide stimmen mit dem Gange der Geschichte überein. Denn die Hellenisten von Florenz erfanden die Oper nur, weil sie hofften, durch Hinzunahme der Musik das gesunkene italienische Drama ihrer Zeit zu heben und auf eine Stufe zu bringen, wie sie die antike Tragödie eingenommen hat. Das Textbuch, das libretto, wie man früher sagte, ist immer das Erste gewesen. Der Zustand der Operndichtung hat für Verfall und Blüthe der Opernmusik zu allen Zeiten den Ausschlag gegeben, und alle großen Komponisten, welche die Gattung reformirten, bauten ihre Reformen darauf, daß sie Vernunft in die Dichtung brachten. Es ist merkwürdig zu sehen, daß sich hierbei stets derselbe Prozeß wiederholt hat: Am Anfange der betreffenden Perioden stehen immer Opern mit ganz einfachen Handlungen. Die Alte sind arm an Verwicklung und begnügen sich mit einer oder mit wenigen großen Situationen, deren Empfindungsgehalt zum Weilen und zum musikalischen Ausklingen zwingt. Dann kommen die Aneddotenträger — heißen sie nun Aureli oder Scibe — und pflropfen die Dramen mit Intriguen, welche die Gattung reformirten voll, bis schließlich jeder Anhalt für die Tonkunst und für den menschlichen Verstand überhaupt verloren ist. In solchen Augenblicken tritt dann immer heiligen Zornes voll der starke und helle Künstler auf, den Wust zusammenzuschlagen und wieder mit einem Neubau einfacherer Natur von vorne anzufangen. Wie nun in der Kritik der Oper der dramatische Standpunkt der vornehmste und richtige ist, so ist er auch der, auf den sich jeder normale und gebildete Mensch ohne weiteres stellen kann. Den Gang, den Vulthaupt von ihm aus durch die Litteratur unternimmt, kann jedermann mitthun. Er erscheint allen als der natürliche Weg; die meisten wird es dabei wie eine Erleuchtung überkommen, und das frohe Gefühl wird sie durchströmen, daß sie diesen Zustand der Sache, wie ihn der Verfasser zeigt, immer selbst geahnt, aber nicht den Mut oder die sonstigen Mittel besessen haben, bis zu derselben klaren Erkenntnis durchzudringen.

Außer der glücklichen Methode bringt Vulthaupt seinem Thema gegenüber aber noch mehrere Vorzüge mit, die den Wert seiner Arbeit steigern: eine vorzügliche Kenntnis des Bühnenwesens, der dramatischen Litteratur, und was die Oper insbesondere verlangt, musikalische Empfindung und Bildung. Infolgedessen beherrscht er nicht bloß den Plan der einzelnen Stücke, sondern auch das ganze System, zu dem sie gehören, ist im Stande, in alle Einzelheiten einzubringen und sie zu prüfen. Auch die Fachleute in der Oper, die Sänger, Regisseure, selbst die Kapellmeister, werden dieser Dramaturgie manchen vorzüglichen praktischen Wink entnehmen können und häufig über den ganzen Organismus einzelner Opern oder Teile derselben ein neues Licht verbreitet finden. Es ist schade, daß Vulthaupt nur Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Meyerbeer und Wagner behandelt hat. Den letzten beiden ist der zweite Band allein gewidmet. Andre Meister werden nur gestreift. Wir hoffen aber, daß der Verfasser seine Arbeit über das ganze Opernrepertoire der Gegenwart erstreden wird.

Eine Geschichte der Oper hat Vulthaupt weder geben wollen noch können. Soweit er sie berührt, folgt er fremden Autoritäten und übernimmt von ihnen wohl auch Irrtümer, die bisher noch nicht öffentlich wiederlegt worden sind. So lesen wir auf Seite 7, daß die Einlagen, die Caccini zu Peri's „Euridice“ geschrieben hat, dem kolorirten Gesange Konzessionen machen sollen. Der Vater dieses Märchens ist E. D. Lindner. Seite 9 wird Durante unter den hervortragenden Opernkomponisten aufgeführt — Durante, der keine Zeile für das Theater geschrieben hat. Für diesen Wof ist Niehl verantwortlich. Lully's Verhalten gegen Perrin würde Vulthaupt anders dargestellt haben, wenn ihm das Werk von Ritter und Thoinan:

Les origines de l'opéra français bekannt gewesen wäre. Seite 20 finden wir zu unsrer Verwunderung Mozarts „Don Juan“ unter die deutschen Singspiele eingereiht. Wenn die Geschichte der Oper genau und vollständig vorläge, würde der Verfasser auch seine Auffassung bezüglich ganzer Gattungen und Perioden zu berichtigen haben. Da diese Grundlage zur Zeit noch nicht vorhanden ist, kann Vultzhaupt für die Fälle, wo er gegen sie gefehlt hat, nicht verantwortlich gemacht werden. Uns bleibt nur übrig, zu betonen, daß diese Fälle die Bedeutung seiner „Dramaturgie“ nicht wesentlich beeinträchtigen.

Briefwechsel zwischen Richard Wagner und Franz Liszt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1887. 2 Bände.

Die Bedeutung dieses Briefwechsels ist vom biographischen Gesichtspunkte aus eine ganz außerordentliche. Er wird für die Zukunft die wichtigste Quelle sein, nach der die Entwicklung von Wagners „Musikdrama“ darzustellen ist; sowohl was ihre äußere als ihre innere Geschichte betrifft, giebt er ganz neue Aufschlüsse. Auch für das menschliche Interesse fällt bei der Lektüre dieser Bände viel ab, wenn wir auch nicht den Punkt finden können, von dem aus, wie man behauptet hat, dieser Briefwechsel dem von Goethe und Schiller an die Seite gestellt werden könnte. Viele von den schroffen Zügen Wagners mildern sich in seinen Briefen, der eble Charakter Liszts wächst zu einer bewunderungswürdigen Höhe. Außerordentliches Befremden aber erregt der Umstand, daß in der Korrespondenz dieser beiden hochgebildeten Männer von andern Dingen als Wagner'schen fast gar keine Rede ist. Bei einer zweiten Auflage wäre deshalb sehr um ein einleitendes und aufklärendes Wort des Herausgebers zu bitten.

Im Millionenlande. Satiren für Deutsche. Zweite Auflage. Rostock, Hinrichs's Verlag, 1888. 79 S. 8°.

Zweite Auflage? Wirklich? Wenn das möglich gewesen ist, verzweifeln wir an dem lesenden Deutschland. Die einmalige Veröffentlichung eines solchen Buches ist schon Satire genug auf den Geschmack des Publikums und zugleich Blamage für denselben. Dem Verfasser hat vorgeschwebt, frei nach Montesquieu mehrere Unsitte unsrer höhern Stände zu geißeln. Die Ausführung dieses guten Gedankens ist aber über alle Beschreibung matt, wiplos und unbeholfen ausgefallen. Ein langweiliger Versuchspötte! Daß das Unglücksbuch nur nicht einem Franzosen in die Hände gerät.

Das Stadttheater zu Leipzig vom 1. Januar 1862 bis 1. September 1887.
Von Georg Hermann Müller. Leipzig, Dunder und Humblot, 1887. 367 S.

Das Buch giebt Personalverzeichnis, Repertoireauszüge, Chronik und Anekdotesches Die Zahl solcher lokaler Theatergeschichten ist in den letzten Jahrzehnten erfreulicher Weise gewachsen. Von Schauspielern und Direktoren verfaßt, haben sie in der Regel den Hauptzweck, die Erinnerungen der Abonnenten aufzufrischen, können aber auch als Hilfsmittel für die Geschichtsschreibung gute Dienste leisten, wenn sie im statistischen Teil vollständig und genau sind. Der Verfasser zeigt namentlich in der Darstellung der Laubischen Wirren guten historischen Sinn.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Volk und Nation.



Die Frage, was eigentlich ein Volk sei, beschäftigt nicht erst seit gestern die Wissenschaft. Kant hat sich an einer Begriffsbestimmung versucht, die in ihrer Dürftigkeit Zeugnis dafür ablegt, wie geringe Bedeutung zu seiner Zeit dem Volke thatsächlich zuerkannt wurde. Unter dem Worte Volk, meinte der Königsberger Philosoph, verstehe man die in einem Landstriche vereinigte Menge Menschen, insofern sie ein Ganzes ausmache. Die wesentliche Frage, was denn nun der Gesichtspunkt, das Prinzip oder die wirkende Kraft sei, wodurch die „vereinigte Menge“ sich als Ganzes von andern abscheidet, wird dabei gar nicht berührt. Diesen Mangel suchte Fichte zu ergänzen, dessen radikaler Idealismus in Deutschland nur ein einziges Volk, das deutsche, und nur ein staatliches Band, das Reich, gelten lassen wollte. Volk ist nach Fichte „das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immer fort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesammt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht.“ Auf das „besondre Entwicklungsgesetz“ hingewiesen zu haben, ist ohne Zweifel ein großes Verdienst um die richtige Bestimmung des Begriffes Volk, doch dürfte man immer noch die volle Klarheit über die Frage vermissen, wie sich denn nun dieses besondre Gesetz deutlich und unzweifelhaft ausspreche, auf welche Weise es zu erkennen sei. Hierauf erwidert die neue Wissenschaft der Völkerpsychologie: Das Vorhandensein des besondern Entwicklungsgesetzes erweist sich im einzelnen Volke als eine Thatsache des Bewußtseins desselben. Es ist der Volksgeist, der seiner selbst bewußt wird und in tausend charakteristischen, insgesammt auf eine gemeinsame Quelle zurückreichenden Erscheinungen auch für andre erkennbar zu Tage tritt. Der Volksgeist, sagt Lazarus, ist gerade das, was die bloße Vielheit der Individuen erst zu einem Volke macht, er ist das Band, das Prinzip, die Idee

Grenzboten IV. 1888.

des Volkes und bildet seine Einheit. Wenn es sich darum handelt, den geschichtlichen Begriff eines Kulturvolkes festzustellen, so dürfte diese Bestimmung genügen. Es entspricht ihr ganz und gar und stimmt auch mit der allgemeinen Anschauung überein, wenn das „Manuskript aus Süddeutschland“ den Satz aufstellt, daß auch in den Zeiten der politischen Zerrümmung und Zerrissenheit Deutschlands, unter der Herrschaft Napoleons und des Rheinbundes, das deutsche Volk nicht aufgehört habe zu existiren. Der Volksgeist lebte und verstand die deutschen Gedanken, die Schiller ihm als Vermächtnis hinterlassen hatte, die Fichte ihm ins Gewissen rief.

Wie klar und bestimmt uns aber auch jetzt der Begriff eines Volkes, wie er sich in den geschichtlich auftretenden Kulturvölkern verwirklicht, erscheinen mag, so drängt sich doch sofort auch der Gedanke auf, daß einerseits der Sprachgebrauch mit dem Ausdruck Volk noch eine ganze Menge anderer Begriffe verbindet, andererseits aber auch eine ganze Anzahl verschiedener Wissenschaften, die Völkertunde, die Statistik, das Staatsrecht, die Politik, Begriffe zu verwenden und zu unterscheiden genötigt sind, zu deren sprachlicher Bezeichnung ihnen das Wort Volk und eine Anzahl sinntverwandter oder davon hergeleiteter Ausdrücke unentbehrlich ist. Diese Ausdrücke, wie Stamm, Völkerschaft, Nation, finden sich auch im allgemeinen Sprachgebrauche wieder, und wo nicht das Gegentheil erweisbar ist, wird anzunehmen sein, daß sie dort zuerst ihre Anwendung gefunden haben und von der Wissenschaft erst übernommen und ihren besondern Zwecken dienstbar gemacht worden sind. Daraus folgt, daß eine Untersuchung über die Frage, welcher Begriffsinhalt in den sinntverwandten Wörtern Volk, Völkerschaft, Nation u. dgl. zu finden oder am zweckmäßigsten hineinzulegen sei, beginnen muß mit einer Betrachtung des gemeinen Sprachgebrauches und der von ihm verwendeten deutschen Stammworte, in denen doch jedenfalls die ursprünglichen Vorstellungen und Grundideen ihren Ausdruck gefunden haben. Welche Vorstellungen verbindet also die deutsche Sprache ganz im allgemeinen mit dem Worte Volk?

„Die Glucke führt ihr Völklein aus,“ singt Paul Gerhard, und Gustav Freytag erzählt in „Soll und Haben“: „Auf der Weide saß ein Volk Sperlinge.“ Also Hühner und Späzen, in unbestimmter Anzahl versammelt, sind Völker. In eben diesem Sinne, zur Bezeichnung einer Menge von Individuen, die als Gesamtheit gefaßt wird, überträgt sich das Wort auch auf Menschen. „Sind doch ein wunderbar Volk, die Weiber!“ meint Goethe, der auch von den Studenten in Auerbachs Keller seinen Mephisto sagen läßt: „Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.“ Aus dem Zusammenhange der Verhältnisse ergibt sich für den Sprachgebrauch eine Menge besondrer Anwendungen des Wortes Volk, die sich für den Beteiligten oder Nahestehenden von selbst erklären. In mehreren Gegenden Deutschlands bezeichnet man mit Volk, bisweilen auch mit der Mehrzahl Völker, die Dienstboten und Tagelöhner auf

Bauernhöfen. „Als das Volk vom Tisch aufbrach, war der Bauer der letzte,“ sagt Jeremias Gotthelf. In anderm Zusammenhange wird Volk vorzugsweise das Kriegsgefolge genannt oder die Mannschaft eines Schiffes. Wallenstein beklagt sich, „daß man den spanischen Namen braucht, sein Volk zu mindern,“ also seine Armee zu schwächen. Hiervon ergibt sich der Übergang leicht zu den politischen Schattirungen der Wortbedeutung, zugleich tritt uns aber auch sofort der Umstand entgegen, der für die politische und staatswissenschaftliche Verwendung des Wortes Schwierigkeiten macht. Als Volk bezeichnen wir nämlich einerseits die Gesamtheit der Teilnehmer eines Gemeinwesens, daneben aber auch Teile dieser Gesamtheit. Die Abgrenzung dieser Teile aber und die mit der sprachlichen Bezeichnung sich innerlich verbindende sittliche und soziale Bedeutung ergibt eine ganz unübersehbare Menge von Begriffsverschiedenheiten. Das Volk wird dem Fürsten entgegengesetzt, in der Kirche dem Priesterstande; es wird unterschieden vom Adel, in der modernen Gesellschaft von den begüterten und höher gebildeten Bevölkerungsklassen. Was aber das Werturteil betrifft, das je nach dem Standpunkte des Redenden, nach dem Zusammenhange der Rede oder nach der besondern Betonung in dem Worte Volk sich ausspricht, so singt der Dichter Freiligrath: „Noch gestern wart ihr nur ein Haufen: ein Volk, o Brüder, seid ihr heut,“ während der Straßensjunge irgend einer Stadt Niedersachsens der Bande seiner Kameraden, mit der er sich soeben ohne befriedigendes Ergebnis gerauft hat, mit dem Tone unsagbarer Verachtung den Schimpfnamen „Volk“ zuruft. Auch ohne lange Erwägung wird die Schwierigkeit in die Augen springen, einen derart in tausenderlei Schattirungen schimmernden Sprachgebrauch mit der Bestimmtheit, wie sie von wissenschaftlicher Systematik gefordert wird, in Einklang zu bringen.

Aber lassen wir die Wissenschaft und ihre Anforderungen vor der Hand noch bei Seite. Das Bedürfnis der gebildeten Sprache hat neben dem Worte Volk sich auch den Ausdruck Nation angeeignet zur Bezeichnung einer Gesamtheit von Individuen, die durch besondere Kulturgemeinschaft geeinigt sind. Ist das Fremdwort „Nation“ wirklich ein Bedürfnis gewesen? Jedenfalls. Alles, was erworben und angeeignet wird, das wird erworben und angeeignet, nur weil es einem Bedürfnis entspricht. Die Frage ist: war das Bedürfnis, das dieses Fremdwort der deutschen Sprache einverleibte, berechtigt? Viele Fremdwörter, die unsre Sprache verunzieren, haben ihren Grund in einem Bedürfnis der Geckenhaftigkeit, der Pedanterie, der Geistessträgheit. Gehört das Wort Nation vielleicht mit zu dieser Klasse, so daß es im Grunde überflüssig wäre? Ganz gewiß nicht, denn das Bedürfnis liegt klar zu Tage und ist durchaus berechtigt. Dem Zweifel gegenüber, der bei dem Worte Volk entsteht, ob das Ganze oder ein Teil einer Gemeinschaft, ob ein winziges Ganze — etwa das Volk von Anhalt — oder ein großes, geschichtlich bedeutendes bezeichnet werde, war ein Ausdruck gefordert, der unter allen Umständen

ein umfassendes Ganze bedeutet. War mit der Bezeichnung Volk häufig eine herabsetzende Bedeutung verbunden, so verlangte man nach einem Worte, das immer und überall seine volle Würde behauptete. Insbesondere machte dieses Bedürfnis sich geltend, seit die Völker anfangen, mit bewußter Selbständigkeit ihren Platz in der Weltgeschichte zu beanspruchen, seit sie von der Leidenschaft ergriffen wurden, als Kulturmächte die Besonderheit ihres geistigen Wesens auf allen Lebensgebieten zur Geltung zu bringen, seit das Nationalitätsprinzip anfang zu herrschenden in der geschichtlichen Entwicklung zu werden. Als Nationen bezeichnen sich jetzt diejenigen Völker und wollen die Völker bezeichnet sein, die den Anspruch erheben, sich eigenartige und umfassende Kulturaufgaben zu stellen und diese in voller Selbständigkeit zu lösen. Daher liegt in dem Worte Nation etwas Auszeichnendes, Schmeichelhaftes, das die rhetorische Verwendung begünstigt. Diesem Gebrauche kommt überdies noch der volle Ton auf der letzten Silbe in besondrer Weise zu statten. So sagte denn Heinrich von Gagern in seiner berühmten Erklärung, die auf Grund der Volkssouveränität dem Frankfurter Parlamente das Recht einer verfassungsgebenden Versammlung zusprach: „Der Verusf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation.“ Damit war unzweideutig das ganze Deutschland bezeichnet, zugleich lag in dem Ausdruck ein Hinweis auf den selbständigen, unabhängigen Willen, der jetzt das deutsche Volk auszeichnet. Schon einige Wochen vorher, ehe Gagern das souveräne Recht der deutschen „Nationalvertretung“ zur Schaffung einer Reichsverfassung behauptete, hatte der Vertreter der alten Zeit, Fürst Metternich, der früher auch von einem deutschen Volke nichts hatte hören wollen, in einer Zirkulardepeche von der Notwendigkeit gesprochen, Maßregeln zu treffen zur Befriedigung gerechter Wünsche der „Nation.“ Seit dem 24. Februar 1848 erschien es auch der Diplomatie der alten Schule als ein Gebot zeitgemäßer Höflichkeit, das deutsche Volk mit „Nation“ anzureden. Wohl ist es ganz erlaubt, passend, ja da, wo nüchternen juristischer Ausdruck seine Stelle hat, sogar geboten, die Gesamtheit der politisch geeinten Deutschen als deutsches Volk zu bezeichnen, aber wir werden auch ohne Bedenken von einem preussischen, württembergischen Volke, ja von einem Volke von Koburg und einem Volke von Berlin sprechen. Eine Nation aber ist das deutsche Volk, soweit es den deutschen Kaiser als nationales Oberhaupt über sich hat. In der Blütezeit des Partikularismus hat man vielfach den Versuch gemacht, den partikularstaatlichen Bevölkerungen einen besondern Stolz oder auch Dünkel einzupflanzen, indem man sie als Nationen bezeichnete. Preußens Größe und Bedeutung gestattete auch, daß von einer preussischen Nation, einer preussischen Nationalversammlung ohne Ironie gesprochen wurde, während eine Nationalhymne von Sachsen-Altenburg außerhalb der Grenzen dieses Reiches kaum ohne Lächeln genannt werden konnte. Heute ist als Erinnerung an die einstige preussische „Nation“ etwa noch die Nationalfokarbe

übrig geblieben, die indes in § 84 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich in eine Landesfarbe umgewandelt ist.

Als Grenzen der deutschen Nation sind soeben die Grenzen des deutschen Reiches angegeben worden. Die Deutschen in Oesterreich, in den baltischen Provinzen Rußlands, in Amerika, sofern sie sich überhaupt ihres Deutschtums bewußt geblieben sind, zählen wir nicht der deutschen Nation zu, sondern nur der deutschen Nationalität. Somit ist allerdings klar, daß dem Begriffe Nation eine staatliche Beziehung eigen ist. Aber ganz irrtümlich ist es, in der Schlußfolgerung so weit zu gehen, daß man die Behauptung aufstellt, Nation bezeichne die Gesamtheit als Staatsindividuum, während Volk „mehr diejenigen Beziehungen umfasse, durch die sich die große Gesamtheit stammverwandter Menschen als in sich geschlossenes Ganze darstellt.“ (Sander im Wörterbuch.) Dieser Gegensatz besteht nicht. Was Nation von Volk unterscheidet, ist wesentlich subjektive That: das Volk soll als ein großes, selbständiges, kulturträchtiges hervorgehoben werden. Die Bürgerschaft für Selbständigkeit und freie Entfaltung des Kulturlebens, für eine mächtige Einwirkung desselben auf die Entwicklung der Menschheit, liegt allein in einem unabhängigen Staatswesen. Daher die staatliche Tendenz des Nationalitätsprinzips, das aber seine Beruhigung findet, sobald sich die Nation in einem mächtigen Gemeinwesen abgeschlossen hat. Das Bedürfnis eines Kulturvolkes geht darauf, durch ein mächtiges Gemeinwesen sich seine selbständige, unabhängige Entwicklung zu sichern; es verlangt durchaus nicht, alle Nationalitätsgenossen, d. h. die durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Sitte verwandten in sein Gemeinwesen aufzunehmen.

Eine staatliche Beziehung wohnt dem Begriffe der Nation immer bei, aber die Bezeichnung enthält deshalb keineswegs einen staatlichen Rechtsbegriff, sie drückt keinen staatsrechtlichen Begriff aus. Das Staatsrecht gebraucht den Ausdruck Volk in zweifacher Bedeutung, teils zur Bezeichnung der Gesamtheit der Staatsangehörigen, wobei in Monarchien der Fürst mit eingeschlossen ist, teils zur Zusammenfassung der Untertanen im Gegensatze zum Staatsoberhaupt. Ein Bedürfnis zur Aufnahme der Ausdrücke: Nation, Nationalität u. s. w. in ihren Wortschatz liegt für die staatsrechtliche Wissenschaft nicht vor. Sie wüßte auch mit diesen Begriffen, die des unzweifelhaften äußern Merkmales entbehren, kaum etwas anzufangen. Wo das Recht in Frage kommt, können nur untrügliche, unbezweifelbare äußere Kennzeichen wie Geburt, Wohnsitz, Religionsbekenntnis entscheiden, nicht so behnbare und schwankende Bestimmungen, wie die der Nationalität. Ob die Juden eine Nationalität, ein Volk oder gar eine Nation genannt werden können, ist daher eine Frage, die dem Staatsrechte immer fremd bleiben wird. Rechtlich kann ein Jude, wenn er überhaupt unterschieden werden soll, nichts sein als ein Bekenner der mosaischen Religion. Ähnlich verhält es sich in andern Wissenschaften, die für ihre begriff-

liche Grundlegung Ausdrücke wie Stamm, Volk, Völkerschaft u. dergl. verwenden müssen. Sie thun am besten, sich mit Bemühungen, den wissenschaftlichen Sprachgebrauch, sei es nun im allgemeinen oder den eines besondern Wissenszweiges der gemeinen Sprachweise anzupassen, nicht allzusehr zu quälen. Solche Bemühungen werden sich selten durch entsprechenden Erfolg belohnt sehen. Das Element der allgemeinen Sprache ist viel zu unstet und schwankend. Wo eine Wissenschaft sich der sorgfältigen und immer währenden Berücksichtigung desselben nicht entziehen kann, da hat sie selber Mühe, den streng wissenschaftlichen Charakter zu bewahren. Das Beispiel der Politik legt hierfür Zeugnis ab. Eine wissenschaftliche Behandlung derselben, die sich nicht im Nebel einer unfruchtbaren Abstraktion verlieren soll, muß sich eng an das bewegte Volks- und Staatsleben anschließen. Damit ist ihr aber auch die Notwendigkeit auferlegt, die thatsächlich vorhandenen Begriffsbildungen und den sich daraus ergebenden Wortgebrauch sorgfältig zu berücksichtigen und in die eigne Gedankenbearbeitung aufzunehmen. Ein politischer Schriftsteller möchte immerhin der Ansicht sein, daß der Name Volk mit Zug nur der Gesamtheit der Deutschen zukomme, er hätte sich im Jahre 1848 doch nicht anders ausdrücken können, als wie es Prinz Albert von England in einer Denkschrift vom 28. März des genannten Jahres that, indem er schrieb: „Wir haben in Deutschland individuell verschiedene Völker, in sich vollkommene Staaten.“

Die Sprache der praktischen Politik bewahrt naturnotwendig immer eine starke Beimischung von Subjektivität. Der Gebrauch oder Nichtgebrauch eines bestimmten Wortes kann oft fast einem politischen Glaubensbekenntnisse gleichkommen. Das Wort Nation wird schwerlich über welfische oder ultramontane Lippen kommen, wenn es sich um Deutschland oder Italien handelt. Man könnte ja darin ein Zugeständnis erblicken zu Gunsten des Nationalitätsprinzipes. Sogar ganz falsche Bezeichnungen behält die politische Sprache mit dem vollen Bewußtsein der Unrichtigkeit bei, wo diese etwa Parteizwecken dienen, also einer subjektiven Absicht, die über das objektive Sprach- und Denkgesetz triumphirt. Wie viele haben leidenschaftlich für die Selbständigkeit der deutschen Stämme — der Württemberger und Nassauer — gesprochen, die vielleicht Bescheid wußten um alle siebenundzwanzig Herrschaften, aus deren einstigem Bestze Land und Volk des in Wiesbaden regierenden Herzogs „stammte!“ Auch die hyperbolischen Reigungen der Rhetorik behaupten in der Politik ihr Recht und machen sich im Gebrauche der Benennungen Volk und Nation geltend. Dem patriotischen Österreicher bleibt es unbenommen, unter den „Völkern“ des Kaiserstaates die Slovaken aufzuzählen, ohne daß dem Rechte der Wissenschaft damit zu nahe getreten wäre, zwischen Volk und Völkerschaft zu unterscheiden. Wir Deutschen mögen uns freuen, daß das allgemeine Bewußtsein und die strengste Wissenschaft darin übereinstimmen, in einer tausendjährigen Geschichte auch unter den schwersten Leiden und Drangsalen doch die ununterbrochene Entwicklung

eines und desselben deutschen Volkes zu erblicken, das heute in erhebendem Bewußtsein seiner Einheit, seiner Unabhängigkeit und seiner Bedeutung als Kulturmacht mit berechtigtem Stolge sich eine große Nation nennen darf.



Die Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens.

n dem Vortrage, den Dubois-Reymond in der 45ten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte über die Grenzen des Naturerkenntnis gehalten hat, nannte er die Naturwissenschaft die Weltbesiegerin unsrer Tage. Er selbst gab aber durch seinen Vortrag den Beleg dafür, daß der Ausdruck unrichtig ist, wenn man unter Welt die Körperwelt versteht. In dem Siegeslaufe, den die Naturwissenschaft fast seit zwei Geschlechtern, seit Hegels Tode, unbestritten genommen hat, deutete für jeden besonnenen Denker das auf große Vermessenheit, daß sie mit dem Erkennen der Körperwelt zugleich die Geisteswelt erkannt zu haben den Anspruch machte. Sie wurde freilich von vornherein dafür genug gestraft; denn ihre ganze Erkenntnis nach dieser Seite hin lief darauf hinaus, daß die Geisteswelt so gut wie ein Nichts sei. „Für die Naturforschung,“ sagt E. Vogt in den „Bildern aus dem Naturleben,“ „ist die Seele kein immaterielles, von dem Körper trennbares Prinzip, sondern nur ein Kollektivname für verschiedene Funktionen, die dem Nervensystem, dem Gehirn, ausschließlich zukommen, und die ebenso wie alle andern Funktionen der verschiedenen Organsysteme des Körpers bei Störung des Organs mobilisirt werden. Geht das Organ, geht der Körper, dem es angehört, zu Grunde, so hört auch damit die Funktion auf; stirbt der Körper, so hat auch damit die Seele ein vollständiges Ende. Die Naturforschung kennt keine individuelle Fortdauer der Seele nach dem Tode.“ Richtig ist hier, daß die Naturforschung keine Fortdauer der Seele kennt, falsch ist, daß E. Vogt die Vorstellung erweckt und erwecken will, als sei an das Ende des Körpers auch das der Seele gebunden, und als sei die Seele selbst aus der Erkenntnis des körperlichen Organismus erkannt. Hier liegt die schlimme Verwechslung von bloßem Bedingtsein und Gesetztsein vor. Vom physiologischen Standpunkte aus ist die persönliche Seele, der Geist, allerdings bedingt durch den Organismus des Körpers; das kann uns schon die tägliche Erfahrung des verschiedenen Befindens mit der davon abhängigen Stimmung lehren. Damit ist aber doch nur das eine gesagt, daß die Idee an der Materie zur Offenbarung kommt, nicht, daß sie durch die Materie gesetzt ist. Daß dieses

beides zu verwechseln ein Denkfehler ist, wird sich, wie wir hoffen, aus unsern Erörterungen ergeben. Dieser Fehler des Denkens, der in den funfziger Jahren diejenigen, welche der Naturwissenschaft angehörten oder auch anzugehören vermeinten, oft in einen unsinnigen Taumel versetzte, fand in der Erklärung C. Vogts seinen bezeichnendsten Ausdruck, daß die Seelenthätigkeiten nur Funktionen des Gehirns seien und die Gedanken in demselben Verhältnis zum Gehirn ständen, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren. Also die Seelenthätigkeiten und damit die Seele selbst ist darnach nur Absonderung des Gehirns. Das Buch, worin so gesprochen wurde, „Köhlerglaube und Wissenschaft,“ war Jahre lang das Evangelium nicht bloß der lockern Geister, sondern auch aller der Laien, die unbefriedigt waren von den Ergebnissen eines unfruchtbaren, abstrakten Denkens, wie es nach Kant die Spekulation zumeist bot. Unbekannt mit einem historisch gebildeten philosophischen Denken, das den Blick auf das Ganze der Leistungen menschlicher Geistesfähigkeit gerichtet hält und so sich sicher zurecht findet, suchten sie eine Erkenntnis der letzten Fragen bei den Naturwissenschaften und, wie das bei Suchenden zu geschehen pflegt, glaubten sie nur denen, die diese Erkenntnis gefunden zu haben behaupteten, obgleich, wie gesagt, dieser Fund in einem Nichts bestand. Indessen das Forschen nach Wahrheit trägt überall in sich selbst den besten Kompaß zur Auffindung des rechten Weges. Und so traten auch, nachdem die Periode vermessenen Anstürens in den Naturwissenschaften vorüber war, aus dieser selbst Männer auf, die auch philosophisch genügend gebildet, ihre Gedanken soweit in logische Fucht zu nehmen wußten, daß sie die Grenzen ihres Gebietes abzustecken für eine und zwar die erste heilsame Aufgabe ihres naturphilosophischen Forschens erkannten. Der genannte Vortrag von Dubois-Reymond war hier epochemachend. Gerade daß eine solche Berühmtheit der Naturwissenschaft selbst auf die Fehler hinwies, die diese Wissenschaft damit machte, daß sie Hypothesen für ausgemachte Wahrheiten nahm, mußte viele Forscher auf diesem Gebiete zur Besinnung bringen. Es waren aber zwei Irrtümer über die Grenzen des Naturerkennens, die Dubois-Reymond als sehr verbreitet bezeichnete. Von ihnen sind viele Geister auch heutzutage noch beherrscht, und darum ist es wohl gerechtfertigt, immer wieder darauf hinzuweisen, daß hier eben Irrtümer walten, und daß, wer sich ihnen hingiebt, notwendig eine Irrfahrt in die Wüste unternimmt.

Der erste Irrtum ist der, daß man glaubt, mit dem Erkennen der Körperwelt durch die theoretische Naturwissenschaft auch das Wesen der Materie und, wie man gleich noch hinzunimmt, der Kraft erkannt und „das, was hier im Raume spukt,“ erfaßt zu haben. Wie steht es mit diesem Glauben?

Es mag sein, daß der Naturforscher als solcher sein Kausalitätsbedürfnis befriedigt fühlt, wenn er die Veränderungen in der Körperwelt auf die Bewegungen von Atomen oder auf deren Zentralkräfte zurückgeführt und die Natur-

vorgänge in Mechanik der Atome aufgelöst zu haben glaubt. In diesem Sinne sagt Dubois-Reymond: „Denken wir uns alle Veränderungen in der Körperwelt in Bewegungen von Atomen aufgelöst, die durch deren konstante Zentralkräfte bewirkt werden, so wäre das Weltall wissenschaftlich erkannt.“ Dies wäre es deshalb und insofern, als man die gesamten Weltvorgänge, den ganzen Weltverlauf in mathematischen Formeln, oder genauer in einer mathematischen Formel, „durch ein unermessliches System simultaner Differentialgleichungen“ vorstellig machen könnte, sobald es einen menschlichen Verstand in solcher Vollendung gäbe, daß er alle Kräfte kenne, die in der Natur wirksam sind. Für den würde das Weltganze eine einzige Thatsache und darum in einer mathematischen Formel begreifbar sein. Wenn auch der menschliche Geist von einer solchen Naturerkenntnis stets weit entfernt bleiben und das Buch der Natur auch nur in ihren Bewegungsvorgängen, wie sie durch die Sätze der Mechanik mathematisch darstellbar sind, für die Forschung unaufhörlich Geheimnisse bergen wird, so sind das doch Geheimnisse, die einer Lösung fähig sind, an der fort und fort zu arbeiten die Aufgabe und die Freude der Naturwissenschaft bleiben wird. Aber gesetzt nun, die Naturwissenschaft hätte die Anordnung und Bewegung aller Substrate, also dessen, was sie Atome nennt, erkannt, gesetzt, sie hätte den Stein der Weisen gefunden, der die heute noch unzerlegten Stoffe in einander umwandelte und alle aus einem letzten höheren Grundstoffe erzeugte, würde sie damit für alles Entstehen etwas andres gefunden haben, als das „Weil“ einer bloß äußerlichen Kausalität, eines bloß mechanischen Zusammenhanges? Hätte sie etwa mit der Erkenntnis der Anordnung und Bewegung der Atome auch das Wesen derselben, ja nur die Eigenschaften dieses eigenschafts- und unterschiedslosen Urstoffes, den wir Materie nennen, begriffen? Die Naturwissenschaft begreift wohl, aber wird auch immer nur das „Weil,“ nie das „Wie“ und „Warum,“ geschweige denn das „Was“ begreifen. Das, was wir Naturerkennen nennen, mag es noch so hohe Stufen erreichen, wird in das Wesen der Materie niemals eindringen. Hier ist das Ignoramus, wie Dubois-Reymond so wahr und schön sagt, ein Ignorabimus.

Und weil das so ist, weil wir nicht sagen können, was Materie und Kraft ist, darum ist auch das Naturerkennen in Wahrheit kein Erkennen, wenn man unter Erkennen ein Erfassen des letzten Grundes, des Urgrundes versteht. „Die Vorstellung,“ sagt Dubois-Reymond, „wonach die Welt aus stets dagewesenen und unbergänglichen kleinsten Teilen besteht, deren Zentralkräfte alle Bewegung erzeugen, ist gleichsam nur Surrogat einer Erklärung.“ Dieses Surrogat ist aber eine Fiktion, nämlich für die mathematische Physik, da durch sie das Verhalten der aus solchen unzähligen Atomen bestehenden Masse sich erklärt; denn „sie (diese Fiktion) führt alle Veränderungen in der Körperwelt auf eine konstante Summe von Kräften und eine konstante Menge von Materie zurück und läßt an den Veränderungen selber also nichts zu erklären übrig.“ Der

Naturforscher als solcher, der es nur mit der Kategorie von Ursache und Wirkung zu thun hat, kann und soll sich also mit dem „Weil“ begnügen. Auf dem ganzen Gebiete der Naturforschung gilt das Wort Goethes:

Wie? Wann? und Wo? Die Götter bleiben stumm;

Du halte dich an's Weil, und frage nicht Warum!

Aber daß sich das Leben, und zwar nicht bloß das der Forscher, sondern noch vielmehr das des Volkes und der ganzen gesitteten Menschheit nicht damit begnügt, seine Gedanken in die Kategorie der Kausalität einzubannen, daß die Gedanken der gesitteten Menschen über das Gebiet des Naturerkenntnis hinausgehen und hinausgehen müssen, das zeigt die Kulturgeschichte auf jeder Seite von ihrem Anfange an. Der gesittete Mensch braucht eine Antwort auch auf das „Was“ und das „Warum“ alles Seins, d. h. auf Wesen und Zweck seines Lebens und der Dinge, die ihn umgeben.

Sobald wir aber nun tiefer einzudringen verlangen und das Wesen jener konstanten Summe und konstanten Menge, d. h. das Wesen von Kraft und Materie begreifen wollen, finden wir die atomistische Vorstellung völlig unbrauchbar. Sie ist unbrauchbar, weil man sich nicht recht denken kann, wie ein Atom, d. h. etwas nicht weiter Teilbares, Raumloses, raumerfüllende Kräfte ausgehen lassen kann. Soll es wirken im Raume, so muß es einen gewissen, wenn auch noch so kleinen Raum erfüllen. Erfüllt es Raum, so ist es auch noch teilbar. Wollte man sich das Atom nur als Kraft, als Punkt und zwar als Mittelpunkt von Zentralkräften denken, so ist der Punkt „die im Raume vorgestellte Negation des Raumes,“ und man begreift auch so nicht, wie die Negation des Raumes raumerfüllend sein kann. So ist der philosophische Begriff des Atoms, mit dem die Naturwissenschaft so viel als einem Letzten operirt, in sich haltlos und keineswegs geeignet, weder das, was wir Materie, noch das, was wir Kraft nennen, irgendwie begreiflich zu machen. Wir stehen hier, wie Dubois-Reymond sagt, an der Grenze des menschlichen Wissens.“

Es ist höchst merkwürdig, wie wenig die menschliche Vernunft in der Erforschung der letzten Gründe seit Jahrtausenden vorgeschritten ist. Denn daß wir bei dem angegebenen Punkte des Ignorabimus thatsächlich an der Grenze unsers Wissens stehen, hat bereits die griechische Philosophie erkannt. Von Anaxagoras an bis zu Aristoteles war diese sich klar bewußt, daß man mit der Materie als einem letzten nicht rechnen könne, wie das die alten Ionier, Thales, Anaximander, Anaximenes gethan hatten. Unter diesen war Anaximander (geb. um 610 v. Chr.) ein höchst bedeutender Denker. Denn wenn andre dieser ionischen Naturphilosophen eines der vorhandenen Elemente, Thales das Wasser, Anaximenes die Luft, als das allen Erscheinungen zu Grunde liegende ansahen, so ging er in eigenartiger Forschung über alle substantiellen Gründe hinaus und bezeichnete als Anfang von allem das Unbegrenzte, die unendliche Masse des Stoffes überhaupt, aus der alle Dinge entstanden seien,

in die alle zurückkehrten. Dieses Unendliche, Unbegrenzte, τὸ ἄπειρον, ist verschieden von allen bestimmten Stoffen, die erst aus ihm geworden sind, es ist selbst ungeworden und unvergänglich, von ewiger Bewegung, in deren Folge sich eben die bestimmten Stoffe ausschieden; durch solche Ausschcheidung, und zwar aus dem Feuchten, bildete sich auch die Erde. Durch die Physiker des fünften Jahrhunderts wurden diese Gedanken weiter fortgeführt, und dabei kommen gewisse Theorien, wie die atomistischen, unsern heutigen naturwissenschaftlichen so nahe, daß man über dieser Ähnlichkeit den Unterschied der Zeiten vergessen kann und sich fragen muß, ob denn die Philosophie, auch die Philosophie der Naturwissenschaft und gerade sie, seit Aristoteles überhaupt in der Erklärung der Welt wesentlich weiter gekommen sei. So will, um auf die atomistische Theorie hinzuweisen, Leukippos, der von der Unmöglichkeit alles Entstehens und Vergehens überzeugt ist, alle Erscheinungen erklären aus zahllosen Körperchen, die durch die Leere von einander geschieden unteilbar sind, ἄτομα. Sie sind ungeworden und unvergänglich, gleichartig der Substanz nach, ohne qualitative Veränderung, nur unterschieden durch Gestalt und Größe, weshalb sie nur durch ihre Lage einer Veränderung unterliegen. Alles Entstehen und Vergehen ist nur ein Sichverbinden und Trennen dieser Atome.

Bis hierher, d. h. gerade so weit, als die heutige Naturwissenschaft auf naturphilosophischem Gebiete, war die griechische Philosophie gekommen, als sie von Anaxagoras weiter geführt wurde. Dieser größte Geist vor Sokrates erkannte zuerst, daß hinter der Materie etwas steht, was nicht durch sie erklärt werden kann. Zwar den letzten Satz der ionischen Naturphilosophen nahm er auf und sagte, wie sie: „Entstehen und Vergehen nehmen die Hellenen mit Unrecht an. Kein Ding entsteht oder vergeht; es findet von vorhandenen Stoffen Mischung oder Trennung statt, und somit könnten sie (die Hellenen) richtig das Entstehen ein Sichverbinden, das Vergehen ein Sichtrennen nennen.“ Aber er blieb hierbei nicht stehen, sondern wies darauf hin, wie schon die Bewegung, durch welche diese Verbindung und Trennung geschieht, nicht aus dem Stoffe selbst zu erklären ist, vollends eine zum zweckvollen Ganzen sich ordnende Bewegung. Diese kann nur — und das nahm dann Sokrates von ihm auf, oder vielmehr er traf darin mit ihm zusammen — von einem Wesen stammen, das Zweck setzen und durchführen kann, d. h. das allweise und allmächtig ist. Das ist der νοῦς des Anaxagoras, ein zwecksetzender Geist, der weder durch ein anders ist, noch mit einem andern vermischt ist, sondern der allein für sich ist, μονὸς ἐφ' ἑωυτοῦ. Von diesem Funde des Anaxagoras ging eine neue Epoche der menschlichen Einsicht aus, die sich dem Christentume entgegen bewegte. Wir können diesen Gedanken hier nicht weiter verfolgen; wer aber über die Fragen, die die Materie und die Erklärung der Welt aus der Materie betreffen, Aufschluß haben will, kann ihn am besten holen aus dem ersten Bande von Zellers Geschichte der griechischen Philosophie. Wir wollen hier nur auf das hinweisen,

was sich aus dem bis jetzt Gesagten für uns ergibt, und das heißt so: Die gesamte Körperwelt kann und wird für das naturwissenschaftliche Erkennen immer verständlicher werden; aber dies Erkennen hat seine Schranken an der Frage nach dem Begriffe von Materie und Kraft.

Das ist die eine Grenze des Naturerkenntens. Die andre Grenze, vor der wir stehen bleiben müssen, weil sich hier eine „Kluft“ aufthut, über die kein Steg, kein Fittig trägt,“ ist das Bewußtsein. Es ist nicht nur bis jetzt aus materiellen Bedingungen nicht erklärbar, es wird es nie sein. Wo Dubois-Reymond in seinem oben citirten Vortrage von Bewußtsein spricht, da will er darunter nicht bloß die höchste Seelenthätigkeit, vermöge der das Ich sich selbst erfährt, verstanden wissen, sondern überhaupt „die Thatfache eines geistigen Vorganges irgend einer, sei es der niedrigsten Art,“ auch also das Bewußtsein auf seiner ersten Stufe, der Sinnesempfindung. „Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz, die im Beginne des tierischen Lebens auf Erden ein einfaches Wesen empfand, ist jene unübersteigliche Kluft gesetzt und die Welt nunmehr doppelt unbegreiflich geworden.“ Mir scheint, daß man doch zwischen jener ersten Stufe der bloßen Sinnesempfindung und jener höchsten des geistigen Erfassens seiner selbst, wodurch die Persönlichkeit selbst damit erst festgestellt wird, daß das Ich nicht bloß alles Nicht-Ich als sein Du sich gegenüber stellt, sondern auch sich in sich selbst objektiviert und zum Gegenstande der Betrachtung macht, einen wesentlichen Unterschied machen muß. Denn mit der bloßen Empfindung hat man erst den Begriff des Lebens. Leben ist Empfinden; wer also die bloße Empfindung schon als etwas aus materiellen Bedingungen unbegreifliches, wie es das allerdings schon ist, auffaßt, der müßte eigentlich eine dreifache Grenze für das Naturerkennen aufstellen; auch das „Leben“ muß ihm, wie gesagt, ein Unbegreifliches sein. Denn selbst wenn er die Bedingungen allesamt angeben könnte, unter denen einst Leben möglich wurde, so wird er nie in der ganzen Reihe lebendiger Wesen den Punkt angeben können, wo sich die potentielle Energie in die aktuelle, die träge Materie in eine bewegte umsetzte. Dubois-Reymond hält dagegen die Frage nach dem Entstehen des Lebens nur für ein überaus schwieriges Problem, das vielleicht auch nie werde gelöst werden, das aber doch keine Grenze des Naturerkenntens sei; „ob das Leben zuerst auf tiefem Meeresboden als Bathybiusurschleim erschien oder unter Mitwirkung der noch mehr ultraviolette Strahlen entzündenden Sonne bei noch höherem partiären Drucke der Kohlensäure in der Atmosphäre, wer sagt es je?“ Aber da wir jenen Zustand, der angenommen wird, wenn von der mehr ultraviolette Strahlen entzündenden Sonne u. die Rede ist, nicht herstellen können, so ist dies auch ein unbedingtes Hindernis für die Erkenntnis, aus solchen Bedingungen Urzeugung, generatio aequivoca, beobachten zu können. Wie wollen wir aus einem Zustande, den kein forschendes Auge, weder wenn es sich rückwärts noch wenn es sich vorwärts wendet, erschauen kann, wie wollen wir da überhaupt wissen, ob Ur-

zeugung möglich ist? Was zumal die Zeugung aus Bathybiusurschleim anlangt, so ist auch diese Hypothese, wenn man sie für generatio aequivoca benutzen will, durch so besonnene Forscher wie den Zoologen Möbius in Berlin als beseitigt anzusehen. Soweit thut sich auch hier ganz dieselbe Klust auf, „über die kein Steg, kein Fittig trägt.“ Und darum wäre es, wie gesagt, genauer, ein dreifaches Unbegreifliches für das Naturerkennen zu setzen. Mit dem Bewußtsein in seiner höchsten uns bekannten, der menschlichen Form, ist in der That etwas ganz Neues, das, was wir im Unterschiede von der tierischen Seele Geist nennen, gegeben, ein Etwas, mit dem eine neue Reihe der Wesen beginnt und durch das der Mensch für das Tier selber ein höheres Wesen, wenn man so will, sein Gott, seine Religion wird. Indessen, es kann uns hier nicht weiter darauf ankommen, den Unterschied zwischen Empfinden und Bewußtsein festzusetzen; für die Erledigung unsers Gegenstandes können wir immerhin das eine nur als eine höhere Stufe des andern betrachten, um das festzuhalten, daß das eine wie das andre nicht aus materiellen Bedingungen zu begreifen ist. Wir wissen, daß unsre geistige Thätigkeit freilich an das Gehirn gebunden ist, aber alle Kenntnis der Beschaffenheit des Gehirns enthüllt uns schlechterdings nichts darin, als nur Materie; aber „durch keine zu ersinnende Anordnung oder Bewegung materieller Teilchen läßt sich eine Brücke ins Reich des Bewußtseins schlagen.“ Mögen die geistigen Vorgänge immerhin an materielle im Gehirn gebunden sein, darum aus den einen für die andern einen zureichenden Grund zu entnehmen, wie das E. Vogt thut, wenn er das Denken als eine Absonderung des Gehirns ansieht, das ist selber unzureichendes Denken. Wir können wohl sagen, daß mit gewissen äußern Bedingungen und Vorgängen auch solche des Geisteslebens zugleich gesetzt sind, wie dies bereits Geulincx und Malebranche wußten und zum Ausgangspunkte ihrer Forschungen machten, aber wir können nicht sagen, weder daß das Geistesleben erst durch diese äußern Bedingungen zu stande kommt, noch wie das geschieht. Wenn wir nicht einmal begreifen können, wie es kommt, daß unser Sehvermögen eine farbenglähende, und unser Gehörssinn eine tönende Welt vernimmt, während diese doch an sich „finster und stumm,“ d. h. eigenschaftslos ist, wie wollen wir da aus rein materiellen Bedingungen die geistige Thatsache des Ich erklären, jene Gewißheit von etwas, das nur in sich selbst ruht und Subjekt von allem ist, was es erfährt und thut, d. h. was in das Ich eingeht und was von ihm ausgeht? Da reicht keine, auch nicht die genaueste Kenntnis der Hirnatome zu. Wenn also schon das Problem der Sinnesempfindung die Grenze ist, bis zu der die Kenntnis der Mechanik nur führt, noch mehr stellt das Problem des Ich allem Verstehen desselben aus materiellen Bedingungen eine Schranke entgegen. Darum erweitert auch hier Dubois-Reymond mit vollem Rechte sein Ignoramus zu einem Ignorabimus. Die Rätsel der Körperwelt mögen, wie sie das thun, uns noch tausendfach in unermessener Höhe und Tiefe umgeben, aber in diese Körperwelt und ihre Bedingungen kann

der menschliche Verstand eindringen und thut es von Tag zu Tage mehr; hier schaut der forschende Geist, wie auf eine siegreich durchmessene Bahn zurück, so auf ein großes, weites Feld der Ehren ruhig und mit Zuversicht vorwärts. „In Bezug auf das Rätsel aber, sagt Dubois-Reymond, was Materie und Kraft seien, und wie sie zu denken vermögen (also wie Bewußtsein möglich ist), muß er ein für allemal zu dem viel schwerer abzugebenden Wahrspruche sich entschließen: Ignorabimus!“ Dagegen hat der Naturforscher, je bereitwilliger er die Grenzen seines Forschungsgebietes anerkennt, ein unbedingtes Recht, innerhalb derselben die sicht- und greifbare Welt nach allen Seiten hin mit allen Vorgängen in ihr zu erforschen, unbehindert durch Mythen und Dogmen. Wenn der naturwissenschaftliche Forscher mit Dubois-Reymond sagen muß: „Das mosaische Es ward Licht ist physiologisch falsch. Licht ward erst, als der erste rote Augenpunkt eines Infusoriums zum erstenmale hell und dunkel unterschied,“ so kann dem gegenüber die Theologie sich nicht auf die höhere Instanz ihres Dogmas von der Schöpfung und der notwendigen Echtheit des biblischen Berichtes darüber berufen, und wenn die Theologie ihr eignes Bestes versteht, so läßt sie solche Dinge, die für die Wissenschaft außer allem Streite liegen, auch für sich keine Notwendigkeit sein. Sie kann dabei nur schlecht fahren. Dagegen hat sie ein gutes Recht, wie auf die Grenzen des menschlichen Wissens überhaupt, so auf die des naturwissenschaftlichen insbesondere hinzuweisen.

Auch die Philosophie, soweit sie sich mit der Welt der sittlichen Werte beschäftigt, muß auf diese Grenzen des Naturerkennens hinweisen. Denn mit Erkenntnis davon ist die Wissenschaft zu einem sehr wichtigen Ergebnisse gelangt. Wenn die mechanische Weltanschauung Halt machen muß vor den Begriffen von Materie und Kraft, Empfindung und Bewußtsein, so sind die sittlichen Begriffe, die Ideen, auch nur durch sittliche Instanzen zu entscheiden. Dahin gehört zuerst die Idee der Freiheit, die freie Entscheidung des Willens. Kant setzte diese, wie bekannt, unter die Antinomien, d. h. unter die Begriffe, für deren Wahrheit man ebensogut Beweise aufstellen kann, wie für ihr Gegenteil. Der Wille ist frei, oder er ist unfrei, determinirt — die beiden Sätze haben nach Kant wissenschaftlich ganz gleichwertige Bedeutung. Dem ist, sobald die Grenzen des Naturerkennens feststehen, doch nicht so. Freilich, wer auf Vogt-Büchner'schem Standpunkte steht — ich nenne die Namen, die in den fünfziger Jahren, wie Dubois-Reymond sagt, „zu einer Art von Tournier um die Seele“ Anlaß gaben und Rufer in einem Streite waren, der noch fortbauert — also, wer auf diesem Standpunkte steht, der kann nicht anders, er muß alle Willensfreiheit leugnen; sie ist ihm ein Un Ding. Vorstellen wie Begehren, Denken wie Wollen hängen allein ab von der Lage und Bewegung der Gehirnatome. Folgerichtig ist es dann nur — und die Entschiedenenen besonders unter den Laien thaten so — mit der Freiheit auch die Verantwortlichkeit zu leugnen, die Strafe für unberechtigt zu erklären, die Gefängnisse und Zuchthäuser auf-

zuheben. Die ganze Sozialdemokratie denkt heute so. Wenn die Gesellschaft etwa noch meint, sich schützen zu müssen, so mag sie vorbeugende Anstalten errichten, aber zu Strafanstalten hat sie kein Recht. Freilich, wenn diese vorbeugenden Anstalten irgend etwas Schlimmes — Böses kann man nicht mehr sagen — verhüten sollen, so wird es ohne Gewaltanwendung nicht abgehen, und man sieht nicht ein, worin sie sich dann noch von Strafanstalten unterscheiden. Aber mit so kleinlichen Bedenken hielten sich die starken Seelen nicht auf, am wenigsten konnten sie dadurch zu einer Revision ihrer Grundbegriffe bewogen werden. Heutzutage aber, soweit die Welt nicht sozialdemokratisch ist, ist sie doch in ihrem Denken und Sinnen etwas anders geworden, und die Wissenschaft selbst ist zur Vernunft zurückgekehrt. Hielt man früher auf den Versammlungen der Naturforscher und Ärzte Vorträge über Themata, wie die Abstammung des Menschen von dem Affen u. s. w. in der Tendenz des *L'homme machine*, so läßt man jetzt auch bei solchen Vorträgen die Besonnenheit ruhigen Forschens zu Worte kommen, respektiert die Schranken des naturwissenschaftlichen Erkennens und läßt den sittlichen Mächten ihre Geltung. Auf der diesjährigen Naturforscher- und Ärzteversammlung in Köln trat das recht sichtbar zu Tage. Da sprach Professor Vinswanger aus Jena über Verbrechen und Geistesstörung. Er trat der Ansicht entgegen, daß über die geistige Natur eines Menschen Schädelmessungen und physiognomische Studien ohne weiteres Aufschluß gäben, und verwarf ausdrücklich den Satz, daß jedes Verbrechen einer angeborenen geistigen Mißbildung entspringe, deren materielle Ursache aufzusuchen und zu finden Sache des Gerichtsarztes sei. Er trat dieser Ansicht auch darum entgegen, weil das eine Lehre sei, die die Strafen für Verflöße gegen das Gesetz vollständig ausschließe. Er hält es für die Pflicht des besonnenen Forschers, diesen die Geister verwirrenden Gedanken, die heutzutage besonders scharf von dem Italiener Lombroso aufrecht erhalten werden, darum auch scharf entgegen zu treten, weil sie sich in die Broschürenliteratur verlieren und da in weiten Kreisen viel Anhänger gewinnen. Wenn Vinswanger in seinem Vortrage von einer Lehre der Kriminalbiologen redet, die unter dem Anscheine naturwissenschaftlicher Behandlungsart in den Fehler verfallen, „Erkennen und Ursache in einen zu oberflächlichen Zusammenhang zu bringen.“ d. h. Geistiges und Materielles als eins zu setzen, so berührt er hier denselben Fehler, von dem wir bisher gesprochen haben, und den diejenigen machen, die wie alle erkennende Geistesthätigkeit so auch alles Wollen allein an die Materie binden. Wir weisen noch einmal hier auf den früheren Satz hin: Sobald wir die Grenzen des Naturerkenntens respektieren, haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sittliche Fragen auf sittlichem Boden und mit sittlichen Gründen zu entscheiden.

Und da wird nun kein Mensch, der noch einen Unterschied von gut und böse annimmt, irgendwie zweifeln, daß er auch die Freiheit habe, gut zu

handeln. Er wird vielmehr den Kantischen Satz als ein Axiom, das keines Beweises bedarf, ansehen: „Was ich soll, das muß ich auch können.“ Er wird das ebensowenig beweisen wollen, als wie man ein mathematisches Axiom beweisen will und kann. Auch wird im Leben darnach gehandelt. Jeder Richter wird den, der sich für seine Freveltat etwa auf die Unfreiheit seines Willens, auf seine so bestimmte Natur berufen wollte, verurteilen und bestrafen, ohne dieser Berufung im geringsten einen Wert beizulegen, einfach deshalb, weil es das Recht, d. h. der Bestand des Staates als einer sittlichen Ordnung so verlangt. Gerade weil das Recht, wie alle sittlichen Ordnungen, wie der Staat selbst, keinen Beweis für ihr Dasein weiter brauchen, darum reden wir von ihnen als von göttlichen Ordnungen, wie Antigone so schön sagte, von „unge schriebenen Gesetzen.“

Mit dieser Anerkennung von gut und böse, ohne die ein Kulturleben überhaupt nicht möglich ist, die wir so notwendig brauchen, wie das liebe Brot, die zwar nicht verstandesmäßig, mathematisch beweisbar, aber ein Axiom, eine Grundanschauung des Geistes ist, und mit diesem Begriffe der Freiheit als der Kraft zum Guten, einem Begriffe, der mit jener Grundanschauung zugleich gesetzt ist, treten wir in eine neue Welt, in die Welt der Zwecke. Von dieser Welt wollen die Materialisten unter den Naturwissenschaftlern natürlich nichts wissen. Denn mit dem Zwecke ist eine höhere Realität als die bloß natürliche gegeben, eine Realität, die gerade so objektiv, so gegenständlich ist, wie die der sinnlich wahrnehmbaren Welt. Ist doch der Zweck, überhaupt die Welt der Idee, durchaus real, auch wo sie sich noch nicht sinnlich wahrnehmbar gestaltet. Das ist gar nichts Absonderliches. So lange es erst Pflanzen gab, war das tierische Leben auch noch nicht gestaltet und hatte doch als Zukunft der Pflanzenwelt eine Realität, die höher war als die der Pflanze; ganz dasselbe ist vom Tiere zu sagen, das im Menschen seine Realität und seinen gegenständlichen Zweck hatte, schon ehe der Mensch in's Dasein getreten war. In gleicher Weise hat der natürlich irdische Mensch seine höhere Realität in dem sittlich-geistigen, wie der Apostel Paulus ihn nennt, dem pneumatischen Menschen, eine Realität, die freilich noch nicht geschaut, auch hier auf Erden noch nicht vollendet wird, die aber in der Freiheit bereits begründet ist und das Wesen der Persönlichkeit bildet. Die Freiheit ist an sich schon eine höhere Stufe des Lebens, gegeben, um die unfreie Natur zur Vollendung zu führen. Das würde aber durch Entwicklung in einem bloßen Naturprozeß gar nicht möglich sein. Mit der Freiheit offenbart sich vielmehr ein neues Gesetz, das Gesetz des Geistes, eine höhere Ordnung der Dinge. Alle Befeligung des Menschen kommt ihm nur, wenn und so weit er dies Gesetz walten läßt. Das Christentum nennt es das Gesetz der Liebe, das „neue Gebot.“ Nur dürfen wir den Begriff der Liebe nicht auf den der Neigung beschränken; er faßt vielmehr den der Treue auf dem ganzen Gebiete der Sittlichkeit in sich, also die gewissenhafte Pflicht-

erfüllung, die das Handeln aus Neigung an Wert überragt, weil es aus einem höhern Beweggrunde entstammt. Es ist das Wollen, das dem Sollen entgegenkommt und jeden Verus zu einem menschlich-göttlichen macht. Als Blücher bei einer Verhandlung im Staatsrate über die Frage, ob der Krieg christlich sei, auf den Spruch im Johannevangelium hinwies: „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde“ und damit die Christlichkeit des Krieges behauptete (natürlich nicht jedes Krieges), that er das aus dem richtigen Gefühle, daß die Treue in der Erfüllung der Pflichten die Liebe sei, die bis ans Ende reiche. Wie sie des Opfers wert ist, so verlangt sie es auch, und so oft das im Leben geschieht, so oft wird auch an die freie Selbstentscheidung beim Menschen appellirt. Gerade dadurch unterscheidet sich das Gebot des Geistes von dem Gesetze der Natur, daß es schlechterdings eine Anforderung an den Willen zur freien Entscheidung ist. Aller Zwang hört hier auf; auch der Wert alles dessen, was aus Zwang gethan wird. Ich nenne hier Zwang im weitesten Sinne die Nötigung, welche aus der ganzen Triebwelt der Natur, aus der Berechnung des Verstandes und aus den gegebenen sozialen Verhältnissen hervorgeht. Zu der Überwindung von alledem zeigt sich die Freiheit und erscheint als einer höhern Welt entstammt. So oft der Mensch von ihr Gebrauch macht, ragt er über das Irdische hinaus.

Drum heule du Sturm, drum brause du Meer,
 Drum zittre du Erdrich um uns her,
 Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
 Die Erde kann neben uns untergehn,
 Wir wollen als freie Männer bestehn
 Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

Zu dieser Größe, wie sie hier in den Worten des Sängers der Freiheitskriege ihren todesverachtenden Ausdruck findet, könnte der Mensch sich nicht erheben, wenn die That der Entscheidung nicht sein wäre. Ein Theodor Körner, der sein Glück und seine Liebe läßt, um sich das blutige Schwert zum Genossen zu kühnen, wäre eine undenkbar Erscheinung. Aber dann wäre auch alle Erhabenheit und Größe, wovon wir andern uns geistig nähren, aus dem Leben getilgt. Das hohe Menschliche könnte nicht im Erdboden Wurzel fassen. Es ist aber gewiß ein Kennzeichen der Wahrheit einer Idee, wenn ohne sie das edle und schöne Menschentum, das, was uns mit den göttlichen Mächten verbindet, nicht gedeihen kann. Und wie die That der Freiheit allein groß ist, so ist sie allein ewig. Denn nur was aus dem Gesetze der Freiheit hervorgeht, bleibt; es gehört zum Bestande der Persönlichkeit, von der es nicht wieder wegzuthun ist. Es erfüllt sich hier das apostolische Wort (1. Kor. 13, 8): „Die Liebe höret nimmer auf.“

Und damit sind wir auf eine zweite Idee, die nicht der materiellen Welt entstammt, gekommen, auf die Idee der Unsterblichkeit. Sie hängt mit der Freiheit zusammen. Sie ist kein Wissen, nicht einmal ein Ergebnis des Selbst-

bewußtseins; das Ich weiß nichts von seinem Anfange und Ende; es weiß nur sich selbst im Unterschiede von dem, was nicht es selbst ist. Also ein Wissen ist das Bewußtsein der Unsterblichkeit nicht, sondern ein Innewerden und Haben. Die Unsterblichkeit verwirklicht sich erst mit der Freiheit im Menschen, der sie an sich nur potentiell hat. Man kann auch sagen: sie ist der Zweck der Freiheit, ihre Vollenbung; sobald der Mensch seine Freiheit gebraucht, d. h. gut handelt, so hat er als den Genuß der Freiheit auch die Befeligung, die gar nichts andres ist, als der Besitz der Unsterblichkeit schon hier auf Erden. Joh. Huber sagt einmal in seiner schönen Schrift von der „Idee der Unsterblichkeit“: „Da in der Welt der Sichtbarkeit den Menschen nichts zu der kühnen Hoffnung seiner Unsterblichkeit aufzufordern und darin zu bestärken scheint, im Gegenteile alle seine Erfahrungen aus ihr vielmehr gegen eine solche zeugen, so muß es schon als ein Problem bezeichnet werden, wie er sich überhaupt dazu erheben konnte.“ Aber nicht die Unsterblichkeit ist das Problem, sondern die Freiheit; wer das eine löst, der löst das andre mit. Auch erhebt sich in der That niemand zur Hoffnung seiner Unsterblichkeit, der von dem Vermögen der Freiheit keine Erfahrung in seinem Leben gemacht hat. Ein Mensch, der nie Gebrauch gemacht hätte von seiner Freiheit, nie eine Entscheidung des Willens zum Guten in seinem Leben erfahren, der würde in der That auch bei der höchsten geistigen Begabung mit seinem Leben fertig sein, wie das Tier mit seinem Leben fertig ist, ein Fertigein, das allerdings freudlos ist. Denn so ist es, daß der Mensch, nicht einmal sich selbst zu lieben, ja auch nur zu achten vermag, es sei denn, daß er sich als ein Ewiges erfasse. Dieses Erfassen aber, ich betone es noch einmal, ist eine That und ein Haben, kein Wissen. Damit ist ausgesagt, daß alle Beweise für die Unsterblichkeit, die dem Wissen entstammen, höchstens Hilfsbeweise sind. So z. B. der vielen sehr zusagende Beweis, wenn darauf hingewiesen wird, daß der Begriff des Unendlichen nicht zu denken sei als aus der Natur entnommen; denn das Unendliche sei nicht in der Natur verwirklicht, es erzeuge sich nur im Denken des Menschen; darum aber decke sich auch die körperliche Welt nicht mit der unbegrenzten Bewegung des Gedankens. Das und ähnliches kann man sagen; es ist logisch und richtig gesagt; aber es ist nur immer ein Hilfsbeweis; er wird den nicht überzeugen, der nie eine Erfahrung von dem Vermögen der Selbstbestimmung und der Selbstentscheidung gemacht und sich mit Freiheit über die blinde Welt der Notwendigkeit erhoben hat.

Ob es solche Menschen giebt, die von hoher Begabung doch sich nie als geistige Existenzen erfassen, ist nicht zu entscheiden; denn das Menschenwesen ist so wunderbar gestaltet, daß es, wie ein mittelalterlicher Philosoph sagte, keine Fenster hat, durch die man sehen kann, wie es innerlich aussieht. Aber daß das Organ der Freiheit bei vielen Hochgebildeten doch selber sehr mangelhaft ausgebildet ist, geht daraus hervor, daß viele die Unsterblichkeit leugnen, die nun eben ohne das Innewerden von jenem nicht zu finden ist. Wer mit

dem Mikroskop und mit dem anatomischen Messer den Geist und seine Bethätigung sucht, wird das nie finden, was nur in den Tiefen des eignen Innern gefunden werden kann, da aber auch ganz sicher gefunden wird, wenn einer es sucht, mag das ein Gelehrter oder Ungelehrter, ein hochgebildeter oder ein schlichter Verstand sein. Denn hier, wo sich um den ewigen Wert der Menschenseele handelt, sind wir alle gleich geschickt, zu finden und zu erhalten; in seinem Innern begegnet jeder den Thatsachen einer sittlichen Welt, deren erste das Vermögen der Freiheit ist. Locke sagt einmal (im Mikrokosmos I, 288), unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes sei ihm diese immer als die seltsamste erschienen, „daß es dahin kommen konnte, sein eignes Wesen, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln, oder es sich als Erzeugnis einer äußern Natur wieder schenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, nur durch das vermittelnde Wissen eben des Geistes kennen, den wir leugneten.“ Es kommt darauf an, was man unter des Menschen „eignem Wesen“ versteht. Wer das Vermögen der Freiheit als das eigenste Wesen des Menschen aus- sagt, wird sich über das Leugnen der Unsterblichkeit — denn das ist es doch im Grunde, was Locke hier meint — nicht verwundern. Vielmehr müßte man sich wundern, wenn das Bewußtsein der Unsterblichkeit bei dem Mangel des Gebrauches unsers Freiheitsvermögens vorhanden wäre. Wie aber das Innewerden unsers unsterblichen Wesens nicht abhängt von irgend einem höhern oder tiefern Grade unsers Wissens, so ist auch das Wissen selbst für die Gabe der Unsterblichkeit nicht von Einfluß. Selbst das Leugnen derselben ist bei vielen nur ein Bekenntnis, daß sie sich das Problem nicht logisch zurecht legen können. Wer ein solches logisches Zurechtlegen verlangt, der verlangt überhaupt etwas Unmögliches. An keinem Punkte unsers Forschens zeigt es sich mehr, daß die Logik nicht vor Irrtum schützt, als bei diesen Fragen nach der Freiheit und der Unsterblichkeit. Das ist auch sehr erklärlich. Unser logisches Denken hat immer seine Voraussetzungen in Grundanschauungen; irren wir in den Prinzipien, so müssen wir bei aller Logik auch in den Folgen irren. Einer der schwersten Irrtümer ist aber der, von dem wir in diesem Aufsatze gesprochen haben, keine Grenzen für das naturwissenschaftliche Erkennen anzunehmen, dieses vielmehr als ein letztes, absolutes anzusehen. Erkenntnis der Grenzen heißt Erkenntnis der Unterschiede, hier des Unterschiedes einer natürlich-materiellen Welt von einer Welt des Geistes und der Freiheit.

Wir schließen diese Betrachtung mit einem schönen Worte J. G. Fichtes (Bestimmung des Menschen, Werke II, 319): „Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten sollte, das aus ihr nicht stammt, die Natur, um deren willen nicht ich, sondern die um meinethwillen lebt.“



Kultur und Technik.

Wie anders tragen uns die Geistesfreunden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollst du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Faust.



Vor einigen Jahren hat Dubois-Reymond in seiner Rede „Goethe und kein Ende“ eine Ehrenrettung des Famulus Wagner versucht, aber wenig Dank dafür geerntet. Nun erscheint ein zweiter Mann, der gelegentlich dasselbe thut, aber in einer Weise und in einem Zusammenhange, daß dieselbe Sache ein ganz andres Ansehen gewinnt. „Wir müssen dem Famulus Recht geben,“ sagt er. „Obwohl wir die degradirende Ausdrucksweise ‚wie anders‘ nicht annehmen und, uns vor Einseitigkeit hütend, jedes große Gefühl gelten lassen, also auch die Sehnsucht nach des ‚Vogels Fittigen‘, von der Faust spricht, hat der Famulus mit seinem Gefühle dennoch Recht. Die tägliche Erfahrung belehrt uns darüber, daß er wahr spricht, der Weg ‚von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt‘ ist in der That einer der herrlichsten Wege, den der Mensch gehen kann, und man sollte diesen Ausspruch Wagners nicht mehr, wie üblich, satirisch auffassen und zitiren; denn so wie er an und für sich dasticht, ist er richtig, wenn auch speziell für Faust die Periode der ästhetischen Genußfähigkeit durch die Wissenschaft vorüber ist.“ Der Mann, der diese Verteidigung des Famulus Wagner unternommen hat, ist Joseph Popper, und die Schrift, in der sie zu finden ist, nennt sich: Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen (so!) Bedeutung (Leipzig, Reifner, 1888).

Joseph Popper ist Ingenieur und lebt als Privatgelehrter in Wien. Seine Thätigkeit ist vielseitig, bald der Elektrotechnik, bald den Problemen der Luftschiffahrt u. a. m. gewidmet. In seinen Fachkreisen genießt er eines ausgezeichneten wissenschaftlichen Rufes. Aus diesen Kreisen nun eine Schrift, wie die vorliegende, über eine der schwierigsten kunst- und geschichtsphilosophischen Aufgaben zu empfangen, ist man nicht gerade gewohnt. Die Männer der mathematischen Wissenschaften sind wohl zuweilen selbst ästhetisch fesselnde Gestalten geworden, aber selten haben sie Sinn für Kunst und Poesie bekundet. Es scheint, daß Mathematik und Poesie sich einander ausschließen, wie das Beispiel Goethes

beweist und das Dubois-Reynolds auf der Gegenseite. Joseph Popper macht in dieser Beziehung eine Ausnahme. Nicht daß er selbst Poet wäre, bewahre! oder poetisch angehaucht schriebe — dies gleich gar nicht! Aber er hat einen merkwürdig empfänglichen Sinn für alles künstlerische Empfinden, er fühlt sich selbst als eine Art von Künstler und hat aus diesem Gefühle heraus die genannte Abhandlung geschrieben, die überhaupt eine künstlerische Weltanschauung verkündet. Und dies ist wohl eine Seltenheit bei Mathematikern. Er ist aber auch in den Geisteswissenschaften, in der Geschichte der Philosophie, in der schönen Litteratur wohl bewandert; nach einer Stelle in seiner Schrift zu urteilen, in der er Confucius, den chinesischen Moralisten, für den bedeutendsten Ethiker der Welt erklärt, muß er sogar Sinologie getrieben haben. Seine ganze Schrift ist demnach das Bekenntnis eines echten Humanisten, was um so merkwürdiger ist, als sie sich in geradem Gegensatz zu Dubois-Reynolds, diesem sonst verwandten Geiste befindet. Denn alle jene technischen Fortschritte der Menschheit, die so viele Menschen mit dem Gefühle erfüllen, als schritten wir auf schwindelnder Höhe einem unglaublich schönen Zustande entgegen, nach allen Seiten Glück und Segen aus dampfpustendem Füllhorn spendend, weiß Popper auf ihren wahren Wert zurückzuführen, und in letzter Linie sieht er darin nichts anders, als eine — Spielerei der Menschheit. Nicht wie die alten Ethiker und Ästhetiker gelangt er von apriorischen Sätzen zu seinen Ergebnissen — wie sollte auch ein moderner Mann der Wissenschaft so „theologisch“ denken! vielmehr hat er sich in ganz eigner Weise den Weg dahin gebahnt, hat in oft sehr schwieriger, von physikalisch-mathematischen Gleichnissen durchflochtener Form seine gedankenreiche Anschauung dargestellt, und wenn sich zuweilen in seiner nichts weniger als schönen Prosa ein dichterisches Gefühl offenbart, so wird dies dem strengen Originaldenker wohl kaum selbst zum Bewußtsein gekommen sein.

Also der Famulus Wagner hat vollkommen Recht, auch für sich, für das Leben und Treiben des Büchermenschen die Gefühle der reinen Freude, der Erhebung, des von jedem eigennützigen Gedanken vollkommen freien Genusses der Schönheit in Anspruch zu nehmen. Von dieser psychologischen Thatsache, daß ästhetische Gefühle nicht allein von den bekannten Objekten der lyrischen und epischen Poesie angeregt, sondern auch in der wissenschaftlichen Thätigkeit, ja sogar bei den so abstrakten Arbeiten der Mathematiker empfunden werden, geht Popper aus. Auch eine Abhandlung von Euler, eine Rechnung von Gauß, ein Buch von Lagrange haben neben ihrem wissenschaftlichen Werte ihre eigne Schönheit, und es war ein Fehler aller Ästhetiker, daß sie diese Erscheinung des ästhetischen Gefühles bisher mit Schweigen übergangen haben. Joseph Popper geht noch weiter, indem er dasselbe Gefühl nicht bloß als ein passiv zuschauendes, sondern auch als ein in der Wissenschaft schöpferisches bezeichnet. Er sagt: „Diejenigen Männer der Wissenschaft, die mit abstrakteren Aufgaben sich abmühen, sind gewöhnlich nicht wenig empört darüber, wenn man ihnen die Be-

merkung hinwirft: das nützt zu nichts, das hat keinen praktischen Wert, ja es hat kaum je einen Einfluß auf die andern theoretischen Wissenszweige und noch weniger auf die geistige oder moralische Entwicklung der Menschen. Gewöhnlich erwidert der Gelehrte in solchem Falle mit verachtendem Schweigen; mitunter, jedoch selten, bemüht er sich nachzuweisen, daß man nie wissen könne, wozu irgend etwas einmal, sei es in noch so später Zeit, nützen würde. Nur die eine richtige, schlagende, nicht zu widerlegende Antwort wird nicht gegeben: „Es macht mir und manchem andern Vergnügen und mag zu ebensoviel gut und nützlich sein, wie das Komponiren oder Anhören einer Symphonie oder wie die Lektüre eines Romans.“ Der ästhetische „Spieltrieb“ also, der in Schillers „Erziehung des Menschengeschlechts“ eine so bedeutsame Stellung einnimmt, besteht demnach auch in den rein wissenschaftlichen Bestrebungen der Menschheit.

Aber nicht bloß in den Gemütern und Stubirstuben der gelehrten Mathematiker und Physiker offenbart sich ein ästhetisches Interesse, sondern auch die praktischen Arbeiten und Erzeugnisse derselben auf dem Gebiete der technischen Künste im großen und kleinen werden von ästhetischen Gefühlen begleitet. In einer Reihe von Beispielen beweist Popper diese Thatsache. Die Wunder der technischen Werkstätten werden ästhetisch empfunden. Was hat, fragt Popper, die weitaus überwiegende Mehrzahl von Menschen davon, daß z. B. Europa mit Amerika durch ein Kabel verbunden wurde? Wie wenige kommen überhaupt jemals in die Lage, das Kabel zu benutzen oder auch nur seiner zu bedürfen? Und doch hat ganz Europa mit der größten Teilnahme den Plan, den Fortschritt und das Gelingen des Unternehmens verfolgt! Und wie groß war diese Teilnahme bei den Arbeiten am Durchstich des Suezkanals! Wie groß ist sie für alle Nachrichten aus den Werkstätten bekannter Erfinder, z. B. eines Edison! Ganz gleichgiltig, ob die Erfindung von größerer oder geringerer Bedeutung ist, ob sie sich als brauchbar oder als unbrauchbar erweist! Wenn nur geschaffen wird! Das alles, sagt Popper, sind ästhetische Gefühle. Aber auch der schaffende Techniker ist vorwiegend von solchen erfüllt. „Er lebt in einer gewissen Beziehung, ganz wie der Künstler, in einer höhern Sphäre. Mit ausdauernder Liebe zu einer Idee, erscheine diese jedem andern auch noch so geringfügig, durcharbeitet er seinen Gedanken, um ihn zu verwirklichen. Eine scheinbar unbedeutende Verbesserung seines Handwerkszeuges, einer Werkzeugmaschine, ist schon im stande, ihm anhaltende Anregung zu geben, sein ganzes Innere zu erfüllen und zu beleben. Lange vor dem Gelingen seines Projektes ist er schon durch die bloße Beschäftigung mit demselben zwar beunruhigt und aufgestört, aber doch beglückt. Und diese lange währende und nicht abnehmende Heiterkeit und Lebenserhöhung, eine Folge seiner unverwüßlichen Hoffnungsfähigkeit, ist für ihn ein bleibender Gewinn, ganz gleichgiltig, ob er sein vorgestelltes Ziel erreicht oder nicht.“

Es ist also außer Zweifel, daß auch die technischen Studien und Künste ästhetische Befriedigung gewähren, was Popper nicht ohne Seitenhiebe gegen die oberflächlichen Schöngeister feststellt, die dieses edelste der menschlichen Gefühle den Technikern bestreiten wollen. Freilich betont er auch mit Nachdruck, daß diese von technischen Erzeugnissen gewährten Genüsse sich an hinreißender Gewalt nicht mit den Erregungen der Kunstwerke im eigentlichen Sinne messen können, und es fällt ihm nicht ein, irgend eine Kunst deswegen herabzusetzen. Soweit wäre er also z. B. mit Wilhelm Jordan einverstanden, dessen letzter Roman „Zwei Wiegen“ auch die Poesie der modernen technischen Meisterschaft des Menschen über die Natur feiert. Nur ergeht sich Jordan von hier aus in schwindelnden Phantasien über die unabsehbaren Fortschritte des Menschengeschlechtes, während Popper, der Techniker von Beruf, nüchtern bleibt und eine tiefere Einsicht in das Wesen der menschlichen Natur entwickelt.

Nachdem er nämlich das Wesen des ästhetischen Gefühles und den Beruf der Kunst in scharfsinniger Dialektik entwickelt hat, wirft er die Frage auf: Welchen Wert haben denn die ästhetischen Gefühle überhaupt für die Menschheit? Welche Rolle spielen sie in der Menschengeschichte? Und da stellt er zunächst fest, daß zwar zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ziele die (europäische) Menschheit beschäftigt haben, daß aber immer und überall die ästhetischen Gefühle, das heißt die grundlose, an der Sache ohne irgend welchen Eigennuß Gefallen findende Begeisterung mitwirkte. Und diese ästhetischen Gefühle verstärkten die jeweiligen Strömungen und Bestrebungen in einer Weise, daß sie für den Charakter ihrer Zeit ausschlaggebend wurden. „Je nach dem Zeitalter bringen mit immer größerer Energie neue oder bereits von der Zeit ausgelöste ästhetische Äquivalenzen in die Entwicklung der Völker ein und mitunter so lebhaft und so allgemein, daß sie oft der ganzen Epoche ihr Gepräge verleihen. So wie sich im Gebiete der physikalischen Vorgänge der gesamte Arbeitsvorrat der Natur in immer andre Formen umwandelt, die in Beziehung auf ein bestimmtes Maß einander äquivalent sind, so formt sich die ästhetische Energie der Menschheit in die verschiedensten Gestalten um, und diese alle sind einander äquivalent, d. h. durch sie alle wird dieselbe Wirkung, aber auf verschiedenen Wegen, erreicht.“ Und nun geht Popper im Fluge die Jahrhunderte durch und zeigt, in wie verschiedener Weise die „ästhetischen Äquivalenzen“ sich abgelöst haben: „Zur Zeit der Griechen waren die eigentlich sogenannten schönen Künste eine national-ästhetische Äquivalenz. Im Zeitalter der Renaissance war die Begeisterung für Kunst, Wissenschaft und für das klassische Altertum eine tiefgehende und weitverbreitete ästhetische Äquivalenz. Im früheren Mittelalter waren es die Kreuzzüge, bei denen, neben dem religiösen Triebe, stark der Drang, nach dem Orient zu gelangen, als ein ästhetisches Ideal auftrat. Eine durch und durch ästhetische Äquivalenz, genau so wie heute die technische, war im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der allerdings vom Goldburch angelegte Drang nach Entdeckungs-

reisen, nach Erforschung unbekannter Länder und Völker und der ungeheure Enthusiasmus der Europäer für die Entdeckungen selbst, sowie für die kühnen Seemänner, vom Admiral bis zum letzten Matrosen herab, der das Glück hatte, zuerst neue Gegenden und bisher unbekannte Völker zu sehen. Mehrere Jahrhunderte des Mittelalters hindurch war die Mystik eine im tiefsten Grunde bloß ästhetische Äquivalenz, und bald nachher, als die positiv religiöse Seite derselben immer mehr zurücktrat, verwandelte sich in Europa diese ästhetische Form in die des Pantheismus, der in Indien und China seit langen Zeiten und später auch im mohammedanischen Orient so einflußreich wurde . . . Die sonderbarste ästhetische Äquivalenz, die allerdings nur wenige Jahrzehnte eine große Rolle spielte, war der Militarismus unter Napoleon. So wie Napoleon in seinen Proklamationen und Bulletins eine neue Art von Stil, die „militärische Poesie“, wie die französischen Akademiker sie nannten, auf die Welt brachte, so bewirkten seine Siege, das Lagerleben, die weiten Kriegszüge in entfernte Länder einen bisher unbekanntem Rausch; Anekdoten, wahre Geschichten, Beschreibungen, Romane, alles dies wirkte zusammen, um einer ganzen Generation auf dem europäischen Kontinent eine ästhetische Stimmung ganz origineller Art zu bringen . . . In unserm Jahrhundert ist die wissenschaftliche und technische Äquivalenz eine Angelegenheit von mehr als zweihundert Millionen Menschen.“ Die unfruchtbaren Ideale einer Zeit wie der Napoleonischen nennt Popper mit einem glücklichen Witz „Lichtmottenideale“; in dieser Zeit verzehren gleichsam die Menschen sich selbst.

Aus dem Wesen des ästhetischen Genusses, der mit Ruhe, d. h. mit Abwesenheit irgend eines Ermüdungsgefühles und mit der Unererschöpflichkeit der freudigen Stimmung verbunden ist, hat Popper das Bedürfnis der Menschheit nach Kunst und künstlerischen Eindrücken erklärt. Es ist eine Reaktion gegen die Vergänglichkeit. „Ohne das permanente, instinktive Gefühl der Endlichkeit des Individuums, also ohne das Sterbenmüssen, wäre der Drang nach ästhetischen Genüssen gar nicht so intensiv und im Dasein des Menschen nicht entfernt so bedeutungsvoll, wie er wirklich ist.“ Um dieses Ziel der beseligenden Täuschung des Menschen über seine Endlichkeit zu erreichen, traten zu verschiedenen Zeiten verschiedene „ästhetische Äquivalenzen“ auf, auch „Lichtmottenideale“, welche die Kultur nicht gefördert haben. Die technischen Künste und Wissenschaften sind auch solche „ästhetische Äquivalenzen.“ Welchen Wert haben sie nun für die Kultur? Das ist die Frage, zu der sich Poppers Gedankengang aufspitzt.

Man erkennt schon aus dem Bisherigen, daß Popper, ein Mann der Naturwissenschaft, auf gesundem Boden steht. Wie er als Physiker den gesamten Kosmos als unveränderliche Summe von Kräften anzusehen gewöhnt ist, die sich nur in verschiedenen Formen, je nach Umwandlung der Materie, offenbaren, so erkennt er auch in der Menschheit die ewig sich gleich bleibende Natur, in der

die ästhetischen Gefühle die tiefsten sind und nur äußerlich verschieden sich kundgeben. Schillers „Spieltrieb“ hat in den „ästhetischen Äquivalenzen“ seine bedeutungsvolle weltgeschichtliche Formulierung bekommen. Popper steht auf klassisch-humanistischem Boden und läßt sich von Darwinisten und ähnlichen Wolfengängern nicht in die Irre leiten.

Die ästhetische Ehrenrettung der Techniker ist Popper gelungen. Et hoc sunt dii! Auch im Reiche des Dampfessels und des Treibriemens kommt der Mensch als Mensch zur Geltung, und auch die Zeit der Maschinen entbehrt durchaus nicht des Idealismus. Was hat aber ihre „ästhetische Äquivalenz“ für die Kultur geleistet?

Da fragt es sich zunächst: Was ist unter „Kultur“ zu verstehen? Jedes Volk auf dem Erdbreite hat sich ein anderes Ideal von Kultur gebildet; jedes Volk hält seine Kultur für die beste und findet es durchaus nicht wünschenswert, sie mit der eines andern zu vertauschen. Der Türke will kein Russe, der Araber kein Europäer, der Chinese kein Amerikaner sein. Es giebt viele Kulturen. Woran mißt man ihren Wert? Man muß doch so duldsam sein, jedem sein Ideal zu lassen. Aber auch unter den Europäern selbst ist der Begriff der Kultur, der Maßstab, an dem ihr Wert gemessen werden soll, verschieden. „Liebig wollte den Grad der Kultur eines Volkes nach dem Verbrauch von Seife, also nach dem Grade der körperlichen Reinlichkeit messen. Ein anderer, der Geologe Bernhard von Cotta, meinte, die Kultur eines Staates werde am besten nach der Menge der vorhandenen Wasserstraßen bemessen. Einige meinen, die Stellung der Frau im bürgerlichen Leben; andre, eine große Zahl von geistreichen Salons bezeichne die Höhe der Kultur; wieder andre: der Freihandel u. s. w.“ Bei dieser Verschiedenheit der Meinungen hält es Popper, „um ohne Annäherung einer absoluten Autorität, die ja niemand besitzt, und ohne Einmischung subjektiver Ansichten“ zu urteilen, für notwendig, die Menschen, die Individuen selbst zu befragen, was sie als die Aufgabe der Kultur empfinden, denn auf ihr Heil ist ja alles Streben der Kultur gerichtet. „Und da glaube ich selber nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, es finde eine vollkommene Übereinstimmung aller Menschen statt in dem Verlangen nach einer Kultur, d. i. Pflege ihrer Individualität. Pflege der Wissenschaft, der Kunst, der technischen Künste, der Religion u. s. w. sind stets nur einzelne Seiten dieser Individualitätskultur und gelten zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten bald mehr, bald weniger, bald gar nicht. Die Individualitätskultur jedoch gilt immer und überall als Wunsch aller, als Ziel aller Tätigkeiten und als letzter Grund aller Ereignisse. Individualität selbst aber, ein Begriff, der in der Biologie, Ethik, Politik und Kunst von fundamentaler Bedeutung ist, muß so definiert werden: Ein Individuum ist dasjenige Ding, das nicht aufhören will, und zwar will es weder aufhören, überhaupt zu sein, noch nach seiner Art zu sein. Dies ist eine Definition, die der der Materie durch die »Undurchdringlichkeit«, Grenzboten IV. 1838.

einigermassen analog ist. Ein Zeitalter, ein Land ist desto mehr kultivirt, je mehr, so weit menschliche Kräfte reichen, folgenden drei Bedingungen genügt wird: 1. Sicherung der Existenz jedes einzelnen Individuums; wenn diese erste Bedingung erfüllt ist, 2. Vorhandensein der Hilfsmittel und Einrichtungen, damit, soviel als nur möglich, jenes Behagen und Glück erreicht werde, das jeder einzelne verlangt; 3. Nichtvorhandensein jener Faktoren, die den einzelnen zwingen wollen, nicht nach seinem eignen, sondern nach dem Ermessen anderer glücklich zu sein."

Nach diesem so gewonnenen Maßstabe und Begriff der Kultur untersucht Popper den Einfluß, den die technischen Fortschritte auf die Vernunft, die Gesittung und das physische Wohl der Individuen gewonnen haben.

Der Bildung des Verstandes haben die technischen Fortschritte gewiß Dienste geleistet. Jeder praktische technische Versuch dient gleichzeitig dazu, die gewonnenen Theorien zu erproben, auch häufig neue Naturerkenntnisse zu gewinnen. Die technischen Fortschritte haben den Wissenschaften auch förderliche Instrumente geschaffen. Dadurch daß viele Länder und Völker leichter zugänglich gemacht wurden, haben viele Wissenschaften gewonnen, und im allgemeinen hat sich eine größere Reife in der Beurteilung menschlicher Eigentümlichkeiten verbreitet. Aber den Wunder- und Aberglauben zu beseitigen, dazu reichten selbst die größten Leistungen der Technik nicht aus. „Früher begnügte man sich mit gröbern Wundern, jetzt verlangt man feincre. Die Ungebildeten und viele Gebildete unterscheiden sich nicht durch den Mangel an Wunderbedürfnis, sondern nur durch den Maßstab, den sie anlegen. Von dem rohen Fetischglauben bis zum Spiritismus, der mittels Philosophie und Mathematik unterstützt zu werden versucht wird, ist die Reihe eine kontinuierliche.“

Von der Wirkung der technischen Fortschritte auf das Gemüt des Menschen hat schon der Nachweis ihrer „ästhetischen Äquivalenz“ Zeugnis gegeben. Eine unmittelbare Folge dieser ästhetischen Bedeutung ist die, daß, wie durch das Interesse an Kunst und Wissenschaft überhaupt, die dem Menschen innewohnende Lust am Kampfe auf ethischere Bahnen gelenkt wird, nämlich auf den Kampf gegen die Natur. Und insofern als jede ästhetische Freude den Menschen über die Kleinlichkeit des Alltagslebens hinaushebt, ihn verhindert mürrisch zu werden, haben auch die technischen Fortschritte ihren Teil an dieser Kultur. Allein wenn sich die Frage aufdrängt, „ob die produktive Beschäftigung des Menschen mit Wissenschaft und Kunst, also auch mit den technischen Wissenszweigen, oder ob das allgemeine lebhafte Interesse an diesen Thätigkeiten eine wirkliche, positive Bereicherung, eine ethische Erhöhung, eine größere Gesittung der Menschen hervorruft, so kann man nicht entschieden genug antworten: nicht im geringsten!“ Popper berührt sich mit J. J. Rousseau, der nur seine Ansicht ungeschickt verteidigt habe. Popper beruft sich auf Goethe, der von der Kunst grundsätzlich alle moralischen Zwecke ferngehalten wissen wollte; er verweist auf die Geschichte:

in allen Blütenzeiten der Künste herrschte sogar gleichzeitig große sittliche Verberbttheit; und er weist nach, daß die ästhetische Gemütsstimmung, um mit Grillparzer zu sprechen, eine Art von Ideenegoismus erzeugt, der sittlich indifferent macht. Allein es besteht dennoch ein Unterschied zwischen der Gleichgültigkeit des Künstlers und der des Gelehrten. „Dieser Unterschied in dem Eindrucke, den der Gelehrte und den der Künstler auf uns macht, hat seine Begründung darin, daß beim Gelehrten (oder Erfinder) kein Widerspruch zwischen dem Gegenstande seiner theoretischen Beschäftigung mit seinem praktischen Verhalten vorhanden ist, insofern jener ja ganz außerhalb aller sozialen Interessenkämpfe liegt; aber beim Künstler oder beim bloßen Liebhaber der Kunst sehen wir eine immerwährende Beschäftigung mit den Vorgängen sozialer Natur und zwar mit dem Anscheine größter Empfindung, aber ohne daß je zu wirklichen Beweisen des Ernstes dieser Empfindung im privaten oder öffentlichen Leben geschritten wird, und das erweckt dann den Eindruck der lieblosen Beschäftigung mit diesen Dingen, also einer eigentümlich feinen Gattung von Heuchelei.“ Wenn demnach eine positive Förderung der Sittlichkeit den technischen Fortschritten so wenig als den andern Künsten zuerkannt werden kann, so kann man höchst wichtige negative Vorzüge an ihnen feststellen, die nämlich, daß sie ebenso wie die exakten, d. h. der mathematischen Behandlungsweise zugänglichen Wissenschaften unter allen „ästhetischen Äquivalenzen“ vielleicht am wenigsten die Naivität der menschlichen Natur verderben. Mehr als alle andern Künste und Wissenschaften gewöhnen sie den Menschen an die Wahrheit.

Am ausführlichsten und lehrreichsten hält sich Popper bei der Untersuchung des Einflusses auf, den die technischen Fortschritte auf das physische Wohl der Menschheit gewonnen haben. Doch hierüber wollen wir uns mit kurzen Andeutungen begnügen. In der Chirurgie, meint Popper, hätten die technischen Fortschritte wohl große Dienste geleistet. Wenn man aber frage, ob die Menschen körperlich weniger arbeiten müßten als früher, so müsse man sagen: Ganz im Gegenteil, mit den Maschinen hat sich die menschliche Arbeit grenzenlos vermehrt. Sie haben den Menschen nicht etwa von der Arbeit entlastet, sondern sie haben selbst neue Bedürfnisse geschaffen, Konkurrenz und Luxus tragen nur dazu bei, diese zu vermehren, und die erreichten Ergebnisse stehen in gar keinem Verhältnis zu der aufgewendeten physischen und geistigen Arbeit. Und von der größten Wichtigkeit ist es, daß diese Mehrarbeit, welche die technischen Fortschritte hervorgerufen haben, keine solche ist, die für die Erfüllung der ersten Grundbedingung aller Individualitätskultur, nämlich Sicherung des leiblichen Daseins der Menschen, notwendig ist. Gerade für Beschaffung von Nahrung und Bekleidung gelangen die technischen Errungenschaften am wenigsten zur Anwendung. Für Landwirtschaft, Mülerei, Bäckerei, Fleischerei, für Herstellung von Wäsche und Bekleidung werden die Leistungen der Technik, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, fast gar nicht in Anspruch genommen, und man findet

daher in diesen Gebieten eine so große Anzahl von Einzelbetrieben, daß man sich in längst vergangene Jahrhunderte versetzt glaubt.

Soweit Popper. Das Ergebnis seiner Untersuchung steht in vollem Einklange mit seiner Weltanschauung, ist aber höchst überraschend, wenn man die Hymnen andrer Techniker über die Herrlichkeit unsrer Zeit hört. Sehr gut wäre es, wenn naturalistische Ästhetiker vom Schlage des Herrn Bölsche sich von diesem Fachmanne belehren ließen.



Goethe und Schopenhauer.

Von Franz Pfalz.

(Schluß.)



it der „Welt als Vorstellung,“ mit der idealistischen Verflüchtigung von Raum und Zeit, Ursache und Wirkung konnte sich Goethe, wie wir gesehen haben, nicht befremden, eine solche Konstruktion der farben- und formenreichen Welt von innen heraus erschien ihm nicht praktisch verwendbar genug. Dagegen entsprachen die „Ideen“ als die Urtypen der Dinge ganz seiner praktischen Auffassung der Welt, und die Lehre Schopenhauers, daß nur das Genie die Idee unmittelbar anschauet, war ganz in seinem Sinne. In den „Wanderjahren“ (Betrachtungen im Sinne der Wanderer) sagt er: „Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge, ist ein Erbteil des allgemeinen Menschenverstandes. Reines Anschauen des Äußern und Innern ist sehr selten. Es äußert sich jenes im praktischen Sinne, im unmittelbaren Handeln, dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich, tropisch, als Poesie des Genies, als Sprichwörtlichkeit des Menschenverstandes.“ Das ist dasselbe, was Schopenhauer (im dritten Buche seines Hauptwerkes, § 34*) sagt: „Wenn man, durch die Kraft des Geistes gehoben, die gewöhnliche Betrachtungsart der Dinge fahren läßt, aufhört, nur ihren Relationen zu einander, deren letztes Ziel immer die Relation zum eignen Willen ist, am Leitfaden der Gestaltungen des Satzes vom Grunde, nachzugehen, also nicht mehr das Wo, das Wann, das Warum und das Wozu an den Dingen betrachtet, sondern einzig und allein das Was, auch nicht das abstrakte Denken, die Begriffe der Vernunft das Bewußtsein einnehmen läßt, sondern, statt alles diesen, die ganze Macht seines Geistes der Anschauung hingiebt, sich ganz in

*) Die Citate sind der dritten Auflage entnommen, die leichter zugänglich ist als die erste.

diese versenkt und das ganze Bewußtsein ausfüllen läßt durch die ruhige Kontemplation des gerade gegenwärtigen natürlichen Gegenstandes, sei es eine Landschaft, ein Baum, ein Fels, ein Gebäude oder was auch immer, indem man nach einer sinnvollen deutschen Lebensart sich gänzlich in diesen Gegenstand verliert, d. h. eben sein Individuum, seinen Willen vergißt und nur noch als reines Subjekt, als klarer Spiegel des Objektes bestehend bleibt, so daß es ist, als ob der Gegenstand allein da wäre, ohne jemanden, der ihn wahrnimmt, und man also nicht mehr den Anschauenden von der Anschauung trennen kann, sondern beide eins geworden sind, indem das ganze Bewußtsein von einem einzigen anschaulichen Bilde gänzlich gefüllt und eingenommen ist, wenn also solchermaßen das Objekt aus aller Relation zu etwas außer ihm, das Subjekt aus aller Relation zum Willen getreten ist, dann ist, was also erkannt wird, nicht mehr das einzelne Ding als solches, sondern es ist die Idee, die ewige Form, die unmittelbare Objektivität des Willens auf dieser Stufe, und eben darum ist der in dieser Anschauung begriffene nicht mehr Individuum, sondern er ist ein reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntnis.“ Nur daß Schopenhauer, wie er an einer andern Stelle ausdrücklich hervorhebt, das mathematische Denken als dem Satze des Grundes unterworfen von dem genialen Schauen abtrennt, ja diesem entgegenseßt. Wenn man sich erinnert, wie freudig Goethe den Auseinandersetzungen Schopenhauers über das künstlerische Schaffen beistimmte, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß ihm bei den vielumstrittenen Mättern im zweiten Teile des Faust nicht bloß Plutarchs trodne Notizen, sondern mehr noch die Platonisch-Schopenhauerischen Ideen vorschwebten. Man betrachte nur den Zusammenhang, in dem die Mütter vorkommen: der Zauberschlüssel der poetischen Kraft führt in das Reich der Mütter, die von den Urbildern der Dinge umgeben sind, und bringt von dort herauf den Dreifuß, aus dessen Zaubergewölbe sich die poetischen Gestalten entwickeln. Trifft diese Deutung nicht mit Schopenhauers Verherrlichung der Ideen nahe zusammen? Ebenso teilt Goethe Schopenhauers Ansicht, daß das Genie von den Zeitgenossen nicht erkannt werden könne, sondern die verdiente Würdigung von der Nachwelt erhoffen müsse. So sagt er in der dritten Abteilung der „Magimen und Reflexionen“: „Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen, lebendigen Gefühle, daß es ein Ubergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.“ Schopenhauer, der dieses Thema in seinen spätern Schriften in den mannigfaltigsten Variationen abhandelt, sagt schon in seinem Hauptwerke (3. Buch, § 31): „So klein ist das eigentliche Publikum echter Philosophen, daß selbst die Schüler, die verstehen, ihnen nur sparsam von den Jahrhunderten gebracht werden.“

So wenig Goethe sich berufen gefühlt haben mag, dem methaphysischen Grundgedanken Schopenhauers näher zu treten, so ist es doch nicht zu ver-

kennen, daß „die Welt als Wille“ einen Eindruck auf ihn gemacht und ihn zu verschiedenen Betrachtungen veranlaßt hat. So legt er sich das Verhältnis des Individuums zur Gattung im Schopenhauerschen Sinne zurecht. „Das Allgemeine,“ sagt er in den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer,“ „und Besondere fallen zusammen, das Besondere ist das Allgemeine unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.“ Und in der dritten Abteilung der „Maximen und Reflexionen“: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen. — Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgethan. Alles, was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff. — Wie man gebildete Menschen sieht, so findet man, daß sie nur für eine Manifestation des Urwesens oder doch nur für wenige empfänglich sind, und dies ist schon genug.“ Schopenhauer drückt dies so aus (3. Buch, Kap. 29): „Hat der Intellekt Kraft genug, das Ubergewicht zu erlangen und die Beziehungen der Dinge auf den Willen ganz fahren zu lassen, um statt ihrer das durch alle Relationen hindurch sich aussprechende, rein objektive Wesen einer Erscheinung aufzufassen, so verläßt er, mit dem Dienste des Willens zugleich, auch die Auffassung bloßer Relationen und damit auch die des einzelnen Dinges als solchen. Er schwebt alsdann frei, keinem Willen mehr angehörig; im einzelnen Dinge erkennt er bloß das Wesentliche und daher die ganze Gattung desselben, folglich hat er zu seinem Objekte jetzt die Ideen, also die beharrenden, unwandelbaren, von der zeitlichen Existenz der Einzelwesen unabhängigen Gestalten, die *spooies rerum*, als welche eigentlich das rein Objektive der Erscheinungen ausmachen.“ Ja man kann die angeführten Äußerungen Goethes auch im transszendenten Sinne auf den Urgrund aller Dinge beziehen, und dann würden sie mit dem übereinstimmen, was Schopenhauer an anderer Stelle (2. Buch, Kap. 25) sagt: „Inzwischen ist mir, bei Betrachtung der Unermeßlichkeit der Welt, das Wichtigste dieses, daß das Wesen an sich, dessen Erscheinung die Welt ist — was immer es auch sein möchte —, doch nicht sein wahres Selbst solchergestalt im grenzenlosen Raume auseinandergezogen und zerteilt haben kann, sondern diese unendliche Ausdehnung ganz allein seiner Erscheinung angehört, es selbst hingegen in jeglichem Dinge der Natur, in jedem Lebenden, ganz und ungeteilt gegenwärtig ist; daher eben man nichts verliert, wenn man bei irgend einem einzelnen stehen bleibt, und auch die wahre Weisheit nicht dadurch zu erlangen ist, daß man die grenzenlose Welt ausmisst, oder, was noch zweckmäßiger wäre, den endlosen Raum persönlich durchflöge, sondern vielmehr dadurch, daß man irgend ein einzelnes ganz erforscht, indem man das wahre und eigentliche Wesen desselben vollkommen erkennen und verstehen zu lernen sucht.“

Auch der Grundgedanke Schopenhauers, daß der Wille zum Leben sich

auf allen Stufen des organischen und unorganischen Lebens objektivire und somit alles mit einer Art Bewußtsein, das freilich von dem menschlichen sich weit entfernt, durchdringe, klingt bei Goethe an. So in „Mafariens Archiv“: „Das Unsterbliche ist nicht dem sterblichen Lebenden zu vergleichen, und doch ist auch das bloß Lebende verständig. So weiß der Wagen recht gut, wenn er hungert und dürstet. Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Verherzigung des einen dringen, woher alles entspringt und worauf alles zurückzuführen wäre.“

Auf den Willen als weltbewegende Macht legte Goethe, freilich nur mit Beziehung auf den Menschen, in den spätern Jahren seines Lebens wiederholt ein besondres Gewicht. So sagte er am 12. Mai 1825 zu Eckermann: „Was können wir denn unser Eignes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen!“ Und am 4. Febr. 1829: „Die Überzeugung unsrer Fortdauer entspringt nur aus dem Begriffe der Thätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andre Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Den „Willen zum Leben“ könnte man auch aus dem Satze heraus hören, den er in „Problem und Erwiederung“ ausspricht: „Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekanntem Centrum zu einer nicht erkennbaren Grenze.“ Schopenhauer sagt (2. Buch, § 29): „In der That gehört Abwesenheit alles Zieles, aller Grenzen zum Wesen des Willens an sich, der ein endloses Streben ist.“

Den Tod charakterisirt Goethe als eine Pause im kontinuierlichen Zuge des Lebens mit demselben Bilde wie Schopenhauer. Am 2. Mai 1824 betrachtete er die untergehende Sonne und sagte zu Eckermann: „Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.“ Schopenhauer drückt dies (4. Buch, § 54) so aus: „Der Objektivation des Willens ist die Form der Gegenwart wesentlich, welche als ausdehnungsloser Punkt die nach beiden Seiten unendliche Zeit schneidet und unerrückbar fest steht, gleich einem immerwährenden Mittag, ohne kühlenden Abend; wie die wirkliche Sonne ohne Unterlaß brennt, während sie nur scheinbar in den Schoß der Nacht sinkt; daher, wenn ein Mensch den Tod als seine Vernichtung fürchtet, es nicht anders ist, als wenn man dächte, die Sonne könne am Abend klagen: „Wehe mir! ich gehe unter in ewige Nacht.“ In der dritten Auflage seines Werkes hat er dieser Stelle die Anmerkung hinzugefügt: „Goethe hat das Gleichniß von mir, nicht etwa ich von ihm. Ohne Zweifel gebraucht er es in Folge einer, vielleicht unbenutzten Reminiscenz obiger Stelle,

da solche mit denselben Worten wie hier in der ersten Auflage, S. 401, steht, auch ebendasselbst, S. 528, wie hier am Schlusse des § 65 wiederkehrt.“ Man sieht hieraus, welchen tiefen Eindruck das Lesen des Schopenhauerschen Buches auf Goethe gemacht haben muß.

Daß endlich auch Schopenhauers Ethik den „Meister“ nicht unberührt ließ, ist schon angedeutet worden. Goethe war nicht Pessimist wie Schopenhauer und Byron, aber er war auch nicht Optimist um jeden Preis wie sein Egmont, sondern hielt sich als aufmerksamer Beobachter und rüstiger Arbeiter in der Mitte zwischen den Extremen. „Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen,“ lautet eine seiner „Maximen,“ „sie wird immer eine Tag- und Nachtseite behalten.“ Er unterschied scharf Natur und Menschenwelt. Die Natur war ihm immer ehrwürdig, interessant und rein, über die sittlichen Mängel der Menschen hatte er schon in der Jugend geklagt, im Alter stieg die Mißachtung der Durchschnittscharaktere in Folge der übeln Erfahrungen, die er mit seiner Farbenlehre machte. Über die Beschwerlichkeit des Erdenlebens setzte er sich mutig hinweg, trug das eigne Leid mit heroischer Standhaftigkeit und suchte die allgemeine Not zu lindern, so gut er konnte. Die erhabene Heiterkeit seines Wesens beruhte außerdem auf dem festen Glauben, daß eine gütige Vorsehung jeden seiner Schritte lenke und alles zum Besten wende. Für den radikalen Pessimismus Schopenhauers und Byrons hatte er in seinem Herzen keinen Raum, aber sein Verstand versagte demselben nicht die Berechtigung: er verehrte Byron und er geriet im letzten Jahrzehnt sehr leicht in die Gedankenrichtung Schopenhauers. Ganz im Geiste der Schopenhauerschen Philosophie sagt er in den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“: „Die Menschheit ist bedingt durch Bedürfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweist sie sich ungeduldig, sind sie befriedigt, so erscheint sie gleichgiltig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen, und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand, wird er anwenden, seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, den Raum der Gleichgiltigkeit auszufüllen. Beschränkt sich dieses in die nächsten und notwendigsten Grenzen, so gelingt es ihm auch. Erheben sich aber die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemeinverstand nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr, die Region des Irrtums ist der Menschheit aufgethan.“

Der Schlüssel zu diesen Worten findet sich in dem Hauptwerke Schopenhauers und zwar im zweiten und dritten Buche des ersten Bandes; da heißt es z. B.: „Die Erkenntnis überhaupt, vernünftige sowohl als bloß anschauliche, geht ursprünglich aus dem Willen selbst hervor, gehört zum Wesen der höhern Stufen seiner Objektivierung, als ein Mittel zur Erhaltung des Individuums und der Art, so gut wie jedes Organ des Leibes. Ursprünglich also zum Dienste des Willens, zur Vollbringung seiner Zwecke bestimmt, bleibt sie ihm auch fast durchgängig dienstbar, so in allen Tieren und beinahe in allen Menschen.

Zwischen Wollen und Erreichen fließt nun durchaus jedes Menschenleben fort. Der Wunsch ist, seiner Natur nach, Schmerz, die Erreichung gebiert schnell Sättigung, das Ziel war nur scheinbar, der Besitz nimmt den Schmerz weg, unter einer neuen Gestalt stellt sich der Wunsch, das Bedürfnis wieder ein; wo nicht, so folgt Ede, Leere, Langeweile, gegen die der Kampf ebenso quälend ist, wie gegen die Not. So sehr nun aber auch große und kleine Plagen jedes Menschenleben füllen und in steter Unruhe und Bewegung erhalten, so vermögen sie doch nicht die Unzulänglichkeit des Lebens zur Erfüllung des Geistes, das Leere und Schale des Daseins zu verdecken oder die Langeweile auszuschließen, die immer bereit ist, jede Pause zu füllen, welche die Sorge läßt. Daraus ist es entstanden, daß der menschliche Geist, noch nicht zufrieden mit den Sorgen, Bekümmernissen und Beschäftigungen, die ihm die wirkliche Welt auferlegt, sich in der Gestalt von tausend verschiedenen Superstitionen noch eine imaginäre Welt schafft, mit dieser sich dann auf alle Weise zu thun macht und Zeit und Kräfte an ihr verschwendet, sobald die wirkliche ihm die Ruhe gönnen will, für die er gar nicht empfänglich ist."

Durchaus pessimistisch sind manche Äußerungen Goethes über seine wissenschaftlichen Gegner. So klagte er Eckermann am 15. Oktober 1825: „Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen, und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun ist, nie so kennen gelernt, wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrtum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben.“ Es ist, als ob man Schopenhauer hörte, wenn er seinem Ärger über die Philosophieprofessoren Luft macht.

Noch stürmischer betont Goethe die Berechtigung einer pessimistischen Weltanschauung in der dritten Abteilung der „Maximen und Reflexionen,“ wo er unumwunden sagt: „Die empirisch sittliche Welt besteht größtenteils nur aus bösem Willen und Neid.“ Schopenhauer verbreitet sich über diesen Punkt ausführlich im vierten Buche (§ 59): „Jeder, der aus den ersten Jugendträumen erwacht ist, eigne und fremde Erfahrung beachtet, sich im Leben, in der Geschichte der Vergangenheit und des eignen Zeitalters, endlich in den Werken der großen Dichter umgesehen hat, wird, wenn nicht irgend ein unauslöschlich eingepprägtes Vorurteil seine Urteilskraft lähmt, wohl das Resultat erkennen, daß diese Menschenwelt das Reich des Zufalls und des Irrtums ist, die unbarmherzig darin schalten, im großen wie im kleinen, neben welchen aber noch Thorheit und Bosheit die Geißel schwingen; daher es kommt, daß jedes Bessere nur mühsam sich durchdrängt, das Edle und Weiße sehr selten zur Erscheinung gelangt.“

Wie Schopenhauer, so glaubt auch Goethe nicht an eine zusammenhängende Weiterentwicklung der Menschheit nach einem idealen sittlichen Endziele. Merk-
Ortenboten IV. 1888.

würdig ist, was er darüber am 23. Oktober 1828 zu Eckermann auf dessen Bemerkung, daß die Entwicklung der Menschheit auf Jahrtausende angelegt scheine, sagte. „Wer weiß,“ erwiderte Goethe, „vielleicht auf Millionen. Aber laß die Menschheit dauern, so lange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Not, damit sie ihre Kräfte entwickelte. Klüger und vorsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es ist alles darnach angelegt, und es steht in der ferneren Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungsperiode eintritt. Aber bis dahin hat es sicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtausende und aber Jahrtausende auf dieser lieben alten Fläche, wie sie ist, allerlei Spaß haben.“ Es ist dasselbe, wenn er (am 18. Januar 1825) sagt: „Die Welt bleibt immer dieselbe, die Zustände wiederholen sich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andre, warum sollte denn der eine Poet nicht wie der andre dichten?“

Schopenhauer hat im zweiten Bande seines Hauptwerkes, den Goethe nicht kannte, der Geschichte ein eignes Kapitel gewidmet und spricht sich darin sehr entschieden gegen das Bestreben Hegels aus, die Weltgeschichte als ein planmäßiges Ganze zu fassen. Diese Konstruktionsgeschichten, erklärt er, „laufen, von plattem Optimismus geleitet, zuletzt immer auf einen behaglichen, nahrhaften, fetten Staat, mit wohlgeordneter Konstitution, guter Justiz und Polizei, Technik und Industrie hinaus, weil diese in der That die allein mögliche ist, da das Moralische im wesentlichen unverändert bleibt.“ Aber auch schon im ersten Bande, den Goethe kannte, besonders im vierten Buche, betont er wiederholt „das Vergebliche und Nüchtere“ des ganzen Strebens der Menschheit. In § 62 sagt er: „Erreichte der Staat seinen Zweck vollkommen, so könnte gewissermaßen, da er, durch die in ihm vereinigten Menschenkräfte, auch die übrige Natur sich mehr und mehr dienstbar zu machen weiß, zuletzt, durch Fortschaffung aller Arten von Übel, etwas dem Schlaraffenlande sich annäherndes zu Stande kommen. Allein teils ist er noch sehr weit von diesem Ziele entfernt, teils würden noch immer unzählige, dem Leben durchaus wesentliche Übel es nach wie vor im Leiden erhalten.“ Selbst der Askese, der „Verneinung des Willens“ in Schopenhauers philosophischer Sprache, steht Goethe nicht so fern, wie es scheinen möchte, er läßt sie gelten, und sie giebt ihm Veranlassung, die welterlösende Macht des Christentums zu preisen. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht, was er in den „Wanderjahren“ (2. Buch, Kapitel 1) einen der Pädagogen in der pädagogischen Provinz sagen läßt: „Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die Christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart, es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde

nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen. Hier von finden sich zwar Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann."

Mit dieser Apotheose des christlichen Sittlichkeitsideals möge die Reihe der Beispiele schließen, welche die Anklänge Schopenhauer'scher Philosophie in Goethes spätern Äußerungen zu Gehör bringen sollten. Es ließe sich noch manches hinzufügen. So ist in den „Orphischen Stenzen,“ die freilich schon vor dem Erscheinen von Schopenhauer's Werk gedichtet worden sind, und noch mehr in dem Kommentar dazu vom Jahre 1820 ein Anklang an den intelligibeln (ursprünglichen, unveränderlichen) und empirischen Charakter zu erkennen. Am meisten beeinflusst von Schopenhauer's Philosophie sind die Sentenzen in den „Wanderjahren“ und die Gespräche mit Eckermann, einigermaßen die naturphilosophischen Betrachtungen in den „Morphologischen Hefen,“ und auch der zweite Teil von Faust ist nicht unberührt geblieben.

Damit soll, wie gesagt, Goethe keineswegs zu einem Befenner von Schopenhauer's Philosophie gestempelt werden. Dies wäre ebenso thöricht, als wenn man ihn zu einem Hegelianer machen wollte, weil sich Hegel'scher Einfluß in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ebenfalls bei ihm nachweisen läßt. Wie er sich zu den neuern Philosophen verhielt, sagt er besser als in seinem Aufsatz: „Einwirkung der neuern Philosophie“ in dem Gedichte: „Bermächtniß“, das er im Jahre 1829 dichtete, und das, da es in weitem Kreise weniger bekannt ist, hier in ganzer Gestalt Zeugnis ablegen mag:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat eble Geisteskraft verbunden,
Das alte Wahre, faß' es an!
Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du dadrinnen,
Woran kein Ebler zweifeln mag,

Wirft keine Regel da vermessen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerkte freudig
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt.

Geniehe mäßig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen,
Was fruchtbar ist, allein ist wahr,
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Gefelle dich zur kleinsten Schaar!

Und wie von Alters her im Stillen
Ein Liebewerk nach eigenem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirft du schönste Gunst erteilen,
Denn edlen Seelen vorzuführen
Ist wünschenswertester Beruf.

Da dieses Gedicht die Verichtigung eines früher gedichteten ist, das die Überschrift „Eins und Alles“ trägt und die Weltanschauung Schellings durchblicken läßt, so enthält es offenbar eine Kritik der gesamten nachkantischen idealistischen Philosophie und ist in dieser Beziehung höchst wichtig.

Von Schopenhauers übrigen Werken hat Goethe keins gekannt, sie erschienen erst, wie auch der zweite Band seines Hauptwerkes, nach dessen Tode. Daher ist es auch kein Wunder, daß Goethe seinen philosophischen Freund allmählich ganz aus den Augen verlor, um so schneller, als Schopenhauer sich bekanntlich mehr und mehr einem einsiedlerischen Leben hingab. Nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, als Lehrer an der Berliner Universität unter den Professoren festen Fuß zu fassen, ging er nach Frankfurt, wo er als Sonderling, nicht als berühmter Philosoph, eine bekannte Persönlichkeit war. Er mußte lange auf Anerkennung warten. Die wissenschaftlichen Kreise Deutschlands lagen so ganz im Banne der Hegelschen Phrasen, daß sie für gar nichts andres Auge und Ohr hatten. Brockhaus, der Verleger, betrachtete die nicht starken Auflagen der Schriften Schopenhauers resignirt als Makulatur. Erst in den fünfziger Jahren, als man sich bei den hochtrabenden Orakelsprüchen des

„Absoluten“ zu langweilen anfang, verzog sich der Rebel, der Schopenhauers Lehre bisher verhüllt hatte, und wie ein prächtiges Abendrot verschönte ein später Ruhm das letzte Jahrzehnt des einsamen Denkers. Im April des Jahres 1860, ein halbes Jahr vor seinem Tode, erhielt er einen Brief von Ottilie von Goethe, worin sie ihn beglückwünschte, daß er das geworden sei, was er vor fünfzig Jahren habe werden wollen, „der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts.“ Dem alten Einsiedler in Frankfurt mochte diese Huldigung wie ein Gruß seines großen Freundes aus dem Jenseits erscheinen, und gewiß, Goethe hätte ihm seinen Glückwunsch auch nicht versagt, so weit auch immer in manchen Hauptpunkten seine Wege von denen des Philosophen abwichen.



Ein Denkmal der Leipziger Völkerschlacht.



urch die Zeitungen ist in den letzten Monaten die überraschende Kunde gegangen, daß die Stadt Leipzig sich entschlossen hat, in diesem Jahre, wo seit den Tagen der Völkerschlacht drei Vierteljahrhunderte verflossen sind, einen Plan wieder aufzunehmen und durchzuführen, der 1863 bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht gefaßt wurde, zu dessen Ausführung sich damals 23 deutsche Städte verbanden, der aber dann durch die politischen Ereignisse in den Hintergrund gedrängt wurde und wohl allgemein für aufgegeben galt: den Plan, ein Denkmal der Völkerschlacht zu errichten. Wie die Zeitungen mitgeteilt haben, hat wenigstens ein Teil der Städte, die sich 1863 vereinigt hatten, allen voran Berlin und Wien, auf eine von Leipzig aus an sie ergangene Anfrage erklärt, daß sie sich an die vor 25 Jahren übernommene Verpflichtung für gebunden erachten und bereit sind, auch jetzt noch zur Ausführung des Planes ihre Hand zu bieten.

Die Kunde mußte überraschen in einer Zeit, wo einerseits eine gewisse Denkmalsmüdigkeit eingetreten ist, wo der Gedanke, für ein großes Denkmal einen allgemeinen Wettbewerb auszuschreiben, wohl überall als Anachronismus empfunden werden würde, da wenigstens ein hervorragender Künstler sich auf einen solchen Wettbewerb schwerlich noch einlassen würde, und wo anderseits die künstlerischen Kräfte wie die Opferwilligkeit des deutschen Volkes aller Orten durch Denkmäler für Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich in Anspruch genommen sind.

Und doch handelt es sich hier um Abtragung einer alten Ehrenschuld, nicht bloß im Hinblick auf die großen, herrlichen, vor aller Vergessenheit ge-

schügten Thaten unsrer Väter, deren Glanz noch 1863, wo Hunderte von ergrauten Kämpfern aus dem Jahre 1813 in Leipzig versammelt waren, über ein halbes Jahrhundert hinweg in die Gegenwart hereinzuleuchten schien, dann freilich vor den Ereignissen von 1866 und 1870 eine Zeit lang verblaßte, sondern vor allem auch im Hinblick auf die Geschichte der zahlreichen Anläufe und Versuche, die seit 1813 zur Ausführung dieses Planes gemacht worden sind, und die schlaff und gleichgiltig im Sande verlaufen zu lassen unserm Volke heute weniger würdig wäre denn je zuvor. Dies wird ein kurzer Überblick über diese Versuche, die dem heutigen Geschlechte wohl so gut wie unbekannt sind, hoffentlich erkennen lassen. Zugleich bietet dieser Überblick einen merkwürdigen Ausschnitt aus den kümmerlichen Kunstzuständen Deutschlands zur Zeit der Befreiungskriege, wobei aber doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß ein Künstler der Gegenwart zu der jetzt geplanten Ausführung der Sache einzelne Anregungen daraus schöpfe.

„Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem spätesten Enkel noch sage, was daselbst im Oktober des Jahres 1813 geschehen, darüber ist wohl in ganz Teutschland, ja wohl in der ganzen Welt nur eine Stimme.“ So schrieb Arndt 1814 in einem Aufsätze: „Über ein Denkmal bei Leipzig“, den er zweien seiner kleinen Flugschriften: „Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht“ und „Entwurf einer teutschen Gesellschaft“ als Anhang beigegeben hatte. Er machte auch gleich einen bestimmten Vorschlag für die Gestalt des Denkmals. „Ein kleines, unscheinbares Denkmal — sagt er —, das sich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, thut es nicht; ein zierliches und blankes, etwa in Leipzig selbst auf einen Platz hingestellt, würde in seiner Armseligkeit von der großen That, wodurch die Welt von dem abscheulichsten aller Tyrannen und dem tödtlichsten aller Tyrannenvölker befreit ward, zu sehr beschämt werden. Das Denkmal muß draußen stehen, wo so viel Blut floß; es muß so stehen, daß es ringsum von allen Straßen gesehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entscheidung heranzogen. Soll es gesehen werden, so muß es groß und herrlich sein, wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln. Aber solches in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen, fehlt uns das Geld und das Geschick, und ich fürchte, wenn man bei kleinen Mitteln etwas ähnliches machen will, kömmt etwas erbärmliches heraus. Ich schlage daher etwas ganz einfaches und ausführliches [ausführbares] vor, ein Denkmal, wobei die Kunst keine Affereien anbringen und wogegen unser nordischer, allen Denkmälern so feindseliger Himmel nichts ausrichten kann. Ich befehle einige tausend Soldaten oder Bauern in die Ebene von Leipzig hin und lasse sie in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes einen Erbhügel von etwa 200 Fuß Höhe aufstürmen. Auf den Erbhügel werden Feldsteine gewälzt, und über diesen wird ein kolossales, aus Eisen gegossenes und mit mancherlei Anspielungen und Zeichen

gezieres Kreuz errichtet, das Zeichen des Heils und der Herrscher des neuen Erdballes. Das Kreuz trägt eine große, vergoldete Kugel, die weit in der Ferne leuchtet. Das Land rings um den Hügel, etwa 10 bis 15 Morgen weit, wird für ein geheiligtes Land erklärt, mit Wall und Graben eingefast und mit Eichen bepflanzt. Dieser Hügel, dieses Kreuz und diese Bäume wären zugleich ein echt germanisches und ein echt christliches Denkmal, wohin unsere Urenkel noch wallfahrten gehen würden. Der Eichenhain würde zum Kirchhof großer deutscher Männer geweiht, wo berühmter Feldherrn und für das Vaterland gebliebener Helden Leichen begraben würden."

Arndts Vorschlag wird schwerlich der erste gewesen sein. Es traten unabhängig von einander in kurzer Zeit eine Reihe der verschiedensten Pläne und Entwürfe hervor, deren zeitliche Folge sich heute nicht mehr genau feststellen läßt. Manche berühren sich unter einander, ohne bei den unentwickelten Verkehrs- und Preßverhältnissen jener Zeit von einander gewußt zu haben. Der nachfolgende Überblick erhebt also nicht den Anspruch, in chronologischer Folge vorzugehen.

Eine ganze Reihe freilich lauter totgeborener Entwürfe wurde durch ein Unternehmen eines Freiherrn Adolph von Sedendorff auf Bisingt bei Duerfurt hervorgerufen. Wir kennen sie aus einer Schrift, die er hinterher veröffentlichte: „Die Resultate meines Planes, der Völkerschlacht bei Leipzig ein Denkmal zu setzen. Mit 4 Kupfern. Erste [einzige] Lieferung. Leipzig 1814.“ Dieser Sedendorff, der ein etwas wunderlicher Herr gewesen sein muß, fühlte sich in seinem Gewissen beunruhigt, daß es ihm nicht vergönnt gewesen war, sich an dem Kampfe für das Vaterland zu beteiligen, daß er „gleichsam schlummernd hatte im Vaterlande sitzen und seine Brüder für sich bluten sehen müssen.“ Um ein Dankesopfer zu bringen, entschloß er sich, ganz allein, auf eigene Kosten, ein Denkmal der Leipziger Schlacht zu errichten und überreichte im April 1814 einen Plan dazu dem sächsischen Generalgouvernement in Dresden, an dessen Spitze der russische Fürst Repnin stand. Auf einem rohen, aus Feldsteinen aufgebauten Grunde sollte sich ein quadratischer Unterbau erheben, darauf ein Würfel, darüber ein eisernes Dach mit vier Giebeln, auf der Mitte des Daches eine eiserne Kugel mit einem goldenen Reifen. Für die vier Seiten des Würfels hatte er kurze Inschriften entworfen, so für die erste: „Den Befreieren des festen Landes, Alexander, Franz, Friedrich Wilhelm,“ für die vier Giebel allegorische Sinnbilder, einen Palmenzweig, zwei Hände, die sich umschlingen, eine Geißel, von einem Fuße getreten u. s. w. Um den Reifen der Kugel sollte die Inschrift laufen: „Frohe Aussicht für die Nachwelt.“ Als Platz für das Denkmal hatte er sich den kleinen Hügel bei Leipzig gedacht, der noch heute der Monarchenhügel genannt wird, und auf dem nach einer Sage, die bald nach der Schlacht überall verbreitet und sogar bildlich verherrlicht worden war, die drei verbündeten Fürsten auf die Knie gesunken sein und Gott für den Sieg gedankt haben sollten.

Fürst Reppin erteilte Sedendorff die erbetene Erlaubnis, nicht ohne ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der eben erwähnte Austritt nie in der angegebenen Weise stattgefunden habe, und Sedendorff veröffentlichte nun sein Vorhaben unterm 1. Mai 1814 in den „Leipziger Zeitungen.“ Seinen Plan behielt er zunächst noch für sich, bat, ihm Ideen dazu anzugeben, stellte es „jedem echten Patrioten, er sei Sachse oder Deutscher,“ frei, sich ihm anzuschließen, verbat sich aber vorläufig die Einsendung von Geldbeiträgen.

Diese Aufforderung trug ihm nun teils mit, teils ohne Namen der Einsender die mannigfaltigsten Vorschläge ein, Vorschläge, die zum Teil höchst wunderlicher Art waren, ja gar nicht auf ein plastisches Denkmal, sondern auf eine milde Stiftung gingen. Einer wollte „auf der Höhe zwischen Bachau, Liebertswolkwitz und Probsthaide ein Etablissement tendiren, worinnen für Deutschheit die Waisen der für Freiheit und Vaterland gebliebenen Helden erzogen und für ihre Witwen Unterhalt und angemessene Beschäftigung dabei gefunden werden sollte.“ Die Kosten dazu sollten aufgebracht werden durch die fabrikmäßige Anfertigung und den Verkauf eines Nationalpfeiffs (!), dessen Griff als Siegessäule oder Kanonenrohr gestaltet sein sollte, und dessen Siegel als „deutsches Bundesiegel“ gedacht war. Ein zweiter schlug vor, eine billige Denkmünze zu prägen und im ganzen Lande zu verkaufen, eine Pfennigsteuer auszuschreiben und außerdem eine allgemeine Hauskollekte zu veranstalten; der Ertrag dieser drei Unternehmungen sollte verwendet werden zur Unterstützung der Waisen und der Armen und zu Pachtgeldern und Samenerdäpfeln für die arbeitsamen Armen jedes Dorfes“ (!).

Ein dritter legte dar, daß die „eigentümlichste Idee“ der Völkerschlacht doch un widersprechlich die der „strafenden Nemesis“ gewesen sei, des ewigen Gleichgewichts der Welt, welches wohl für kurze Zeit in etwas durch eine verwegene, aufbraufende Kraft zerstört, aber nimmer vernichtet werden könne, vielmehr durch seine Wiederherstellung diese Kraft selbst vernichte. Daher wünschte er, daß das Schwert der Nemesis im Bilde eines riesigen altdeutschen geflammten Schwertes, gegossen aus eroberten feindlichen Kanonen, den Hauptbestandteil des Denkmals bildete. Auf einem großen Würfel sollte ein kleinerer ruhen, in welchem das Schwert, der Griff nach oben, mit der Spitze befestigt werden sollte. „Passend wäre es wohl, durch eine bis in die Erde fortgesetzte Eisenleitung es zum Selbstflüßableiter zu machen“ (!). Der untere größere Würfel sollte Sinnbilder und Inschriften tragen, an der Vorderseite „die herrlichen, tiefen, hier so höchst beziehungreichen Worte des trefflichsten deutschen Dichters: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

Ein vierter Vorschlag nebst einer Skizze wurde von jemand eingesandt, der zugleich versicherte, daß es ihm eine Freude sein würde, eine solche Arbeit „als deutscher Künstler“ auszuführen. Was er beabsichtigte, war etwas unklar ausgedrückt, läßt sich aber ungefähr erraten: er wollte eine Gruppe schaffen,

welches die drei hohen Monarchen darstellt, welche durch eine Viktoria, die weit höher gruppiert ist, den Siegeskranz aufsetzt" (so!). Das Piedestal der Gruppe wollte er mit vier Reliefs schmücken: „1. Germanien, welches sein Haupt stolz emporhebt, neben ihr stehen zwei Genien, der eine trägt das Symbol Deutschlands, den Eichenzweig, der andere ein Füllhorn, daß nunmehr Handel und Wissenschaften wieder empor kann; 2. die Historie, den merkwürdigen Tag, 18. Oktober, bezeichnend; 3. drei allegorische Figuren, die Stärke, Klugheit und Wachsamkeit; 4. Janus, den Tempel der Zwietracht zuschließend.“ Ein solches Denkmal, meinte er, würde „ein (so!) Platz Leipzigs zieren, wenn nur in unsern traurigen Kunstzeiten wir nicht zu tief herabgesunken wären.“

Der nächste Vorschlag ging von einem Manne aus, der sich selbst längere Zeit lebhaft mit dem Gedanken, ein Denkmal der Schlacht zu schaffen, beschäftigt hatte. Er hatte sogar selbst einen Aufruf entworfen und sich „an einen in der Ästhetik berühmten Mann, dessen Feder sich hierin schon besonders schön ausgezeichnet hatte, mit der Bitte gewandt, denselben gehörig auszuschnüden,“ war aber ohne Antwort geblieben. Darauf schickte er seinen Aufruf samt dem Entwurfe an Sedendorff. Nach seiner Meinung war die einfache und erhabene Idee, welche die Verbündeten zu ihren unvergeßlichen Thaten geführt hatte, „der gemeinschaftliche Trost einer und der nämlichen Religion“ gewesen; „sie kämpften vereinigt für ein Recht und einen Gott. Der alterthümliche Geist des Kreuzes stieg beinahe so wunderbar als zur Zeit Konstantins des Großen wieder empor, und kreuzesritterlich oder religiös und kriegerisch ward dieser Bund der Völker.“ Er wünschte daher in einem kolossalen Denkmal plastisch die Vorstellung zum Ausdruck gebracht zu sehen, wie „das Banner des Kreuzes das Schwert der Völker zum Siege erhebt, an welchem ihnen die Palme des Friedens erwächst“; dazu nur die Jahreszahl, keine Inschriften. Einen genauern Plan sollte „die Akademie der schönen Künste“ (welche, ist nicht gesagt) entwerfen. Die Mittel sollten durch eine Groschensammlung in ganz Deutschland aufgebracht werden.

Einen ganz seltsamen Gedanken hatte ein Mann eingesandt, der zugleich in der Weise Jahns aus den Errungenschaften der Befreiungskriege Großes für die Erneuerung der deutschen Sprache und ihre Reinigung von fremdartigen Bestandteilen hoffte und anstrebte. Er dachte, um es moderat zu sagen, an die Errichtung einer — deutschen Buchhändlerbörse: „ein kleines Gebäude in einem ziemlichen Garten zur Zusammenkunft von Buchhändlern und Gelehrten in den Siegestagen, die gerade in die Meßzeit fallen, mit der einfach kurzen Inschrift: Deutscher Sprache, belebt am 16.—19. des Weines 1813.“ Begleitet war sein Vorschlag von einigen Gedichten, von denen aus dem einen wenigstens folgende Strophe zur Probe mitgeteilt sein mag:

Gelbset ist dem Geist die Zauberbinde,
Getilgt der vollentehrend schöne Wahn,

Im Fürsten, Fürstin und im Fürstenkinde
 Und Hösling, auf des Hofes Ehrenbahn
 Pariſers Miſchungſprache ſei die Binde,
 Den Geiſt zu wuchern auf der Bildungsbahn;
 Die Bindenſtadt dich herrlich hat entwunden,
 Der ſchönöden ward der Herrſcherſtab entwunden.

Ein ſiebenter Vorſchlag ging wieder auf ein plaſtiſches Werk, er ließ die Wahl zwiſchen einem auf einen Würfel geſtellten 30 bis 40 Fuß hohen Obeliſken oder einer Pyramide, auf deren Seiten, in Eiſen gegoffen oder in weiſen Marmor gehauen, die Bildniſſe der verbündeten Mächte angebracht werden ſollten; dazu eine kurze lateiniſche (!) Inſchrift, das Ganze von Pappeln oder Binden umgeben.

Noch ehe dieſe Vorſchläge alle an Sedendorff gelangt waren, hatte er ſeinen eignen Plan unterm 11. Mai 1814 im „Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen“ (Nr. 131) veröffentlicht, eine Anzahl hervorragender Leipziger Kaufmannsfirmer genannt, die bereit wären, „ſowohl Subſkriptionen als Prämumerationen anzunehmen,“ auch in Ausſicht geſtellt, daß die „Zeitung für die elegante Welt“ nächſtens einen Umriß ſeines Entwurfes bringen würde. Unter dem 18. Juni 1814 teilte er dann in den „Leipziger Zeitungen“ mit, daß ihm verſchiedene Ideen und Zeichnungen zugegangen ſeien. „Ich erſuche nun dieſenigen, welche Kenntniſſe und Geſchmack beſitzen, und welche ohne Intereſſe (unparteiſch) dieſe Ideen prüfen wollen, ſich mir zu nennen, um mit ihnen vereint das Beſte wählen und dann höchſten Orts zur Genehmigung vorlegen zu können.“ Auch bat er, ihm noch weitere Ideen und Vorſchläge zuzufenden und etwa ihm zuge dachte Geldbeiträge, um die Größe und Koſtbarkeit des Denkmals abmeſſen zu können, wenigſtens bei ihm anzumelden.

Aber die Sache fand keine rechte Teilnahme. Sedendorff erhielt zwar noch manche Zuſchriften und Zeichnungen, es wurden ihm Geldbeiträge in Ausſicht geſtellt, wenn man erſt genaueres über den Plan erfahren hätte, auch Abänderungsvorſchläge ſeines Planes kamen in die Zeitungen — einer wollte an der Kugel die Worte: „Und Gott ſprach: Es werde Licht! und es ward Licht“ anbringen, aber in hebräiſcher (!) Sprache, weil da die einzelnen Buchſtaben als Zahlzeichen ſammenggezählt gerade die Jahreszahl der Schlacht ergäben, ein anderer hielt es für zweckmäßiger, das Denkmal, anſtatt anderthalb Stunden von Leipzig entfernt, lieber in der Stadt aufzuführen, und zwar vor dem innern Grimmischen Thore, wo die Sieger eingezogen waren, in Geſtalt eines Triumphbogens; aber im Übrigen ging niemand ernſtlich auf ſeinen Plan ein. Das ſchlimmſte war, daß mit Ausnahme eines einzigen Poſtens von 10 Thalern nicht ein einziger Geldbeitrag gezeichnet wurde, in Leipzig fühlten ſich einige „beſchwert,“ daß Sedendorff ihnen zuvorgekommen ſei, und äußerten, man werde, falls er das Denkmal allein ſetzen und die Stadt übergehen wollte, ein weit größeres Denkmal daneben ſetzen, Wahlmann, der Herausgeber der

„Zeitung für die elegante Welt“, brachte die versprochene Zeichnung nicht, schließlich mußte es Seckendorff gar erleben, daß sein Plan öffentlich (in den von Brockhaus herausgegebenen „Deutschen Blättern“ Nr. 152) angegriffen wurde, daß erklärt wurde, weder sei es die Sache „eines dunkeln Privatmannes,“ ein solches Denkmal zu errichten, noch sei jetzt bereits die rechte Zeit und Stunde dazu; „noch liegen die Wohnungen unsers Landmanns in Schutt und Asche, noch irren tausend Waisen unverforgt in allen Provinzen des unglücklichen Sachsenlandes, noch werden aller Orten die Folgen des Krieges schmerzlich empfunden.“ Und so zog sich denn endlich Seckendorff getränkt von der Sache zurück und stellte, weil die Redaktion der „Deutschen Blätter“ nicht die von ihm gewünschte Berichtigung gebracht hatte, die ganze Geschichte seines Denkmalsplans in der oben erwähnten Schrift zusammen. „Mag meine Bemühung — heißt es am Schlusse — erkannt oder nicht erkannt werden, mag ein anderer mit dem Auftrage zur Besorgung beehrt werden, mag mein bisher gehabter Geld- und Zeitaufwand in ein Nichts dahin schwinden, so habe ich doch vor allen die Bahn gebrochen, daß etwas Großes nun zu Stande kommen wird, und ziehe mich dann bescheiden in meine Einsamkeit zurück.“

Aber wie schon das Beispiel Arnolds zeigt, waren es nicht nur „dunkle Privatleute,“ die ihre Denkmalsideen anboten, auch namhafte Personen, darunter bedeutende Künstler, traten mit Entwürfen an die Öffentlichkeit.

Dannecker, der berühmte württembergische Bildhauer, übergab, wie der „Freimüthige“ vom 25. Juli 1814 mittheilte, dem Fürsten Metternich eine Zeichnung zu einem Denkmale, die in folgender Weise beschrieben wird. „Auf einer Säule von Granit steht eine männliche Figur mit einer Löwenhaut bekleidet. Links stützt sie sich auf zusammengebundene Stäbe, und in der Rechten hält sie ein Schwert und den Ölzweig. Sie ist das Symbol der Kraft, die durch Einigkeit und Waffenthaten den Frieden erkämpfte. Unter dem Knauf der Säule stehen die Bildnisse der Verbündeten. Dann folgen die Inschriften, die Geschichte unserer Zeit enthaltend, sowie die Namen der Feldherren. Am Fuße der Säule sind zwei große sitzende Figuren, die Staatsgewalt und die allgemeine Glückseligkeit der Länder bedeutend.“

Unstreitig der großartigste und reichste Plan, ein Entwurf, zu dessen Ausführung sich Baukunst und Bildhauerei die Hände reichen sollten, ging von dem bekannten badischen Architekten Weinbrenner, dem „Vorläufer Schinkels,“ aus. Er liegt gedruckt vor in einem Quersfolioheft mit vier Tafeln Grund- und Aufsichten: „Ideen zu einem Teutschen National-Denkmal des entscheidenden Sieges bei Leipzig. Von Friedrich Weinbrenner, Großherzoglich Badischem Oberbaudirektor. Karlsruhe, 1814.“ Text und Zeichnungen ergeben folgendes Bild. Auf einem quadratischen Unterbau „in der Gestalt einer gothischen Festung“ von 200 Fuß ins Geviert und 50 Fuß Höhe steht ein quadratischer Tempel von 100 Fuß Höhe und Breite. Durch den Unterbau führen von der Mitte

der Seiten aus zwei sich kreuzende Straßen, deren Eingänge als Triumphbogen behandelt sind, umgeben von Siegesgöttinnen, während auf dem Kreuzungspunkte die Bildsäule der Germania steht. „Angestrahlt von dem unerwarteten Lichte, das durch die vier Öffnungen eindringt, ist sie im Begriff aufzustehen. Mit der Linken hebt sie schüchtern den Trauerschleier, der über ihrem Antlitz hing*), und läßt mit der Rechten den unter dem Schleier verborgen gehaltenen Reichsapfel halb erschrocken wieder als selbständiges Wesen hervorblicken.“ Außen zieht sich um den ganzen Unterbau herum ein riesiges Relief der Leipziger Schlacht. Acht „labyrinthartige“ Gänge, durch die vier Öffnungen nur sparsam beleuchtet, führen nach oben auf die Plattform des Unterbaues, die von einer Brustwehr mit Schießscharten eingefast ist. Das Innere des Tempels hat im Grundriß die Gestalt eines Vierpasses. In der Mitte steht ein Altar, darauf ein Christus am Kreuze, „dem Sinnbild des Heiligen, dem die religiösen Gefühle aller teutschen Konfessionen huldbigen,“ an den vier Ecken steigen vier Palmbäume empor und breiten ihre Äste über dem Altare aus. An den halbkreisförmigen Seiten öffnen sich je fünf Nischen, im Ganzen neunzehn (durch die zwanzigste geht der Haupteingang), in denen die Bildsäulen der drei siegreichen Herrscher, umgeben von ihren ersten Generalen und Staatsmännern stehen. Die Wände sind mit Waffen und Fahnen geschmückt. Außen legen sich vor den Tempel an den Seiten vier dorische Säulenhallen, in denen Ehrentafeln befestigt sind, an den Ecken vier mit Kriegstrophäen bekrönte Treppenhäuser, durch die man auf das Dach des Tempels gelangt. Auf diesem erhebt sich auf einer Anzahl von Stufen ein Viergespann mit einem Triumphwagen, in dem drei weibliche Gestalten sitzen: die Liebe, die Weisheit und die Stärke, „als die hervorstechenden Charakterzüge der drei hohen verbündeten Monarchen“; eine hinter ihnen stehende Viktoria hält einen Lorbeerkranz über ihren Häuptern.

Weinbrenner dachte sich das Denkmal als Stätte einer alljährlich zu wiederholenden Festfeier. Das Bauwerk sollte aus Granit, die Skulpturen aus Marmor ausgeführt werden, in den Statuen und Reliefs durchweg die größte geschichtliche Treue angestrebt werden. Die Kosten des Ganzen schlug er auf vier bis sechs Millionen Thaler, die Ausführungszeit auf zehn Jahre an.

Einen ganz eigentümlichen Vorschlag machte Kokebue im „Hamburger Correspondenten“ (Nr. 55). Er lenkte die Aufmerksamkeit auf die seit den Römerzeiten im Odenwalde unweit Reichenbach liegende „Riesensäule,“ eine Granitfäule von mehr als 31 Fuß Länge und über 4 Fuß Durchmesser. „Eine höhere Granitfäule — schreibt er — möchte wohl in Deutschland nicht gefunden werden. Warum ist dies Römerwerk, welches die staunende Nachwelt Riesen zuschreibt, dort ungenützt liegen geblieben? Ohne Zweifel weil es an Kenntnis oder Mitteln

*) Die Anordnung ist sichtlich durch die antike Statue der Nike beeinflusst.

fehlt, es fortzuschaffen. Aber wohin gehört diese prächtige Säule? Offenbar auf das Schlachtfeld bei Leipzig. Da muß sie stehen! Da muß ein Denkmal, verfertigt von den ersten Unterjochern der Deutschen, aufgestellt werden zur Erinnerung an den herrlichen Sieg über die letzten Unterjocher der Deutschen. Dieses Denkmal wird noch unendlich an Wert gewinnen durch den begeisterten Gedanken, daß die übermütigen Römer es waren, die vor so vielen Jahrhunderten vom Schicksal gleichsam gezwungen wurden, für ihre damaligen Sklaven eine Trophäe zu bearbeiten, damit sie einst in später Zukunft den Sieg der deutschen Enkel bezeichne.“

Den Gedanken Kogebues griff dann ein ungenannter Leipziger Künstler auf, der sich auch schon längere Zeit mit der Idee zu einem Denkmal beschäftigt hatte, und sandte nachträglich noch eine Skizze an Seckendorff. Er wollte die Römersäule so bearbeitet wissen, daß der Schaft als ein Bund riesiger Lanzen erschiene, aus deren Spitzen ein Kreuz hervortragte, während den Fuß ein Lorbeerkranz umgäbe. Die Säule sollte auf einen Würfel gestellt werden, der von einem Kreis aufrecht stehender, durch hängende Ketten verbundener Kanonelläufe umgeben werden sollte. Als Ort des Denkmals schlug er den Platz vor, „wo die Quantische Schnupftabakwindmühle stand,“ also genau die Stelle des heutigen Napoleonsteins.

Kam denn aber sonst aus Leipzig selbst gar keine Anregung? O ja, es fehlte nicht ganz daran. Der russische Generalkonsul in Leipzig, Staatsrat v. Freygang, der Leipziger Rats Herr Dr. Stieglitz (der bekannte Kunsthistoriker) und der sächsische Major Aster (der Geschichtsschreiber der Leipziger Schlacht) veröffentlichten gemeinschaftlich einen architektonischen Entwurf. Er liegt vor in zwei lithographirten Zeichnungen und einem ebenfalls lithographirten kurzen Text (3 Seiten) ohne Jahreszahl: „Entwurf eines zum Andenken der Schlacht von Leipzig zu errichtenden (nicht Sieges-) sondern Todtenmonuments.“ Die genannten drei wollten auf dem „Monarchenhügel“ eine gotische Kapelle in der Form eines lateinischen Kreuzes mit einem Turme über der Vierung erbauen, die „dem Andenken der drei verewigten Oberfeldherren der Allirten und aller auf dem Schlachtfelde von Leipzig Gefallenen gewidmet“ sein sollte. Die drei kurzen Schenkel des Kreuzes sollten „drei kleinere, der katholischen, griechischen und evangelischen Konfession gewidmete Kapellen“ bilden, die durch Gitterwerk von dem Hauptraume abge sondert werden sollten. Diese Kapellen sollten „an der Seite der Altäre einfache Denkmale der drei Oberfeldherren enthalten“ (so!). Der längere Schenkel des Kreuzes, das Hauptschiff mit seinen beiden Nebenschiffen, sollte, „ohne Unterschied der Nation, des Ranges oder der Waffen dem Andenken sämtlicher bei Leipzig Gefallenen gewidmet“ sein. „Den Nachgelassenen und Angehörigen — heißt es weiter — steht es frei, durch marmorne Tafeln, Inschriften, Basreliefs, Gemälde u. s. f. das Andenken der Ihrigen zu feiern, jedoch ist in Ansehung des beschränkten Raumes die größte Ökonomie zu beob-

achten.“ Die Größe der Kapelle sollte von der Summe der eingehenden Beiträge abhängen. Eine einzelne Person sollte aber nicht mehr als einen Reichsthaler zeichnen dürfen. „Die Liste sämtlicher Beitragenden, sowie auch aller Künstler und Handwerker, die an dem Baue Theil nehmen, nebst der Geschichte und Rechnung des Baues wird in einem eignen Denkbuche durch den Druck bekannt gemacht und in der Kapelle niedergelegt.“

Doch genug von diesen Entwürfen. Es wurde nicht ein einziger ausgeführt. Anfangs erschienen andre Aufgaben, wie schon Sedendorffs Kritiker hervorhebt, weit dringender, und später erstickte die schmerzliche Enttäuschung, welche die großen Hoffnungen erfuhren, die sich an die Erhebung des deutschen Volkes von 1813 geknüpft hatten, die Begeisterung für die Sache.

Ganz ohne äußere Zeichen der Erinnerung blieb das Leipziger Schlachtfeld zwar nicht. Ein „Verein zur Feier des 19. Octobers,“ der 1814 gegründet wurde und der noch heute besteht, errichtete nach und nach an einzelnen Punkten der weit ausgedehnten Ebene schlichte, bescheidene Denksteine, und dazu fügte im Anfange der sechziger Jahre ein Bürger Leipzigs, Dr. Theodor Apel, aus eignen Mitteln eine große Anzahl von Marksteinen, um die Stellungen der kämpfenden Heere und Heeresteile der Schlacht zu bezeichnen. Aber was Arndt und andre gewünscht und gehofft hatten, ein großes, mächtig emporragendes, weit in das Land hinaus schauendes Mal, würdig des gewaltigen Ereignisses, dessen Gedächtnis es zu verewigen galt, kam nicht zu stande.

Vor 25 Jahren, bei der unvergeßlichen, großartigen Jubelfeier der Leipziger Schlacht, die im October 1863 — wenige Wochen nach dem großen Turnfeste — in Leipzig begangen wurde, wurde der Plan von neuem aufgegriffen. Mehr als zweihundert deutsche Städte hatten damals ihre Abgeordneten nach Leipzig gesandt, Hunderte von Veteranen der Schlacht hatten sich aus allen Theilen Deutschlands zur Feier eingefunden, und vor ihrer aller Augen, in hochfestlicher Stunde, wurde am 19. October 1863 auf der Höhe von Thonberg bei Leipzig der Grundstein zu einem großen, würdigen Denkmal der Völkerschlacht gelegt.

Es war kein flüchtiger, unbedachter Einfall, entsprungen etwa dem Festrausch, der damit ausgeführt wurde, sondern ein wohl vorbereiteter, nach allen Seiten hin erwogener Gedanke: diese Grundsteinlegung bildete den Haupt- und Mittelpunkt des ganzen Festes und wurde von allen Teilnehmern als solcher empfunden. Am Tage darauf wurde von den in Leipzig versammelten Abgeordneten der deutschen Städte ein Ausschuß von 23 Städten gewählt zu dem Zwecke, „die Errichtung eines Denkmals der Völkerschlacht in Leipzig ins Werk zu setzen.“ Es waren die Städte: Augsburg, Barmen, Berlin, Braunschweig, Bremen, Breslau, Bräun, Cassel, Danzig, Dresden, Graz, Hannover, Karlsruhe, Königsberg, Leipzig, Lübeck, Magdeburg, Oldenburg, Posen, Stettin, Stuttgart, Weimar und Wien. Der Stadt Leipzig wurde der Auftrag erteilt, an alle die genannten Städte eine Aufforderung zur Beitrittserklärung zu erlassen. Leipzig entledigte sich dieses Auftrages, und alle 22 Städte traten dem Ausschuß bei. So schien nach einem halben Jahrhundert die Ausführung des Planes gesichert zu sein.

Aber wieder verließ die Sache im Sande. Die großen politischen Ereignisse, die in den nächsten Jahren Schlag auf Schlag einander folgten, die Vorgänge in Schleswig-Holstein, der böhmische Krieg, endlich der deutsch-französische Krieg, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums, diese Ereignisse, die

endlich erfüllten, was die Befreiungskriege unerfüllt gelassen hatten, nahmen die Gemüther jahrelang ausschließlich in Anspruch, und der natürliche Wunsch, diese Thaten der großen, herrlichen Gegenwart überall durch Denkmäler zu ehren, drängte den älteren Plan abermals in den Hintergrund. Auch der Stadt Leipzig lag jetzt natürlich näher als die Erbauung eines Denkmals für 1813 die Errichtung des schönen Siegesdenkmals für 1870, dessen Enthüllung vor kurzem — später als in andern Städten Deutschlands — am 18. August dieses Jahres stattgefunden hat.

Doch die alte, uneingelöste Schuld wurde darüber nicht ganz vergessen. Fort und fort mahten einzelne Stimmen an die einmal übernommene Pflicht, und so soll denn endlich jetzt, wo ein drittes Vierteljahrhundert seit den Tagen der Leipziger Schlacht veronnen ist, Hand ans Werk gelegt werden, und zwar nach Aller Wunsch und Aller Überzeugung trotz der inzwischen völlig umgestalteten politischen Verhältnisse unsers Vaterlandes auf derselben Grundlage, auf der das Werk vor 25 Jahren begonnen worden ist: nicht als eine Sache Leipzigs, sondern als eine gemeinsame nationale Angelegenheit. Was geschaffen werden soll, ist wohl nicht ein zusammengesetztes, figurenreiches Werk der Plastik, das wieder lange Jahre zu seiner Herstellung bedürfen würde, sondern ein Werk, das in wenigen Jahren vollendet sein kann, ein Denkmal, wie es Knudt vorschwebte, „etwas ganz einfaches und ausführliches,“ aber doch der Väter und ihrer Thaten wert. Wäge denn dem Unternehmen diesmal ein glücklicher Stern leuchten!



Litteratur.

Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Graz, Leuschner u. Lubinski, 1888.

Ein Buch der Sammlung, teilweise mit dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben, der dem stillen Nachdenken günstiger war als der heutige. Der Verfasser gehört unter die vielseitig, namentlich geschichtlich gut unterrichteten, philosophisch trefflich geschulten Männer, bei denen man sich gern über verwickelte und trübe Fragen der Zeit Auskunft und Trost holt. Seine edle Natur schwebt über die Schranken der Gegenwart hinaus und übersteht augenblickliche Verhältnisse von einer höhern Warte. Das giebt dem ersten Kapitel des vorliegenden Buches seine Bedeutung, worin der Verfasser die Bildung früherer Zeitalter kennzeichnet. Knapp und treffend sind die Grundelemente dargelegt, die das geistige und sittliche Leben des griechischen Altertums, des früheren Mittelalters, der Renaissance und des achtzehnten Jahrhunderts bestimmten. Dann kommt der Verfasser auf die Bildung unsrer Zeit und sagt u. a.: „Wer unsre gewöhnlichen, mittlern und oberen Schulen durchlaufen hat, erwirbt damit nach allgemeiner Ansicht das Recht auf die Bezeichnung ‚gebildeter Mensch.‘ Er muß die Zeitung lesen können, ohne zu viel über geographische Namen zu stolpern, muß demgemäß über Tagesereignisse die Meinung wenigstens einer Zeitung wiederzugeben vermögen, ohne daß er natürlich eine tiefere Einsicht in wirtschaftliche und politische Verhältnisse zu verraten brauchte. Er muß über das Theater als Sachverständiger reden, muß von den Romanen, welche oben an der Oberfläche schwimmen, etwas gehört oder zum mindesten eine Rezension über sie gelesen haben. Versteh er ein paar fremde Sprachen, besißt er gute Manieren, hat er sich aus Overbeck und Lübke genug

gemerkt, um seine Eindrücke von neuen Gemälden in vorsichtiger Allgemeinheit auszusprechen, vermag er eine Symphonie Mozarts von einer Volkmanns zu unterscheiden und ein Wagnersches Leitmotiv zu verfolgen, so belohnt eine anerkennende Gesellschaft dieses Verdienst, indem sie seiner Note „gebildet,“ die Steigerungen „sehr, sehr, hoch“ in angenehmer Abwechslung vorsetzt. Und wenn er gar im Besitze dieser trefflichen Eigenschaften noch einen Beruf anständig betreibt, so nennt man ihn mit aufrichtiger Hochachtung einen „vielseitig“ oder „umfassend“ gebildeten Mann.“ Im Anschluß an diese Schilderung heißt es dann: „Heute scheint es mir doch einigermaßen zweifelhaft, ob man jeden, der durch die immer weiter werdenden Maschen des Abiturientenexamen ins Universitätsleben gerutscht ist, ohne weiteres zu den Gebildeten zählen darf.“ Diese Sätze klingen etwas pessimistisch, aber sie enthalten Wahrheiten und treffliche Beobachtungen. Auch was weiter kommt über die Presse, über das Reisen und ähnliche Bildungsmittel der Gegenwart, ist zwar absprechender Natur, aber nicht absprechend in der Art des Griesgramms. Der Verfasser lehrt immer die guten Seiten, die die Sache bei richtiger Benutzung haben kann mit hervor und wählt in den Schänden, nur um zu zeigen, daß es schwer ist, heute ein gebildeter Mensch zu sein. So wirkt sein Buch anregend und aufhellend, entlockt Zustimmung, reizt zum Widersprechen oder zum Nachsinnen. Mit einem Worte: es fördert und es fordert Mitarbeit. Daß man Schönbach trotzdem nicht zu den eigentlich scharfen Köpfen rechnen darf, wird in dem zweiten und dritten Kapitel des Buches klar. Hier sind die Fragen, auf die es ankommt, weder klar gestellt, noch bestimmt gelöst. Es mußte unterschieden werden zwischen gesellschaftlicher, sittlicher und geistiger Bildung. Nur mit der letzteren will sich Schönbach befassen. Da war zu fragen: was verlangt man von einem Menschen, der heute auf geistige Bildung Anspruch macht? Doch wohl, daß er die Fähigkeit besitze, an allen Interessen des geistigen und öffentlichen Lebens unsrer Zeit teilzunehmen. Weiter: Was hat das Lesen mit dieser Fähigkeit zu thun? Oder unmittelbar auf Schönbachs Ziel die Frage gestellt: Was muß ein gebildeter Mensch gelesen haben? Um alle diese Punkte schlendert der Verfasser in bequemer und abschweifender Weise herum. Die Folge davon ist, daß der Leser am Schlusse nicht recht weiß, was der Verfasser denkt, will und verlangt. Der Anhang des Buches bringt ein Verzeichnis derjenigen Werke aller Litteraturen, die nach Schönbachs Ansicht der gebildete Mensch des neunzehnten Jahrhunderts gelesen haben muß. Wir kennen viel dergleichen Vorschläge englischer Autoren. Immer haben sie etwas Subjektives. So auch das Verzeichnis Schönbachs. Was? Ich soll den saden Marc Twain lesen und nicht von Jean Paul? Auch nicht Wuz oder Siebenläd? Die Einwände reichen aber tiefer hinein. Mit Recht überschreitet Schönbach in seinem Verzeichnis den engen Kreis der schönen Litteratur. Thomas von Kempfen wird mit verlangt. Dann bitten wir aber auch um Humboldts Kosmos und um die andern Hauptwerke der Naturwissenschaft, der Geschichte und Philosophie.

Druckfehler. Im vorigen Hefte ist in dem Aufsatze „Der Fall Harnad“ ein sellamer Druckfehler stehen geblieben. S. 103, Z. 19 v. u. muß es statt: durch Wettseifer. — Ebenso bitten wir in dem vorliegenden Hefte S. 151, Z. 8 v. o. zu lesen nur richtig statt unrichtig, S. 154, Z. 14 v. u. des menschlichen Wises statt des menschlichen Wissens, S. 155, Z. 7 die atomistische statt die atomischen, ebenda Z. 8 v. u. ein andres statt ein anders, S. 157, Z. 4 v. o. Somit statt Soweit, S. 158, Z. 22 mit der Erkenntnis statt mit Erkenntnis.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Don der Nordlandfahrt bis zur Romfahrt.



Auß die Kaiserbegegnung in Peterhof ein gutes Ergebnis gehabt habe, war allgemeine Annahme. Darum sagte die Nationalzeitung: „Die europäische Katastrophe, die unabwendbar über den Häuptern der resignirt harrenden Völker zu schweben schien, ist jedenfalls auf Jahre vertagt. Möge der Abschluß, welchen die europäischen Staatsmänner im Herbst über das Ergebnis des diplomatischen Feldzuges des Sommers machen werden, die Hoffnungen der Völker auf gesicherte Fortdauer des Friedens krönen. Dankbar wird sich dann nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa der ersten Kaiserreise erinnern.“ Damit aber ein so günstiger Erfolg nicht etwa der Bismarckschen Politik zu Gute geschrieben werde, erfand die „Neue freie Presse,“ ein Blatt, das mit dem Berliner Fortschritt zusammenhängt und wie dieser von Juden geleitet wird, das Märchen, Kaiser Wilhelm habe die russische Reise unternommen, um seine Selbständigkeit in auswärtigen Fragen Bismarck gegenüber zu bethätigen. Es lag Methode in dieser Erfindung. Den Charakter des Kronprinzen und des jungen Kaisers vor In- und Ausland zu verdächtigen, war nicht gelungen; so versuchte man denn, was bei Kaiser Friedrich so einträglich gewesen war, die Loyalitätskomödie wieder aufzunehmen; man stellte den jungen Kaiser als diplomatisch geschickter und thatkräftiger hin, als seinen alten Kanzler, den treuen Berater der Hohenzollern. Vielleicht gelang es so, Kaiser und Kanzler zu trennen. Denn Deutschland um seinen großen Staatsmann zu bringen, darauf steuert doch die ganze ultramontane, Fortschritts- und Judenpresse hin. Versuchte man Bismarck klein zu machen, ein Unternehmen, das später seine Fortsetzung in der Veröffentlichung des Tagebuches fand, so sollte Madenzie groß werden. Seine fortschrittlichen

Parteilgänger in Deutschland aber hoben besonders eines als sein großes Verdienst hervor, daß er es ermöglicht habe, daß Kronprinz Friedrich auf den Thron gekommen sei. Dr. Barth schrieb in der „Nation,“ es sei vom höchsten Interesse gewesen, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, sei es auch nur auf einen Tag, auf den Thron steigen zu lassen. Daß dies Madenzie ermöglicht habe, die deutschen Ärzte es nicht viel besser ermöglicht haben würden, weiß außer dem englischen Charlatan nur die Fortschrittspresse. Aber angenommen, es sei so: war es im Interesse des bedauernswürdigen Kranken, daß er mit den widerwärtigsten und häßlichsten Streitigkeiten der Parteien beladen wurde? Oder war es im Interesse des Staates, daß alle Parteien sich um seinen Besitz zankten und die Feinde ringsum auf die durch das viele Elend und den Jammer zur Schwäche gewordene Gutmütigkeit rechneten? Was im Interesse einer wenig patriotischen Partei und in dem von Her gracious Majesty of Great-Britain war, das war doch darum nicht „von höchstem Interesse.“

Gegenüber dem Fortschritt, der mit der Anstrengung eines Spielers, der sich verrechnet hat, seine verlorne Stellung wieder zu gewinnen sucht, sollten doch die patriotischen Parteien sich hüten, kleinlichen Streitigkeiten unter sich Raum zu geben. Sie thaten das aber, und zwar angeführt der bevorstehenden Landtagswahlen. Die heftigen Kämpfe, die zwischen den Konservativen von Rauchhaupts Farbe und den Nationalliberalen eintraten, erregten die Herzenslust des Freisinns und der Ultramontanen. Die Nationalliberalen, besonders in Hannover, fingen an, auf selbständiges Vorgehen zu denken, und die Kreuzzeitung sowie der Reichsbote gingen hastig auf das Thema ein. Sie stellten, wenns hoch kam, das beliebte „Getrennt marschiren, vereinigt schlagen“ auf. Dieser Grundsatz ist für politische Dinge deshalb nicht zu brauchen, weil, wenn die Parteien sich einmal zum marschiren getrennt haben, sie auch zum schlagen sich schwer vereinigen lassen. Es fehlt da das einheitliche Kommando. Dagegen bleibt von den Wahlen her die Erbitterung der Parteien und schwächt den guten Willen da, wo alles auf einen solchen ankommt. Die „Norddeutsche“ hatte ganz Recht, wenn sie sich in Bezug auf die Kartellfrage dahin äußerte, daß die Regierung die Majorität der nationalen Parteien für sich haben müsse, die nur zu erlangen sei, wenn diese sich nicht unter einander bekämpften. „Eine Majorität auf Basis der konservativen Partei allein herzustellen, ist nach Lage der Verhältnisse unmöglich. Eine Majorität ist eben nur zu erreichen entweder mit dem Centrum oder mit der nationalliberalen und freikonservativen Partei. Für die Regierung ist es einfach unmöglich, sich auf eine Majorität zu stützen, deren Bestand in das Belieben Windthorsts gestellt wäre.“ Daß die Regierung gar nicht in der Lage ist, eine Auswahl unter den Parteien zu treffen, wenn sie sich nicht Windthorst und den ihm anhängenden Elementen in die Arme werfen will, dem sollten doch die nationalen Parteien, von denen man so viel Zucht fordern muß, daß sie das staatliche Interesse über das der Parteien stellen, Rechnung tragen.

Außer in Berlin, wo die Persönlichkeit Stöckers jeden heilsamen Kompromiß hindert, kann das auch nicht so schwer fallen. Je mehr die Regierung auf den Bestand des Kartells dringt, desto mehr ist sie im Recht, und das Gefühl des einfachen Wählers geht mit ihr. Ein Glück, daß es eine Frage giebt, wo alle Parteien zuletzt gegen die Ultramontanen stehen, und daß diese Frage gerade mitten in dem Kampfe der Konservativen und Nationalliberalen aufgeführt wurde. v. Huene erklärte auf der Generalversammlung der Katholiken in Beuthen, daß der Windthorstsche Antrag auf Verkirchlichung der preußischen Volksschule wieder eingebracht werden solle. Windthorst war schlau genug gewesen, im vorigen Landtage den bereits angekündigten Antrag wieder fallen zu lassen; die Temperatur war zu ungünstig gewesen. Im neuen Landtage hoffen nun die Ultramontanen die Herrschaft der Kirche über die Schule durchzusetzen. Bereits hat der Erzbischof von Köln seinen Klerus verpflichtet, darauf hinzuwirken, daß nur solche Abgeordnete gewählt werden, die diese Herrschaft begünstigen. Es ist gut, daß sie damit herauskommen. Sie werden erfahren, daß Preußen nicht Oesterreich ist, und daß bei uns die Hoheit des Staates eine von allen Parteien mit Ausnahme der Römlinge anerkanntes und unantastbares Axiom ist. Kein Mensch in Preußen, der den preußischen Staat will, will belgische Zustände. Und darum will kein Mensch die kirchliche Leitung der Schule. Gegen Klerikale Bevormundung erhebt sich das preußische Gewissen. Das werden Windthorst und seine Eideshelfer erfahren. Wenn Herr v. Huene von Windthorsts Antrag mit echt jesuitischer Schlaueit sagte: „Er ist nicht allein für die katholische Kirche gestellt, sondern für die christliche Kirche überhaupt, so wird er wohl sehen, wie wenig Hände die seinen erfassen, in denen er so freundlich die Gabe einer Toleranz zeigt, von der sonst die Römlinge gar nichts wissen. Was die Staatschule angeht, da steht alles, was nicht geradezu antimodern, d. h. antipreussisch ist, zusammen, „alles, was nicht katholisch werden will.“ Unfre protestantische Geistlichkeit enthält allerdings eine Anzahl Klerikalgesinnter, denen das römische Papsttum imponirt und die auch für uns Evangelische gern einen Oberbischof mit Unterbischofen haben möchten. So z. B. der Divisionspfarrer H. Köhler in Danzig, der damit „die Volkstümmlichkeit der Kirche“ zu erzielen denkt, daß das Land „mit Geistlichen überschwemmt“ werde, deren Stand aristokratisch werden und feste Besoldung empfangen soll, allerdings aber auch noch „Geschenke annehmen darf.“ Aber diese Bestrebungen haben keine Gemeinden hinter sich. Was aus solchen „überschwemmt“ Ländern wird, das weiß das protestantische Volk ganz wohl, und darum wird für diejenigen unsrer Herren Geistlichen, die dies Ideal aufstellen, jedenfalls die Verwirklichung fehlen. Als Spanien ein so überschwemmtes Land war, daß auf 76 Einwohner ein Geistlicher kam und auf 912 Köpfe eine Schule, da war seine traurigste Zeit; als 1869 im Kirchenstaat auf 33 Einwohner eine geistliche Person kam und von 100 Laien nur ein einziger lesen

konnte, da war dieser Staat der Fluch aller Italiener geworden; in Belgien, „wo die Priester so zahlreich sind wie der Sand am Meere,“ kann noch nicht die Hälfte der Einwohner schreiben, d. h. ihren Namen notdürftig unterzeichnen, und bei dieser priesterlichen Herrlichkeit pochen die Schrecken der sozialen Revolution an die Thore des Staates; in dem glaubenstarken Tirol konnten von zehntausend Kaiserjägern, die Unteroffiziere abgerechnet, im Jahre 1869 nur sechs- undvierzig schreiben. Wenn gegenüber solchen Zuständen, die sich überall einstellen, wo die Kirche herrscht, die „Vossische Zeitung“ sagt, daß, wofern sich auch bei uns die Begehrlichkeit der Klerisei auf die Schule geltend machen wolle, die Reaktion dem einmütigen Widerstande aller Parteien begegnen werde, so hat sie Recht. Daß aber unsere Konservativen, auch wo sie noch so orthodox sind, schließlich doch nicht liechtensteinisch klerikal sind, wird sich dann zeigen, wenn die Bestrebungen Vienbach-Liechtenstein auch auf unsern Boden durch antipreußische Römlinge verpflanzt werden sollten.

Als ein Zeichen der Stimmung unter den geistigen Capacitäten in unserm Vaterlande kann die Wahl Gerhards zum Rektor der Berliner Universität angesehen werden. Sie erfolgte auf Initiative der nicht medizinischen Fakultäten, um ihm in dieser Form eine Art Anerkennung für seine Haltung während der Krankheit Kaiser Friedrichs auszusprechen. Von den Freisinnigen war Virchows Wahl erwartet worden; als sie sich darin getäuscht sahen, fanden sie, „daß die Berliner Professoren sich heute freiwillig des Rechts begeben, eine eigne politische Meinung zu haben oder zu vertreten.“ Das erinnert uns wieder einmal an den Vertrauensarzt des Kaisers und der Kaiserin Friedrich. Wer es noch nicht wußte, daß dieser Vertrauensmann kein Vertrauen verdient hat, der würde es aus seinem Buche gegen die deutschen Ärzte erkennen, diesem frechsten Pamphlet des Jahrhunderts, dem jetzt sogar Virchow mit seiner Namensunterschrift seine Lügen vorhält. Wie frech der Pamphletist ist, kann man auch aus einem jedenfalls apokryphen Briefe der Kaiserin Friedrich ersehen, den diese an ihn, Sir Morell Mackenzie, geschrieben haben soll und von dem die Daily News einen Auszug veröffentlicht. Der Brief läßt die Kaiserin ihm, Sir Morell, alles das vortragen, was er, Sir Morell, wohl wünschen mag, ihr bei seiner ersten Begegnung gesagt zu haben. An die Echtheit des Briefes der Kaiserin Friedrich könnte man erst dann glauben, wenn es sich bestätigen sollte, daß das englische Manuskript oder die Druckbogen der Broschüre Mackenzies von der Kaiserin durchgesehen worden seien, wie die öffentlichen Blätter berichten.

Da wir einmal bei apokryphen Nachwerfen stehen, so mag hier auch noch ein andres apokryphes Altstück erwähnt werden, nämlich der Geheimbericht, den Bismarck in der Battenberger Heiratsgeschichte an den Kaiser Friedrich gerichtet haben sollte und der in der Nouvelle Revue durch die bekannte Madame Adam veröffentlicht wurde. Auch hier dachten viele an literarische Beziehungen

des Vertrauensmannes Madenzie zu Madame Adam. Offenbar hatte der Fälscher damit einen schweren Hieb gegen Deutschland führen wollen, hat aber schließlich nur die deutsche Politik glänzend gerechtfertigt. Das Interessanteste bei dieser mit solchem Aplomb veröffentlichten Fälschung war aber, daß sich auch nicht eine einzige Stimme in der ganzen Fortschrittspresse erhob, um, wie sie es unter der Regierung Kaiser Friedrichs so eifrig gethan hatten, Bismarck wegen seines entschiedenen Widerpruchs gegen die Battenbergische Heirat zu bekämpfen. Daß die Quelle dieser Fälschungen dieselbe ist wie die der frühern, in den bulgarischen Angelegenheiten verfaßten, auf den Sturz Bismarcks zielenden gefälschten Berichte, dafür spricht vieles. So wurde darin auch ein Brief der Königin von England vom 26. März erwähnt. Thatsächlich ist dem Reichskanzler ein solcher unbekannt geblieben. Ist die Angabe in dem Berichte der Madame Adam richtig, und war ein solcher Brief vorhanden, dann muß man wohl schließen, daß die Fälschung aus Regionen stammt, in denen man von der Korrespondenz der Königin Viktoria genauere Kenntnis hatte als im deutschen auswärtigen Amte.

Wir kommen nun auf etwas Erfreulicheres. Die im Juli beendeten Rassenabschlüsse des preussischen Finanzministeriums vom Etatsjahr 1. April 1887/88 zeigen, daß der früher auf 70 Millionen Mark berechnete Überschuß des laufenden Finanzjahres noch weit größer ist als diese Schätzung. Allein in den Staatsseisenbahnen war die Solleinnahme um 53 Millionen überstiegen. Mag der Anschlag auch von vornherein zu niedrig gewesen sein, so deutet doch die so große Differenz auf günstigere Erwerbsverhältnisse, die nach dem politischen Stande der Dinge fortbauern und im kommenden Jahre erst recht bedeutende Überschüsse erzielen werden. Es wird wohl nicht zu viel sein, wenn wir für die preussischen Finanzen einen Überschuß von 100 Millionen erwarten, ganz abgesehen von den neuen Reichsteuern, welche die preussischen Finanzen um 64 Millionen entlasten. Wird bei solcher Lage, wie es geschehen kann, das Personenzugeld wie der Gütertarif herabgesetzt, so mehrt das die Aussicht auf bedeutende Steigerung des Verkehrs wie auf Erleichterung der Steuerlast namentlich auf kommunalem Gebiete. Daß bei der so gehobenen Finanznot Preussens auch die sozialpolitische Gesetzgebung des Reiches ohne Aussicht auf die Notwendigkeit neuer Reichsteuern sich ungehindert vorwärts bewegen kann, ist der größte Gewinn, den die günstigen preussischen Finanzverhältnisse für das allgemeine Beste haben werden. Zunächst wird wohl kein Hindernis da sein, wenn bei der Beratung des Altersversorgungsgesetzes im Reichstage der Rentenbezug vom 70. Jahre auf das 65. zu verlegen beantragt wird, diesen Antrag anzunehmen; ob der Rentenbetrag von 120 Mk. erhöht werden kann, das muß freilich erst einer Probe unterliegen, die mit dem Gesetze mehrere Jahre hindurch gemacht wird.

Ebenso wenig wie unsre Finanzen werden auch unsre wirtschaftlichen Ver-

hältnisse den Oppositionsparteien irgend welche gegründete Veranlassung zur Opposition geben können. Nicht als ob eine solche nicht auch von diesen Gebieten aus versucht werden würde, aber hier kann ihr mit Zahlen derart ihr Unfug vor die Augen gehalten werden, daß auch der Laie in solchen Dingen die gewerbmäßigen Wähler erkennen muß. Der Jahresbericht der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft, unter denen doch viele politische Gesinnungsgeoffenen Eugen Richters sind, berichtet über die Erfolge der einst so heftig angefochtenen Reichspostdampferlinien: „Als ein wirksames Förderungsmittel unsers Verkehrs mit Ostasien und mit Australien haben sich die vom Reiche subventionirten Postdampfer bewährt. Sie haben in der Schnelligkeit der Post- wie der Passagierbeförderung alle Konkurrenten überholt. Auf der ostasiatischen Linie sind die Schiffe von Anfang an zu mindestens drei Fünfteln in Bremen selbst, zu etwa zwei Fünfteln in Antwerpen befrachtet worden, nach kurzer Zeit ist dann die ausgehende Fracht so stark angewachsen, daß zu ihrer Beförderung die Schiffe nicht mehr ausreichten. Was die Rückfracht von Shanghai, Hongkong und Colombo betrifft, so hat der direkte Bezug von chinesischen und Kolonialerzeugnissen des Ostens bereits angefangen, uns von der Vormundschaft des englischen und französischen Marktes mehr und mehr zu emanzipiren u. s. w.“ Unser überseeischer Verkehr hat so zugenommen, daß die Errichtung einer neuen Dampferlinie Hamburg-Australien mit einem Aktientapital von fünf Millionen Mark, an deren Spitze A. Woermann steht, gesichert ist.

Wenn aber so von den Maßnahmen her, welche die Regierung seit Jahren in wirtschaftlichen Dingen befolgt hat, der Opposition des Fortschritts keine günstige Aussicht erwächst und der Schädigung der öffentlichen Sittlichkeit durch Erregung des politischen Fanatismus vorgebeugt ist, so sollte auch dieser Schädigung, wie sie von anderer Seite her unternommen wird, künftig von den Behörden entgegengetreten werden. Am allerwenigsten sollte eine Förderung stattfinden, wie sie stattgefunden hätte, wenn sich das bestätigte, was in öffentlichen Blättern zu lesen war, daß bei der Eröffnungsfeier der sogenannten Heiligtumsfahrt in Aachen auch die Mitglieder der königl. Regierung, des Landgerichts, der höhern Schulen, des Offizierkorps in corpore zugegen gewesen seien. Die Aachener Reliquienfeier, die aller sieben Jahre stattfindet, gilt dem Kleide der selbigen Jungfrau Maria, den Windeln und dem Wendentuche Jesu, dem blutbefleckten Tuche, worin das Haupt Johannis des Täufers gelegen hat. Das Kleid der Maria ist besonders schön und auch dadurch merkwürdig, daß es sich an mehreren Orten findet. Das „Düsseldorfer Sonntagsblatt“ belehrte aber die Gläubigen, daß diese Reliquien verehrt werden müßten, weil sie Wunder über Wunder thun, und weil sich „an denselben oft höhere Lebensäußerungen erweisen, dergleichen auch noch die hier lebenden Heiligen von sich zu geben pflegen.“ Wer nun dieses Glaubens lebt, der mag auch immerhin darauf selig werden. Aber die Frage Oskar Sägers, ob anzunehmen sei, daß die Mitglieder obengenannter

Körperschaften, gleichviel ob katholisch oder protestantisch, an die Echtheit der ausgestellten Reliquien geglaubt haben, wird wohl kein Mensch, der nicht zum katholischen Klerus gehört, mit „Ja“ beantworten wollen. Dann aber bleibt nichts anders übrig, als anzunehmen, daß die Genannten auf Wunsch ihrer Vorgesetzten bei der Eröffnungsfeier erschienen. Solchen Wünschen muß von leitender Stelle aus entgegengetreten werden, denn sonst pflegt man den sittlichen Indifferentismus, wodurch der Wahrheitsfinn geschädigt wird. Wenn D. Jäger in einem öffentlichen Blatte fragte: Was kann von Seiten der Regierung und was kann überhaupt zur Pflege der Charakterbildung und zur Förderung des Wahrheitsfinnes auf deutschen Universitäten geschehen? so ist diese Frage deshalb falsch gestellt, weil, wenn auch die Universitäten, und setzen wir hinzu die Gymnasien alles Mögliche zur Förderung des Wahrheitsfinnes thun mögen, ihnen das doch nichts helfen wird, wenn die Teilnahme an solchen kirchlichen Akten von den Vorgesetzten gewünscht wird.

Wenn „die Aufgabe von kolossaler Größe,“ welche die Times dem jungen Kaiser Wilhelm beilegte, sich auf die Erhaltung des Weltfriedens bezieht, so zeigte es sich bereits bei der Enthüllung des Denkmals von Friedrich Karl in Frankfurt a. D., daß diese Aufgabe schon durch die Nordlandfahrt zu einem guten Teile für die nächste Zukunft gelöst war. Denn die Worte, die der Kaiser in patriotischer Kraft und jugendlichem Feuer sprach und die die allerentschiedenste Verteidigung deutscher Ehre und deutschen Besitzes gelobten, diese Worte würden vor noch nicht langer Zeit als scharfer Kriegstropfenstoß aufgefungen worden sein. Jetzt begrüßten sie die englischen und russischen Zeitungen als Friedensworte. Auch hoffte die „Petersburger Zeitung,“ daß die deutliche Sprache Kaiser Wilhelms jenseits der Vogesen verstanden werden würde. Das hoffen wir auch. Jedenfalls sind sie eine ernste Mahnung an die Franzosen, die Sache sich zweimal zu überlegen, ehe sie den Frieden Deutschlands und damit den Frieden der Welt stören. Auch haben die Herren, wie bisher seit Errichtung der Republik, so vornehmlich jetzt gerade genug mit sich zu thun. Erwähnen wollen wir aber, daß doch einmal während dieses Sommers, nämlich bei den Streiks der Erdarbeiter, die Regierung energisch auftrat; sie schützte die zur Arbeit bereiten Leute gegen die Agitatoren und ging in derselben Weise vor, wie unsre Regierung mit dem bekannten Streikerlaß, der von dem Freisinn seiner Zeit als Non plus ultra aller Reaktion geschilbert wurde. Dabei zeigte sich, was in Frankreich vergessen war, daß Energie das Einzige ist, wodurch eine Regierung und ein Land gegen Agitatoren und deren Anhang gerettet wird; nur daß diese Energie eine stetige sein muß, woran es freilich in Frankreich fehlt. Das zeigte sich bald nach diesen Vorgängen an der Angst, welche dieselbe Regierung an den Tag legte, als der Phrasenheld Boulanger wieder dreifach in die Kammer gewählt worden war, eine Wahl, die freilich erklärlich ist, wenn man weiß, wie in Frankreich mit äußerster Spannung auf

den gelauscht wird, welcher seinem Lande neue Größe verspricht. Wer von der Größe Frankreichs redet, und wäre es der gewissenloseste Abenteurer, der hat das Land. So thöricht diese Leichtgläubigkeit ist, so ehrenhaft ist aber doch das patriotische Gefühl; Parteien, wie in Deutschland die Freisinnigen, die sich an der Größe des eignen Vaterlandes ärgern, sind in Frankreich unmöglich. Brachte es doch diese internationale Gesellschaft auch in jenen Tagen wieder einmal fertig, für Englands Nutzen Deutschland schädigen zu wollen. Dem Thersites der Partei war es gelungen, ein als „streng vertraulich“ bezeichnetes Rundschreiben in seine Hände zu bekommen, in welchem zur Bildung einer deutschen Expedition aufgefordert wurde, die Dr. Schnizer, unsern deutschen Landsmann, befreien und im Falle des Gelingens zugleich eine Handelsstraße von den oberen Seen Innerafrikas nach unsern ostafrikanischen Besitzungen eröffnen sollte. Dieses deutsch-nationale Unternehmen mußte natürlich der patriotische deutschfreisinnige Führer zu hintertreiben versuchen. Das „streng vertraulich“ wurde also flugs damit beantwortet, daß die „Freisinnige Zeitung“ den bisher geheim gehaltenen Plan sofort bekannt machte, damit die Engländer noch zur rechten Zeit das Unternehmen stören und den Gewinn des Projektes für sich ausbeuten könnten. Welche große Freude es dem Freisinn bereitete, als das Unternehmen eine plötzliche Störung erfuhr, haben wir jüngst gesehen, als der Aufstand in den deutschen ostafrikanischen Besitzungen durch englische Berichte gemeldet wurde. Aber schon aus dem Gesagten zeigt es sich, was wir an diesem Freisinn haben, der sich wie zum Hohne „deutsch“ nennt. In der That, es war ein gnädiges Geschick, das uns vor dem Regimente dieser Partei behütet hat.

Am 21. August kam der italienische Ministerpräsident Crispi in Friedrichsrub bei Bismarck an, zu derselben Zeit, wo seine Note an Goblet in der Massaua-Kapitulationen-Angelegenheit in Paris einen „peinlichen Eindruck“ gemacht hatte, die aber ganz in der Ordnung war. Wenn auch die Pariser Presse den Ton Crispi als herausfordernd bezeichnet hatte, so machte doch der Weg Crispi nach Friedrichsrub die französische Regierung vorsichtig und zur Begleichung des Streites doppelt geneigt. Die Times sah in der Zusammentunft Crispi mit Bismarck eine erneute Versicherung der Befestigung des Bündnisses der europäischen Zentralmächte und eine hauptsächlich bürgerliche Bürgschaft des europäischen Friedens. Durch Neuigkeit glänzt diese Weisheit ebensowenig, wie der Beitrag Englands zur Erhaltung des Friedens selbst, wenn es auch die Miene annimmt, als ob der Friede durch England erst recht gesichert wäre. Und so versicherte uns der Herr Oberst Maurice bei dieser Gelegenheit ganz feierlich, daß Englands Flotte für Deutschland und Italien mindestens 500 000 Mann Landtruppen gleichkomme. Herr Maurice scheint noch nicht zu wissen, daß den englischen Kriegsschiffen zum guten Teil die Kanonen fehlen.

Bei Gelegenheit der Meldung von der Ernennung R. v. Bennigsen zum

Oberpräsidenten von Hannover wurde auch eine Äußerung des Kaisers gegen Herbert Bismarck bekannt, die dahin lautete, daß er nur Freunde und Gegner des Vaterlandes kenne und niemand ihm zutrauen werde, das Rad der Zeit zurückzuschrauben zu wollen. Es gebe Ernsteres zu thun, als die Geister gegen einander zu heizen. Die Worte, die auch durch die Rede des Grafen Douglas eine indirekte Bestätigung finden, sind ein schönes Zeugnis von der unbefangenen Auffassung des Kaisers, wie denn diese auch gerade in der Ernennung Bennigsens einen erfreulichen Ausdruck gefunden hat. Nichts hat die Freisinnigen seit längerer Zeit mehr geärgert als diese Sache; sie sahen wohl darin eine Anerkennung der Regierungsfähigkeit der gehafteten Nationalliberalen, und so gingen denn die unglaublichsten Hejereien gegen das Kartell wieder los. Mit welcher Wut zumal sie die Ernennung Bennigsens aufnahmen, konnte man aus der Meldung sehen, die die Volkszeitung über diese einfache Thatsache ihren Lesern brachte. Sie schrieb: „So hat denn endlich die liebe Seele Ruhe. Der Reichs- und Staatsanzeiger meldet, daß der König den Landesdirektor der Provinz Hannover, Dr. v. Bennigsen, zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover ernannt habe. Der kühne Nebenbuhler des Herrn v. Puttkamer ist also zum Untergebenen eines früher Untergebenen des frühern Ministers des Innern geworden; das ist nach einer zwanzigjährigen Ministerkandidatur ein etwas bescheidener Erfolg. In den Djean schiffst mit tausend Masten der Jüngling x.“ So geht das giftige Gezißel weiter. Es ist die Sprache, die wir 1861—66 hörten, und die wir, nach allem, was geschehen war, wohl für verstummt halten durften. Wahrlich, Kaiser Wilhelm I. hat Recht, wenn er in seinen Aufzeichnungen sagt, seine Nachkommen sollten nicht vergessen, daß Zeiten möglich waren wie 1861—66. Etwas Thörichteres, als daß auch der „Reichsbote“ in das Gefläß über Bennigsens Berufung mit einstimmt und sie beklagte, konnte es kaum geben. Er meinte, das Welsentum in Hannover würde durch Bennigsens Berufung auf den höchsten Posten gerade dieser Provinz tief erbittert werden. Als ob diese neben den Römlingen unversöhnlichsten Feinde Preußens und des unter ihm geeinten Deutschlands jemals noch tiefer erbittert werden könnten! Dafür, daß die Ernennung Bennigsens zum Oberpräsidenten in Hannover die Erhaltung der bisherigen zum Heile des Vaterlandes mit der Regierung arbeitenden Mehrheit möglich macht, haben die Merikalen des „Reichsboten“ keinen Sinn. Sie sehen nur den verminderten Einfluß ihrer Orthogorie auf die innere Politik, und diese Störung ihres hierarchischen Herrschaftsgefüßtes schmerzt sie mehr als alles.

Eine Äußerung des Kaisers über den Adel gab den fortschrittlichen Zeitungen Gelegenheit zu Angriffen, von denen wir weiter unten eine Probe geben wollen, und die zeigen, welcher Schamlosigkeit diese Presse, die sich zum größten Teil in jüdischen Händen befindet, fähig ist. Sieht man das, so muß man einem nationalliberalen Redner Recht geben, der bei Gelegenheit einer Reichstagswahl

in Berlin am 30. August sagte, daß er weit davon entfernt sei, die Juden als Juden, d. h. um ihres Glaubens willen, zu bekämpfen, wohl aber bekämpfe er die Ausbeutung der arbeitenden Klassen, die Unterdrückung der ehrlichen Arbeit und die Schamlosigkeit der Presse; es müßten auch die in Glaubenssachen vom Fanatismus entfernteften Gemüter einen Etel bekommen vor jüdischer Unverschämtheit, wenn man ihre Presse kennen lerne. Aus der erwähnten Wahl ging Liebknecht als Abgeordneter hervor. Die Wahl selbst zeigte, wie notwendig ein Gesetz über Wahlzwang ist. Vom Wahlbezirke wählten bei etwa 91,000 eingeschriebenen Wählern etwa 41,000, d. h. nicht ganz 46 Prozent. Von diesen 41,000 erhielt Liebknecht etwa 26,000 Stimmen. Natürlich ist von den Sozialdemokraten jeder wahlfähige Mann aus der Dachstube wie aus dem Keller aufgeboden worden; gleichwohl ist der sozialdemokratische Abgeordnete nur Vertreter von $\frac{2}{7}$ der Stimmen. Und das nennt man Volksvertreter, Vertreter „jenes Volkes der Arbeit, welches, wie die „Volkszeitung“ am Sedantage schrieb, erst jetzt noch wieder vor drei Tagen mit erdrückender Stimmenmehrheit ($\frac{2}{7}$!) seinen Abgabebrief an die neue Reichsherrlichkeit geschrieben hat.“ Das ist der Artikel der „Volkszeitung“ zum Sedantage! Wer wissen will, wie die Sprache vaterlandslosen Gefindels lautet, der mag diesen Artikel lesen. Nachdem das „Organ für jedermann“ aus der Äußerung des Kaisers vom Adel als den Edelsten des Volkes, einer Äußerung, die den Adel doch auf das Ideal hinweist, welches das Wort selbst ausdrückt, und dies zu einer Stunde und bei einer Gelegenheit, wo ein solcher Hinweis ganz absichtslos und natürlich ist, nachdem sie also aus dieser Äußerung in perfider Weise etwas ganz anderes dadurch gemacht hatte, daß sie dem Worte des Kaisers die Meinung unterschoob, der Adel sei „edler“ als das Volk, und somit den Gegensatz von Adel und Volk durch den Kaiser selbst festgestellt sein ließ, nach diesem Beweise echt rabbinischer Spitzfindigkeit kommt das Blatt auf die Sedanfeier und läßt die übertrieben ausgefaltete Gleichgiltigkeit gegen diese eine Folge des despotischen Regimentes in Deutschland sein und den Kaiser die chemische Waage hervorholen zu der Entdeckung, „daß adliches Blut doch ein ganz besondrer Saft und bürgerliches Blut mit diesem edlen Maß gar nicht zu vergleichen sei. Wah — und da wundert ihr euch noch, daß die große Mehrheit des Volkes mit kühler Höflichkeit die Feier von Sedan ablehnt, daß die Gehegten und Geschmäheten und Verleumdeten am 365. Tage des Jahres nicht einen schmaßenden Bruderkuß mit denen tauschen wollen, welche sie 364 Tage hindurch gehegt, geschmäht und verleumdet haben?“ Die 364 Tage hindurch gehegten Freisinnigen, die die elenden Kartellbrüder eben so schmähen, wie sie „den Unvergesslichen geschmäht haben, den einzigen Fürsten dieses Jahrhunderts, der vom Throne nicht niederwärts in das Dunkel des Grabes stieg, sondern aufwärts zu den lichten Höhen der Unsterblichkeit,“ die nun aber dafür auch den „schmaßenden Bruderkuß,“ den ihnen niemand bietet, zurückweisen, sind gewiß ein herr-

liches Bild. Wahrlich, wenn es möglich wäre, das Andenken an Friedrich III. bei allen Verständigen und Wohlwollenden herunterzustimmen, diese Gesellschaft der Freisinnigen wäre im Stande, es zu bewirken.

Zu den Deutschfreisinnigen stellen sich von selbst die Ultramontanen. So sind wir es in den letzten achtzehn Jahren ja gewohnt. Das machte sich denn auch diesen Sommer so. Die deutschen Bischöfe versammelten sich Ende August auch dieses Jahr in Fulda, um am Grabe des heiligen Bonifacius zu beten, d. h. Kirchenpolitik zu treiben. Und zwar galt ihr Protest (denn Proteste müssen es immer sein, die bei dieser Art zu beten mit unterlaufen) diesmal zur Abwechslung den italienischen Kammeren. Daß nämlich die italienische Geistlichkeit, wenn sie das Volk zum Ungehorsam aufstacheln will, mit schweren Strafen bedroht wird, erregt das höchste Mißfallen der geistlichen Herren in Deutschland; denn das geht gegen die Freiheit der Kirche und die Rechte des heiligen Stuhles. Crippi, unterstützt von dem italienischen Parlamente, wird den Herren wohl begreiflich machen, daß sie sich da in Dinge mischen, die sie gar nichts angehen, ohne daß er eine Mobilmachung der päpstlichen Streitkräfte im italienischen Volke zu befürchten hätte. Man kennt eben das Regiment des Papstes in Italien besser als in Deutschland, wo das Geschrei vom gefangenen Papste die behörte Menge fanatisch erregt. In Italien weiß man, daß Seine Heiligkeit sich überaus wohl und ungenirt in seinem herrlichen Palaste fühlt, und daß das Wort auch heute noch gilt: „Der Papst lebt herrlich in der Welt, Es fehlt ihm nicht an Ablassgeld.“ Auch die schwarze Perle, die auf dem Katholikentage in Freiburg ankündigte, daß man sich jetzt hervorragend mit der Lage des päpstlichen Stuhles werde zu beschäftigen haben, wird mit seiner Beschäftigung die Italiener wenig in Aufregung setzen. Die Herren thäten wirklich besser, sie beschränkten sich mit ihrer Maulwurfsarbeit auf Deutschland. Natürlich ließ sich auf dieser Katholikenversammlung in Freiburg auch wieder die alte Litanei hören von der Unfreiheit des Papstes. Felix Freiherr von Voß beantragte die Erklärung, daß die andauernde Besetzung des Kirchenstaates und Rom's ein fortgesetzter Eingriff in die Rechte der Kirche und eine schwere Verletzung der Grundsätze des christlichen Völkerrechts sei; „sie ist eine unerträgliche Beeinträchtigung der Freiheit des Stellvertreters Jesu Christi.“ Der Eingriff wird aber wohl und mit Zug und Recht fortbauern, und dabei wird sich Seine Heiligkeit voller Unabhängigkeit erfreuen, was in Italien jedermann weiß. Seit der Unterredung Kaiser Wilhelms mit dem Papste weiß aber auch die Welt, daß der „Stellvertreter Christi“ den Frieden der Welt nicht mehr stört, trotz aller Unverschämtheit des Ultramontanismus.

Wie groß diese Unverschämtheit in unserm Vaterlande ist, zeigte die „Germania“ durch den Artikel: „Erstaunliche Zeichen der Zeit,“ der dem Gustav-Adolphvereine galt. Während in Freiburg die Katholikenversammlung ihre Beschlüsse gefaßt hatte in betreff der Wiederherstellung der weltlichen Macht des

Papstes und der Wiederkehr aller Orden, Beschlüsse, die, wenn sie praktisch würden, nicht nur den Frieden Deutschlands, sondern zunächst auch Italiens und weiterhin den Weltfrieden stören würden, ergeht sich daselbe Blatt, welches diese Dinge empfiehlt, zu gleicher Zeit in sittlicher Entrüstung darüber, daß der Oberpräsident einer protestantischen Provinz die Hauptversammlung des Gustav-Adolphvereins in Halle mit wohlwollenden Worten begrüßt. „Wir verlangen — heißt es — auf Grund unsers Rechtes und im Namen des Friedens des deutschen Volkes, daß dem Verleumben, Hezen und Schimpfen unter Beschlagnahme des deutschen Reiches für den Protestantismus ein Ende gemacht werde, statt daß, nachdem solche Leistungen wie in Halle vorliegen (Unterstützung bedrängter protestantischer Gemeinden) ein Vertreter der Staatsregierung auch noch zu freundlicher Begrüßung sich erhebt.“ Wenn der Vertreter der Staatsregierung sich in Freiburg erhoben hätte, dann würde die „Germania“ freilich nichts von sittlicher Entrüstung wissen. Anstatt einer Antwort für die „Germania“ wollen wir das deutsche Volk daran erinnern, wie sich jüngst ein päpstliches Hofblatt über religiöse Toleranz vernehmen ließ: „Wo die katholische Kirche infolge beklagenswerter (?) Umstände nicht offiziell als die alleinige Staatsreligion anerkannt ist, beansprucht und fordert sie für sich die Freiheit, deren alle Völker genießen, indem sie darauf rechnet, daß die Reinheit ihrer Dogmen mit der Zeit alle Irrtümer und Lasten überwindet, und bestimmt den Tag erwartet, wo es sich erfüllt, daß nur eine Herde unter einem Hirten sein werde. In den Ländern jedoch, wo ihr Vorrang festgestellt ist, wo das Blut ihrer Märtyrer und die Bekämpfe ihr eine volle und gesetzliche Existenz gesichert haben, verwirft sie in der Weise eines friedlichen (?) Besitzers jede Kultusfreiheit nicht nur als reinen Widerspruch mit der objektiven Wahrheit der Dinge, sondern auch als einen Angriff auf ihre Rechte, auf ihre unbestreitbare Oberherrschaft.“ Gott wolle uns vor dieser „unbestreitbaren Oberherrschaft“ der streitbaren Kirche behüten! Wenn Leo XIII. dem Kaiser Friedrich durch seinen Gesandten Galimberti ganz unnützer Weise darüber seine Freude hatte aussprechen lassen, daß der Kaiser Duldung verheißen hatte, so wissen wir aus der Geschichte aller Länder, wie es dagegen mit der Duldung da steht, wo die unbestreitbare Oberherrschaft der heiligen Mutterkirche und des heiligen Vaters besteht. Um darin etwas Begehrnswertes zu finden, dazu gehört eben die dem Ultramontanismus eigne Geschichtsanschauung, die die letzten fünfundzwanzig Jahre z. B. als eine Verirrung der europäischen Geschichte ansieht. Ubrigens begegnet sich hier die Anschauung des Fortschrittes mit der der jesuitischen Brüder. So hatte die „Volkszeitung“ zur Erinnerung an das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Frankfurter Fürstentongresses einen Leitartikel, der ebenfalls in den Ereignissen und tiefen Veränderungen, welche die letzten fünfundzwanzig Jahre gebracht haben, das sieht, „was wir Zufall oder Schickung nennen“; für den Schreiber dieses Leitartikels war „das Jahr 1863 das letzte

für Deutschland, in dem wir das Bild eines Volkes, das selbst denkt und selbst handelt, geschaut haben.“ Die mächtige Bewegung von damals, der auch „die Fürsten und Regierungen Rechnung zu tragen begannen,“ hat nur Bismarck gestört, „dessen Abneigung gegen die Selbstthätigkeit des Volkes so groß ist, daß er einen Beitrag des Nationalvereins zur Gründung der deutschen Flotte [die Spielerei mit der Sechser Sammlung] verschmähte.“ Eine großartige Geschichtsanschauung, die des „Organs für jedermann!“ Ist es doch dieselbe, die auf dem Abgeordnetentage zu Frankfurt im Jahre 1862 nach dem Rezept von Schulze-Deleßich „Preußen den Großmachtstügel austreiben“ wollte. Ja, das waren noch große Männer! Die standen noch vor dem Throne, so wie Johann Jacoby bereinst gestanden hatte, „stets in der aufrecht stolzen Haltung eines großen Bürgers,“ wie daselbe „Organ“ in einem heftigen Leitartikel mit der Überschrift „Verni hassen!“ so unübertrefflich schön sagt. Da wird Johann Jacoby mit Cato verglichen, nur daß „Fürst Bismarck noch lange nicht Caesar und Jacoby weit mehr als Cato war.“ Wer lacht da? Das ist Geschichtschreibung in Kanaan!

Von der Fortschrittspresse lärmend begrüßt wurde die Publikation eines Teiles der Tagebuchblätter Friedrichs III. Dr. Geffen und wer sonst noch hinter dieser Veröffentlichung steht, hat ebenso unpolitisch als pietätlos gehandelt. Daß Kaiser Friedrich selbst noch die Berechtigung zu der Veröffentlichung erteilt habe, ist nicht anzunehmen. Um so mehr liegt es nahe, an persönliche Zwecke zu denken, die durch diese litterarische Sensationsmacherei verfolgt werden sollten. Dinge, wie die Erzählung von Bismarcks angeblicher Äußerung, nach dem Kriege gegen die Unfehlbarkeit vorgehen zu wollen, die satirischen Bemerkungen über Friedrich Karl, die Geschichte von dem Konzept des Briefes, das Bismarck an den Baiernkönig geschickt haben soll, und was der unnützen Enthüllungen mehr sind, die am allerwenigsten ein „wichtiger Beitrag zur Geschichte jener Zeit“ sind, können nur von einer ganz indiskreten, Deutschland wenig glückbringenden Hand an die große Glocke gehängt worden sein. Welchen Erfolg die Veröffentlichung dieser Tagebuchblätter hat, das sieht man wieder aus einem Artikel der „Volkszeitung“, überschrieben: „Ein Denkmal bauern der als Erz.“ Das „Organ“ sieht in ihnen ein monumentum aere perennius, „welches dauern wird, wenn die Bildsäulen so und so vieler brillanter und schneidiger Generale von einer vernünftigeren Nachwelt nur noch nach dem Werte alten Eisens werden abgeschätzt werden.“ Der Artikel geht noch weiter in seinen Frechheiten. Um den Sohn zu ehren, wird der Vater gehöhnt. Da wird von der echten, tiefen Religiosität Friedrichs gesprochen, um mit jüdischer Perfidie Kaiser Wilhelms religiösen Charakter zu befudeln: „Es ist ja doch keine dreifache Verletzung alles religiösen Empfindens möglich, als wenn nach einer Schlacht oder einem Kriege, in welchem die besser schießende Flinte und der schärfer hauernde Säbel den Sieg davon getragen haben, der Sieger sich als

ein Werkzeug Gottes betrachtet und »Ihm allein die Ehre giebt,« was dann noch obendrein in seltsamer Umkehrung der Sachlage als eine unerhörte »Bescheidenheit und Demut« gepriesen wird.“ Da drängt man sich mit echt jüdischer Aufbringlichkeit, die schon der lebende Kaiser Friedrich erfahren mußte, noch an den toten heran und verzerrt dessen Aufzeichnungen, deren Treue schon genug wegen ihrer chronologischen und thatsächlichen Irrtümer mit gutem Recht bestritten wird, ins Ungeheuerliche. „Moloch hat durch diese Aufzeichnungen einen Schlag erhalten, den er, wenn anders die Nation des Märtyrertums würdig ist, das Kaiser Friedrich für sie getragen hat, niemals verändern kann, niemals vermindern wird.“ Armer Kaiser Friedrich! von wie schmutzigen Händen wird doch dein schönes Bild beworfen! In wessen Interesse aber auch diese Veröffentlichungen schließlich gemacht werden sollten, das geht wohl aus dem Immediatbericht des Kanzlers an den Kaiser hervor, worin sich auch folgende Äußerung findet: „Ich befaß nicht die Erlaubnis des Königs, über intimere Fragen der Politik mit dem Kronprinzen zu sprechen, weil der König Indiscretionen an den von französischen Sympathien erfüllten englischen Hof fürchtete und andererseits Schädigung unsrer Beziehungen zu den deutschen Bundesgenossen wegen der zu weit gesteckten Ziele und gewaltsamen Mittel, die dem Kronprinzen von zweifelhaften Ratgebern empfohlen waren.“ So weit ist es also durch diese Veröffentlichungen gekommen, daß der Kanzler jetzt post tot discrimina rerum diese Dinge enthüllen mußte. Wohin steuerten wir unter dieser Flagge, und auf was für Untiefen war unser Schiff gelenkt!

Aber weg von diesem Bilde. Wenige Tage nach der Veröffentlichung dieses Tagebuchs trat unser Kaiser seine Romfahrt an.



Die Freihandelslehre in Geschichte und Wissenschaft.



Der Grundzug der Handels- und Gewerbepolitik war früher gewöhnlich protektionistisch und, was damit verknüpft ist, auf ein bestimmtes, begrenztes Ländergebiet berechnet. Nicht immer deckten sich diese wirtschaftlichen Grenzen mit den Grenzen des Staates, sie erreichten die letztern häufig nicht und lösten damit den politisch einheitlichen Staat in mehrere selbständige Wirtschaftsgebiete auf. Erleuchtete Staatsmänner wie Colbert haben schon früher dieser wirtschaftlichen Zerrissenheit ihres Vaterlandes ein Ende gemacht, in dem auch politisch gespaltenen Deutschland ist dies erst in diesem Jahrhundert mit der Gründung des Zoll-

vereins gelungen. Dem wirtschaftlichen Protektionismus selbst aber erwuchs ein Feind in den physiokratischen Ideen, die hauptsächlich von Frankreich ausgingen, später von dem Schotten Adam Smith aufgenommen wurden und dann ihren Siegeszug durch alle Kulturstaaten nahmen.

An Stelle des Schutzes der einheimischen Industrie durch möglichste Ausschließung jeder ausländischen Konkurrenz, welche die Protektionisten oder Merkantilisten betrieben, lehrten die Physiokraten (Guesnay, Gournay, Turgot, Mirabeau u. a. m.) und Adam Smith natürliche Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte mittels absoluter Freiheit des Handels und Verkehrs und durch Proklamirung des freien wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechtes aller einzelnen, von denen jeder durch sein wohl verstandenes eignes Interesse zur wirtschaftlichsten Produktion angespornt und erzogen werde; sie betrachteten das wirtschaftliche Leben unter den Gesichtspunkten unabänderlicher Naturgesetze, in deren natürliches Walten menschliches Eingreifen zur Willkür werde und von schädlichen Folgen begleitet sei. Die spätere sogenannte Freihandelschule bildete diese Lehre bis in ihre letzten und schärfsten Folgerungen aus.

Die Theorie der Physiokraten und Adam Smith sind indes kein selbstständiges Erzeugnis der Begründer dieser neuen wirtschaftspolitischen Richtung. Sie sind nur eine Übertragung des Rationalismus auf das wirtschaftliche Gebiet, jener Naturlehre, welche im vorigen Jahrhundert auf die überkommenen religiösen und politischen Ansichten eine so zeretzende Wirkung ausgeübt hat. Auf wirtschaftlichem Gebiete drängten die Irrtümer und Fehler des herrschenden merkantilistischen Systems zu einer durchgreifenden Umwälzung. Der wirtschaftliche Polizeistaat, das eigennützige Interesse des Staates und bevorrechteter Stände mußten den Zusammenbruch der bestehenden Verhältnisse unvermeidlich herbeiführen.

Die Kritik der Physiokraten gegen den Merkantilismus war lediglich eine rationalistische. Sie erklärte das Individuum als ein von Natur und ursprünglich freies, ungebundenes und unbeschränktes Wesen, welches, wenn seinen „natürlichen“ Eigenschaften kein Zwang angethan werde, alle Kräfte und Fähigkeiten entfalte, die ihm von der Natur verliehen seien, woraus der natürlichste und glücklichste Zustand aller menschlichen Lebensverhältnisse hervorgehe. Eine derartige soziale Ordnung beruhe auf der natürlichen, von Gott vorgeschriebenen Ordnung. Sie vertraten damit gegenüber der Beschränktheit des damaligen Erwerbslebens mit Entschiedenheit die Forderung, daß jeder frei und ungehindert seinem Vortheile nachgehen könne; das persönliche Interesse werde dabei nicht nur als Anreger der Produktion wirken — und zwar der wirtschaftlichsten, d. i. möglichst großer Erfolg mit möglichst kleinem Aufwande von Kapital und Arbeit —, sondern auch als Bestimmungsgrund der Einschränkung der Produktion, wenn sie nicht mehr lohne, so daß jede obrigkeitliche Einwirkung auf sie hinfällig würde, weil sie durch das Interesse des einzelnen am

sichersten und einträglichsten geregelt werde. Aus dem freien Schalten der menschlichen und natürlichen wirtschaftlichen Kräfte ergebe sich von selbst eine Ausgleichung zwischen Bedarf und Mittel der Befriedigung, werde die Harmonie in der Güterwelt und namentlich in der Verteilung der Gütereingänge von selbst hergestellt.

Adam Smith hat jedoch für die Praxis der Durchführung seiner Theorie manche Ausnahme und Einschränkung vorgezeichnet. Er ließ die Abwehr oder Erschwerung fremder Konkurrenz und einseitigen Schutz der heimischen Industrie sogar unter Bedingungen zu, die als wesentliche Bestandteile in den späteren schutzöllnerischen Systemen öfters wiederkehren. Er kann also durchaus nicht ein „unbedingter“ Freihändler genannt werden. Gewiß galt ihm die Freiheit als die Regel und die Einschränkung als die Ausnahme, aber er dachte sich den vollkommenen Freihandel doch nur so, wie Kant den ewigen Frieden, nur als ideales Ziel, als utopische Idee (Moritz Meyer). Er durchbricht die Lehre von der Freiheit des wirtschaftlichen Verkehrs nach vier Richtungen hin, in denen er den Schutzzoll als gerechtfertigt anerkennt. Für Industriezweige, wegen deren ein Interesse für die Landesverteidigung besteht, fordert er unbedingt einen Schutzzoll, zur Bergeltung fremder Schutzzölle aber Retorsionszölle und Ausgleichszölle, wenn die fremde Industrie durch geringere Steuerlasten als die einheimische beschwert und dadurch konkurrenzfähiger ist, und schließlich billigt er die Erteilung von Handelsmonopolen und Privilegien, wenn Kaufleute bei einer Unternehmung in fernen, unkultivierten Ländern ein besonderes Risiko eingehen. Er übersieht zugleich nicht die Gefahren, die bei einem scharfen Übergange vom Schutzzoll zum Freihandel drohen, und befürwortet deshalb nur ein langsames Übergehen zum Freihandel, da sonst die fremden Waaren so schnell auf dem Marke zusammenströmen würden, daß tausende von Inländern ihre gewöhnliche Arbeit und ihre Erwerbsmittel verlören, woraus unstreitig eine große Störung entstehen müsse. Nach der Aufhebung der Kontinental Sperre erzeugte das plötzliche Eindringen der in England aufgestapelten Massen billiger Waaren in Deutschland einen Zustand, der dem von Adam Smith geschilderten völlig entspricht. Kein Land hatte so darunter zu leiden, wie unser damals ohnehin schon so unglückliches, politisch und wirtschaftlich gleich zerrissenes Vaterland. Frankreich, die Wiege des Physiokratismus, hingegen errichtete sofort die alten Schlagbäume, um das Eindringen des gefährlichen englischen Feindes abzuhalten.

Adam Smith war sich des Unterschiedes zwischen theoretischer Volkswirtschaftslehre und praktischer Wirtschaftspolitik durchaus bewußt. Nicht so seine Schüler. Aber darin besteht eben meist die Schwäche der Epigonen; sie vertennen die Vorbehalte ihrer Meister und übertreiben deren Fehler. „Sene mammonistischen Irrtümer, welche oft sehr ungerechter Weise Adam Smith und Ricardo zugeschrieben werden, traten hier wirklich auf. So Maccullochs

Ansicht von der völligen Unschädlichkeit des Absenteismus; sein Nachweis, daß Maschinen immer nützen, dem Arbeiter sogar noch mehr, als dem Kapitalisten. Oder gar seine bis zum Überdruße durchgeführte Gleichstellung der Menschen mit Maschinen. Bei Ure, dem Hauptbewunderer des neuern Fabrikentums, ist das Entzücken darüber, daß es jetzt gar nicht mehr auf die Geschicklichkeit des Arbeiters ankomme, alle Arbeiter, selbst Kinder, einander gleich seien u. s. w. doch wirklich sogar vom Standpunkte des Mammonismus ein sehr kurzschichtiges.“ (Roscher).

Es kann nicht wunder nehmen, wenn die Freihandelstheorie in der Praxis später zu so vielen Entartungen und Mißverständnissen gelangt ist, die den Ausgangspunkt der freihändlerischen Lehre gänzlich verkennen lassen. Und es kann noch weniger wunder nehmen, daß diese mechanistischen Übertreibungen der Lehre Smiths durch die, welche sich seine Schüler nannten und welche in der Litteratur wegen ihrer selbständigen extremen Stellung meist unter der Bezeichnung „Smithianisten“ zusammengefaßt werden, in den Kreisen der Industriellen den nachhaltigsten Eindruck machten. Es bedurfte zur praktischen Ausnutzung dieser dem Industrialismus so günstigen Lehre nur einer passenden Gelegenheit. Und diese fanden in England die beiden Fabrikanten Richard Cobden und John Bright zu Ende der dreißiger Jahre. Sie waren keine Theoretiker, sondern reine Praktiker, die nur etwas erreichen konnten und wollten durch eine gewaltige agitatorische Kraftentfaltung. Ihren ersten Stoß richteten sie 1839 gegen die die englische Großindustrie drückenden sehr hohen Kornzölle, und als die Anti-Cornlaw-League die Aufhebung derselben 1846 durchgesetzt hatte und damit die League sich auflöste, kämpften die Angehörigen derselben im „Cobdenklub“ weiter für die Durchführung der internationalen Verkehrs- und Handelsfreiheit und die Beseitigung aller Schutzzölle. Nach dem Hauptsitze des Vereins erhielt diejenige Partei, welche aus grundsätzlichen Anhängern des *Laissez faire et laisser aller*, entschiedenen Gegnern aller Schutzzölle und solchen besteht, die die spezifisch politischen und nationalen Interessen hinter den wirtschaftlichen zurücktreten lassen, den Namen „Manchesterpartei.“

Diese Partei, in ihrer Entäußerung aller politischen und nationalen Gesichtspunkte, löste die Gesellschaft auf in eine nur durch die Interessen des Handels und Verkehrs beherrschte und zusammengehaltene Masse freier, staatloser Einzelwesen. An die Stelle der menschlichen Verhältnisse traten die baumwollenen Fäden des Fabrikherrn von Manchester, der kein andres wirtschaftliches Gesetz kennt als das persönliche Interesse. Jedoch lag es ganz außerhalb der Absicht des „Cobdenklubs“, die Manchesterlehre als solche durch alle Welt zu verbreiten, sondern es kam ihm darauf an, unter geschickter Benutzung dieser Lehre den für Englands Industrie und Handel gerade von jetzt an vorteilhaft gewordenen Freihandel in allen Staaten durchzusetzen. Cobden und Bright behaupteten und bewiesen an der Hand der „smithianischen“ Lehre, daß der Freihandel allen

Industriestaaten Vorteil bringe, während er in der damaligen Zeit in Wahrheit nur England Nutzen brachte und noch in der Gegenwart bringt*).

Die Überlegenheit der englischen Industrie mußte, wenn die Zollschranken der übrigen Staaten fielen, zur wirtschaftlichen Alleinherrschaft der englischen Industrie führen; es konnte nicht ausbleiben, daß die weniger entwickelten Industrien der fremden Staaten von der englischen vernichtet wurden. Die Engländer verkannten durchaus nicht die schützende Wirkung der Zölle — bekannt ist, daß Adam Smith und die Gebildeten seinerzeit der Navigationsakte die Blüte des englischen Handels zuschrieben —, aber sie handelten jetzt nach einem Aussprüche Gladstones aus jener Zeit: „England ist durch den Schutz reich geworden, durch den Freihandel wird es noch reicher werden.“ Sie verurteilten nicht den Schutzzoll als solchen, sondern sie fürchteten und bekämpften ihn deshalb, weil er ihren Interessen im Wege stand. Die größten Feinde des Freihandels waren in England selbst die Agrarier. Seitdem aber Robert Peel an die Spitze der englischen Regierung getreten war, fand unter lebhaftem Widerspruch der erstern eine völlige Umkehr der englischen Wirtschaftspolitik in freihändlerischem Sinne statt. Bei dem bestimmenden Einfluß der Handelsinteressen auf die auswärtige Politik Englands wurde die freihändlerische Agitation von der englischen Regierung auf dem Festlande moralisch in jeder Beziehung unterstützt**). Damit wollen wir uns nicht des abgeschmackten Vorwurfs schuldig

* Eugen Dühring sucht den Umstand, daß Cobden, nachdem der Klub in England die Freihandelspolitik durchgesetzt hatte, ein Rationalgeschenk von etwa einer halben Million Thalern erhielt, für das reine Geschäftsinteresse der Agitation des Cobdenklubs, was nicht zu bestreiten ist, aber auch für dasjenige Cobdens selbst zu verwerthen. Bei Cobden mögen aber wohl auch idealere Ziele vorgelegen haben. Jedenfalls hatte er aber bei seinen Agitationen sein Vermögen geopfert, und wir können Adolf Held nicht Unrecht geben, wenn er sagt (Preuß. Jahrb. 33. Bd. 1876. S. 131): „Wir finden es großartiger, wenn der große Pitt lieber mit Schulden starb, als für unschätzbare Verdienste ein Geldgeschenk der City anzunehmen. Aber wenn Cobden eine Entschädigung annahm, so hörte er dadurch nicht auf, aus idealen Antrieben zu handeln. Ausdrücklich erklärte er, er nehme das Geld an, um fortwährend agitiren zu können, und keineswegs würde er den Gebern zu Ehren irgend eine seiner Absichten ändern. Auch war die Entschädigung geringer als die Summen, die Cobden durch seine Agitation verloren hatte. Und das Rationalgeschenk legte er zu seinem Nachteil so an, wie es seinen Sympathien entsprach, durchaus nicht so, wie es die größte und sicherste Rente brachte. Er hielt auch sein Versprechen und fuhr fort, in England und auf großen Reisen unermüdet für seine Prinzipien zu wirken.“

** Friedrich List verfuhr in der Vorrede seines bekannnten und berühmten Buches „Das nationale System der politischen Oekonomie“ (S. XIII) nachzuweisen, daß die englische Regierung sogar besoldete Schreiber in Deutschland unterhalten habe. Die Richtigkeit der Listischen Behauptung läßt sich heute schwer verfolgen, wir wollen indes die Worte Lists ohne Beifügung jedweden Urtheiles hier wiedergeben. Er sagt a. a. O.: „Als Konsulent des deutschen Handelsvereins hatte ich einen harten Stand. Allen wissenschaftlich gebildeten Staatsbeamten, Redakteuren von Zeitungen und Zeitschriften und allen politisch-ökonomischen Schriftstellern, erogogen in der kosmopolitischen Schule wie sie waren, schien jeglicher Zollschutz ein theoretischer Gräuel.

machen, daß die Begründer der deutschen Freihandelschule durch englisches Geld zu ihren wirtschaftspolitischen Überzeugungen geführt worden seien. Vor einer solchen Beschuldigung schützt sie schon ihre persönliche Ehrenhaftigkeit. Es bedurfte solcher Mittel in unserm kosmopolitisch angelegten Deutschland nicht. Wann haben sich nicht die Deutschen auf die Seite des Weltbürgertums gestellt? Wir müssen es als ein Glück schätzen, daß heute die wiedererlangte nationale Einheit dem flachen Kosmopolitismus immer mehr den Boden im deutschen Volke entzieht, zum großen Bedauern der heutigen deutschen Freihandelspartei, die nicht müde wird, der Kräftigung des Volksbewußtseins durch alle Mittel entgegenzuarbeiten. Es mutet uns sonderbar an, wenn wir auf solche freihändlerische Stoßheuzer über die abnehmende weltbürgerliche Schwärmerie in Deutschland treffen. Ein solcher ist uns zufällig in einem Schriftchen des bekannten Reichstagsabgeordneten Dr. Th. Barth*) aufgestoßen, das sich weniger durch Tiefe als durch die bei dem Verfasser gewohnte Leidenschaftlichkeit der Sprache auszeichnet. Die Beobachtung erfüllt ihn mit Wehmut, daß sich im neuen Reiche eine Verachtung alles Kosmopolitischen bemerkbar mache. „Nirgends werden heute internationale Kongresse mit weniger Sympathie begrüßt und mit mehr Mißtrauen betrachtet, als gerade in Deutschland. Man läßt sie sich schlimmstenfalls gefallen, wenn es sich um rein praktische Ziele, um Weltpostvereine und dergl. handelt, sobald sie aber eine idealere Richtung annehmen oder gar das Wort Friedensliga fällt, so hält sich jeder deutsche Kommis (Ja wenn es nur dieser wäre!) für berufen, über derartige Schwärmerie die Nase zu rümpfen.“

In Deutschland hatte die Smithsche Lehre schon sehr früh Boden gefaßt und sehr bald auf die Verwaltung des preußischen Staates Einfluß gewonnen. Die wirtschaftlichen Reformen, die nach den großen Niederlagen in Angriff genommen wurden, beruhten auf einem gefunden wirtschaftlichen Liberalismus, der dem darniederliegenden Staate neues Leben einhauchte. Nicht so heilbringend war dem Staate die ziemlich freihändlerische Zollpolitik, die nach der Aufhebung der Kontinental Sperre die in England aufgehäuften ungeheuern Waren

Dazu kam das Interesse Englands und der Trödlere der englischen Industrie in den deutschen See- und Reichstädten. Bekannt ist, welche Mittel das englische Ministerium, nie gewohnt zu knidern, wenn es seine Handelsinteressen zu fördern gilt, in seinem *secret service money* besitz, um allwärts im Auslande der öffentlichen Meinung unter die Arme zu greifen. Eine Schar von Korrespondenzen und Flugschriften, von Hamburg und Bremen, von Leipzig und Frankfurt ausgegangen, erschien gegen das unvernünftige Begehren der deutschen Fabrikanten um gemeinschaftlichen Zollschuß und gegen ihren Ratgeber [Wisi], dem insbesondere mit harten und höhnischen Worten vorgeworfen ward, er kenne nicht einmal die ersten von allen wissenschaftlich Gebildeten anerkannten Grundsätze der politischen Oekonomie, oder habe doch nicht Kopf genug, sie zu fassen.“

*) Zur Entwicklungsgeschichte der heutigen reaktionären Wirtschaftspolitik, Berlin 1879.

zu spottbilligen Preisen auf den Markt brachte. Darunter hatte nicht nur die preussische, sondern die gesamte deutsche Industrie zu leiden. Die Volkswirtschaftslehre an unsern deutschen Hochschulen pflegte noch Grundsätze Smiths mit mehr oder weniger Hinneigung zur englischen Freihandelschule, als es den Industriellen bereits gelungen war, in der Mitte der vierziger Jahre die bis dahin gemäßigten Schutzzollpolitik des Zollvereins nach der Richtung entschärfender Schutzzölle zu beeinflussen. Damit war das Zeichen zur Begründung einer deutschen Freihandelspartei gegeben. Sie betrat ebenfalls den ihr zunächstliegenden Weg der Agitation und erinnerte praktisch damit an Cobden, in ihrer Lehre aber lehnte sie sich an Bastiat, einen Nachtreter der englischen Freihandelschule, an. Es sind noch heute bekannte Namen, deren Träger den Grund zu dieser selbständigen freihändlerischen Richtung in Deutschland gelegt und die sich in manchen Beziehungen um unser Vaterland verdient gemacht, die aber auch ihre doktrinaire Einseitigkeit im Laufe der Jahre stark gemildert haben. Sie hielten sich insbesondre wenigstens von einer Ausartung der englischen Manchesterpartei frei, den Internationalismus als Antinationalismus aufzufassen. Nach dem Zeugnis Moschers haben die bedeutendsten Mitglieder der deutschen Freihandelschule immerhin einen Eifer für die Größe und Würde unsers Vaterlandes bethätigt, wie er sich von dem Rammondsdienste der englischen Fabriktheoretiker in Ure's Sinn aufs rühmlichste unterscheidet. Da ist zuerst Schulze-Delitzsch, der sich unsterbliche Verdienste um die wirtschaftliche Selbsterziehung des deutschen Volkes erworben hat; ferner ist als der bedeutendste Theoretiker unter ihnen J. Prince-Smith zu nennen, ein Engländer, der ein Menschenalter hindurch einen Lehrstuhl an der Berliner Universität inne hatte. Sodann haben sich noch einen guten Namen gemacht J. Faucher, Viktor Böhmert, der heute durch seine sozialpolitischen Interessen in scharfem Gegensatz zu den Prinzipien der extremen Freihandelspartei steht, A. Emminghaus, Max Wirth, der selbst für Staatsbahnen auftritt, und G. Rensch, der verdienstvolle Herausgeber des volkswirtschaftlichen Handwörterbuchs, worin sogar ein Adolf Wagner als Mitarbeiter beteiligt war und sich dabei großen wissenschaftlichen Ruhm erworben hat.

Den Vereinigungspunkt der Anhänger dieser Richtung bildete der „Kongress deutscher Volkswirte,“ der heute gegenüber dem „Verein für Sozialpolitik“ nur noch mühsam die Beachtung weiterer Kreise auf sich zu lenken vermag. Mehr als es durch den Kongress möglich ist zu wirken, suchen unsre parlamentarischen Freihändler für den absoluten Freihandel im Reichstage und durch ihn Propaganda zu machen. Freilich wägen unsre gegenwärtigen parlamentarischen Freihändler zwischen den oberflächlichen freihändlerischen Extremen der englischen Schule und des durchaus nicht tiefen und originellen Bastiat und den gemäßigteren Anschauungen der Begründer der deutschen Freihandelschule nicht mehr so genau ab. Ihr geringer praktischer Erfolg erklärt sich aber auch aus dem sachlichen Grunde, weil unsre wirtschaftliche Entwicklung und Lage heute noch nicht den Übergang zum vollkommenen Freihandel zuläßt.

(Schluß folgt.)



Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands.

Von R. Pape.

(Schluß.)



Wiel wichtiger als die angeführten Gründe war die eigentümliche geographische Lage der durch ganz Süddeutschland verteilten österreichischen Lande. Erst wenn man sich davon ein klares Bild macht, was allerdings bei der gewaltigen Umwälzung des Besitzstandes der Einzelstaaten im Südwesten des Reiches, die zu den Zeiten Napoleons sich vollzogen hat, nicht ganz leicht ist, begreift man vollständig das ungeheure Übergewicht, welches Oesterreich dort besaß. Seine Besitzungen am Oberrhein, die man unter dem gemeinsamen Namen Breisgau zusammenfaßte, bestehend aus dem untern Lande oder dem eigentlichen Breisgau, mit der Hauptstadt Freiburg, mit Breisach und andern Plätzen, und dem obern Rheinviertel, wozu z. B. die vier Waldstädte am Rhein, Laufenburg, Rheinfelden, Säckingen und Waldshut gehörten, gewährten ihm zwar einer Großmacht wie Frankreich gegenüber eine ziemlich schwere, unsichere und gefährdete Stellung, aber die um- und anliegenden Kleinstaaten im Westen wurden durch sie militärisch und damit auch politisch vollkommen beherrscht; noch mehr war dies der Fall, als auch die Landvogtei Ortenau, ein altes österreichisches Lehen, nach dem Aussterben des baden-badenschen Mannesstammes (1771) an ihren Oberlehnsherrn zurückfiel. Eine Reihe von habsburgischen Gebieten im Süden des Reiches, meist am Bodensee, an dem „schwäbischen Meere“ gelegen, stellte eine Verbindung, wenn auch keine ganz fest geschlossene, mit den Kernlanden der österreichischen Macht her, nämlich die Landgrafschaft Nellenburg, die Städte Konstanz und Radolfzell, die obere und untere Landvogtei in Schwaben, auch wohl genannt die kaiserliche und Reichsvogtei Ravensburg und Altorff, die Grafschaft Hoheneck und Vorarlberg, von denen das letztere jetzt zu dem anstoßenden Tirol geschlagen ist. Eine große Anzahl von größern und kleinern Besitzungen inmitten des schwäbischen Reichskreises gaben dieser beherrschenden Stellung Oesterreichs im Süden und Westen des Reiches weitere Festigkeit; die wichtigsten darunter waren die obere und die niedere Grafschaft Hohenberg, die sogenannten fünf Donaustädte und die Markgrafschaft Burgau. Diese Lande gewährten dem Kaiser aber nicht bloß einen ausschlaggebenden Einfluß in jenem Teile des Reiches, sondern legten ihm auch lästige Verpflichtungen auf, namentlich die Wacht gegen Frank-

reich am Oberrhein. So lange sie zu seinen Staaten gehörten, berührte alles, was dort das Reich betraf, ihn in seinen persönlichen und dynastischen Interessen; wollte er seinen eignen Besitz in Oberdeutschland schützen, lag ihm notwendigerweise auch der Reichsschutz ob; dieser drückenden Verpflichtung konnte er sich nur entziehen, wenn er sich jener Gebiete entäußerte und dafür etwa seine Erblande durch vorteilhafter gelegene Provinzen abrundete.

Hieran dachte freilich der Fürst, der zunächst als Mitregent seiner Mutter, dann als Selbstherrscher die Geschichte Österreichs leitete, Joseph II., durchaus nicht. Im Gegenteile war, abgesehen von den vielen Plänen und Bestrebungen der verschiedensten Art, die der jugendlich feurige und geistig hochbegabte Fürst mit leidenschaftlicher Überstürzung, aber ohne die erforderliche Stetigkeit und Folgerichtigkeit durchzuführen strebte, seine Politik wesentlich darauf gerichtet, diese Machtstellung Österreichs in Süddeutschland noch wesentlich zu verstärken und diesen Teil des Reiches entweder unmittelbar oder mittelbar seiner Herrschaft ganz zu unterwerfen. Die einzigen Fürsten, die diesen Bestrebungen Widerstand leisten konnten, und die sich niemals bedingungslos der österreichischen Leitung gefügt hatten, waren die Kurfürsten von Baiern und die Herzöge von Württemberg; später kamen dazu noch die Markgrafen von Baden. Die letztern waren vorläufig noch sehr unbedeutend, und ihre Besitzungen lagen ganz in dem österreichischen Machtbereiche. Württemberg hatte schon einmal den Habsburgern gehört: als Herzog Ulrich infolge des Aufstandes des „armen Konrad“ und seiner Fehde mit der Stadt Reutlingen, woraus sich ein Krieg mit dem schwäbischen Bunde entspann, von seinen eignen Schwägern, den Herzogen von Baiern, die sich an die Spitze des Bundesheeres gestellt hatten, aus seinem Lande vertrieben war, hatte Kaiser Karl V. dieses durch Kauf an sich gebracht, und sein Bruder Ferdinand ließ es durch Statthalter regieren. Im Jahre 1534 gelang es Ulrich, mit Hilfe Frankreichs und Hessens in sein Land zurückzukehren. Unter Vermittlung von Kurpfalz kam mit dem römischen Könige Ferdinand auch ein Vertrag zu stande, durch den dieser zwar in die Wiedereinsetzung des Herzogs willigte, sich selbst aber nicht nur die Lehns-hoheit, sondern auch die Anwartschaft auf das Land vorbehielt. Einem seiner Nachfolger, dem Herzog Friedrich, gelang es nach langen Verhandlungen mit Kaiser Rudolf II., sich wieder von der Lehns-hoheit des Hauses Österreich frei zu machen; die Anwartschaft auf das Erbe blieb jedoch bestehen. Dieses sogenannte Pactum Rudolphinum vom Jahre 1599 hätte sicher eine Handhabe zur frühern oder spätern Einverleibung Württembergs geliefert, sobald nur erst die Erwerbung des dazwischen liegenden größeren Baiern gelungen war.

Zweimal machte Kaiser Joseph II. den Versuch, diesen seinen Lieblingsplan durchzuführen, und beidemale wurde er daran durch das Dazwischentreten Friedrichs des Großen verhindert. Mit Maximilian Joseph war im Jahre 1777 die bairische Kurlinie ausgestorben; Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, das

Haupt der älteren Linie der Wittelsbacher, übernahm den alten Hausverträgen gemäß die Erbschaft, und da er selbst kinderlos war, wurde der Pfalzgraf von Zweibrücken als sein Nachfolger anerkannt. Der Kaiser bewog nun den sehr schwachen Karl Theodor, alte Erbansprüche Österreichs, bezüglich Böhmens, auf Niederbayern und Teile der Oberpfalz im Vertrage zu Wien (1778) anzuerkennen. Hiergegen erhob der Herzog von Zweibrücken auf Antrieb Friedrichs Einsprache; ebenso Sachsen und Mecklenburg, die gleichfalls glaubten, Erbansprüche machen zu können. Da Joseph II. nicht nachgeben wollte, so entstand hieraus der bairische Erbfolgekrieg, spottweise, weil keine einzige größere Waffenthat ausgeführt wurde, der Kartoffelkrieg genannt. Der Merkwürdigkeit wegen sei erwähnt, daß darin Sachsen mit Preußen verbündet war. Der Friede zu Teschen machte dem Streite ein Ende und brachte Österreich wenigstens eine kleine Gebietsvergrößerung, nämlich das Innviertel, einen Landstrich von Niederbayern, der zwischen Salzach, Inn und Donau gelegen war. Der erwähnte Wiener Vertrag wurde aufgehoben, die kaiserlichen Truppen mußten die übrigen bereits besetzten Landesteile wieder räumen; Sachsen wurde mit sechs Millionen Thalern abgefunden. Noch weniger Erfolg hatte das wunderliche Tauschprojekt, durch das Joseph im Jahre 1785 Baiern an sich zu bringen und sich zugleich des schwierigen und unsichern Besitzes der Niederlande zu entledigen hoffte. Er bot die dortigen österreichischen Besitzungen, mit geringen Ausnahmen (Luxemburg und Namur) dem Kurfürsten Karl Theodor als Königreich Burgund gegen Abtretung von ganz Baiern an, und dieser ziemlich unselbständige und urteilsunfähige Fürst war bereit, auf das „Geschäft“ einzugehen. Wiederum erhob der Pfalzgraf von Zweibrücken Einsprache und wandte sich an Friedrich. Dieser wollte um keinen Preis zugeben, daß ganz Süddeutschland Österreich zufiele; denn eine Zweiteilung des eigentlichen Deutschlands zwischen den beiden Großmächten wäre, so weit Menschen urteilen können, die fast unvermeidliche Folge hiervon gewesen. Seine Einmischung machte den schlau erfundenen Plan scheitern, und um solchen Übergriffen Österreichs für immer vorzubeugen, stiftete er den Fürstenbund, die letzte große politische Schöpfung seines Lebens.

Die alles erschütternde französische Revolution mit ihrem Gefolge von furchtbaren Kriegen, welche fast ein Vierteljahrhundert lang ganz Europa durchtobten, konnte natürlich nicht ohne bedeutende Wirkung auf die Gebietsveränderungen Österreichs bleiben, das bei den meisten dieser Niesenkämpfe mit in erster Linie stand. Auf Gebietsverluste folgten zunächst Neuerwerbungen; dann folgten wiederholt schwerere Verluste, bis endlich, nachdem der erste Befreiungskrieg glücklich durchgekämpft war, der Wiener Kongreß den Neuaufbau des Kaiserreiches herbeiführte.

Noch im ersten Jahre des Koalitionskrieges fielen die österreichischen Niederlande den Franzosen zu, hauptsächlich in Folge des Sieges, den Dumouriez bei Jemappes davon trug (den 6. November 1792.) Eine zeitweilige Wieder-

roberung eines Teiles des Landes infolge der Schlacht bei Neerwinden, in der der Herzog von Koburg am 18. März des folgenden Jahres über den genannten französischen General siegte, änderte an dem endgiltigen Geschehe desselben nichts. Im Frieden zu Campo Formio (den 17. Oktober 1797) wurden die belgischen Provinzen von Österreich abgetreten und der französischen Republik einverleibt. In eine politische Verbindung mit jenem Staate oder mit Deutschland traten sie fortan nicht wieder. Damals war Österreich noch mächtig genug, für diesen Verlust sich bedeutende Entschädigungen zu verschaffen, die ihn überreichlich aufwogen. Diese bestanden in der Stadt Venedig mit ihrem Gebiete und mit Istrien und Dalmatien. Für diese Gebiete, die sich so vortrefflich seinem Stammlanden anschlossen, konnte Österreich wohl auf den Breisgau verzichten, mit dem der entsetzte Herzog von Modena für sein in Italien verlorenes Land schadlos gehalten werden sollte. In den geheimen Artikeln, in denen Frankreich das ganze linke Rheinufer von Basel bis Andernach zugesichert wurde suchte Österreich sich weitere bedeutende Vorteile durch folgende Abmachung zu sichern: „Frankreich wird sich dafür verwenden, daß Österreich Salzburg und den Teil von Baiern zwischen Salzburg, Tirol, Inn und Salza erhält.“

Die Bedingungen dieses Friedens wurden aber nicht sofort alle ausgeführt, sondern größtenteils durch den zweiten Koalitionskrieg in Frage gestellt. Der Friede zu Lunéville, der ihn beendete, bestätigte allerdings die von und an Österreich gemachten Entschädigungen; aber die vollständige Ausführung aller der Gebietsverschiebungen, die durch diesen Vertrag herbeigeführt wurden, erfolgte erst zwei Jahre später, nachdem endlich der Reichsdeputationshauptschluß zu stande gekommen war. Frankreich hatte sich seinen Beuteanteil, das linke Rheinufer von Basel bis Andernach sofort gesichert und damit der politischen Existenz aller kleinen Reichsstände dort, die bis dahin noch ihr Dasein kümmerlich gefristet hatten, ein Ende gemacht. Österreich jedoch war bereits zu sehr geschwächt, als daß es viele Vorteile hätte erlangen können; es ging bei dem großen Länderstich damals ziemlich leer aus. Bairisches Gebiet erhielt es nicht; Salzburg und Berchtesgaden kamen an den abgesetzten Herzog von Toskana, der freilich aus einer Nebenlinie des habsburgischen Hauses stammte. Diesem neugeschaffenen Kurfürsten von Salzburg gab man außerdem noch den größern Teil der Stifter Passau und Eichstädt. Nur für den Breisgau, der jetzt wirklich für kurze Zeit dem Herzog von Modena zufiel, erhielt es die bisherigen Hochstifter Trient und Brigen, eine Erwerbung, die immerhin nicht unbedeutend war, da hierdurch die Verbindung mit den italienischen Besitzungen gekräftigt und befestigt wurde. Dazu erwarb es durch Tausch die freie Reichsstadt Lindau und das Stift darin.

Einen noch ungünstigeren Ausgang für Österreich hatte der dritte Koalitionskrieg; die Gründe, die hieran schuld waren, können jedoch hier nicht näher erörtert werden. Der Krieg wurde übereilt begonnen und kopflos ge-

führt; übereilt und kopslos wurde auch nach der „Dreifaiserschlacht“ vom 2. Dezember 1805 der Friede zu Presburg abgeschlossen. Er brachte großen Verlust an Land und Leuten. Die im Frieden von Campo Formio erworbenen und zu Lunéville bestätigten Besitzungen des vormaligen venetianischen Freistaates gingen wieder verloren und kamen an das neugegründete Königreich Italien. An Baiern kamen Tirol und Vorarlberg, die frühern Hochstifter Brügen und Trient, die Markgrafschaft Burgau, die vormalige freie Reichsstadt Lindau am Bodensee; daneben noch die Teile von Eichstädt und Passau, die der bisherige Kurfürst von Salzburg einige Jahre besessen hatte, der dafür mit Würzburg entschädigt wurde. Die vorderösterreichischen Lande fielen Württemberg und Baden zu. Die Machtstellung Österreichs war damit im höchsten Grade erschüttert, jedoch noch nicht so weit geschwächt, daß es ihm nicht gelungen wäre, für diese empfindlichen Verluste wenigstens einen geringen Ersatz zu erhalten: Salzburg mit Berchtesgaden wurde ihm zugesprochen, und es durfte die Besitzungen des säkularisierten deutschen Ordens zu Gunsten eines Erzherzogs einziehen; das waren die Valleien Österreich an der Etsch und am Gebirge, die innerhalb des Gebietes des Kaiserstaates lagen, und das Meistertum Mergentheim nebst der Valle Francken, deren Gebiete in den oberdeutschen und den beiden rheinischen Kreisen zerstreut lagen. Durch diese Abtretungen hatte Österreich die beherrschende Stellung in Süddeutschland, die ihm die eigentümliche geographische Verteilung seiner Besitzungen dort gewährte, verloren. Es war ein weiterer höchst wichtiger Schritt in der Gebietsentwicklung dieses Staates auf der Bahn geschehen, die sein gänzliches Ausschneiden aus Deutschland vorbereitete und herbeiführte.

Noch verhängnisvoller waren die Folgen des unglücklichen Krieges von 1809; nach der Mord- und Blutschlacht bei Wagram auf dem Marchfelde wurde im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn der Wiener Friede abgeschlossen. Ein Gebiet von reichlich 2000 Quadratmeilen mit mehr als $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern ging verloren. Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel, das halbe Hunsrückviertel kamen an Baiern, Westgalizien an das Großherzogtum Warschau, ein Teil von Ostgalizien an Rußland, die Länder jenseits der Save, der Villacher Kreis, Dalmatien, Istrien, Ragusa an Napoleon selbst, der aus diesen Landen und den ionischen Inseln den wunderlichen Staat der illyrischen Provinzen bildete, zu dessen Gouverneur er Marmont, den „Herzog von Ragusa,“ machte. Daß Österreich jetzt nur noch ein Staat zweiten Ranges war, geht deutlich daraus hervor, daß es sich gänzlich der napoleonischen Politik angeschlossen, dem Continentsysteme beitrug und allen Verkehr mit England abbrach. So lange der Stern des Imperators hell strahlte, wagte es nichts gegen den Gewaltigen zu unternehmen und fügte sich ohne Widerstreben allen seinen Forderungen; nicht einmal die Hand einer Erzherzogin, einer „Tochter der Cäaren,“ wurde dem gekrönten Emporkömmling verweigert.

An dem Befreiungskriege des Jahres 1813 nahm Oesterreich zunächst keinen Anteil. Als es endlich gegen Ende des Waffenstillstandes offen auf die Seite der Verbündeten trat und dem Franzosenkaiser, der ja der Schwiegersohn des Kaisers Franz war, den Krieg erklärte, blieb seine Politik fortwährend in der Schwebe, unsicher und unentschlossen. Eine natürliche Folge dieser Politik war es, daß seine Kriegsführung außerordentlich matt und kraftlos war, und daß die Kriegsführung Preußens und Rußlands derartig gelähmt wurde, daß mehrfach der ganze Erfolg des ungeheuer opfervollen Kampfes in höchstem Grade gefährdet wurde. Zum Beweise dafür sei nur auf eine Thatfache hingewiesen. Hätten nach der Schlacht bei Leipzig die gesamten Streikräfte der Verbündeten sofort und ohne Zaudern den Rhein überschritten, wären sie entschlossen in raschem Vormarsche auf Paris losgegangen, so wäre, so weit Menschen urteilen können, ohne nennenswerten Kampf, jedenfalls ohne große Schlachten, wozu Napoleon damals einfach keine Soldaten hatte, das erhabene Werk, das schon so viel Blut gekostet hatte, rasch zu einem ruhmreichen Ende geführt worden. Oesterreichs abscheuliche Zauderpolitik, die die geradezu lächerliche Erklärung der Verbündeten zu Frankfurt vom 1. Dezember 1813 und die darauf folgenden nutzlosen Verhandlungen herbeiführte, verschaffte dem großen Schlachtenmeister fast drei Monate Zeit, die er mit gewohnter Unsicht und Thakraft zu so gewaltigen Rüstungen benutzte, wie es bei dem geschwächten Zustande Frankreichs nur möglich war. Ebenso wie diese nicht scharf genug zu verdamrende hinterhältige Staatskunst den Winterfeldzug von 1814 in Frankreich notwendig machte, ebenso verschuldete die durch sie verursachte schwächliche Kriegsführung der „Großen Armee“ unter Schwarzenberg die Verlängerung des Krieges, welche durch gemeinsames und entschlossenes Vorgehen sicherlich vermieden worden wäre.

Da die militärischen Leistungen Oesterreichs in jenem ewig denkwürdigen Kriege verhältnismäßig so unbedeutend waren, ja verglichen mit den heldenmütigen Anstrengungen des kleinen und ausgezogenen preußischen Staates, der, obwohl an Gebiet und Einwohnerzahl kaum ein Viertel so groß wie der Kaiserstaat, thatsächlich im Verlaufe des heiligen Kampfes mehr Streiter stellte als dieser, geradezu geringfügig erscheinen müssen, hätte man denken sollen, daß die politischen Vorteile, besonders die Erwerbungen von Land und Leuten, die die Regierung des Kaisers für ihren Staat beanspruchte und erlangte, jenen Leistungen hätten entsprechen müssen. Aber gerade das Gegenteil war der Fall. Während Preußen in allen seinen berechtigten und wohlbegründeten Forderungen nicht bloß auf Widerstreben, sondern teilweise auf den hartnäckigsten Widerstand stieß, gelang es der listigen und ränkevollen Politik des schlauen — die Bezeichnung „großen“ wäre sicherlich höchst unzutreffend — Staatsmannes, der die Geschichte des Kaiserstaates an der Donau lenkte, alle Ansprüche, die er für Oesterreich machte, fast mit spielender Leichtigkeit durchzusetzen. Kaiser Franz ließ sich seine Gastfreiheit auf dem Wiener Kongreß zwar ein großes Stück

Geld kosten; aber bei der gänzlich zerrütteten Finanzlage Österreichs, die ja altüberliefert und althergebracht ist, kam es auf einige Millionen Schulden mehr gar nicht an, und die herrlichen Zauberfeste, die den fremden Fürsten und ihren Staatsmännern und Feldherren gegeben wurden, brachten politisch den größten Nutzen. Bei schwelgerischen Mahlen, im hell erleuchteten Ballsaal sicherte sich Metternich den Erfolg seiner listig eingefädelten Pläne, der dann später am grünen Tische mühelos eingeheimst wurde. Durch seine hervorragende gesellschaftliche Gewandtheit trug er wesentlich dazu bei, die Leitung aller wichtigen Angelegenheiten in seine Hände zu bringen. Österreich war unbedingt die tonangebende und führende Macht geworden, und es behielt diese Stellung, bis Kaiser Nikolaus von Rußland durch seine unbeugsame und unbändige Willens- und Thatkraft sich zum Schiedsrichter im europäischen Areopag machte. In den deutschen Angelegenheiten spielte der Kaiserstaat diese Rolle so lange weiter, bis endlich unter den Donnern des Revolutionsjahres 1848 die Metternichsche Wirtschaft ein Ende mit Schrecken fand, derart, daß nicht bloß dieses verurtheilte System völlig „verkracht“ war, sondern daß auch der ganze Staat aus einander fliegen zu sollen schien.

Diese vorteilhafte Stellung auf dem Wiener Kongreß, die wir eben kurz gekennzeichnet haben, hätte Österreich unzweifelhaft in den Stand gesetzt, alle seine frühern Besitzungen, die in den Stürmen der Zeit abgerissen waren, wieder zu gewinnen, wenn es nur gewollt hätte. Zunächst konnte es unzweifelhaft Lothringen, das Stammland seiner Dynastie, und seine alten Gebiete im Elsaß wieder erhalten und damit zugleich das, was man jetzt das Reichsland nennt, damals schon für Deutschland und das Deutschtum retten. Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es allerdings einer aufrichtigen und rückhaltlosen Verständigung mit Preußen; man mußte, kurz gesagt, diesem Staate gegenüber ein ehrliches Spiel spielen. Rußland hätte sicher gegen diese Schwächung Frankreichs nichts einzuwenden gehabt; England stand den meisten derartigen fesländischen Fragen kühl und gleichgiltig gegenüber, und das besiegte Frankreich konnte dieser nur allzu berechtigten Forderung der deutschen Mächte gar keinen Widerstand entgegensetzen, wenn sie nur durch ein kräftiges Vorgehen, durch eine feste und entschiedene Haltung unterstützt wurde. Aber von einer redlichen Aussöhnung mit Preußen wollte man in Wien nichts wissen; das Emporkommen dieses deutschen Kernstaates und damit die Kräftigung des deutschen Gedankens sollten um jeden Preis zurückgehalten werden. Und da man sich hierzu in der Hofburg allein nicht stark genug fühlte, so bedurfte man der Hilfe des alten Erbfeindes, Frankreichs. Die Freundschaft mit diesem eben erst wieder hergestellten Staate, die Freundschaft der beiden würdigen Gesinnungsgenossen, des Herrn von Metternich und des Herrn von Talleyrand, wäre unwiderrücklich in die Brüche gegangen, wenn man auf der Herausgabe jener Lande fest bestanden hätte, die einst dem alten Reiche in den Zeiten seiner

Schwäche und seiner Schmach entrisfen worden waren. Und außer dem unversöhnlichen Haße Frankreichs, den man sich sicher zugezogen hätte, hätte man die höchst lästige und drückende Grenzhut gegen den ewig unruhigen Nachbar im Westen auf sich nehmen müssen. Davon aber wollte man in der Hofburg erst recht nichts wissen. Jene Grenzhut, wie man später sagte, die „Wacht am Rhein,“ wollte man gern Preußen überlassen; dazu wares gut genug mit seinem scharfen Schwerte, wenn auch der damals schwache Staat stöhnte unter der schweren Rüstung, die ihm diese heilige Pflicht gegen Deutschland aufzwang. Wenn es dazu noch gelang, ihm eine möglichst schwache militärische Stellung am Rheine zu geben, ihm z. B., von Metz und Straßburg zu schweigen, sogar den festen Waffenplatz Mainz vorzuenthalten, so feierte die Metternichsche Staatskunst ihren höchsten Triumph. Die österreichische Selbstsuchtspolitik hatte den Verlust von Elsaß und Lothringen verschuldet; diese selbige Politik verhinderte ihre Zurednung nach den Befreiungskriegen, und der beständige Hintergedanke dieser Politik war das unausrottbare Mißtrauen und der Haß gegen Preußen, die Eifersucht auf den jugendkräftigen Nebenbuhler.

Erwägungen ganz ähnlicher Art waren es, welche die k. k. Regierung und ihren Leiter Metternich veranlaßten, kein Gewicht auf die Wiedererlangung der meisten vorderösterreichischen Lande zu legen. Das wichtigste Gebiet, um dessen Besitz es sich hätte handeln können, war der Breisgau mit der Ortenau, dessen Bewohner gern unter die altgewohnte kaiserliche Herrschaft zurückgekehrt wären und bis auf den heutigen Tag noch meistens die lebhaftesten Sympathien für Oesterreich bewahrt haben. Aber dieser Besitz lag wieder in der unmittelbaren Nachbarschaft Frankreichs, und von der Grenzhut dieser Macht gegenüber wollte Kaiser Franz und wollten seine Minister durchaus nichts wissen. Eine Zurückforderung der vorderösterreichischen Lande, die nur auf Kosten der süddeutschen Rheinbundsstaaten hätte erfüllt werden können, welche man sich eben durch die Zusicherung der Souveränität und ihres Gebietes zu Freunden gemacht hatte, hätte dieser Freundschaft einen unheilbaren Stoß gegeben. Das mußte vermieden werden; denn diese vormaligen Rheinbundsfürsten hatte man nötig, um sich durch sie eine Mehrheit am Bundestage zu sichern und sich also ein Übergewicht über Preußen zu verschaffen und die Leitung des deutschen Bundes stets in Händen zu behalten. Das waren Gründe, gewichtig genug, um von der Wiedergewinnung jener zersplitterten Gebietssteile abzusehen.

Drei Gesichtspunkte waren bei dem Wiederaufbau des österreichischen Staatsgebietes maß- und ausschlaggebend. Erstens wollte Oesterreich um jeden Preis die oberste Leitung der deutschen Angelegenheiten für sich selbst behalten, auf die es im Rückblicke auf die lange Reihe der Kaiser aus den Geschlechtern Habsburg und Lothringen ein unbefreitbares, überliefertes Recht zu haben glaubte. Dazu stützte es sich auf die mittel- und kleinstaatlichen Dynastien und

sicherte geographisch seine Stellung durch den weiten Halbkreis, in welchem das kaiserliche Gebiet von dem nördlichen Böhmen an bis nach Bregenz am Bodensee und bis an den Oberlauf des Rheines hin fast ganz Mittel- und Süddeutschland gleichsam umklammerte. Dieses Gebiet mußte fest zusammenhängen und durfte keine Lücke darbieten. Dazu mußte Baiern wieder herausgeben: Vorarlberg, Tirol, die ehemaligen Hochstifter Brünn und Trient, das frühere Erzbistum und spätere Kurfürstentum Salzburg, das Hunsrückviertel und das Innviertel. Zweitens wollte Österreich das Übergewicht in Italien behaupten. Das sicherte ihm die Erwerbung des lombardisch-venetianischen Königreiches mit seinem fruchtbaren Boden, seinen volkreichen Städten und seinen mächtigen Festungen. Drittens wollte Österreich eine ausschlaggebende Stellung im Orient einnehmen. Diese sicherte ihm die Zurückerwerbung seiner früheren polnischen Besitzungen und namentlich der Besitz des Königreiches Ungarn und der übrigen mit der Stephanskronen verbundenen Provinzen, namentlich die neugegründeten Königreiche Illyrien und Dalmatien.

Der eigentümliche Prozeß in der Gebietsentwicklung des österreichischen Kaiserstaates, daß dieser nämlich allmählich geographisch immer mehr aus Deutschland „hinauswuchs,“ hatte damit seinen Abschluß gefunden. Österreich lag, genau genommen, eigentlich nicht mehr in Deutschland, sondern grenzte nur noch mit einigen seiner Provinzen, die übrigens durchaus nicht eine reindeutsche Bevölkerung haben, an Deutschland. Das feste Band eines gemeinsamen Geistes- und Kulturlebens, das alle übrigen Teile des politisch noch zerrissenen Vaterlandes umfaßte, hatte sich immer mehr gelockert und gelöst. Völlig hinausgedrängt worden aus Deutschland ist allerdings Österreich durch die nationale Politik Bismarcks und die guten, blanken Waffen Preußens; aber die habsburgisch-lothringische Hauspolitik mehrerer Jahrhunderte, namentlich die ränkevolle Staatskunst Metternichs auf dem Wiener Kongresse haben dieses Ausscheiden ermöglicht, vorbereitet und geradezu zu einer geschichtlichen Notwendigkeit gemacht.

Da die ferneren Gebietsveränderungen, die der uns jetzt verbündete Donauraum durchmachen müssen, sein Verhältnis zu Deutschland nur wenig berühren, so brauchen sie nur ganz kurz erwähnt zu werden. Die dem Sturmjahre 1848 vorausgehenden revolutionären Zudungen warfen den künstlich gebildeten Freistaat Krakau in seinen Schoß (1846). Bei dem großen Länder- und Völkerschacher in Wien hatte man sich über diese Stadt und ihr Gebiet nicht einigen können. Der unbesonnen angefangene, kopflos geführte und dann ebenso unüberlegt geendigte Krieg von 1859 führte den Verlust fast der ganzen Lombardei herbei. Preußen verlangte trotz seiner unerhört glänzenden Erfolge im Jahre 1866 keinerlei Gebietsabtretung von Österreich; aber nur den Siegen Preußens im fernen Böhmen hatte das neu entstandene Königreich Italien den Gewinn des Restes der Lombardei und Venetiens zu verdanken. Das drückende

Übergewicht, das Österreich in Deutschland und in Italien, nicht einmal zum eignen Heile, jedenfalls aber zum Unheile dieser beiden Länder so lange behauptet hatte, war endlich abgeschüttelt. Alle seine Anstrengungen hatten schließlich nicht die auf nationalen Grundlagen sich vollziehende Einigung beider Reiche verhindern können, und seine beherrschende Stellung in ihnen war unwiederbringlich verloren gegangen. Auf dem Kongreß zu Berlin, 1878, der die Abmachungen des Friedens von San Stefano einigermaßen berichtigen sollte, zeigte sich Bismarck als „ehrllicher Matler“; das verschaffte Österreich den Besitz von Bosnien und der Herzegowina, eines weiten Gebietes auf der Balkanhalbinsel mit mehr als 1,300,000 Einwohnern. Der Schwerpunkt des Staates, den unser Reichskanzler schon vor dem Kriege von 1866 nach Ofen verlegt sehen wollte, wurde dadurch noch mehr nach dem Oriente verschoben. Dort liegen seine wesentlichen Interessen; dort hat es gewaltige Aufgaben zu lösen, dort eine zwar schwere, aber auch segensreiche Sendung zu erfüllen, nämlich die Verbreitung und Befestigung europäischer Bildung und Gesittung.

Die beiden auf Nationalität begründeten Reiche, die auf Kosten der politischen Stellung, teilweise auch des Gebietes von Österreich sich gebildet haben, Deutschland und Italien, sind jetzt die besten und treuesten Bundesgenossen des Kaiserstaates. Der schwarze Adler Preußens und das weiße Kreuz von Savoyen, die so oft im düstern Pulverdampfe den Kriegern voranflatterten, die im blutigen Kampfe denen, die unter dem Doppelaar fochten, gegenüberstanden, können jetzt ruhig und friedlich mit diesem vereint flattern. Die drei Mächte, deren Sinnbilder diese Bannerzeichen sind, bilden den Friedensbund und Friedenshort von Mitteleuropa; an diesem festen Felsen werden hoffentlich noch manchmal die wilden, kriegerischen Leidenschaften heimtückischer Feinde machtlos zerschellen.

Aber wird dieses Verhältnis von Dauer sein? So weit Menschen die Zukunft ermessen und beurteilen können, darf man diese Frage unbedingt und freudig mit Ja beantworten. Auch wenn neue Männer mit neuen Gedanken die Leitung der Staaten übernehmen, an diesem Friedensbunde werden sie schwerlich etwas ändern. Denn er beruht auf der Gemeinschaft der wichtigsten Lebensinteressen der drei Länder. Gebrochen und zerrissen könnte er nur werden in folgenden drei Fällen: 1. wenn Österreich den Versuch machen sollte, sein verlorenes Übergewicht in Deutschland und Italien wieder zu erobern, 2. wenn Italien ernstlich daran denken sollte, die österreichischen Besitzungen in Südtirol oder am adriatischen Meere an sich zu reißen, 3. wenn das deutsche Reich darauf ausgehen sollte, die österreichisch-ungarische Monarchie zu zertrümmern, um die sogenannten deutschen Provinzen derselben sich selbst einzuverleiben. Daß es unbelehrbare und unverbesserliche, verbissene Parteianatiker giebt, und zwar nicht nur innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle, sondern auch im deutschen

Reiche, die von einer Wiedergewinnung des alten habsburgischen Einflusses mindestens in Deutschland träumen, soll nicht in Abrede gestellt werden. Daß aber ein ernsthafter österreichischer Staatsmann jemals solchen Hirngespinnsten nachjagen sollte, ist nicht wohl denkbar. Es bleiben tot die Toten. Zudem wird jeder einsichtige österreichische Militär sich gar nicht der Einsicht verschließen können, daß sein Staat einen Krieg gegen das deutsche Reich mit einiger Aussicht auf Erfolg überhaupt nicht führen kann. Denn schon in früheren Kriegen hat Österreich den preußischen Herren, die von Schlesien, der Lausitz und Sachsen her einbrangen, fast niemals dauernden Widerstand leisten können. Wenn aber jetzt nicht bloß auf den Straßen, auf denen Friedrich der Große und Wilhelm der Siegreiche ihre Heeresmäulen in Feinbesand hineinführten, deutsche Krieger heranrückten, sondern wenn dazu auch noch eine starke Streitmacht von Passau aus längs des Donaustromes geradeswegs auf Linz und Wien vöginge, so ist fast mit Sicherheit vorauszusagen, daß diesen konzentrischen Stößen der Kaiserstaat noch rascher erliegen würde, als es in der großen preußischen Woche des Jahres 1866 der Fall war. Auch ein Bündnis mit Frankreich, das einzige, das in Frage kommen könnte, würde hieran wenig ändern; jeder, der die heutige politische Lage auch nur einigermaßen kennt, weiß, welchen Preis wir Rußland zu bieten brauchen, um sofort seines Bündnisses sicher zu sein; und dieser Preis würde uns schließlich eigentlich nichts kosten.

Bedenklicher dürfte schon der zweite Fall sein. Vor einigen Jahren noch schien es so, als ob die lärmende Partei der Irredentisten*) ernste Mißhelligkeiten zwischen Italien und Österreich hervorrufen würde. Doch dieser Lärm, den die italienische Regierung übrigens stets mißbilligt hat, ist längst verstummt, und es ist kaum anzunehmen, daß jemals maßgebende Kreise solche Abenteuerpolitik unterstützen werden.

Was den dritten Fall anbetrifft, so soll zwar nicht gelehnet werden, daß alle Feinde des deutschen Reiches seit dem Bestehen desselben es als ihre Lieblingsaufgabe angesehen haben, das Mißtrauen in den leitenden Kreisen der österreichisch-ungarischen Monarchie durch die verdächtigende Einflüsterung hervorzurufen und wach zu halten, daß es, trotz aller Versicherungen des Gegenteils, der Hintergedanke der Bismarckschen Politik sei, die Provinzen Österreichs, die ehemals zu Deutschland gehört haben, abzureißen und mit dem deutschen Reich zu vereinigen. Nach dem bekannten Sprichworte: Viel Feind, viel Ehr! hat das deutsche Reich viele Feinde; sie wohnen an der Seine, an der Rewa, an der Moskwa, am Sunde, an der schönen, blauen Donau und leider noch an vielen andern Flüssen. Sie sind unablässig thätig und suchen überall den Samen des Hasses, der Zwietracht und des Mißtrauens

*) Italia irrodenta, das unerlöste Italien, d. h. was noch nicht von der Fremdherrschaft befreit ist, nennt eine Partei von Hitzköpfen, sog. Italianissimi, Süd- oder Westtyrol und das österreichische Küstenland an der Adria, wo die italienische Sprache herrscht.

auszustreuen, namentlich aber das deutsch-österreichische Bündnis zu sprengen. Ob sie mit diesen Verheißungen jemals Erfolg haben werden? So lange gesunde Vernunft und besonnene Erwägungen, nicht aber blinde Leidenschaften in beiden Reichen herrschen: niemals! Denn jene Verdächtigungen sind völlig aus der Luft gegriffen, und solche Bestrebungen würden einer zielbewußten deutschen Nationalpolitik geradezu widersprechen. Die Provinzen, die als deutsche in Frage kämen, wären etwa Österreich mit Salzburg, Tirol zu etwa zwei Dritteln und Steiermark zu etwas weniger als zwei Dritteln. In allen übrigen Landes-teilen sind die Deutschen in der Minderheit. Wenn man nun wirklich glauben könnte, daß die nationale Zusammengehörigkeit stark genug wäre, die Bevölkerung dieser Gebiete fest mit dem deutschen Reiche zu verknüpfen, trotz aller Hindernisse, die z. B. Religion und eine Geschichte von Jahrhunderten darbieten würden, was sollten wir denn mit ihnen? Sie wären für uns eine Last, ein ganz unhaltbarer Besitz, wenn wir nicht Böhmen und Mähren dazu nähmen. Diese Lande würden sich sonst wie ein spaltender Keil in den Reichskörper hineinschieben; das zeigt ein oberflächlicher Blick auf die Karte. Der Besitz von Böhmen mit seinen Nebenländern brächte uns aber an die sechs Millionen Tschechen als Reichsbürger, und dafür bedanken wir uns einfach. Wir haben an unsern Polen, Dänen und Franzosen, von andern Reichsfeinden zu schweigen, gerade genug. Die Bundesgenossenschaft mit Österreich ist uns begehrenswert und kostbar, aber von einem unlöslichen Staatsverbande mit jenem Nationalitätengemisch will sicher kein reichstreuere Deutscher etwas wissen, der Kaiser und sein eiserner Kanzler am wenigsten.

Die Politik, welche Bismarck unter Wilhelm dem Siegreichen eingeleitet hat, wurde unwandelbar weiter geführt in der kurzen Zeit, in welcher der erhabene Dulder Friedrich die Krone trug, und daß die Thronbesteigung unsern jugendlichen Herrschers Wilhelm II. nichts daran geändert hat, das verbürgt, abgesehen von allem übrigen, das gewaltige Kaiserwort, das er in seiner ersten Thronrede an den Reichstag gesprochen. Und zur Aufrechterhaltung dieser Politik steht hinter dem Kaiser und seiner Regierung sein ganzes treues und starkes Volk, festentschlossen wie ein Mann. Kaiser Wilhelm II. bietet seinen Bundesgenossen Treue um Treue und wird sie halten; mögen jene ihm Treue um Treue erwidern. Sollte dann heimtückischer Überfall auf sie oder auf uns das Schwert uns in die Hand zwingen, dann wird Deutschlands Volk sich schaaren um seinen Fürsten, wie es sich geschaart hat um seine Väter, wenn der Heerbann erging. Die Jungen werden sich der Alten wert zeigen. Denn deutsches Herz, deutsche Faust, deutscher Stahl haben stets brav geschlagen.*)

*) Ein zweiter Abschnitt, die süddeutschen Staaten behandelnd, wird, sobald es der Raum erlaubt, nachfolgen.



Dreißig Jahre in Paris.



Ich eine Reise! Nach dreißig Jahren noch fühle ich, wenn ich daran denke, meine Beine in einem Eisblocke und werde von Magenkrämpfen ergriffen. Zwei Tage in dritter Wagenklasse in einem dünnen Sommeranzuge und bei scharfer Kälte! Ich war sechzehn Jahre alt, kam weither, vom hintersten Ende des Languedoc, wo ich letzter Unterlehrer war, um mich der Litteratur zu widmen. Mein bezahlter Platz hatte mir gerade vierzig Sous in der Tasche gelassen, doch warum sollte ich mich darüber beunruhigen? War ich doch so reich an Hoffnungen! Ich vergaß, daß ich Hunger hatte, trotz der Verlockungen von Backwerk und belegten Butterbrotten, die auf den Buffets der Bahnhöfe zur Schau gestellt waren; ich wollte meine blanke sorgsam in einer meiner Taschen versteckte Münze nicht fahren lassen. Gegen das Ende der Reise freilich, als unser Zug keuchend und uns von einer Seite auf die andre schleudernd uns über die traurigen Ebenen der Champagne dahintrifft, war ich nahe daran, ernstlich krank zu werden. Meine Reisegefährten, Matrosen, die sich die Zeit mit Singen vertrieben, reichten mir ein rundbauchige Flasche. Wackere Leute! Wie schön waren ihre rauhen Vieder, wie gut ihr heißer Brantwein für einen, der zweimal vierundzwanzig Stunden lang nichts gegessen hatte.

Dies rettete und belebte mich neu, die Übermüdung wiegte mich in Schlummer, ich schlief mit zeitweisigem Erwachen beim Halten des Zuges und Rückfällen in die Schlafsucht, sobald der Zug wieder in Gang war.

Ein Lärm von Rädern, der über eiserne Platten bröht, eine riesige Wölbung von Glas, erfüllt von Licht, Thüren, welche schlagen, Gepäckwagen, welche rollen, eine ungebulbige, geschäftige Menge, Beamte der Douane — Paris.

Mein Bruder erwartete mich auf dem Perron. Ein praktischer Burtsche, wie er trotz seiner Jugend war, erfüllt vom Gefühl seiner Pflichten als der ältere, hatte er sich mit einem Handkarren und einem Dienstmanne versorgt. Wir wollen gleich dein Gepäck aufladen!

Es war nett, dies Gepäck. Ein kleines armseliges Köffchen, verziert mit Nägeln und Ausbesserungen und mehr als sein Inhalt wiegend. Wir setzten uns längs der verlassenen Quais hin nach dem Quartier latin in Bewegung und marschierten durch schlafende Straßen hinter unserm Karren, den der Dienst-

mann schob. Es war kaum Tag, wir begegneten nur Arbeitern, vom Frost blau angelaufenen Gestalten oder Zeitungsträgern, die geschäftig die Morgenblätter unter die Thüren der Häuser schoben. Die Gaslaternen verloschen, die Straßen, die Seine, die Brücken erschienen mir mitten im Morgennebel finster. An meinen Bruder geschmiegt, das Herz beengt, von einem unwillkürlichen Schrecken ergriffen, während wir immerzu dem Karren folgten — das war mein Einzug in Paris.

Wenn dus nicht sehr eilig hast, unsre Wohnung zu sehen, gehen wir vor allem frühstücken, sagte Ernst.

Ach ja — wir wollen essen!

Buchstäblich starb ich vor Hunger.

O weh, die kleine Kaffeewirtschaft, eine Wirtschaft der Rue Corneille, war noch nicht geöffnet, wir mußten längere Zeit warten und spazierten, um uns zu erwärmen, in der Umgebung immer um das Odeon herum, das mir mit seinem mächtigen Dache, seinem Portikus und seinem tempelartigen Aussehen gewaltig imponirte.

Endlich öffneten sich die Läden, ein noch halb schlafender Kellner ließ uns eintreten, während er mit Geräusch seine weiten Pantoffeln schleppte und wie die Stallknechte brummte, die man auf den Poststationen zum Anschirren der Pferde aufweckt. Dies Frühstück im Morgengrauen wird nie aus meiner Erinnerung entschwinden, ich brauche nur die Augen zu schließen, um den kleinen Saal mit seinen rachten und weißen Mauern und den Kleiderrechen auf dem Kalkbewurf wiederzusehen, das Kontor mit zusammengeroUten Servietten bedeckt, die Marmortische ohne Decken, aber von Sauberkeit strahlend. Gläser, Salzfüßer und zahlreiche kleine Karaffen, mit einem Wein, der keine Verwandtschaft mit Traubensaft hatte, mir aber gut schien, standen schon in Bereitschaft.

Kaffee für drei! befahl der Kellner nach eigener Eingebung, sobald er unser ansichtig wurde. Und da zu dieser Stunde niemand anders als er im Saal und in der Küche war, antwortete er sich selbst: Bum! und brachte uns „Kaffee für drei,“ das heißt für drei Sous einen wohlschmeckenden, duftigen, verständig gefüßten Kaffee, der ebenso schnell als die beiden Brötchen verschwand, die in einem geflochtenen Körbchen aufgetragen wurden.

Wir bestellten dann eine Omelette, weil es für ein Kotelette in der That noch zu früh war.

Eine Omelette für zwei — bum! brüllte der Kellner.

Scharf gebaden! rief mein Bruder.

Ich beugte mich gerührt vor der Haltung und den großen Manieren dieses Sybariten von Bruder, und beim Dessert — Auge in Auge, die Ellbogen auf dem Tische — welche eine Fülle von Geständnissen und Plänen tauschten wir vor einer Schüssel voll Rosinen und Haselnüssen aus! Der satte Mensch ißt

ein besserer Mensch. Hintweg mit Trübsinn und Unruhe — dies einfache Frühstück hatte mich wie Champagner berauscht.

Wir gingen Arm in Arm weiter und sprachen sehr laut. Eben ward es voller Tag; Paris lächelte mich aus allen geöffneten Läden an, selbst das Odeon setzte, um mich zu begrüßen, eine freundliche Miene auf, und die weißen Marmorstatuen im Luxemburggarten, die ich durch das Gitter betrachtete, schienen anmutig den Kopf zu neigen und mich willkommen zu heißen.

Mein Bruder war reich. Er bekleidete das Amt eines Sekretärs bei einem alten Herrn, der ihm seine Erinnerungen diktierte und erhielt dafür monatlich 75 Franken. Mit diesen 75 Franken mußten wir in Erwartung künftigen Ruhmes leben, mußten das kleine Zimmer im fünften Stock des Senats Hôtels in der Rue Tournon teilen, das nicht viel mehr als eine Bodenkammer war, mir aber vortrefflich erschien. War es doch eine Pariser Bodenkammer. Die Worte „Hôtel des Senats“ in großen Buchstaben im Schilde des Hauses prangen zu sehen, schmeichelte meiner Eigenliebe und machte mich schwindeln. Angesichts des Hôtels auf der andern Seite der Straße stand ein Haus aus dem vorigen Jahrhundert, das auf seinem Giebel zwei liegende Figuren trug, welche beständig Miene machten von der Höhe der Mauer auf die Straße hinabzufallen.

Dort wohnt Ricord, sagte mein Bruder, der berühmte Ricord, der Arzt des Kaisers. Das Hôtel des Senats — der Arzt des Kaisers — diese Worte sigelten meine Eitelkeit und beglückten mich! O diese ersten Eindrücke von Paris! —

Mit der vorstehenden, höchst lebendigen und charakteristischen Schilderung seiner ersten Ankunft in der französischen Hauptstadt eröffnet ein bedeutender und vielgefeierter Schriftsteller, Alphonse Daudet, seine Dreißig Jahre in Paris,*) einen Band, der, mit hübschen kleinen Illustrationen von Vieler, Montégut, Myrbach, Picard und Koffi verziert, wohl der Vorläufer einiger ähnlichen Bücher ist, da ihm bereits neue „Erinnerungen eines Schriftstellers“ aus derselben Feder gefolgt sind. Die wunderliche französische Mode, nach der neuerdings jedes Buch, das gehen soll, in einem Bande zusammengedrängt sein muß, zwingt zu ebenso wunderlichen Auswegen. In den vorliegenden „Dreißig Jahren“ wechseln Genrebilder wie „Die Ankunft,“ „Der erste Frack,“ „Mein Trommelschläger,“ „Das erste Stück,“ „Die Sperlingsinsel,“ Charakteristiken hervorragender, Daudets Entwicklung beeinflussender Persönlichkeiten wie Billemeffant, Henri Rochefort, Henri Monnier, Turgentiew (den Daudet Tourguéneff schreibt) und endlich einige Kapitel „Geschichte meiner Bücher“ mit einander ab, und da von diesen Büchern nur „Der kleine Dingsda,“ „Tartarin von Tarascon,“ „Jack“ und „Fromont jun. und Risdler sen.“ besprochen werden, geht allein hieraus hervor, daß wir einige Fortsetzungen der hiermit begonnenen Erinnerungen zu erwarten

*) Trente ans de Paris. Paris, C. Marpon et E. Flammarion, 1888.

haben. Wie dem immer sei, schon die vorliegenden „Dreißig Jahre“ genügen, um die Art und Weise des Schriftstellers wiederzuerkennen und an einer seiner Leistungen wieder einmal vollere Teilnahme zu gewinnen als an „Sappho“ und dem „Unsterblichen.“

Gleich die eben mitgeteilte Einleitung legt freilich eine ernste Betrachtung nahe. Die Schilderung des ärmlichen Einzuges Daudets in Paris erinnert lebhaft an die verwandten Schilderungen J. J. Rousseaus, Alexander Dumas des Älteren und manches andern, die gleich Daudet, arm an Beutel und reich an Hoffnungen, das Pflaster der Weltstadt an der Seine zuerst betraten. Für den Schriftsteller wie für seine Leser liegt ein unsäglicher Reiz in den Schilderungen so dürftiger Anfänge, die von einem glücklich erreichten Ziele aus entworfen werden. Denn die Tausende, welche ähnlich arm und hoffnungsreich anfangen, aber vor einem rühmlichen oder auch nur leidlichen Ziel in den Wirbeln der Großstadt untergehen, hinterlassen keine dauernden Erinnerungen, die Selbstbiographie eines völlig gescheiterten wird kaum geschrieben werden, und insofern mischt sich in den Eindruck, den Bücher, wie die „Dreißig Jahre“ Daudets hinterlassen, immer ein Element der Täuschung. Indem man sich des Talentes freut, das sich mannhaft aus Dunkelheit und Dürftigkeit zu Ehren emporgelämpft hat, vergißt man leicht, welchen Anteil auch das Glück hieran gehabt hat. Daudet vergißt es in seinen Aufzeichnungen nicht ganz, die blinde Göttin zu preisen, aber natürlich legt er ihrem Walten minderes Gewicht bei als seinem eignen Streben, seinem Genie und vielleicht ein wenig seiner Liebenswürdigkeit und Weltklugheit. Denn den Erinnerungen Daudets fehlt nicht jener Anhauch von Eitelkeit, der fast allen Franzosen in gleicher Lebenslage und Berufsrichtung eigentümlich ist. Man kann nicht sagen, daß er bei unserm Schriftsteller besonders stark sei, und obgleich Daudet ein Südfranzose ist, hat er sich doch oft zu über die Ruhmredigkeit Tartarins von Tarascon und Rauma Roumeftans lustig gemacht, um in ihren Ton zu fallen. Alexander Dumas' Memoiren schlagen z. B. den gasconischen Ton viel entschiedener an als die Aufzeichnungen Daudets, obgleich Daudet der Gascogner und Dumas der Nordfranzose ist.

Daudet kam im Jahre 1857 nach Paris, in der Glanzzeit des zweiten Kaiserreichs, dessen leitenden und maßgebenden Persönlichkeiten er als Sekretär des Herzogs von Morny nahe rückte. Er sah sich bald nach der Veröffentlichung seiner Jugendgedichte und des Erstlingsromans „Der kleine Dingsda“ in den Kreis jener begünstigten Schriftsteller versetzt, von denen Gesellschaft, Presse und Buchhandel von Paris ein günstiges Vorurteil hegen, bei denen sie die Möglichkeit eines künftigen großen Erfolges voraussetzen. Und hier läßt sich nicht verschweigen, daß der junge französische Schriftsteller, obgleich sich auch in Frankreich die Litteraturzustände seit den dreißiger und vierziger Jahren wesentlich verschlechtert haben, vor dem deutschen etwas voraus hat.

Die Begriffe über Geist, Talent, Phantasie und Gestaltungskraft sind in Paris natürlich genau so verschieden und schwankend wie in Berlin oder München. Aber eins steht fest: der Begriff des Stils, der Respekt vor der Beherrschung der Sprache, ein sicheres Gefühl dafür, ob litterarische Erstlingsversuche aus ernster litterarischer Arbeit hervorgegangen oder klägliche Pfsucherei sind. Und die verhältnismäßige Allgemeinheit dieser Art von Erkenntnis und dieser Art von Urteil kommt den wirklichen Talenten mehr oder minder zu Hilfe. Auch Daudet hat dies erfahren, und gerade seine frühesten Werke, die bis zu den Romanen „Fromont und Risler“ und „Jad“ wenig oder nichts mit der mobilischen Ehebruchslitteratur des zweiten Kaiserreiches zu thun hatten, sind um der Vorzüge ihres Stiles willen doch beachtet, gelesen, anerkannt worden. Gegenüber unsern deutschen Zuständen, in denen das große Publikum und die Zeitungskritik die kläglichste Stümperhaftigkeit gelten lassen, während die Ausschließlichen auch den talentvollsten und vorzüglichsten Jünger der Litteratur mit der Wahrheit zu Boden schlagen, daß er weder ein Shakespeare noch ein Goethe sei, muß der bezeichnete Vorteil hoch angeschlagen werden. Wir wissen nicht, ob es auch heute noch so günstig um die talentvollen litterarischen Anfänger steht wie in Daudets Jugendzeit. Jedenfalls leuchtet aus gewissen Abschnitten der „Dreißig Jahre“ und der Geschichte seiner frühesten Werke hervor, daß ihm die rasche Empfänglichkeit für litterarisches Verdienst, die den Franzosen unter dem zweiten Kaiserreiche zwar schon minder als unter der Restauration und der Julimonarchie, aber doch noch eigen war, zu gute gekommen ist.

Die einzelnen Kapitel der Erinnerungen Daudets bringen natürlich eine große Zahl kleiner Züge zu dem Litteratur- und Sittenbilde der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre, aber der Schriftsteller besitzt Einsicht genug, zu wissen, daß die frühe Kenntnis von „ganz Paris,“ die er erworben hat, zunächst doch nur jenes kleine Stück von Paris zwischen dem Gymnasetheater und der Oper, Notre Dame de Lorette und der Börse umfaßt, das sich einbildet, allein vorhanden zu sein: Börsenspekulanten, Schauspieler und Journalisten und die lebhaft geschäftige Menge der guten „Boulevardiers,“ die gar nichts thun. Da aber diese anspruchsvolle besondre Welt innerhalb der französischen Welt viel, nur allzuviel bedeutet, so werden alle Schilderungen aus ihr eine gewisse allgemeinere Teilnahme finden, auch wenn sie nicht so lebendig, geistreich und pikant geschrieben sind, wie Daudets kleine Skizzen. In seinen Charakteristiken stellt er die Menschen deutlich vor Augen, gleich die erste, „Billemeffant“, zeigt eines der Häupter des neufranzösischen Journalismus, den allmächtigen Herausgeber des allmächtigen „Figaro“, in greller Beleuchtung. Dem modernen Franzosen ist der Respekt vor dem Erfolge viel zu tief ins Blut gegangen, als daß er das Urteil über eine Erscheinung gleich der des berühmtesten Journalisten unumwunden aussprechen, daß er auch nur andeuten sollte, welches Unglück für sein Land ein Blatt wie der „Figaro“ gewesen ist, zu dem wir in Deutschland

allerdings in jeder großen Stadt Seitenstücke, aber glücklicherweise keines von der Allgemeinbedeutung des Pariser Journals besitzen; allein was Daudet erzählt, reicht im Verein mit dem, was wir sonst wissen, vollständig aus, dies Urtheil zu begründen. Wer Gold aus Kot gewinnt, muß sich gefallen lassen, daß man seine einzelnen Wohlthätigkeitsbezeugungen nicht zu hoch anschlägt. Der frühe Verkehr mit Männern vom Schlage Villemessant's ist übrigens die Erklärung dafür, wie ein Schriftsteller von Daudet's Begabung und künstlerischer Vornehmheit es späterhin über sich gewinnen konnte, seinen Gönner und Wohlthäter, den Herzog von Morny, im „Rabob“ für alle Welt erkennbar an den Pranger zu stellen.

Es scheint, daß Daudet in seinen persönlichen Erinnerungen auf die Pianterien, mit denen er einen Theil seiner Romane gewürzt hat, nicht zurückkommen will, der Grundton ist ziemlich ernst, hier und da, namentlich in der Geschichte von dem gascognischen „Tamburinaire,“ anmutig ironisch, immer aber bleibt er fesselnd und behält, obgleich er sich dem sachlichen Inhalt der Kapitel anschließt, etwas von dem Wesen einer geistvollen Unterhaltung. Einzelne Meister-situationen mögen auf Rechnung des litterarischen Effektes gesetzt werden, so die Schilderung der südfranzösischen winterlichen Einsamkeit, in der Daudet die Geschichte „Der kleine Dingsda“ schreibt, und des Gegenjahres, der mit dem Hineintreten des ersten Menschen zu wirken beginnt. Nach einigen Monaten, in denen der Schriftsteller niemand gesehen hat, als die Frau eines Bäckers, die ihn bei seinen Mahlzeiten bedient, stürzt diese Frau eines morgens zu ihm herein und ruft ihm im Patois des Landes zu, daß ein Mensch vor der Thüre stehe. „Dieser Mensch war ein Pariser, ein Journalist, der mich hier wußte und etwas über mich zu erfahren wünschte. Er frühstückt mit mir, man plaudert über Zeitungen, Theater, Boulevards; das Pariser Fieber ergreift mich und — am Abend reise ich mit meinem Besucher ab.“ Meist jedoch weiß Daudet solche Zusätze auf den Effekt geschickt zu verbergen, und die Erinnerungen an seine Pariser Erlebnisse lesen sich wie offenherzige Bekenntnisse. Vortrefflich ist Daudet's Erzählung von dem Eindrucke der ersten Darstellung seines ersten Stückes. Eine Drahtnachricht, daß dies kleine Stück ungewöhnlichen Erfolg gehabt habe, blüht ihn aus Algier heim nach Paris. Er kommt an, er stürzt nach dem Theater, das er am Faschingsdienstag von Polichinells und Masken aller Art erfüllt findet. Sie lassen sich zwar von seinem Stück rühren, er selbst aber trägt einen moralischen Kagenjammer der stärksten Art davon. „Das Stück, das diese braven Leute beklatschten, fand ich widerwärtig. O Jammer — gleich dieser dicke Mann, der, um väterlich und tugendhaft zu erscheinen, sich den Kopf Vörrangers hergerichtet hatte, meinem poetischen Traum? Wohlgemerkt, ich war ungerecht, Lasserant und Rouffeil, zwei vortreffliche Künstler, spielten, so gut man nur spielen kann, und ihr Talent war wahrlich nicht die letzte Ursache meines Erfolges. Aber der Absturz war zu stark, der Unterschied zwischen dem, was ich

geträumt hatte und dem, was sich nun samt seinen sichtlichen Mängeln, seinen unerträglichsten Lücken vor Augen stellte, zu stark!“ Wir führen diese Stelle wörtlich an, weil sie nicht nur die normale Empfindung eines jungen, poetisch angehauchten Dramatikers angesichts der Verwirklichung seiner Stücke wiedergibt, sondern weil sie uns zugleich bedeutungsvoll scheint für die in allen Litteraturen der Gegenwart zu beobachtende Bühnenflucht. Die Nervosität unsrer Schriftsteller erträgt die Verluste nicht mehr, die auf dem Wege vom Schreibtisch bis vor die Lampen unvermeidlich sind, sie schrickt vor der Verflachung und Verrohung zurück, welche (Ausnahmefälle abgerechnet) die „reale Bühne“ mit sich bringt. Daubets Geständnis erweist, daß selbst die Franzosen, die sich doch rühmen dürfen, daß auf ihren Brettern sorgfältiger probirt und besser gelernt wird als auf den unsern, von dieser Krankheit der Lampenscheu nicht mehr frei sind.

Interessant und nicht ohne Bedeutung sind die Mitteilungen Daubets über die Jugend Henri Rocheforts und seinen persönlichen Verkehr mit diesem Propheten der Kommune und der Rebanché. Rochefort taucht nach diesen Mitteilungen in einer legitimistisch angehauchten Familie auf, und in der That, wenn wir uns auf seine ersten Schmähschriften gegen das zweite Kaiserreich besinnen, so muß man zugeben, daß die eine kleinere Hälfte seiner vergifteten Pfeile aus Chateaubriands Schriften und nur die andere größere aus Marats „Volksfreund“, Heberts „Pere Duchesne“ und ähnlichen Blut- und Rotzeitschriften des Jahres 1793 entlehnt war. Daudet berichtet, daß seine letzte Begegnung mit Rochefort im kriegerischen Getümmel der Pariser Belagerung und der letzten verunglückten Ausfälle nach der Seite des Mont Valerien stattgefunden habe, und entzieht sich damit der Notwendigkeit, über die politische und litterarische Thätigkeit des Agitators seit 1871 zu urteilen. Je farbiger er aber die friedlichen wohlgeordneten Familienverhältnisse ausmalt, aus denen Henri Rochefort hervorgegangen ist, je entschiedener er betont, daß alle Eindrücke seiner Jugend der wilden und komödiantenhaften Rolle widerstrebten, in der Rochefort nachmals berühmt geworden ist, um so unwiderstehlicher drängt sich dem Nichtfranzosen das Gefühl einer ungeheuern Verfahrenheit dieser ganzen französischen Welt auf. Nichts scheint sicher, nichts folgerichtig, nichts notwendig, in keiner Erziehung, keinen Überlieferungen, keinen Lebensverhältnissen scheint der Einzelne noch eine Schranke zu finden! Man starrt in Möglichkeiten und Seelenwandlungen hinein, die aus Fieberträumen stammen und zu Fieberträumen führen.

Die beiden letzten Kapitel der „Dreißig Jahre“ erzählen von dem „großen Erfolge“, mit dem der Verfasser von „Fromont jun. und Risler sen.“ in die Reihe der gefeierten und über die ganze Welt bekannten Schriftsteller eingetreten ist, und von den persönlichen Beziehungen Daubets zu Turgeniew, die durch Flaubert vermittelt wurden und die leider mit einem Mißklang schließen. Die Fort-

setzung seiner Erinnerungen wird uns Daudet voraussichtlich auf der Höhe seiner Geltung und seiner Wirkungen zeigen, wir behalten uns vor, ihn auch auf diese Höhe zu begleiten. Einstweilen sei der Band, der inhaltreich und lehrreich im guten wie im bösen Sinne ist, auch der deutschen Leserschaft als eine Erscheinung der neuesten französischen Litteratur empfohlen, an der man nicht vorübergehen darf.



Wie sieht man und wie photographirt man Farben?



zwei Fragen sind Rätselfragen. Die erstere betrifft eine Thatsache, deren volle Erklärung noch nicht gefunden ist, die andre eine Aufgabe, die wohl vor der Hand noch unlösbar bleiben wird. Machen wir uns die Aufgabe klar: Es handelt sich dabei um eine photographische Aufnahme, die auf einer Platte ein Bild in den natürlichen Farben der Dinge, nicht bloß in den Abstufungen von hell und dunkel giebt. Mancher wird geneigt sein, zu fragen: Warum soll das bei den großartigen Fortschritten der Technik und Chemie nicht möglich sein? Was hat man nicht schon für unmöglich gehalten und später doch zu Wege gebracht! Das ist richtig. Indessen muß man von der photographischen Chemie nicht zu viel erwarten. Sie ist eine empirische Wissenschaft, oder vielmehr sie ist eine Technik, die durch Probiren zu ihren Erfolgen kommt, ohne sagen zu können, warum dies oder das so oder so wird. Überdies ist es Thatsache, daß seit Jahrzehnten eifrig an der Herstellung farbiger Photographien gearbeitet wird, daß aber alle Bemühungen vergeblich waren. Man ist daran gewöhnt, daß aller paar Jahre die Mittheilung durch die Zeitung läuft, man habe die bunte Photographie erfunden, und es fehle nur noch an einem Mittel, das Lichtbild festzuhalten, lichtbeständig zu machen; aber immer wurde es halb darauf still. Die bunte Photographie ist zur photographischen Seeschlange geworden.

Man hat allerdings Photographien in allen möglichen Farben und bietet jetzt wirkliche photographische Buntdrucke aus. Aber diese Buntdrucke sind nichts weiter als Farbendrucke der längst bekannten Art, nur daß sie mit Hilfe der Photographie hergestellt werden. Es ist bekannt, daß Buntdrucke angefertigt werden, indem man eine Anzahl von Platten nach einander auf dasselbe Papier druckt, derart, daß jede Platte einer einzelnen Farbe dient. Nach der älteren und gebräuchlicheren Herstellungsweise wurden diese Farbensilber von dem Zeichner freihändig angefertigt, eine schwierige und zeitraubende Arbeit; seitdem man gelernt hat, das photographische Bild auf Stein oder

Gelatine zu übertragen, hat man ein bequemes Mittel, die Freihandzeichnung durch die photographische Aufnahme zu ersetzen und so die einzelnen Farbplatten anzufertigen, auch den Schwarzdruck, welcher den Buntdruck vollendet, unmittelbar durch das photographische Bild zu bewirken. Aber alles dies ist weit entfernt davon, eine Farbenphotographie zu sein. Noch weniger können mit buntem Farbstoff hergestellte Photolithographien oder Kohlendrucke in Betracht kommen. Wenn von Zeit zu Zeit die Behauptung durch die Zeitung läuft, das Geheimnis auf einer Platte ein buntes Lichtbild festzuhalten, sei entdeckt, so glaube ich das eben nicht, denn ich halte eine farbige Photographie der Natur der Sache nach für unmöglich.

Das photographische Bild entsteht durch die dem Lichte inne wohnende chemische Kraft, gewisse leicht trennbare zusammengesetzte Körper in seine Grundbestandteile zu zerlegen. Solche Körper sind vor allem die Jod- und Bromsilbersalze. Dem Lichte ausgesetzt, zerfallen sie sofort in metallisches Silber und Jod oder Brom. Durch Behandlung mit Eisenoxydul, Pyrogallussäure oder Hydrochinon wird das Silber geschwärzt und so das Bild hervorgerufen, durch unterschwefelsaures Natron, eine milde Säure, die das metallische Silber nicht angreift, wohl aber das noch vorhandene nicht zerlegte Nodsilber auflöst und entfernt, wird das Bild festgehalten.

Eine andre Reihe photographischer Verfahren beruht darauf, daß gewisse Klebemittel, Zucker, Gummi, Gelatine, dem Lichte ausgesetzt ihre Löslichkeit verlieren, wenn sie mit doppeltchromsaurem Kali verbunden waren. War nun zugleich ein Farbstoff beigelegt, so wird dieser soweit gewaschen werden können, als er sich in löslichen Bestandteilen der Klebstoffschicht befand, aber überall da festgehalten werden, wo die Einwirkung des Lichtes die Löslichkeit aufhob.

Mit diesen beiden Mitteln arbeitet die Photographie. In beiden Fällen werden alle Dinge, deren Färbung zwischen schwarz und weiß liegt, richtig abgebildet werden. Wie aber verhalten sich nun abgelenkte Lichtstrahlen, mit andern Worten die Farben? Auch sie üben eine photographische Wirkung aus, aber in eigentümlicher Weise. Je stärker die Ablenkung und die Verzögerung der Ätherschwingungen eines Lichtstrahles ist, desto geringer ist seine photochemische Kraft. Im Spektrum haben die roten und gelben Farben die meiste Ablenkung, die blauen und violetten die geringste. Dem entsprechend sind gelbe und rote Lichtstrahlen sehr wenig wirksam, blaue desto wirksamer. Wenn man eine blaue und eine rote Glasscheibe vor sich hat, so kann man sehen, daß sie von gleichem Farbenwerte für unser Auge sind, photographirt erscheint die eine schwarz, die andre weiß. So erklärt sich, warum auf Landschaften die blaue Ferne ganz hell erscheint, während sich das grüne Laub tief dunkel darstellt, warum etwas gerötete Hände wie Mohrenhände aussehen, während blaue Augen fast farblos erscheinen. Hier tritt also ein Unterschied zwischen der photochemischen und der physiologischen Wirkung der Farbe zu Tage, der dem Farbenphotographiren

große Schwierigkeit in den Weg legt. Auch wenn es Reagentien auf die einzelnen Farben gäbe und wenn es auch möglich wäre, die Reagentien zu mischen, zu entwickeln und festzuhalten, so würde doch ein unrichtiges Bild zum Vorschein kommen, weil die verschiedenen Farben eine verschiedene photographische Kraft haben, während unser Auge sie als gleichwertig empfindet.

Aber man sieht doch Farben.

Gerade dies Farbensehen muß uns bei näherer Untersuchung zeigen, warum man nicht farbige Bilder photographiren kann. Die große Ähnlichkeit unseres Auges mit einem photographischen Apparat liegt auf der Hand. Es hat seine Kamera, sein Linsensystem, seine Blenden, seine Einstellvorrichtung und seine empfindliche Platte. Nur mit der letzteren haben wir es hier zu thun. Die innere hintere Wölbung des Auges ist mit einer lichtempfindlichen Sehhaut, der Netzhaut (retina) überzogen. Diese Haut besteht aus einem Gefüge von Stäbchen, deren Köpfe dem Augeninnern zugekehrt sind. Man kann dabei zweiertelei Arten von Stäbchen unterscheiden, solche die vorn stumpf und solche die vorn spitz sind. Die letztern, an Zahl geringer, stehen in regelmäßiger Folge je in einem von den Stäbchen freigelassenen rundlichen Raume. Das ganze macht den Eindruck eines kunstvollen Mosaiks. Die Stäbchen sind hohl und mit einer Flüssigkeit gefüllt. Man will beobachtet haben — sicher ist die Sache noch nicht —, daß die Stäbchen-Flüssigkeiten von verschiedener Färbung enthalten. Die Stäbchen und Zapfen enden in Fäden, die knollenartige Verdickungen haben, durch Schichten von verschiedener Zusammensetzung führen und mit den Enden der Nervenfasern des Sehnerven in Verbindung stehen. Zweck und Bedeutung aller dieser Teile ist noch nicht ergründet, doch kann man folgendes als feststehend annehmen.

Das Bild, welches sich im Auge bildet, oder vielmehr der Eindruck dieses Bildes auf unser Sehwerkzeug, hängt nicht in sich zusammen; es besteht vielmehr aus zahllosen einzelnen Punkten. Vergleichen wir die Retina mit der photographischen Platte, so können wir nicht von einer Platte, sondern müssen von soviel Platten reden, als Stäbchen und Zapfen vorhanden sind. Wir sehen also die Bilder so, wie man Mosaik oder eine Stickerei aus der Ferne betrachtet. Sie bestehen aus einzelnen Punkten, Stichen oder Steinchen, fließen aber beim Beschauen zu gleichmäßigem Eindrucke zusammen. Da also, wo der Photograph eine Platte anwendet, stellt das Auge unzählige winzig kleine Platten ein, nämlich so viel, als Stäbchen und Zapfen vorhanden sind.

Diese Platten können nun verschieden zubereitet, von verschiedener Licht- oder Farbensensibilität sein. Es können sich darunter solche befinden, die den Eindruck von weiß, grün, rot, gelb, blau annehmen, den andern Eindrücken aber verschlossen bleiben. Die Stäbchen für rot können empfindlicher sein als die für blau, wodurch der Unterschied der photochemischen Kraft beider Farben aufgehoben, oder verändert wird. Es können gewisse Farben, die objektiv vor-

handen sind, wie die sogenannten übervioioletten Farben, dem Auge verloren gehen, weil dieses keine Platten einstellt, welche diesen Farben gegenüber Empfindlichkeit zeigen. Physiologische Untersuchungen haben nun in der That dahin geführt, dem, was wir eben als möglich hinstellten, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. Besonders hat auch die Pathologie zu wichtigen Beobachtungen und Schläffen geführt. Das, was wir Farbensehen nennen, läuft auf eine Reihe in ihrer Art verschiedener Gesichtsempfindungen hinaus. Rote Lichtstrahlen sind abgelenktes weißes Licht, aber die Empfindung von rot ist nicht eine veränderte Empfindung von weiß, sondern etwas in ihrer Art andres als die Empfindung von weiß. Beide Empfindungen haben so wenig mit einander zu thun als eine Flöte mit einer Violine, obwohl beide dieselben Töne hervorbringen. So giebt es also im Auge besondere Sehinstrumente für weiße, gelbe, grüne, blaue, rote Lichtstrahlen. Man hat beobachtet, daß, während der optische Teil des Auges in Ordnung war, einzelne Farbenempfindungen ausfielen. Es ist bekannt, daß einzelne Menschen farbenblind oder besser rot-, grün-, blau-, gelbblind sind, daß also bei ihnen gewisse Sorten empfindlicher Platten im Auge fehlen. Ein jeder kann die Beobachtung machen, daß am Rande seines Sehfeldes die Licht- und Farbenempfindungen nicht gleichzeitig aufhören, sondern daß man noch die Empfindung des Lichtes hat, wo die Farbe bereits ausgelöscht ist. Führt man eine Stange Siegellack allmählich nach der Gegend der Schläfe, jedoch ohne das Auge zu bewegen, so tritt zuletzt der Fall ein, daß sie ihre rote Farbe verliert und schwarz erscheint, woraus zu schließen ist, daß man am Rande der Sehhaut nur noch auf die Empfindung von schwarz-weiß eingerichtete Farbenplatten hat. Man redet von rotblind, man sollte aber rotgrünblind sagen, denn wenn die Empfindung für rot fehlt, fehlt auch die für grün. Ebenso giebt es blaublinde, denen zugleich die Empfindung für gelb fehlt. Die entsprechenden Stäbchen scheinen also paarweise zu einander zu gehören, wie denn auch die Erscheinung der Komplementärfarbe auf einen Zusammenhang zwischen den Gegenfarben hinweist.

Aus alledem schließen wir, daß wenn die Sehhaut mit einer photographischen Platte verglichen wird, wir eigentlich von einem unendlich feinem Gefüge von Platten reden müßten, die unter sich verschieden und für die einzelnen Farben einzeln bestimmt sind. Es entsteht im Auge zugleich ein blaues, gelbes, grünes Bild, und diese Bilder werden im Zentralorgan über einander gedruckt, gerade so, wie man die Farbplatten eines Buntdruckes über einander druckt. Wer nun mit einer einzigen Platte ankommt und meint, er könne ein buntes Bild damit drucken, muß mit seinem Versuche scheitern.

Nun wohl, so mache man es ebenso, man nehme von demselben Gegenstande einzelne Farbenbilder, die schließlich über einander gedruckt werden. Die photographische Technik hat wirklich diesen Weg eingeschlagen, vermutlich ohne etwas von den vorhin angeestellten physiologischen Erwägungen zu wissen. Man

kann in der That ohne Schwierigkeit drei oder mehr gleichzeitige Aufnahmen von demselben Gegenstande machen, wenn man einen drei- oder mehrfachen Apparat anwendet. Ja man kann ein mit einem Objektiv aufgenommenes Bild durch Prismen und Spiegel vervielfältigen. Läßt man nun jedes dieser Bilder auf eine Platte einwirken, die nur blau-, rot- oder gelbempfindlich ist, so gewinnt man die erwähnten Farbenbilder. Diese werden auf Stein übertragen mit der betreffenden Farbe eingewalzt und nach einander auf das Papier gedruckt. Nun hat man zwar keine Reagentien auf die einzelnen Farben, aber man kann durch optische Mittel gewisse Farben abfangen und andre durchlassen. Schalte ich zwischen Objektiv und Platte Gläser ein, die nur die rote Farbe durchlassen, und gebe ich zugleich der empfindlichen Schicht der Platte eine entsprechende Färbung, so gewinne ich aus dem photographirten Bilde alle seine roten Bestandteile. Das gleiche gilt von gelb und von blau. Aus diesen drei Farben setzt sich die ganze bunte Mannigfaltigkeit der Natur zusammen. Nachdem ich sie photographisch in ihre Urbestandteile aufgelöst habe, lege ich sie durch den Druck, indem ich eine Platte über die andre drucke, wieder zusammen und gewinne so eine farbige Photographie.

Damit wäre das Problem gelöst, wenn die praktische Ausführung dem theoretischen Plane entspräche. Absolute Farben giebt es nicht, weder absolut reine, noch absolut durchscheinende. Die farbige Glasscheibe läßt zwar rote Strahlen durch, aber zugleich auch andre, die sie hätte abwehren sollen. Die blaue und gelbe Scheibe thut dasselbe. Die hellbunte Aufnahme bringt nicht allein hellbunt, sondern auch alle Farben in der oben angeführten falschen Wiedergabe, und weiß erscheint in den verschiedenen Farbenbildern nicht als farblos, sondern als gefärbt. Unreine Farbmittel sind sämtlich unrein, derart, daß sie von sich sagen könnten: „Uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich, und wäre er Asbest, er ist nicht reinlich.“ Der Buntdruck müßte der Theorie nach mit drei Grundtönen auskommen können, aber er wendet Duzende verschiedener Farbstoffe an, weil jene verunreinigten Grundstoffe nicht die richtigen Mischungen ergeben. Dieser Übelstand tritt bei den farbigen Photographien so lebhaft hervor, daß die auf die oben beschriebene Weise hergestellten Photographien unbrauchbar sind oder erst nach tiefgreifenden Korrekturen einigermaßen brauchbar werden. Damit verlieren sie aber ihren Wert.

Den richtigen Weg zur Herstellung bunter Photographien haben wir also gefunden. Er besteht in einer Zerlegung des Bildes bei einer mehrfachen Aufnahme in die farbigen Grundbestandteile und die Zusammenlegung derselben durch Überdrucke. Es ist nur zu hoffen, daß später einmal bessere Erfolge erzielt werden, als die sind, mit denen man sich jetzt noch hat begnügen müssen. Sie werden durch feinere Behandlung nicht so sehr des chemischen als des optischen Teiles gewonnen werden können. Für jetzt ist und bleibt die farbige Photographie ein frommer Wunsch.

Doch haben die erwähnten Versuche bereits dahin geführt, schwarze Photographien herzustellen, welche die Farbenwerte richtiger als bisher wiedergeben. Es handelt sich bei der Landschaft meist um den Gegensatz der grünen, gelben und braunen Farben des Vordergrundes zu den blauen Farben der Ferne. Der Apparat giebt diesen Gegensatz größer, als ihn das Auge empfindet. Man wird also zu einem richtigeren Verhältnis kommen, wenn man einen Teil der blauen Farbe abfängt. Dies geschieht durch die Einschaltung einer schwachgelben Scheibe und durch eine besondere Färbung der Platte. Solche gefärbte Platten kommen unter dem Namen isochromatische Platten in den Handel und ergeben schöne und richtige Aufnahmen. Stark vergilbte Dokumente mit schwacher grauer Schrift waren bis jetzt nicht photographisch zu übertragen, da die chemischen Farbenwerte von gelb und grau gleich sind. Nach Einführung isochromatischer Platten sind auch solche Gegenstände photographierbar geworden. Wir sehen also, daß die noch wesenslose farbige Photographie der Schwarzgen bereits wesentliche Dienste geleistet hat.



Kleinere Mitteilungen.

Physiologie und Gedächtnislehre. Unsr Gelehrten haben die löbliche Gewohnheit, ihren Schriften eine kritische Uebersicht über die Leistungen ihrer Vorgänger vorauszuschicken und dabei ihr neues Unternehmen vor sich und den Lesern zu rechtfertigen. So führen sie uns in den Stand der betreffenden Forschung ein, und wir lernen uns schnell zurechtfinden. Was die Lehre vom Gedächtnis betrifft, so ist sie auch für Nichtpädagogen so wichtig und anziehend, daß die Fälle von Darstellungen dieser Lehre nichts Auffallendes hat. Nur ein Umstand machte in der neuern Zeit auf die Fortführung dieser Litteratur besonders gespannt, die Vermutung nämlich, daß durch den neuern physiologischen Betrieb der Seelenlehre auch für die Lehre vom Gedächtnis etwas gewonnen werden könne, was die Rätsel dieser Lehre besser löse, als die gar zu spiritualistische Behandlung bei Herbart und seiner Schule. Es kann nicht befremden, wenn manche gerade dieser Vernachlässigung des leiblichen Lebens in der Theorie vom Gedächtnis die Schuld beimaßen, daß sie bisher nur so wenig praktische Ergebnisse geliefert habe. Besonders die Lehrer fragten, ob nicht die Physiologie jetzt so weit sei, dem Erzieher wirkliche Hilfe zu bieten, und nicht bloß Nebensarten über Ueberbürdung vorzutragen, oder zu verlangen, daß jedes Kind nach Tisch einige Zeit schlafen müsse.

Professor Fauth hat diese Wendung der pädagogischen Bedürfnisse verstanden, und schon dadurch wird seinem kürzlich erschienenen Buche*) ein reges Interesse entgegenkommen. Den besten Physiologen des Inlandes und Auslandes entnimmt er ausführliche Darstellungen über die leiblichen Grundlagen des (unbewußten)

*) Das Gedächtnis. Studie zu einer Pädagogik auf dem Standpunkte der heutigen Physiologie und Psychologie. Von Prof. Dr. Fauth. Gütersloh, Bertelsmann, 1888, 352 S.

Gedächtnisses. So werden wir mit Jessen, Draper, Fering, Ribot, die eine wech materialistische Richtung vertreten, ausreichend bekannt gemacht, und zwar so, daß Fauth, der ein Anhänger des verstorbenen Hermann Lotze ist, sofort gewisse Schwächen, Unklarheiten und Uebergrieffe der Physiologen maßvoll bekämpft. Damit begnügt er sich aber keineswegs. Er giebt uns noch mehr Material, indem er auch die Physiologen zu Räte zieht, die das bewußte Gedächtnis aufzuhalten bemüht sind, wie Horwicz, Wundt, M. Fouillée, um dann erst diejenigen Autoritäten zu hören, die wie Dörpfeld und Streithal die geistige Seite des Gedächtnisses vorzugsweise betonen.

Gerade weil er in der Durcharbeitung dieser seiner Vorgänger und in seinen eignen Auseinandersetzungen sich so vertraut mit der neuern physiologischen Lehre zeigt, die er zum erstenmal pädagogisch verwertet, und so reichlich, daß man in einem physiologischen Werke zu lesen glaubt, hört man ihm gern zu, wenn er die Selbständigkeit des Bewußtseins im Sinne von Dubois-Reymond kräftig betont und dem seltsamen Hartmannschen „Summationsphänomen“ entgegentritt. In dem eigentlichen Aufbaue seiner Lehre wird Fauths Ansicht über die Arten des Bewußtseins, besonders über die Bedeutung des Gefühles auch für das Gedächtnis einen bleibenden Wert behaupten, wenn auch noch manche Fragen übrig bleiben. Wenn er den Herbartianern mit der Behauptung entgegentritt, daß uns die Erfahrung von „unbewußten Vorstellungen“ nichts sage, und darum eine andre Theorie von der Reproduktion der Vorstellungen aufstellen muß, so kann er dies nur mit Hilfe der Physiologie, die ihm für jene altehrwürdige Hypothese Ersatz gewährt. Sein Widerspruch gegen jene Hypothese wird Verdruß erregen, jedenfalls aber ist es gut, wenn die Vorstellungen, die sich bei Herbart oft als selbständige Wesen geberden, wieder unter die Herrschaft des ganzen Geistes gebracht werden.

Fauth kommt ziemlich spät auf die mehr praktisch-pädagogischen Anwendungen seiner Lehre, auf die Beziehungen zwischen Sprache und Gedächtnis und gewisse schulmäßige Folgerungen aus seiner Theorie. Wenn er dabei sich mit den Vorschritten der preussischen Lehrpläne von 1882 und den Ansichten der hervorragenden pädagogischen Wortführern auseinandersetzt, so geschieht es in wohlwollender und liebenswürdiger Weise.

Fragen wir aber nach dem, was uns am Anfange dieser Zeilen beschäftigte, ob denn die pädagogische Theorie durch die Physiologie wesentlich gefördert werden könne, so gestehen wir mit einigem Mißvergnügen, daß wir darüber nur sehr bescheidene Vorstellungen hegen. Der gegenwärtige Zustand der Physiologie erweckt für die wirkliche Lösung der pädagogischen Rätsel sehr schwache Hoffnungen. Allerdings kann man über die zukünftige Forschung nicht abschprechen. Und das Buch Fauths leistet schon dadurch gute Dienste, daß es gar zu frohe Erwartungen von unserm Wissen mäßigt und gewisse alte Einsichten bestätigt, z. B. die, daß die körperlichen Elemente eben körperlich sind, daß das Gehirn nicht „denkt“, daß die körperlichen Funktionen nur die (notwendigen) Bedingungen des Bewußtseins sind, aber nicht mehr, und daß selbst das unbewußte Gedächtnis mit seinen Gewohnheiten und Dispositionen mehr vom bewußten Geist „eingeeübt“ wird, als von dem Mechanismus der Nerven. Auch diese „Einübung“ alter Sätze ist ein Verdienst Fauths. In Deutschland ist die Ueberzeugung, daß das Wesen des Menschen der Geist sei, noch am wenigsten in Frage gestellt, und das Buch Fauths, das für diese Ueberzeugung überall einsteht, wird auch darum vielen im Vaterlande zur sittlichen Stärkung gereichen.

Zu Otto Ludwigs politischen Gedichten. Im 27. Hefte der diesjährigen „Grenzboten“ ist ein kleiner Aufsatz „Otto Ludwig als politischer Dichter“ gedruckt, der die Aufmerksamkeit auftrichtiger Verehrer des großen Dramatikers und Erzählers auf Ludwigs lyrischen Nachlaß gelenkt und den Wunsch erweckt hat, daß dieser Nachlaß recht bald gesichtet und, soweit er Wertvolles, dichterisch Bedeutendes enthält, der Teilnahme jener kleinen Kirche nicht vorenthalten bleiben möchte, die heute noch Sinn und Gefühl für alles wahrhaft Poetische hat. Die Entwicklung des Dichters, die sich durch Jahrzehnte erstreckte, bevor der Dichter zum erstenmal in die Öffentlichkeit trat, führte einerseits den vorübergehenden Anschluß Ludwigs an gewisse Zeitstimmungen und Zeitvorbilder herbei und ließ ihn andererseits jenes Gepräge entschiedener Eigenart behaupten, welches seine größern Dichtungen auszeichnet. Von den politischen Gedichten im engern Sinne ward schon hervorgehoben, daß der Dichter mitten in dem großen Chorus, der nach Reformen und liberalen Institutionen rief, seine aus dem Innersten einer männlichen Seele tönende Stimme, ohne Verfassungen und Preßfreiheit zu unterschätzen, vor allem für die Einheit Deutschlands erhob. Sie war ihm das A und O, ihr Mangel erpreßte ihm die schmerzlichsten Klagen, aber auch die mächtigsten Hornlaute. Jenes „1848“ überschriebene Gedicht, aus welchem in dem erwähnten Aufsätze nur eine Anzahl Verse mitgeteilt wurden, ist nicht minder schön, vaterländisch stolz und hoffnungsvoll in seinem Schlusse, als ergreifend in seinem Anfange, und wir freuen uns, es nunmehr seinem ganzen Wortlaute nach mitteilen zu können:

Wie bist du doch verachtet,
 Mein deutsches Vaterland!
 Daß mir die Seele schmachtet
 Mein Herz mir ist entbrannt,
 Seh ich Dich, das so prächtig
 Vor allen könnte stehn,
 So ärmlich, so unmächtig
 Und so verspottet gehn.

Daß, Deutschland, du zer schlagen
 In vierzig Stücken bist,
 Das setzt dich jedem Wagen
 So bloß und jeder List.
 Es fesseln vierzig Bände
 Dir den gewaltigen Leib,
 Drum treiben Zwerge Schande
 Mit dir, du Riesenweib,

Und deine Kinder schauen
 Gleichgiltig deinen Schmerz.
 In deinen weiten Gauen
 Nicht ein, ein weites Herz?
 Soll's nimmer anders werden
 Die Schmach unsterblich sein?
 Sieht denn kein Mensch auf Erden
 Kein Gott im Himmel drein?

Und durch die deutschen Lande
 Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag!
 Glorreich die alte Schande
 Wälzt an einem Tag!
 Und Niemand soll dir's wehren
 Zu prangen tabellos,
 O Vaterland voll Ehren
 Vor allen Völkern groß!

Hornach die Völker dürsten
 Das eine Vaterland,
 Das steht, ihr deutschen Fürsten
 Das steht in Eurer Hand.
 Sie schrein in ihren Röhren
 Um Hilfe zu Euch auf,
 Und ihr, ihr habt nur Reden,
 Habt nichts als Reden drauf?

Ein großes ernstes Rosen
 Beginnt zu dieser Zeit.
 Bedenket wohl, ihr Großen,
 Daß Gott noch größer ist.
 Ihr könnt's — so macht zur Stunde
 Der Schmach ein glorreich End' —
 Und süßt zum Fürstenbunde
 Ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
 Aufjauchzen nah und fern,
 Es steigt mit neuem Stimmen
 Des Vaterlandes Stern.
 Dann laßt die Dränger kommen
 Von Ost und Nord und West;
 Was soll den Drängern frommen
 Steht Deutschlands Einheit fest?

Ludwig wußte sehr wohl, wie mißlich es um das eigentlich dichterische Verdienst der zahlreichen politischen Dichter stand, die in den vierziger Jahren den litterarischen Markt erfüllten. Mit anmutiger Wendung sucht er einen der kleinen politischen Säger — wahrscheinlich einen Heimatsgenossen — über seine Unbedeutendheit mit dem Gedichte „Guter Rat“ zu trösten:

Mein Freund, fehlt dir die rechte Kunst,
So leih von deinem Stoff dir Günst!
Man kann, steht er am hohen Ort,
Den Kleinen weiter sehn.
Du stammelst? Immer stammle fort
Von Licht und Freiheit. Solch ein Wort
Klingt auch gestammelt schön.

Aber während er so für die politischen Säger, sofern sie nur eigne Empfindung ausdrückten, milden Zuspruch hatte, erfüllten die Welterschmerzler, die gespreizten und eiteln Nachahmer des Dichterslords seine starke und schlichte Natur mit wachsender Ungebuld, was sich in dem gleichfalls den ersten vierziger Jahren angehörigen kurzen Gedichte: „An manche neuere Dichter“ kundgiebt:

Werdet Männer doch, bei Christi!
Bleibt nicht Knabenhaft!
Unerschöpflich Bergwerk ist
Deutschen Sinnes Kraft.
Hängt euch nicht an fremdes Wort
Kehrt zu euch zurück;
Muthig schreitet fort und fort,
Vorgewandt den Blick.
Deutsch sei euer Thun und Buch,
Freunde, folget mir:
Byron wart ihr lang genug,
Seid nun einmal ihr!

Der hier angeschlagene einfache, starke Ton war denn auch der, der fast durch alle spätern Gedichte Otto Ludwigs hindurchklingt und des Dichters prächtigen Spruch bewahrt:

Es spinnt sich der Land
Von selber fort;
Die reichste Kunst
Sucht im ärmsten Wort!





Reichsverfassung und Unitarismus.



Es ist ein häßlich undeutsches Wort, zu dem uns der Sprachgebrauch nötigt, wenn wir mit einer allgemeinen Bezeichnung die Kurzsichtigen und Kurzsinnigen zusammenfassen wollen, die den tiefinnern Zusammenhang unsers nationalen Lebens verkennen und, so weit sie es irgend vermögen, dem staatlichen Ausdruck desselben fremd zu bleiben suchen. Wir benennen die Leute, die sich immer noch sträuben, dem Reiche zu geben, was des Reiches ist, mit dem Namen Partikularisten. Diese erwidern den Vorwurf, der in dem Worte liegt, mit einem eben so übel klingenden Fremdwort, indem sie jede ausgeprägte nationale Gesinnung Unitarismus schelten. Daß partikularistische Bestrebungen noch hier und da im deutschen Reiche spuken, dürfte kaum von jemand ernstlich in Zweifel gezogen werden; aber ist es eben so gewiß, daß es noch Unitarier giebt?

Vor der im Jahre 1866 gefallenen großen Entscheidung, die durch Beseitigung des österreichischen Anspruchs, in deutschen Verfassungsangelegenheiten das große Wort zu führen, die bundesstaatliche Neugestaltung Deutschlands thatsächlich ermöglichte, hat es namhafte Publizisten gegeben, die ohne Bedenken sich selbst als Unitarier bezeichneten. Sie bekannnten sich zu der Parteiüberzeugung, daß eine den nationalen Bedürfnissen entsprechende staatliche Einigung des deutschen Volkes nur durch Verzichtleistung der bestehenden deutschen Staaten wenigstens auf ihre wesentlichsten Hoheitsrechte und Abtretung derselben an die preußische Monarchie zu erreichen sei. Meinungen zu klären und zu berichtigen, ist keine Belehrung so sehr geeignet wie die der Thatsachen. Das deutsche Reich steht vor uns festgegründet, unerschütterlich, hoheitsvoll. Seit die Wissenschaft des deutschen Staatsrechts ihre erfolgreichen Bemühungen darauf richtet, Wesen und Inhalt der gewaltigen geschichtlichen Errungenschaft

klar und zusammenhängend zum Bewußtsein zu bringen, hat mancher mit Verwundern eingesehen, daß, wenn die Form, in der das nationale Sehnen Erfüllung gefunden hat, nicht in allen Stücken seinen besondern Zukunfts träumen entspricht, dafür im Wesen der Sache viel mehr erreicht ist, als er je zu hoffen gewagt hatte. Staatsmännisches Genie hat auf eine Weise, die, ehe sie sich in Thatfachen darstellte, kaum für möglich gehalten wurde, das große Rätsel gelöst, wie allein und ausschließlich durch das Zwangsgebot der Lage die minder mächtigen Staaten Deutschlands vermocht werden könnten, in vertrauensvoller Gemeinschaft mit Preußens Macht ein nationales Gemeinwesen zu errichten. Es sei eine Wohlthat für die Kleinern, konnte der Unitarier vor Begründung des Reiches meinen, einer doch unhaltbaren Existenz ein rasches Ende bereitet zu sehen, denn, wie immer ein künftiger deutscher Bundesstaat beschaffen sein möchte, es würden darin die Schwachen dem Starken gegenüberstehen wie die Gefährten des Odysseus dem Cyclopen, der, je nach Appetit, einen nach dem andern verpeiſte. Heute sehen wir die beiden mächtigsten Bundesfürsten im Reiche, unter dem jubelnden Zuruf der Nation, das Gelöbniß austauschen, daß sie beide für ihre Person und zusammen mit den übrigen fürstlichen Führern des deutschen Volkes in unwandelbarer Treue zusammenstehen wollen zum Schutz und zum Heile des Vaterlandes.

Und es handelt sich hierbei nicht allein um Worte, an denen das erregte Gefühl des Augenblickes einen Anteil haben könnte. In dauernden Institutionen, hervorgegangen aus dem Zusammenwirken der edelsten Kräfte, über welche die Nation zu gebieten hatte, ist diese Treue, diese Vaterlandsliebe besiegelt. Je näher wir diese Institutionen betrachten, desto mehr werden wir uns überzeugen, daß sie in vollem Maße das leisten, was wir von einer weisen und festgegründeten, weil den geschichtlich sich darstellenden Lebensbedingungen des Volkes sich anpassenden Verfassung zu erwarten berechtigt sind.

Der erste deutsche Publizist des achtzehnten Jahrhunderts, „Friedrich der Große, hat mit besonderm Nachdruck darauf hingewiesen, daß Macht und Gedeihen eines Staatswesens davon abhängen, daß alle Teile desselben, indem sie im einzelnen eine ihrem Wesen entsprechende kraftvolle Thätigkeit entfalten, sich harmonisch zu einem lebendigen Ganzen zusammenschließen. Den Zusammenschluß der nationalen Kraft besitzen wir im Reiche in der staatlichen Persönlichkeit eines die Gliedstaaten überherrschenden Gemeinwesens höherer Ordnung, worin eben diese Gliedstaaten, als Gesamtheit genommen, zugleich Träger der obersten Rechtsmacht, der Souveränität, sind. Damit ist die erforderliche Einheit der nationalen Staatsgewalt, die nationalstaatliche Einheit ebenſogut gegeben als im sogenannten Einheitsstaat, der richtiger als einfacher Staat bezeichnet wird. Das Reich ist ein zusammengesetzter, ein Staatenstaat, aber die relative Selbständigkeit der Teile hebt die Staatspersönlichkeit des Ganzen, die strengste Zusammenfassung der nationalen Kraft auf den Gebieten, wo es

erforderlich ist, in keiner Weise auf. Vielleicht bedarf es nur einer weitem Verbreitung der richtigen Einsicht in dieses Verhältnis, um die Unterstellung „einheitsstaatlicher“ d. h. auf Herstellung eines einfachen Staates gerichteter Bestrebungen zu beseitigen. Was die Unitarier wollen, ist eine einheitliche, machtvolle Staatsgewalt für ein Gemeinwesen deutscher Nation; im deutschen Reiche ist das Ersehnte zur Thatsache geworden. Wir besitzen es im Rechte. Was ein gesicherter Rechtsbesitz geworden ist, braucht in der Politik nicht mehr erstrebt zu werden.

Eine richtige Einsicht in die wahre Natur der deutschen Reichsverfassung ist freilich weit entfernt, Gemeingut des Volkes zu sein. Teilweise stehen politische Vorurteile entgegen. Zum Teil aber trägt die Staatswissenschaft, der es zukommt, über die im Staate bestehenden Verhältnisse Licht zu verbreiten, selbst einigermassen Schuld daran. Vom Beginn des Jahrhunderts an hatten die Deutschen unmittelbar vor sich eine Mehrzahl von Staaten, alle souverän, monarchisch und einfach, dazu einige Republiken. Der Sinn, den man mit dem Worte „republikanisch“ zu verbinden pflegte, war indes weniger durch den Gedanken an die vier freien Städte des deutschen Bundes bestimmt worden, als durch den Eindruck des politischen Lebens in den demokratischen Freistaaten der schweizerischen Eidgenossenschaft und der nordamerikanischen Union. Wer von Republik sprach, meinte demokratische Republik. Daher sträubte sich und sträubt sich noch heute der Sprachgebrauch gegen Anwendung der Bezeichnung „republikanisch“ auf eine Staatsform, worin Träger der Staatsgewalt eine Mehrheit von Monarchen ist. Wenn nun die staatsrechtliche Wissenschaft den Satz aufstellte: „Ihrer Form nach ist jede Staatsverfassung monarchisch oder republikanisch, je nachdem sie einer physischen Person die Staatsgewalt beilegt oder einem Kollegium,“ das monarchische Gefühl sich aber sträubte, das deutsche Reich, für welches der letztere Fall zutrifft, eine Republik zu nennen, so schien nur der Ausweg übrig zu bleiben, dem Reiche, das nicht monarchisch war und republikanisch nicht sein sollte, überhaupt den staatlichen Charakter abzusprechen. Die Schwierigkeit ist aber sofort beseitigt, wenn in der staatsrechtlichen Lehre an Stelle der politischen anstößigen Alternative monarchisch und republikanisch die Einteilung in monarchische (einherrschaftliche) und pleonarchische (mehrherrschaftliche) Staaten beliebt wird. Das deutsche Reich ist ein vollkommen einheitliches, aber pleonarchisches Staatswesen.

So überzeugend der gegebene Nachweis erscheinen dürfte, daß die früheren unitarischen Bestrebungen im deutschen Reiche ihre volle Erfüllung gefunden und deswegen aufgehört haben, in unserm politischen Leben eine Rolle zu spielen, wir werden die partikularistischen Einwürfe doch so leichten Kaufes nicht los werden. Zugegeben, wird man von dieser Seite erwidern, daß der Ausdruck Unitarismus, Streben nach einer einheitlichen deutschen Staatsgewalt, die Sache, die wir meinen, nicht ganz deckt, sie besteht aber doch, es besteht

eine politische Richtung, die mit der im bundesstaatlichen Reiche vorhandenen Konzentration der nationalen Kraft sich nicht zufrieden giebt, sondern, kurz gesagt, es auf eine Verpreußung Deutschlands abgesehen hat. Der heutige Unitarismus würde also nichts anderes sein, als eine Politik, die zum Ziele hat die Aufsaugung der Reichsinstitutionen durch die führende Macht Preußen.

Träumen und wünschen kann jeder einzelne für sich; um Politik zu treiben, die Beachtung finden kann, muß er sich entweder mit einer erheblichen Anzahl anderer zur Erreichung der gleichen staatlichen Zwecke verbinden, oder er muß im Staate eine rechtliche Stellung einnehmen, die seine politische Ansicht und Willensrichtung zu einer für die Gesamtheit erheblichen macht. Wenn also dem Unitarismus irgendwelche Bedeutung zukommen sollte, so müßte er entweder den Grundgedanken abgeben zu einer ins Gewicht fallenden Parteilbildung, oder er müßte bei den Lenkern des preussischen Staates auf Beifall zu rechnen haben. Das beides in absehbarer Zeit — mit ihr allein befaßt sich die Realpolitik — nicht der Fall sein kann, dafür läßt sich der überzeugende Beweis folgern aus den Thatfachen, welche die Reichsverfassung selber liefert.

Bei der Begründung des Norddeutschen Bundes und dem Hinzutritt der süddeutschen Staaten standen sich die bis dahin souveränen deutschen Staaten als völlig gleichberechtigte Persönlichkeiten gegenüber. Das Bundesverhältnis, in das sie getreten sind, der bundesstaatliche Charakter des Reiches, beruht eben auf Anerkennung dieser Gleichberechtigung. Die Mitgliedschaftsrechte sind grundsätzlich für alle Staaten gleich in dem Sinne, daß auf alle Staaten dieselben Rechtsregeln Anwendung finden. Es folgt daraus als allgemeines Prinzip für die Reichsgesetzgebung, daß jede Abweichung von der Gleichberechtigung zu Ungunsten eines oder einzelner Mitglieder des Reiches deren besondere Zustimmung erfordert. Es dürfte überflüssig sein, sich bei dem Nachweis aufzuhalten, daß keine vernünftige Parteilbestrebung darauf gerichtet sein kann, diesen oder jenen verbündeten Staat zu einem Selbstmorde zu veranlassen, um einem der Mitverbündeten die Erbschaft zuzuwenden.

Anders stellt sich allerdings die Frage, wenn wir von unmittelbarer Übertragung der Rechte einzelner Staaten an den Mächtigsten unter den Verbündeten absehen und die gleichzeitige Aufsaugung der Rechte aller Einzelstaaten durch das Reich ins Auge fassen, welches dadurch in seiner Verfassung eine Veränderung erleiden würde, die einer Aufhebung der gliedstaatlichen Gewalten zu gunsten der Krone Preußen in der Wirklichkeit beinahe gleichkäme. Im Prinzip steht das Feld für derartige Parteilbestrebungen offen. Artikel 78 der Verfassung sagt kurz und bündig: „Veränderungen der Verfassung erfolgen im Wege der Gesetzgebung.“ Das Reich als souveräner Staat setzt seine Kompetenz selber fest. Es beschränkt sich selber, ist also, ideell genommen, durch nichts beschränkt, auch nicht durch die Staatsgewalten seiner Gliedstaaten. Der-

artige juristische Grundsätze und die daraus logisch sich ergebenden Möglichkeiten festzustellen, ist für die staatsrechtliche Konstruktion von nicht zu unterschätzender Bedeutung, für die politische Betrachtung giebt es aber andre Gesichtspunkte, die der thatsächlichen Wirklichkeit der Dinge entnommen sind.

In dieser Hinsicht genügt es nicht, die staatsrechtliche Natur des Reiches an sich und die daraus sich ergebenden Folgefälle ins Auge zu fassen. Eine nähere Betrachtung der Beziehungen, in denen die Einzelstaaten zur Reichsgewalt stehen, ist unumgänglich nötig. Die Gliedstaaten des Reiches bilden, in ihrer Gesamtheit genommen, den Souverän desselben, auf der andern Seite sind sie auch wieder die Unterthanen des Reiches. Das Reich besitzt 25 unmittelbare Unterthanen. Dies ist der Kern des staatsrechtlichen Verhältnisses, wie es durch die Reichsverfassung geschaffen ist. Die Ausübung der Oberstaatsgewalt durch das Reich erfolgt aber auf dreifache Weise. Auf einzelnen Gebieten der staatlichen Bethätigung sind die Mitgliedstaaten ganz außer Wirksamkeit gesetzt. Das Reich erfüllt die nationalen Aufgaben mit seinen eignen Hilfsmitteln und macht die ihm zustehenden Rechte selbständig und unmittelbar geltend. Das ist zunächst bezüglich der Reichsgesetzgebung der Fall, indem die einzelnen Gesetze ihre verbindliche Kraft durch Verkündung von Reich wegen erhalten. Sodann aber auch auf einzelnen Gebieten der Staatsverwaltung: auswärtige Angelegenheiten, Marine, obere Post- und Telegraphenverwaltung u. s. w. Hier hat das Reich zur Ausübung seiner Lebensthätigkeit sich seinen eignen Apparat geschaffen, der Kreis der den Einzelstaaten verbliebenen Aufgaben und ihrer dazu erforderlichen Befugnisse ist um ebensoviel verengt. Die Landesgrenzen bezeichnen hier keine Abgrenzung verschiedener staatlicher Willensbereiche, sondern höchstens noch geographische Scheidelinien für Verwaltungsbezirke, in denen das Reich mit eignen Mitteln und unmittelbar seine staatliche Thätigkeit entfaltet. Im geraden Gegensatz hierzu haben auf andern Gebieten öffentlich-rechtlicher Thätigkeit die Einzelstaaten sich im Besitze einer kraft eignen Rechtes ihnen zustehenden Fälle von obrigkeitlichen Befugnissen und staatlicher Macht erhalten. Die Einzelstaaten sind in dieser Hinsicht nicht Organe des Reiches, die mit der Durchführung des im Gesetz geäußerten Willens der Reichsgewalt betraut wären. Sie sind noch Staaten im vollen Sinne des Wortes, wenn auch nicht souveräne Staaten. Sie befinden sich im Rahmen der höhern Gewalt des Reiches, ihre Lebensthätigkeit vollzieht sich innerhalb der Reichsverfassung, aber für eine Reihe sehr wichtiger Äußerungen dieser Lebensthätigkeit sind sie autonom, es ist ihnen das Gesetzgebungsrecht und das im Recht staatlicher Initiative begründete eigentliche Regierungsrecht verblieben. Weder das Gesetzgebungs- noch das Aufsichtsrecht des Reiches erstreckt sich auf sie in ihrer Bethätigung bezüglich ihrer innern Organisation, der Ordnung des Thronfolgerechtes, bezüglich der direkten Steuern, des Unterrichtswesens u. s. w. In allen diesen Dingen beschränkt sich das Reich auf die negative

Thätigkeit, zu verhüten, daß nicht durch die Thätigkeit der autonomen Gliedstaaten den verfassungsmäßigen Rechten der Reichsgewalt und der ihr vorzugsweise anvertrauten Pflege der nationalen Gesamtinteressen Abbruch geschehe. In der Mitte zwischen unmittelbarer Verwaltung durch das Reich und autonomer Regierung der Einzelstaaten steht ein drittes Verhältnis, welches dem der Körperschaften in der modernen Selbstverwaltung analog ist. Die früher herrschende Gneistsche Begriffsbestimmung wesentlich verbessernd und berichtigend, erblickt die neuere Staatswissenschaft fast durchgehend, im Anschluß an die von Paul Laband begründete Theorie, in der Selbstverwaltung eine Selbstbeschränkung des Staates hinsichtlich der Durchführung seiner Aufgaben und der Geltendmachung seiner obrigkeitlichen Herrschaftsrechte auf die Aufstellung der dafür maßgebenden Normen und auf die Kontrolle ihrer Befolgung, während die Handhabung dieser Normen selbst Zwischengliedern übertragen wird. Was man als moderne Selbstverwaltung preist und anpreist, ist eine den heutigen sozialen Bedürfnissen entsprechende Bildung korporativer Verbände und Beauftragung derselben mit obrigkeitlichen Geschäften, die bisher der Staat selbst durch eigne Beamte ausgeführt hat. Selbstverwaltung ist demnach diejenige obrigkeitliche Verwaltung, die nicht durch staatliche Behörden, d. h. also nicht durch den Staat selbst, sondern durch ihm zwar untergeordnete, aber innerhalb ihres Wirkungskreises selbständige Korporationen oder Einzelpersonen versehen wird. Im Reiche ist der Einzelstaat eine innerhalb seines Wirkungskreises selbständige Person (Korporation), die unter der souveränen Gesetzgebung und Aufsicht des Reiches die Verwaltung führt. Diese dritte Art der Beziehung des Reiches zu den Gliedstaaten ist prinzipiell normirt durch Art. 4 der Reichsverfassung, der die Angelegenheiten aufführt, die „der Beaufsichtigung des Reiches und der Gesetzgebung desselben unterliegen.“ Die wesentliche Ähnlichkeit, welche in dieser Hinsicht zwischen der Stellung der Einzelstaaten im Reiche und der der Selbstverwaltungskörper im einfachen Staate besteht, dürfte es rechtfertigen, wenn den erstern auf den Gebieten, auf denen ihre selbständige Thätigkeit fortbesteht, aber als der Gesetzgebung des Reiches unterworfen den Charakter der Autonomie verloren hat, eine Stellung als Organe der Selbstverwaltung im Reiche zugeschrieben wird. Das Maß der den Einzelstaaten überlassenen Selbstverwaltung ist auf den verschiedenen Gebieten der staatlichen Thätigkeit höchst mannigfach bestimmt. Während z. B. die Handhabung der Gewerbepolizei den Einzelstaaten vollständig verblieben ist, und das Reich in der Gewerbeordnung nur die Rechtsgrundsätze aufgestellt hat, nach denen die Verwaltung zu führen ist, ist die Selbstverwaltung der Zölle an feste Formen und Regeln gebunden und einer stetigen, unmittelbaren Kontrolle unterworfen.

Aus dieser Darlegung ergibt sich mit vollkommener Klarheit, wie eine etwa erstrebte Aufsaugung der Einzelstaatsgewalten und der den Gliedstaaten zustehenden Befugnisse durch die Reichsgewalt verlaufen müßte. Durch allmäh-

liche Abbröckelung müßte die Autonomie mehr und mehr zusammenschwinden und in bloße Selbstverwaltungsstellung übergehen; wo aber bisher Selbstverwaltungsthätigkeit der Einzelstaaten bestanden hätte, müßte solche allmählich der Verwaltung durch das Reich Platz machen. Eine Partei, zu deren wesentlichen Grundsätzen es gehört, einem derartigen Prozesse Voranschub zu leisten, müßte eine unitarische genannt werden. Die Frage ist: Besteht im deutschen Reich eine solche unitarische Parteirichtung? Kann in absehbarer Zeit eine solche entstehen? Eine entschieden verneinende Antwort zu begründen, dürfte nicht allzu schwierig sein. Der Vorwurf des Unitarismus wird nur erhoben gegen Männer, die der nationalen Richtung angehören. Sie, die der Begründung der nationalen Einheit, wie sie sich in der Reichsverfassung darstellt, Beifall gezollt, vielleicht persönlich dabei mitgewirkt haben, sollen — so wird angenommen — nicht befriedigt sein durch das, was verfassungsmäßig zu Rechte besteht, sondern darüber hinaus nach größerer Zentralisation Deutschlands streben und zwar grundsätzlich und planmäßig. Ein Blick auf die Geschichte der nationalen Bewegung in Deutschland seit den vierziger Jahren beweist unwidersprechlich, daß diese ihre lebhaftesten und stärksten Antriebe erhielt aus den materiellen und geistigen Interessen des Bürgertums. Die Macht der nationalen Idee als solcher stieg und fiel mit dem Ansehen und der Macht des deutschen Bürgertums. Das Bürgertum ist aber zugleich der Träger des Liberalismus im weitesten Sinne des Wortes. In den sozialen Interessen und Anschauungen des Bürgertums wurzelt die Staatsgesinnung, die man als liberal zu bezeichnen pflegt; der Liberalismus ist die Staatsphilosophie der bürgerlichen Klasse. Aus der Vielfältigkeit der Bestrebungen des Bürgerstandes als erwerbender Klasse ergibt sich mit Notwendigkeit ein Bestreben desselben, im Staate für die einzelnen Interessen und Interessengruppen, für deren Bildung und Bethätigung, den freiesten Spielraum zu finden. Aus diesem Bedürfnis und recht eigentlich aus der liberalen Grundidee ist auch das Streben nach Selbstverwaltung hervorgegangen, die eine besondere Art der staatlichen Dezentralisation ist. Es folgt also: die Dezentralisation liegt in der Idee des Liberalismus. Der Selbstverwaltungsgedanke gehört ganz ebenso und in ebenso grundlegender Weise wie die nationale Idee zum politischen Programm des Bürgertums. In den allerersten Regungen der nationalstaatlichen Idee, wie sie sich in dem verjüngten Deutschland unserer Zeit gestaltet hat, zeigt sich ein vorahnendes Bewußtsein hiervon. Paul Pfizer preist im „Briefwechsel zweier Deutschen“ die dezentralisierende Tendenz der preussischen Provinzialverfassung als einen besonders günstigen Umstand für die künftige Zusammenfassung des gesamten Deutschlands.

Nun besteht allerdings auch ein unverkennbarer Unterschied zwischen den Selbstverwaltungskörpern des einfachen Staates und dem Charakter der deutschen Staaten in den Beziehungen, in welchen sie Selbstverwaltungskörper des Reiches genannt werden können. Die Abgrenzung ist bei den erstern eine ra-

tionelle, bei den letztern eine historische. In den selbstverwaltenden Körperschaften, die der Sprachgebrauch gewöhnlich so benennt, überwiegen die sozialen Interessen, in dem Charakter der deutschen Staaten, wenigstens der bedeutenderen unter ihnen, tritt auch heute noch die politische Seite stark hervor. Doch haben gerade infolge des Entwicklungsganges, den das deutsche Volk genommen hat, infolge der daraus entstandenen Verbindungen und Gewohnheiten, die sozialen Interessen, deren Pflege mit Fug der Selbstverwaltung anheimfällt, meist ihren nächsten natürlichen Mittelpunkt da gefunden, wo auch die politische Dezentralisation den ihrigen besitzt. Der Widerspruch zwischen einer rein rationellen und der bestehenden historisch-politischen Bildung der Selbstverwaltungskörper ist jedenfalls bei weitem nicht so bedeutend, daß er Anlaß gäbe zu einer systematischen Untergrabung des geschichtlich gegebenen und verfassungsmäßig anerkannten Bestandes. Es ist klar, daß für eine nationale Richtung auch des ausgeprägtesten Charakters die Frage nach Abgrenzung der Kompetenz zwischen Reich und Einzelstaaten, sei es nun daß diese als autonome oder als nur selbstverwaltende Körperschaften in Betracht kommen, in keiner Weise mehr eine Prinzipienfrage sein kann, sondern nur Sache der Zweckmäßigkeit. Man wird also zur Erlebigung derartiger Fragen, wo sie etwa auftauchen, nicht eine Parteimacht aufzubieten suchen, man wird durch Geltendmachung guter Gründe, die der Natur der in Betracht stehenden sachlichen Interessen entnommen sind, im einzelnen Falle zu einer ausgleichenden Verständigung gelangen. Ein gewisser Gegensatz der Neigung zu zentralisirender Staatsthätigkeit auf der einen Seite, zu dezentralisirender Berücksichtigung der Gesellschaftsinteressen auf der andern wird immer bestehen, aber in einer derartigen zentralistischen Tendenz liegt nicht einmal der Keim verborgen zu den gegen die Grundlagen der Reichsverfassung gerichteten Bestrebungen, die man mit dem Namen „unitarisch“ bezeichnet und mit diesem Namen gebrandmarkt glaubt. Solange die gegenwärtige soziale Ordnung aufrecht erhalten bleibt, kann und wird es weder im Parlament noch im Volke Deutschlands jemals eine unitarische Partei geben.

Ebenso wenig ist vom preussischen Staate, solange er seinen geschichtlichen Charakter nicht gänzlich verändert, die Unterstützung einer derartigen Parteibestrebung, auch wenn sie im Volke auftauchen sollte, jemals zu erwarten. Was Preußen dazu vermocht hat, sein ganzes Dasein als Großmacht aufs Spiel zu setzen, um zu einer Umwandlung des frühern Staatenbundes in einen engeren, nationalstaatlichen Verband zu gelangen, liegt offen zu Tage. Am klarsten hat es Fürst Bismarck in seiner auf Bundesreform bringenden Depesche vom 24. März 1866 ausgesprochen, worin er sagt: „Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind, ist unsre Stellung gerade wegen unsrer geographischen Lage gefährdeter, als die der meisten andern europäischen Staaten; das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der

europäischen Nationen nur noch passiv beteiligt bleiben würde.“ Um die Existenz Preußens sowie die des übrigen Deutschlands zu sichern, mußte die Möglichkeit einer Trennung Preußens von den übrigen reindeutschen Bundesstaaten dem Auslande gegenüber beseitigt sein. Dieser Gesichtspunkt war maßgebend bei allem, was nachher geschah, um durch Begründung einer nationalen Verfassung ein festes, unlösbares Band um alle Glieder des einen Volkes zu schlingen. Die Thronrede, mit der der König von Preußen bei Eröffnung des Reichstages des norddeutschen Bundes am 24. Februar 1867 den der Volksvertretung vorzuliegenden Verfassungsentwurf charakterisirte, hat in nüchternen, aber in ihrer schlichten Einfachheit monumentalen Worten für immer das Prinzip preußischer Bundespolitik ausgesprochen. Der König sagte von dem Verfassungsentwurf, „daß die verbündeten Regierungen, im Anschluß an gewohnte frühere Verhältnisse, sich über eine Anzahl bestimmter und begrenzter, aber thatsächlich bedeutungsvoller Einrichtungen verständigt haben, welche ebenso im Bereiche der unmittelbaren Möglichkeit, wie des zweifellosen Bedürfnisses liegen.“ Der rein praktische und dabei möglichst konservative Charakter dieses Programms hat sich seitdem in der preußischen Bundespolitik keinen Augenblick verläugnet. Es ist eben nicht bloß die Einsicht und der Charakter des leitenden Staatsmannes, der sich darin ausdrückt, sondern der Charakter des preußischen Staates. Friedrich der Große hat in einem Zeitalter, wo alle deutschen Fürsten, denen es irgend möglich war, nach ausländischen Kronen oder nach Länderbesitz, gleichviel welcher Art, gierig haschten, ruhig und klar gesagt, wenn ein Staat darauf ausginge, seine äußere Macht zu mehren, so müsse er zuvor wohl erwägen, ob solcher Zuwachs, selbst wenn er zu erreichen sei, nicht einen Verlust an innerer Stärke, also im ganzen eine Schwächung bedeute. Ebenso klar aber hat auch Fürst Bismarck bei jeder Gelegenheit der Erkenntnis Ausdruck gegeben, daß das Vertrauen der Bundesgenossen ein Machtkapital Preußens sei, welches durch keine über sie zu erringenden Vorteile angezogen werden könne. Es wäre ein schlechter Handel, auch vom Standpunkt des Gewinn- und Verlustkontos aus betrachtet, wenn Preußen irgendwelchen Bestrebungen näher treten wollte, durch deren Begünstigung es das Vertrauen der ihm treu verbundenen Genossen auch nur im geringsten verschmerzen könnte. Die Politik des „ehrliehen Maklers“ ist immer auch die eines klugen Handelsmannes gewesen. Sollte je Gefahr drohen, daß sie dem Hause, das er mit so unvergleichlichem Erfolge vertritt, abhanden käme, die Erfahrung würde bald dafür sorgen, daß auf die erprobten Wege zurückgelenkt wird. Übrigens läuft der Wagen des preußischen Staates in so tiefen und sichern Gleisen, daß ein Verlassen derselben kaum unter die Möglichkeiten zu rechnen ist. Mit voller Sicherheit ist anzunehmen, daß das Zerklüft unitarischer Zukunftsgestaltung niemals eine solche Folge haben wird.

Doch gehen wir nicht zu weit? Indem wir erweisen, daß der Unitarismus im Reiche keine Stelle hat, noch haben darf, indem wir der Bundesstreue

unter den patriotischen Pflichten des Deutschen den ersten Rang zusprechen, haben wir vielleicht den Schein auf uns geladen, als ob uns die nationale Gesinnung, die Begeisterung für Glanz und Größe des deutschen Gesamtstaates milderer Ehre würdig erschiene. Das wäre ein arges Mißverständnis. Nein, eben deshalb ist die bundestreue Gesinnung vor allem zu preisen, weil sie die festeste Grundlage ist für nationale Sicherheit und Wohlfahrt. Daß der Geist, aus dem heraus ein Charakter handelt, ein einheitlicher sein muß, bleibt dabei unbestritten. Auch der deutsche Nationalgeist in seiner politischen Betätigung kann nur ein einheitlicher sein. Diese Einheitlichkeit der nationalen Gesinnung fordert aber keineswegs Einförmigkeit, sondern Harmonie. Es ist das Charakteristische des Bundesstaates, daß die Verfolgung nationaler Gesamtzwecke teilweise eine zentrale, teilweise eine gliedstaatliche ist. Also auch hier heißt es: es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Wo dieser Geist ein echt nationaler ist, wird er notwendig zugleich ein liberaler sein, indem er durch keine Engherzigkeit das *Suum cuique* verkümmern läßt, aber auch ein wahrhaft konservativer, denn, wenigstens in Zeiten ruhiger Entwicklung, wie wir sie hoffen, ist staatsbehaltend vor allem diejenige Gesinnung, die überall erst nach den vorhandenen Rechten fragt. *Justitia fundamentum regnorum.*



Die Freihandelslehre in Geschichte und Wissenschaft.

(Schluß.)



ber auch abgesehen von dieser extremen Erweiterung der physio-
kratischen und Smith'schen Lehre durch die Freihandelschule können
schon die Grundlagen jener erstern einer scharfen Kritik nicht überall
Stand halten. Die Physiokraten übertrieben bereits den Natio-
nalismus im Wirtschaftsleben zu einer reinen Naturlehre. Die
Erscheinungen im Wirtschaftsleben sollten sich nach ihrer Meinung wie die
Erscheinungen der physischen Welt gleich unabänderlichen Naturgesetzen voll-
ziehen, die jedes Eingreifen menschlicher Willens-thätigkeit als nutzlos aus-
schließen, da es die ohnehin natürliche Entwicklung der Dinge nur auf
eine falsche Bahn leiten könne. Diese Hypothese erweist sich jedoch nicht
als richtig. Die wirtschaftlichen Gesetze vollziehen sich nicht nach denselben
Regeln wie die Gesetze der physischen Natur und sind von dem Einfluß mensch-

licher Handlungen durchaus nicht in gleichem Maße unabhängig wie diese, weil die Vorgänge im Wirtschaftsleben nicht auf die gleichen elementaren Ursachen zurückführen wie die Naturgesetze. Der elementaren Gewalt der Naturgesetze steht der Mensch allerdings machtlos gegenüber, nicht so den Vorgängen im Wirtschaftsleben. Schon die von den Physiokraten zugegebene Möglichkeit, daß sie durch menschliche Einwirkung in falsche Richtung geleitet werden könnte, ist ein Widerspruch gegen die erste Behauptung, eine *contradictio in adjecto*. Die Entwicklung des Wirtschaftslebens ist freilich ebenso „natürlich“ wie die Kulturentwicklung des ganzen Menschengeschlechtes, die auch nicht durch Menschenkraft künstlich hintangehalten werden kann, aber damit ist der Tätigkeit des Menschen und der Völker doch nicht jede Macht und jeder Spielraum in der Leitung ihrer Geschichte entzogen. Im Kampfe um seine Existenz schützt sich jedes Volk mit den Mitteln, die ihm Natur und Kultur im gegebenen Augenblicke bieten, nicht nur in staatlicher, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung. Es beugt den Gefahren, die ihm drohen, nach der zeitlichen und örtlichen Zweckmäßigkeit der Lage und der Mittel vor, und es sucht sich politische und wirtschaftliche Überlegenheit mit den gleichen Mitteln zu erringen und zu sichern. Aber werden diese Mittel für alle Völker und für alle Zeiten die gleichen sein? Nein. Sie werden angepaßt sein müssen der Kulturentwicklung des Volkes und der Verschiedenheit der bestehenden Machtverhältnisse. Und diejenigen Mittel, die diesen Umständen angepaßt sind, sind die natürlichen, die aber weit entfernt sind von jenen „natürlichen“ Mitteln, welche eine abstrakte rationalistische Irrlehre preist.

Wir können also nicht zugestehen, daß auf wirtschaftlichem Gebiete jedes bestimmende Eingreifen des Menschen nutzlos und verwerflich sei, sondern halten es nach den Umständen des Ortes und der Zeit sogar für ein Gebot der unbedingten Notwendigkeit.

Die ratio der Freihandelslehre hätte die Engländer niemals bewogen zum Freihandel überzugehen — sie hätten dann ja nicht so lange zu warten brauchen —, noch weniger hätten die beiden Fabrikanten Bright und Cobden ihre Kollegen von der Zweckmäßigkeit des Freihandels überzeugen können, wenn nicht die englische Industrie auf einem Stande gewesen wäre, auf dem der Freihandel nur Vorteile bringen konnte.

Der „Cobdenklub“ wußte mit den Hilfsmitteln der englischen Freihandelschule seiner Agitation eine so allgemeine und blendend vernunftgemäße Unterlage zu geben, daß er so kosmopolitisch angelegte Naturen wie die deutsche über seine eigentlichen Zwecke und die ihnen zu Grunde liegenden Schwächen und Einseitigkeiten hinwegtäuschte. Auch die deutsche Freihandelschule hat es bis heute übersehen, daß die naturrechtliche Auffassung der Gesellschaft ihre eigentliche Voraussetzung, daß die mit einander konkurrierenden Personen und Kräfte gleich seien, vollkommen beiseite läßt und den Mechanismus der Volks-

wirtschaft mit den gerade geschichtlich gegebenen Stärkeverhältnissen als den natürlichen betrachtet (v. Scheel); sie hat ferner bis heute nicht beachtet, daß die englische Freihandelsagitation von den gerade vorhandenen englischen Zuständen ausging, denen unsre deutschen bis heute noch nicht gleichgestellt werden können.

Die Irrtümer des wirtschaftlichen Nationalismus finden zum Teil darin eine Erklärung, daß der Einzelne als eine rein egoistische Kraft aufgefaßt wird, die, wie jede Naturkraft, immer in derselben Richtung thätig sei und unter gleichen Umständen stets dieselben Wirkungen hervorbringe. Aus dieser Wurzel entsprang zugleich die gänzlich verkehrte Theorie von der unbedingten Heilsamkeit der ungehinderten Entfaltung des menschlichen Egoismus im Wirtschaftsleben. Der Egoismus sporne jeden Einzelnen zur wirtschaftlichsten Produktion an, aber auch zur Verminderung oder Einstellung derselben, wenn sie nicht mehr lohne, und der gleiche Egoismus treibe jeden Einzelnen zur möglichst großen Ausnutzung seines Vorteiles; jeder Einzelne möge daher ganz sich selbst überlassen bleiben: *laissez aller, laissez passer, le monde va de lui-même*.

Diese Sätze sind in der Allgemeinheit und Uneingeschränktheit, mit der sie von jener wirtschaftspolitischen Richtung hingestellt werden, falsch. Der ungezügelte Egoismus muß zu einer rücksichtslosen Ausnutzung der eignen Kräfte und der fremden Schwächen führen, seine Prolamirung zum allgemeinen Gesetz ist deshalb eine Verherrlichung der Gewissenlosigkeit, ein Hohn auf die Sittlichkeit und Menschlichkeit. Es begünstigt den Besitzenden und Unabhängigen, der durch die Ausübung des nackten Egoismus noch vermögender und unabhängiger wird, während es dem Besitzlosen und Abhängigen nichts nützt, da ihm die Macht und die Hilfsmittel fehlen, um seinen Egoismus für sich nutzbar zu machen.

Freilich wäre Mangel an Egoismus (Eigennutz, Selbstinteresse) oder die Behinderung an der Ausübung desselben ein ebenso bedenklicher Nachteil. Ein gewisses Maß von Egoismus ist notwendig und berechtigt, damit dem Einzelnen der Trieb zu wirtschaftlichem und sozialem Fortschritt erhalten bleibt. Aber er muß an seiner Entartung gehindert werden, und diejenigen müssen geschützt werden, die infolge ihrer hilflosen Lage, ihrer Vereinzelung u. der egoistischen Auslaugung anderer machtlos und wehrlos preisgegeben sind. Darauf beruhen unsre Wuchergesetze, unsre ganze soziale Gesetzgebung, unsre Vorschriften über Bau und Betrieb der Eisenbahnen, über das Aktien- und Notenwesen u. s. w. Bekannt ist der Widerspruch unsrer Freihändler gegen die deutschen Sozialgesetze, aber es verdient in die Erinnerung zurückgerufen zu werden, daß sie selbst Gegner der Patentgesetzgebung und der Verbote des Nachdruckes waren. Schiller hat es glücklicherweise nicht mehr erlebt, daß der widerrechtliche Nachdruck sogar theoretisch und wissenschaftlich gerechtfertigt wurde.

Der deutschen Freihandelschule war und ist gleich der englischen eigentümlich, daß sie nicht unterscheidet zwischen der Notwendigkeit der Handelsfreiheit innerhalb des Staates und der reinen Zweckmäßigkeitfrage der Handelsfreiheit mit andern Staaten. Die Betrachtung beider Fragen unter ganz gleichen Gesichtspunkten verrät eine völlig mechanistische, nur äußerliches erfassende Denkweise. Jedes Volk hat seine eigne geschichtliche Entwicklung, die im unmittelbarsten Zusammenhange steht mit seinen Charaktereigenschaften, seinen sittlichen Trieben, seinem staatlichen Verfassungsleben, mit der Natur und den Hilfsmitteln des Landes, welches es bewohnt u. s. w. Sollte die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes unabhängig sein von diesen Umständen? Das wird die oberflächlichste Betrachtungsweise nicht einräumen wollen. Der ursprüngliche Zusammenhang dieser Beziehungen ist so eng, daß die wirtschaftlichen Zustände zweier Länder niemals als meßbare Größen nebeneinander gestellt werden können. Die „internationale Arbeitsteilung“ aber, welche die Freihändler als Zielpunkt der Wirtschaftspolitik verkünden, ist in der extremen Form, die ihr von ihnen gegeben wird, ein Umding und als solches schon so häufig nachgewiesen worden, daß wir ein weiteres Wort darüber nicht zu verlieren brauchen.

Damit ein Volk seine gesamte wirtschaftliche Kraft entwickle, bedarf es der Verkehrsfreiheit innerhalb seiner staatlichen Grenzen. Alles weitere ist Sache der reinen Zweckmäßigkeit. Ein Volk, das in seinem Bedarf auf benachbarte Völker angewiesen ist, kann mit diesen in einen engeren Wirtschaftsverband treten, eine gemeinsame Zollgrenze aufrichten. Aber es kann auch genötigt sein, seine Grenzen der fremden Einfuhr ganz zu öffnen. In jedem dieser Fälle wird nach der Lage der Umstände zu entscheiden sein, aber niemals wird dabei der Grundsatz freien Binnenverkehrs als Beweis für die Notwendigkeit absoluter Freiheit des internationalen Verkehrs für alle Staaten benutzt werden können. Diese Frage kann auch nicht nach naturrechtlichen Abstraktionen und Deduktionen, sondern nur auf Grund eingehender Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse entschieden werden. Der Freihandel wird das Ziel sein, das jedes aufstrebende Industrievolk zu erreichen suchen muß, aber seine Staatsmänner werden darauf bedacht sein müssen, daß der Übergang nicht zu frühe geschehe, damit der Staat keinen Schaden leidet.

Wie wenig übrigens die im Mutterlande das Freihandelsprinzip so eifrig verfechtenden Engländer auf dieser Neigung beharren, sobald sie sich in ihre Kolonien begeben und eine Industrie begründen wollen, ist bekannt. Die Zollpolitik vieler englischen Kolonien ist entschieden schutzökononisch, nicht zum wenigsten gerade gegen die überlegene Industrie des Mutterlandes gerichtet, und alle Vordränge des letztern, durch die Gründung eines England und alle seine Kolonien verbindenden Zollvereines ein Greater Britain zu schaffen, gehen an dem Widerstande der auf ihren wirtschaftlichen Fortschritt bedachten Kolonien

spurlos vorüber. Der aufmerksame Zeitungsleser wird sich vielleicht der vor kurzem durch die öffentlichen Blätter gelaufenen Nachricht erinnern, daß Neu-Seeland auf dem Punkte stehe, seine schon übertriebenen Schutzzölle noch um einige Prozente hinaufzusetzen. Das Kolonialamt wird das mit einigem Bedauern für die englische Industrie ruhig geschehen lassen. Würde eine deutsche Kolonie das gleiche thun, so wären wir diplomatischer Einwirkungen zu Gunsten des einzigen und wahren Freihandels gewiß.

Ein im Prinzip freihändlerisches Volk und seine Regierung erkennen damit an, daß der Freihandel nur für eine bestimmte wirtschaftliche Entwicklungsstufe paßt. Und wenn dies zugegeben wird, so ist ein Punkt des Streites über den Freihandel gehoben. Es kann noch eine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen bleiben, wann ein Land für den Übergang zum Freihandel reif ist und wie er sich praktisch gestalten soll. Auch über das letztere kann nicht lange gestritten werden: der Übergang kann nur allmählich, niemals plötzlich vor sich gehen. Allerdings sind unsere parlamentarischen Freihändler in Deutschland so unklug, fort und fort der radikalen schärfsten Rückkehr zum Freihandel das Wort zu reden, aber sie setzen sich damit in Widerspruch mit der gesunden Vernunft und mit ihrem Meister Adam Smith, der, wie wir bereits erwähnt haben, schon aus reiner Menschlichkeit für die in einer Industrie beschäftigten Arbeiter gegen die plötzliche Aufhebung der Schutzzölle aufgetreten ist.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

12. Gute alte Zeit und Fortschritt.



Die sogenannte gute alte Zeit, das ist ein beliebtes Ziel des Spottens oder Spöttelns in dem Gedankenkreise, der den Tag beherrscht. Es ist, als gälte es den Leuten, mit dem Glauben daran aufzuräumen als mit einem Stück schädlichen Aberglaubens, der noch aus einer glücklich überwundenen Zeit hier und da übrig ist. Ich habe an dem Spotte nie Freude gehabt, auch nicht, wo er einmal als berechtigt erscheinen konnte, obgleich ich mich vor der Gefahr, die Gegenwart zu verachten über der Freude an Dingen der Vorzeit, früh genug gesichert fühlte schon durch den Vers des Horaz von dem Alten, der allem Neuen mit Achselzucken und Kritteln gegenüber steht: *difficilis, querulus, laudator temporis acti* (ars post. 173).

Die Leute, die den Spott üben, vertreten, wie mir scheint, hauptsächlich zwei Richtungen, die doch von einander sehr verschieden, ja entgegengesetzt sind. Die einen reden aus dem stolzen Gefühle heraus, wie Wagner im Gespräche mit Faust, „wie wir es zuletzt so herrlich weit gebracht,“ die andern aus Unglauben an eine gute Zeit überhaupt, die einen also sehr jugendlich, die andern sehr ältlich, wenn das Wort einmal so gelten darf. Es handelt sich aber im Grunde um die Fortschrittsfrage, ob es überhaupt einen Fortschritt giebt, und wenn es ihn giebt, wie er aussieht und sich darstellt. Die jugendlich Gesinnten fühlen sich selber in frischem, fröhlichem Fortschritt, die andern fühlen, sehen und glauben überhaupt keinen. Da aber beides also möglich ist, kann die Frage nicht gar so einfach sein, und ist doch auf alle Fälle wichtig genug im großen wie im kleinen Leben, da alles Streben und Leben im Größten wie im Kleinsten an einen Glauben oder ein Vorgefühl eines gewissen Gelingens gebunden ist. Von diesem Vorgefühle lebt eigentlich die Seele den Arbeitstag entlang, und wo es einmal versagt, da läßt man erlahmt die Arme sinken. Wo es aber einer ganzen Zeit versagt, die ist eigentlich verloren. Wie steht es nun da mit uns jetzt? Mir ist, als könnte kaum eine Frage wichtiger sein.

Wenn sich nun da bei näherem Zusehen zeigte, daß schon der bloße Glaube an eine gute alte Zeit ein Mittel wäre, den Fortschritt zur wirklichen guten Zeit zu befördern, ein Hebel, um die ruhenden Kräfte in der rechten Richtung zu bewegen, die dazu wirken müssen? Daß man also die Frage, ob es je eine gute Zeit wirklich gegeben habe, ganz zurückstellen, ja sogar verneinen könnte und doch den Schein derselben, der aus der Zeitferne hier und da aufleuchtet, für Wahrheit nehmen, um sich gefördert zu fühlen, indem man damit jenen unentbehrlichen Hebel gewinnt? Mir ist, als ließe sich dem kein nein entgegenstellen, nicht einmal ein zweifelsüchtiges aber. Und wenn sich vollends zeigte, daß jener Schein, ob sich auch Fernetäuschung einmischt, in wesentlichen Stücken doch kein bloßer Schein ist, sondern ein Abglanz alter Wirklichkeit, gewänne nicht damit der Hebel doppelte Kraft? Ist es aber nicht eigentlich einerlei, ob ich das Ziel, dem die Zustände und ich darin zustreben müssen, vor mir oder hinter mir habe, wenn ich es nur habe, d. h. in mir, wo auf alle Fälle seine wahre Wohnstätte ist? Und wenn ich, um sein Bild in mir aufzufrischen, hinter mich blicken muß, kann ich es darum nicht zugleich vor mir sehen, vor mich setzen?

Das kann wohl wie durch ein Begriffsspiel erschlichen scheinen, ist es aber nicht, ja jeder kennt diesen merkwürdigen Vorgang in uns aus eigener Erfahrung. Wenn man z. B. einem Orte zuwandert oder zufährt, wo man einmal glückliche Tage erlebt hat, da hat man ja diese Tage der Zeit nach hinter sich, steht sie aber doch in sich vor sich und hofft sie auch außer sich wiederzufinden, falls sich die Verhältnisse nicht verändert haben, wie das freilich gewöhnlich der Fall ist. So sammelt sich in jedem ein Vorrat von leuchtenden Bildern glücklicher Tage und Stunden an, die zusammengefaßt ein bestimmendes

Bild von rechtem Leben werden, das sich von selbst auch vor uns aufsteckt als Ziel, das wir den veränderten Verhältnissen neu abgewinnen müssen. So hat jeder einzelne seine gute alte Zeit, auch wer sich unter die Unglücklichen zu zählen Grund zu haben glaubt, wenigstens in der Kindheit, und er sucht vor sich immer und immer wieder — er muß —, was er der Zeit nach hinter sich und doch noch tief in sich hat. Was einmal in mir und meiner Welt lebendig gewesen ist von Gutem und Schönerem, einerlei wann und wie lange, das muß es auch wieder werden können: das ist eine Rechnung, die die stille Seele in guten Stunden tief in sich macht, und sie weiß da auch, daß die Rechnung nicht täuschen kann. Die gute alte Zeit, die so leicht dem Spotte der Tagesmeinung unterliegt, ist eine Kraftquelle für die Arbeit an der Zukunft. Das gilt für das Leben des Einzelnen, wie für das von Gemeinschaften, auch der größten, für das Leben eines Volkes, ja der Menschheit, sofern man sie sich als lebendiges Ganzes denkt.

Gerade wir Deutschen erleben das eben jetzt in deutlichster Weise. Was ist die Wiederherstellung von Kaiser und Reich anders, als ein Zurückgreifen auf alte Zeit im allergrößten Stile, warum soll man nicht sagen auf gute alte Zeit? wohlbemerkt, nicht auf die gute alte Zeit. Denn daß die alte Zeit schlechthin gut gewesen wäre in allen Stücken, und man gut thäte, sie mit Haut und Haaren wiederzuholen, wer mag denn das behaupten von verständigen Kennern und Freunden der Vorzeit? wer aber auch leugnen, daß es da Gutes gab, das uns verloren gegangen war und ist? In dem Begriffe, den die gewöhnliche Meinung von Fortschritt hat, birgt sich leicht ein verhängnisvoller Irrtum, daß er nämlich nur und immer und immer in einem geraden Vorwärts bestehe, etwa wie der Weg eines Läufers, der einem bestimmten Ziele zustrebt. Das ist tapfer jugendlich gedacht, wird aber im großen wie im kleinen Leben zu einer Quelle schwerster Irrungen und Schäden. Ein so zusammengefügtes Ganze, wie eine Familie, eine Gemeinde &c., wie vollends das ist, was man die Zeit nennt, kann sich nie auf gleicher Linie vorwärts bewegen, die Gesamtbewegung ist eine vielfach gebrochene, im ganzen einer vorwärtsbringenden Wellenlinie gleichend; die Wellen können freilich ihrem Höhenunterschiede nach von solcher Größe sein, daß man dafür, nach der Zeit gemessen, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte als Maßstab nehmen muß. Das Gefährlichste ist, wenn einmal an einer Stelle, die im Augenblicke (der sich zu Menschenaltern erstrecken kann) den rechten Fortschritt anzeigt, nachher eben nur vorwärts und vorwärts gegangen und gedrängt wird, statt daß zur rechten Zeit andre Stellen nachgeholt werden oder vorübergehend die Führung übernehmen. Darüber kommt das Ganze zuletzt in eine gefährlich verschobene Lage, die allen wahren Fortschritt, ja gesundes Leben selbst gefährdet oder aufhebt. Die Geschichte von Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft belegt das genügend mit handgreiflicher, schmerzlicher Lehre, worauf doch hier nicht eingegangen werden kann. So kommt es,

daß man endlich oft, durch bitterste Erfahrung belehrt, auf alte Verhältnisse, alte Gedanken zurückgreifen muß, die in der Vorwärtsbewegung verloren gegangen waren und zum Heil des Ganzen nicht fehlen können. Ich will gestehen, daß ich über Stahls Wort „die Wissenschaft muß umkehren,“ als es in den vierziger Jahren von Berlin aus erklang, denselben heiligen Zorn empfand, wie die öffentliche Meinung damals, daß ich aber allmählich darüber anders denken, ja es als einen gesunden Heiltrank empfinden lernte, natürlich bei richtigem Verständnis. Haben wir doch erlebt, daß in der Philosophie das Lösungs-wort ausgegeben wurde, man müsse zu Kant zurückkehren, um sich aus der Irre wieder zurechtzufinden, und von seinem Standpunkte aus einen neuen Anlauf nehmen. So kann der rechte Fortschritt gegebenen Falls in einem Rückschritte bestehen.

Auch Kaiser und Reich sind der Zeit nach ein solches Rückschreiten, das doch einer tiefen, alten, glühenden Sehnsucht entgegenkam und nur mit verschwindenden Ausnahmen von Allen, auch von allen Parteien als ein rechtes, rettendes Fortschreiten immer deutlicher empfunden wird. Es ist aber auch kein Wiederholen des Alten mit Haut und Haaren, vom alten Reiche ist abgestreift, was ihm das Leben erschwerte und schädigte, aber der gesunde Kern davon ist sich selbst zurückgegeben. Und so oft auch beteuert worden ist, das neue Reich sei eine ganz neue Sache und habe mit dem alten nichts zu schaffen, so setzt man doch gern beide in eins, wo es irgend geht. Das zeigt sich z. B. in diesen Tagen an der Romfahrt Kaiser Wilhelms, wie alle Blätter seine Reise nach Italien nennen, und der Ausdruck hat wohl für jeden Leser etwas eigentümlich Behagliches, ja froh Erhebendes, offenbar nur durch die Anknüpfung an die alte Zeit. Und doch kann man gerade daran fühlen, wie ganz anders das neue Reich steht, wie gründlich es gebessert ist. Die alten Kaiser zogen über die Alpen, um sich vom Papste die Krone und Kaiserwürde geben zu lassen, jetzt fehlt nicht viel, daß sich der Papst vom deutschen Kaiser seine Krone und Würde fest machen ließe. Da ist denn Rückschritt mit Fortschritt aufs schönste verquickt, gute alte Zeit, die verloren war, in verbesserter Auflage wieder aufgenommen.

Wahrlich, die Tagesmeinung könnte immerhin mit dem beliebten Spott auf die gute alte Zeit nun ein Ende machen und aus ihr das verlorene Gute wiederholen helfen. Ja, das thut sie aber eigentlich schon. Sie thut es z. B. mit der Kunst, die sie seit etwa zwei Jahrzehnten immer wärmer und eifriger dem Kunsthandwerk unsers sechzehnten Jahrhunderts zuwendet, daß man diesem mit seinem reichen und feinem Kunstgeist und Leben nun schon überall, im Hause und in den Straßen, an Bauten und Büchern begegnet in endloser Nachahmung. Da sieht man eine Rückkehr in verlassene Bahnen im Schwange, der man nur oft schon mehr vorsichtigen Geschmack und Maßhalten wünschen möchte, die aber im Ganzen niemand als Rückschritt empfindet, vielmehr wie eine Rettung in frisches, buntes, schönes Leben mitten im Alltags-Grenzboden IV. 1888.

leben aus einer Ede und Dürre heraus, von der man zum Teil schon ungreiflich findet, wie man hatte hinein geraten können. Wie entschieden, ja grell der Umschwung ist, kann man daran sehen, daß man Gegenstände der Kunst und des Handwerks aus jenen Zeiten nun als Kostbarkeiten hütet und als Vorbilder sammelt, die vorher der Verachtung und mutwilligen Verwüstung preisgegeben waren. Ich weiß z. B. einen Fall aus einer thüringischen Stadt, wo an einem kostbaren Kirchenbau des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, der auch wenigstens Sonntags noch zu Frühgottesdienst diente, die Glasgemälde im Chor den Gassenbuben als Zielscheibe für ihre Übungen im Steinwerfen dienten, es ist um das Jahr 1800 gewesen, an der Liebfrauenkirche in Arnstadt, die nun auch aufs schönste aus Verfall wieder hergestellt und verjüngt ist. Es war ja Zeug aus dem finstern Mittelalter! Das mochten vorbeigehende Bürger denken, oder, von innen gesehen, ungefähr wie Faust in seinem Studierzimmer:

So selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht.

Wer sie also vernichten half, machte sich um den Fortschritt verdient. So kann sich der Begriff von Fortschritt in sein Gegenteil verkehren, wie die Welle von der erreichten Höhe oder Tiefe in entgegengesetzter Richtung geht.

Das finstre Mittelalter, dies Stichwort der Aufklärungsperiode, das man an vielen Stellen noch ruhig fortführt, ist denn nachgerade auch so nicht mehr haltbar. Noch Uhlund, der an seiner Aufhellung so hohen Anteil hat und so tief innerlich drin leben lernte, traute sich das Wort nur wie schüchtern mit dem hübschen Bilde zu berichtigen: „Man hat das Mittelalter wohl eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternenhelle, Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheidetrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet“ (Schriften I, 4). Aber eine Zeit, aus der ein Dante leuchtet, aus der die Sangeskunst eines Walther von der Vogelweide und die Heldenlieder von den Nibelungen und der Gudrun erklingen, eine Zeit, aus der die tief sinnige, schöne Welt- und Gottesweisheit eines Meister Eckhart in der Muttersprache erglänzt, eine Zeit, die hehre Kunstwerke leuchtend hinstellte, wie das Straßburger Münster, wie kann man die immer noch schlechthin als Nacht ansehen? Es wirft sich vielmehr die Frage auf, wie man denn im 17. und 18. Jahrhundert dazu kommen konnte, sie nur finster zu sehen? Sie hat wahrlich bei allem düstern Schatten Licht und Glanz gerade genug, wenn auch zum Teil anders, als wir sie nun brauchen können, ohne daß wir uns deshalb einbilden dürften, wir hätten es nun gerade jetzt so herrlich weit gebracht, den einen letzten, den absoluten Maßstab für das Schöne, Gute und Wahre, für die rechte Form alles Lebens endlich zu besitzen. Das 18. Jahrhundert war auf dem Wege zu diesem Irrtum oder schon mitten drin, unser Jahrhundert ist wohlweislich in seinem Lauf davon zurückgekommen und sucht tapfer weiter nach jenem

Maßstab, weiß auch gar wohl, die Unbefangenen wenigstens, daß man danach auch in der eignen Vorzeit mit suchen kann oder muß, nicht bloß im Auslande oder im griechisch-römischen Altertum, wie man vordem lange fast ausschließlich gethan hat. In dem Lichte und Glanze des sogenannten finstern Mittelalters ist bei näherm Zusehen mehr als ein Strahl entdeckt worden, den man unsrer Geistes- und Lebenssonne, die an vielen Stellen gar düstre Flecken zeigt, recht herzlich wieder wünschen möchte oder muß. Wie hätte man z. B. anderswo lernen können, was jeder Einsichtige nun weiß, was das Volk in seinem tiefstem Sinne bedeutet als letzter Schoß und Boden, in dem alles gesunde Leben wurzeln, aus dem es erwachsen muß? An dem klassischen Altertum nicht, auf das diese Erkenntnis erst von der Erkenntnis unsrer Vorzeit aufklärend übertragen worden ist. An der Bedeutung des Kunsthandwerks ist nun klar und allgemein erkannt, wie und wo auch die hohe Kunst allein zu gesunder Blüte und Kraft erwachsen kann, vom Handwerk aus, sodaß die Höhe oben und die Breite des Alltagslebens unten ein ununterbrochenes lebendiges Ganze darstellen, in dem der Lebenssaft in Wechselwirkung auf und niedergeht. Und es ist im Grunde mit allen großen Lebensformen nicht anders, denn ein und dasselbe Gesetz des Werdens, das dem Bewußtsein des 17. und 18. Jahrhunderts noch verborgen war, geht durch das Lebensganze nach allen seinen Erscheinungsformen. Auch Irrungen im Entwicklungsgange des Rechtslebens, des Gemeinlebens, des Staatslebens, von denen man nun zurückkommen muß, rührten nur daher, daß man in der Höhe, oft nur einer geträumten Höhe, des Lebens selber, des Volkes, der angeborenen Eigenart vergessen oder mit Verachtung darauf niedersehen gelernt hatte. Jetzt ist ja fast auf allen Punkten ein großer Rückschwung im Gange, wohin denn? Doch zu guter alter Zeit, in der man Fäden des werdenden Gewebes wieder aufnehmen muß, die man verächtlich töricht hatte fahren lassen, daß aus dem Gewebe ein Gewirre wurde. Auch im Mittelalter giebt es solche verlorne Fäden wieder zu suchen. Gehört nicht Kaiser und Reich selbst dazu?

Bei dieser Aufgabe unsrer Zeit und Zukunft handelt es sich aber zugleich oder zunächst um unser Verhältnis zu den Franzosen, das ja seit vielen Jahrhunderten für das Gedeihen oder Stocken unsrer Entwicklung ganz wesentlich mit bestimmend gewesen ist. Politisch, für Form und Bestand unsres äußern Lebens ist es nun endlich überraschend schnell und gründlich ins Reine gebracht worden, für unser inneres Leben, wie wohl viele meinen, noch bei weitem nicht. Ich denke nicht entfernt daran, daß man alles Französische nun bei uns mit Stumpf und Stiel ausrotten solle oder könne. Aber aus der eigentlich französischen Periode unsers Kulturlebens, die im 17. Jahrhundert begann (mit einem Vorspiele im 12. und 13. Jahrhundert), ist noch viel mehr übrig, als es der Würde und dem Beruf eines Volkes mit bestimmter Eigenart entspricht. Man merkt es nur vielfach noch nicht durch die Gewalt der langen Gewöhnung. Wer

aber in der Zeit über die französische Periode rückwärts wieder heimisch wird, wozu ja ein Zug der Zeit immer lebhafter unsre Bildungswelt zieht, der fühlt es wieder, wie französisch wir geworden waren und zum Teil noch sind. Es war, als ob der Gesichtskreis unsrer Lebens- und Weltanschauung vom französischen Wesen wie von einem Gebirge begrenzt wäre, hinter dem es nichts weiter gäbe. Mir kam einmal als Trost dieses Bild zugleich mit dem sinnigen Sprichwort „hinter den Bergen wohnen auch Leute,“ das einem ähnlichen Durchbruch durch einen verengten Gesichtskreis entsprungen sein muß. Wir müssen diesen französischen Horizont vollends durchbrechen oder überspringen und zurücktreten in das deutschere Leben vorher, wie man das ja im Kunsthandwerk schon thut.

Übrigens sind ja, zum Troste für uns, die andern Culturvölker Europas in gleicher Lage, aus der Zeit her, wo die französische Cultur den Anlauf dazu nahm, die Cultur schlechthin zu werden, und kein Einsichtiger wird verkennen wollen, daß Europa und wir mit durch den französischen Geist da auch wahre Förderung erfahren haben. Daß aber diese große französische Culturbewegung, die sich anschickte, alle Culturkräfte Europas ins Schlepptau des französischen Geistes und seiner Entwicklung im Guten und Schlimmen zu nehmen, endlich in ihrem Lauf gebrochen und gedämmt wurde, das geschah zum Heile der Culturwelt und der Franzosen selbst, wie die Zukunft zeigen wird, ja wohl schon jetzt zu erkennen ist, da aller wahre Fortschritt der neuern Zeit an den regen freien Wettbewerb der verschiedenen Volkskräfte geknüpft ist. Ein bedeutsames Zeichen der im Stillen vorschreitenden Rückbewegung trat jetzt bei der Romfahrt Kaiser Wilhelms zu Tage, indem da bei dem höfischen Festmahle, dem sogenannten Galabiner, die beiden Fürsten ihren Trinkspruch nicht mehr französisch ausbrachten, sondern jeder in seiner Landessprache, was noch vor zwanzig Jahren ein unmögliches Ding gewesen wäre. Es giebt gewiß noch manchen bei uns und in Italien, der darin keinen Fortschritt, lieber einen Rückschritt der Cultur erkennen mag und vielleicht kopfschüttelnd von guter alter Zeit spricht, deren Wert man nun verkennen lerne. Aber die Rückbewegung ist doch auf dem Wege des wahren Fortschrittes, und den Franzosen selbst ist nichts gesünder, als daß sie nun genötigt werden, auch fremde Cultur Sprachen zu lernen, also in die Zeit zurück zu treten, wo sie noch nicht mit ihrem Französisch allen Culturinhalt zu besitzen und überall in Europa als fertig und maßgebend aufzutreten zu können glauben durften.

Wie lange bei uns die Rückbewegung im Gange ist, wie hochnötig sie ehrenhalber war und was dabei noch aufzuräumen übrig bleibt, kann man an der Geschichte des Briefverkehrs sehen. „Adresse“ und „Couvert“ sind Reste aus einer Zeit, wo auf der Höhe der französischen Periode der Briefverkehr in gebildeten Kreisen überhaupt französisch werden wollte, wo man sich in Deutschland, wenn man nach der Höhe der Bildung strebte, französische Briefe

schrieb, sodaß es noch im Anfange unsers Jahrhunderts guter Ton war, einem deutschen Briefe wenigstens ein französisches Außere zu geben: à Monsieur, à Mademoiselle Schulze u. s. w. Die Bildungstreiber fingen eben an, Couvert nun auch ganz französisch auszusprechen, nicht mehr barbarisch deutsch mit dem t, sondern z. B. „Cuwärs“ zu verlangen beim Papierhändler, als sie Stephan von oben her vollends abschaffte. Wie weit aber die französische Färbung unsers höheren Lebens gegangen ist und was davon alles noch unbewußt fest sitzt, kann man z. B. an „Majestät“ sehen. Man stußt wie über eine kleine grammatische Barbarei, wenn man im 16. Jahrhundert z. B. in den Reichsabschieden von „kayserlicher Mayestat“ liest, und merkt wohl dann erst, daß das lateinische Wort jetzt ein französisches Schminckpflästerchen tragen muß, denn das ä ist dem französischen majesté zu Gefallen angenommen und herrscht nun in der ganzen Legion von — täten, deren grammatisches Kleid ein wunderliches Gemisch von lateinischer, französischer und deutscher Farbe zeigt, ohne daß wir das empfinden, und dergleichen Zwitterzeug giebt es nicht wenig im Sprachleben unsrer Bildung. Soll man das verdeckt gehen lassen oder zum Bewußtsein bringen? also die behagliche Ruhe durch Verbruß und Unruhe stören? Wer an eine bessere Zukunft denkt, nicht bloß an sein Behagen, in diesen und in wichtigeren Dingen, wird den Verbruß vorziehen, man wird ihn aber auch vorläufig los, wenn man die französische Periode in Gedanken rückwärts überspringen lernt. Die Freude an unsrer alten Sprache, in der sich deutsche Art noch mehr als Herr im eignen Hause zeigt, ist denn auch sichtbar im Wachsen begriffen, und das Behagen an den alten Formen und Wendungen mit ihrem kräftigen Eigenleben bringt von selbst zugleich ein Behagen an der alten Lebenslust mit sich, die daran hängt, an den Gedanken, Strebungen und Verhältnissen der Vorfahren, in denen man manches Gesunde fühlen lernt, das wir entbehren. Ist doch auch das ein Zug der Zeit, der mehr oder weniger durch ganz Europa geht und sich immer kräftiger entwickelt.

Dies Zurückdenken in die eigne Vorzeit als Ausblick von der Mühe und Arbeit der Nähe, die so unvollkommen erscheint, in eine schöne Ferne ist alt. Wie es bei den Griechen schon in dem homerischen Gedankentriebe der Ilias zu finden ist, so verrät es sich bei uns schon in der Blütezeit unsrer mittelalterlichen Dichtung z. B. in der Einleitung zum Nibelungenliede von den alten Mären, die Kunde geben von kühnen Helden alter Zeit. Mehr wissenschaftlich erscheint es in den Studierstuben der Humanisten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und wird unter Schwankungen doch weiter und tiefer in jedem folgenden Jahrhundert. Der eigentliche Durchbruch zu maßgebender Wirkung in das allgemeine Bewußtsein erfolgt durch die Romantik, unter deren Nachwirkung wir noch stehen, so sehr man sie schon länger als eine überwundene Periode voll ungesunder Richtungen ansieht. Dann aber, unter Mitwirkung des französischen Druckes, der die deutsche Art überhaupt zu erbrüden

drohte, ging dem Zeitgeist das Auge auf für die Bedeutung unsrer alten Kunst und Dichtung, für den Wert der im gemeinen Volke nachlebenden Märchen und Sagen, für die berechtigte Eigenart und keimvolle Lebensfrische unsers alten Lebens überhaupt, auch des Rechtslebens, Gemeindelebens, Zunftlebens u. s. w.; Ritter, ritterlich, Begriffe, die nie ganz hatten aussterben oder entarten können, gewannen neuen Glanz, den ja jetzt noch jeder in der Knabenzeit mit seinem Zauber in sich erlebt. Von der blinden Übertreibung, die ja, wie bei jeder lebhaften Geistesbewegung, nicht ausbleiben konnte, rührt vielleicht wesentlich der Spott über die gute alte Zeit her, der mir aus vorigem Jahrhundert nicht erinnerlich ist. Die Wissenschaft ist ja nun eifrig über all jenen Lebensgebieten her, um die reine Wahrheit herauszuschälen, aber so nüchtern kritisch sie immer verfährt, oft genug mehr als recht und nötig ist, und hier und da schönen Schein zerstört, sie stößt doch überall auf hoffnungsvollste Lebenskeime, die wert gewesen wären, sich weiter zu entwickeln, wenn nicht hemmende Einflüsse darüber kamen.

Wie weit und tief aber die Wirkung der Bewegung auch noch auf unser gegenwärtiges Leben geht (und damit in die Zukunft), zeigt sich leicht, wenn man sich darin umsieht. Aus der romantischen Stimmung stammte der Gedanke an den Ausbau des Kölner Domes, an die Wiederherstellung der Wartburg, den Neubau des Schlosses Stolzenfels u. s. w., und wie hält dies Erneuern dieser stolzen Zeugen einer großen Zeit nach, auch nachdem der romantische Hauch längst verweht ist, wenn man nur z. B. an das Ulmer Münster, an die Marienburg im Ordenslande, an die Kaiserspalz in Goslar, die Albrechtsburg in Meissen, die Burg Heinrichs des Löwen in Braunschweig denkt, deren Ausbau oder Neubau wohl keiner anders als mit Genugthuung oder eigentümlich tiefer Freude sieht, und es sind ihrer schon so viel und werden bei allen unendlichen Schwierigkeiten der Ausführung immer mehr, daß nur der Kenner sie noch alle wissen kann.

Wie lebhaft eine entsprechende Bewegung auf dem Gebiete der Dichtung im Gange ist, das anzudeuten genügt die Nennung der Namen Victor Schefffel, Julius Wolff, und denkt man dabei an die Fülle von Erneuerungen, Übersetzungen und Neudrucken der alten Dichtungen selber, die immer weiter über den Kreis gelehrter Interessen hinausreicht, und wie der Sinn dafür schon der Jugend erweckt oder eingelöst wird in den Lesebüchern bis in die geringste Volksschule hinunter, woran vor hundert Jahren noch nicht zu denken war, so sieht man vor sich, wie unser Bewußtsein durch die ganze Nation hin in einer förmlichen Neubildung begriffen ist, die es nach der Vorzeit hin ergänzt, von der ja ohnehin noch an tausend Stellen innen und außen die Fäden in das Gewebe unsers heutigen Lebens hereinreichen, die nun so ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang wiederfinden. Und wie dabei die Bewegung auf der Höhe der Zeit in der Kunstentwicklung sich darstellt, dafür braucht man nur den

Namen Richard Wagner zu nennen, in dem mit dem Hochfluge und Tiefstimmphilosophischen Bewußtseins sich die höchsten Ziele deutscher Kunst die Hand reichen mit dem Alten, Ältesten unsrer Geisteswelt und dort ihre Wurzeln suchen.

Mit alledem stellt sich wohl auch heraus, daß es sich bei dieser Rückbewegung gar nicht um etwas Ungewöhnliches handelt, das etwa der Absicht der Mutter Natur zuwiderläufe, die nur vorwärts verlangte, sondern um etwas recht Gesetzmäßiges, ja um ein Lebensgesetz, das dem Menschenwesen von seiner Wiege her eingebunden ist. Man kann es am bequemsten beim Einzelnen erkennen. Wer sich einmal auf der Höhe des Lebens im Labyrinth der äußern und innern Welt ins Irre und Wirre geraten findet, sich selbst und seine reinen Ziele verloren hat und im Kampfe erlahmt, dem kommen da, gerade in der Ermüdung, von selbst Kindergebanten wieder, dort in der Kindheit findet er sich selbst wieder und den Anfaß der rechten Wege, die er wieder betreten muß. Solche Irrungen, die einen Rückblick nötig machen, begleiten aber alle menschliche Entwicklung, auch die der Völker. Wir sind jetzt mit unsrer Cultur mehrfach in der Irre, zum Teil gefährlichster Irre. Es handelt sich, was bei einer alten Cultur nicht Wunder nehmen kann, um etwas, das gefährlicher ist, als wilde Natur, um Übercultur. Was im einzelnen Falle dazu zu zählen ist, was nicht, kann ja streitig sein, aber daß das Wort da ist und immer öfter erklingt, das bürgt wohl Zweiflern gegenüber, die Schlimmes nicht sehen mögen, allein dafür, daß wir daran leiden. Das Wort ist ziemlich jung, der Begriff älter, die Sache noch älter. Schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zeichnet sie ein Franzose mit überraschender Klarheit, der treffliche Montaigne in seinen Essays (namentlich in dem Kapitel de Cannibales). Die Erkenntnis der Gefahr und wie man sich auf den Culturwegen an Abgründe hin verirrt hatte, brach durch im achtzehnten Jahrhundert. Der Name Rousseau sagt alles. Der Franzose suchte sich Hilfe oder Trost bei der wilden Natur, wie man ihm wenigstens vorwerfen durfte. Bei uns suchte man sie sich in der Urzeit der Culturwelt. Daher die neue Begeisterung für Homer und das alte Griechentum überhaupt, das man dem Urbild der Menschheit näher oder gleich dieses selbst darin sah. Daher die uns jetzt so fern gerückte und doch so leicht wieder verständliche Wärme für das Alte Testament, die sich ziemlich lange in unsrer Dichtung wirksam zeigte. Durfte man doch dort bei der bangen Suche nach reinen Menschenzuständen die Ursanfänge der Menschheit überhaupt abgedrückt zu finden glauben, bis sich der suchende Blick auf das Morgenland überhaupt erweiterte, um der Wiege der Menschheit möglichst nahe zu kommen.

Aber ein Irrtum war noch dabei, der sich auch selbst bald fühlbar machte, daß man in der Ferne suchte, was man in der Nähe brauchte. Wenn ein Einzelner in die Irre geraten ist, kann er wohl im Leben Anderer, besonders in Jugenderinnerungen Trost und Weisung wiederfinden, sich selbst aber nur in

der eignen Jugend und Kindheit. So mußte der deutsche Geist, in die Irre geraten, sich selbst in der eignen Vorzeit suchen. Das that er mit entschiedenem Bewußtsein zuerst in Klopstock, in dem daneben zugleich die griechische und alttestamentliche Richtung wirkten. Die Franzosen halfen unbewußt dazu, aus deren geistiger Herrschaft es galt sich herauszuziehen. Und als ihre politische Herrschaft dazu kam, half das, wie anderwärts in Europa, bei uns aber am nötigsten, die große Entdeckung machen, daß man nicht in dem allgemein gehaltenen Begriffe der Menschheit sein nächstes Ziel zu suchen habe, das gerade der französische Geist am fleißigsten predigte, sondern in der angeborenen Volksart, die in Gefahr oder halb verloren war. Die Franzosen haben unter dem ersten Napoleon durch ihren Druck den Begriff der Nationalität in uns aus dem Gefühle ins Bewußtsein herausgetrieben, unter seinem Neffen aber ihr mit ihrer nötigen neuen Lebensform auch in die Erscheinung treten helfen. Wir müssen den Franzosen eigentlich recht dankbar sein.

Ich denke also, es giebt Fortschritt und giebt alte gute Zeit, und beide hängen eng zusammen. Wie beide genauer aussehen, das alte Gute und der wahre Fortschritt, das auszuführen gäbe freilich im einzelnen noch viel Arbeit. Wenn sich aber der Herr Zeitgeist, dieser Allmächtige, gestimmt fände, das enge Verhältnis beider anzuerkennen, so wäre ihm auch wohl ein Wunschzettel vorzulegen, der wieder ziemlich lang werden könnte. Davon vielleicht ein andermal. Heute nur noch ein Blick auf die Frage von einem höhern Gesichtspunkte. Von meiner Mutter hörte ich in ihrem Alter öfter sagen: Ich wollte, ich wäre wieder jung, ich müßte aber wissen, was ich jetzt weiß. Der Wunsch mit seiner Bedingung ist für das einzelne Menschenkind freilich vor den Gesetzen der Natur nicht ausführbar (kann aber wohl nach diesem Leben seine Erfüllung finden, was ich im Stillen schon lange denke), wohl aber für die Völker, für die Menschheit. Denn die Welt wird alt und wird wieder jung, mit Schiller zu reden, sie aber kann in die neue Jugend den Gewinn des Alters mit hinübernehmen, die Erkenntnis der erfahrenen Irrungen und die klarere Kenntnis des einen Zieles. Das wird möglich durch das Gesamtbewußtsein, das sich von Geschlecht zu Geschlecht herausbildet und überliefert und auch dem Einzelnen seine Wege erleichtern, ja abkürzen kann. Damit ist das Bewahren des alten Guten und der Fortschritt aufs beste gepaart. Aller wahre Fortschritt beruht denn auch darauf, daß die alternde Welt sich aus sich heraus fortwährend verjüngen kann und doch dabei wissen, was sie als alte wissen kann. Für das Letzte zu sorgen ist Sache der rechten Wissenschaft, die zugleich das Bewußtsein und das Gewissen der Menschheit darzustellen hat. Freilich, da wir dem Gesamtbewußtsein der Menschheit nach nun schon Jahrtausende alt sind, wie weit müßten wir nicht eigentlich sein?! Müßten wir nicht viel näher beim reinen Glück sein, als alle Vorzeit? Sind wir das? Ich glaube, man kann darauf sowohl mit Ja als mit Nein antworten. Näheres Eingehen darauf aber müßte wohl den ganzen Gedanken-

gang wieder von vorn beginnen, also im Kreise verlaufen. Ein freudiges Ja würde aber ganz nahe liegen, wenn erst der kluge Herr Zeitgeist sich wieder einmal mehr auf das Ewige besinnen wollte, das zugleich das Uranfängliche ist, wie es ewig vor uns schwebt, aber auch in uns und unter uns jeden Augenblick auftreten kann und dann alles in uns und um uns froh beleuchtet.



Karl Ludwig Costenoble.

Von Moritz Nader.



om 9. Mai 1818 bis zu seinem am 28. August 1837 in Prag auf der Reise erfolgten Tode gehörte Karl Ludwig Costenoble, ein Schüler Schröbers und Ifflands, zu den Mitgliefern des Wiener Hofburgtheaters, vom Jahre 1832 ab war er Regisseur dieser schon damals berühmten Bühne. Schreyvogel, der ausgezeichnete Dramaturg, hatte Costenoble, der in Hamburg sich eines guten Rufes als Komiker erfreute, nach kurzem Gastspiel 1816 für Wien gewonnen, und zwar sollte er hier nicht mehr niedrig komische Rollen spielen, sondern das edlere Fach der Charakterrollen übernehmen. Costenobles beste Figuren waren die des Schylock und des Juden Schewa, die des Klosterbruders im „Nathan,“ des Narren im „König Lear,“ des Bankiers Müller in Bauernfelds „Liebesprotokoll,“ des Präsidenten Walther in „Kabale und Liebe“ und noch einige Gestalten in Ifflands und Kockebues Lustspielen. In Hamburg hatte er sich in plattdeutschen Komödien berühmt gemacht, in Wien lebte er sich sehr rasch in das volkstümliche Possenspiel der Lokalbühnen ein.

Als Costenoble nach Wien kam, hatte er schon eine reiche Vergangenheit als Mensch wie als Künstler. Geboren 1769 zu Herford in Westfalen als Sohn eines Pastors, stand er in seinem neunundvierzigsten Lebensjahre. Das Wanderleben der damaligen Theatertruppen hatte er mit all seinem Elend und all seiner Bitterkeit durchgestoht. Als er (durch das Spiel Flecks für die Schauspielkunst gewonnen) seine künstlerischen Lehrjahre durchmachte, nahm die Hamburger Bühne unter F. Ludwig Schröbers Leitung ihren höchsten Aufschwung gleichzeitig mit dem sogenannten goldenen Zeitalter der deutschen Literatur. Dann machte Costenoble in Hamburg die böse Franzosenzeit mit, die das Theater nicht weniger als das bürgerliche Leben beeinträchtigte. Als er sich dann endlich in Wien dauernd niederließ, war wieder eine neue Zeit gekommen, die sich wesentlich von der stürmisch bewegten und von nationaler Begeisterung erfüllten Zeit, die voranging, unterschied. Es war die Zeit des Metternichschen

Regimentes, welches zumal nach der Ermordung Kotzebues 1818 sich geltend machte. Das Volk wurde von der Teilnahme an den politischen Tagesfragen ferngehalten, Polizei und Zensur hatten die Alleinherrschaft. Zeitungen wurden nur geduldet, wenn sie gleichgiltigen Klatsch, abstruse Scholastik oder unschuldige Theaternachrichten brachten. Das Metternichsche Bevormundungssystem duldet nicht, daß sich ein öffentlicher Geist im Volke entwickelte. In dieser Zeit wurden die Bühnen und ihre Vorstellungen die einzigen Anstalten, in denen sich die Nation als solche zu fühlen vermochte; im Theater kam man zusammen, dort wagte man Volkswünsche durch Beklatschen anzüglicher Stellen kundzugeben; das Theater ersetzte Parlament, Wahlversammlung, Katheder, Presse. Darum blühten auch damals alle fünf Bühnen Wiens; wälische und einheimische Sänger und Sängerinnen, wienerische und norddeutsche Schauspieler und Tragödinne wurden in Wien grenzenlos gefeiert, und die Lust am Theaterspielen ergriß alle Kreise der Bevölkerung. In vielen hochadelichen und bürgerlichen Gesellschaften bestanden Liebhaberbühnen, Burgschauspieler wurden gebeten, sie zu leiten, und wenn auch in den strengen Altwienern Vorurteile gegen die Schauspieler als leichtsinniges Volk noch lange nicht überwunden waren, ein kaiserlicher Beamter z. B. sich tief verletzt fühlte, wenn eine ihm nahe stehende Frau zur Bühne gehen wollte, so wurden doch die beliebtesten Mitglieder der einzelnen Theater auch im bürgerlichen Leben schon gesucht. Der „gute Kaiser Franz,“ dessen schlaue Gemütslichkeit die Wiener so sehr bezauberte, gab hierin selbst den Ton an. Er interessirte sich für sein Burgtheater lebhaft, besuchte es oft, ließ sich gern darin huldigen, kannte jeden Schauspieler persönlich sehr gut und griff oft mit eigner Hand in die Geschäfte seiner Theaterbeamten ein. Damals waren die Burgschauspieler, bei weitem mehr als jetzt, wirklich „Schauspieler des Kaisers,“ er lobte sie, ermunterte sie, er beschwichtigte sie, wenn sie sich bei ihm über den Direktor oder über den Intendanten beklagten, er kümmernte sich auch um das Repertoire und erhielt z. B. durch seine Aufmerksamkeit die abgesetzten „Klingsberg“ von Kotzebue der lebendigen Bühne.

In diese für das Theater beinahe ausschließlich sich interessirende Zeit fiel Costenobles Wirksamkeit am Wiener Burgtheater. Als er in Wien eintraf, hatte gerade Grillparzers „Sappho“ durch das klassische Spiel der großen Tragödin Sophie Schröder Triumphe gefeiert, und man hoffte noch viel merkwürdigere Dinge von dem jungen, sich seines Wertes schon wohl bewußten Dramatiker. Costenoble erlebte nach einander die Aufführung aller berühmten gewordenen Trauerspiele Grillparzers: „Das goldene Vließ“ („Medea“), „König Ottosars Glück und Ende,“ „Des Meeres und der Liebe Wellen,“ „Der Traum ein Leben.“ Zu derselben Zeit war ein anderer Stern im Aufsteigen begriffen, und Costenoble sollte ihn auf seiner ganzen Bahn bis zu seinem tragischen Untergange begleiten; es war der Stern des genialen, aber unglücklich schwermütigen Volksdichters und Schauspielers Ferdinand Raimund. Dann sollte Costenoble noch

das Emporkommen und Gedeihen des anmutigsten und fruchtbarsten österreichischen Lustspiel dichters, Eduard Bauernfelds, erleben. Gleichzeitig standen Kopehve, Raupach, Iffland in ihrer Blüte. Friedrich Halm hatte 1835 seine erste Dichtung, „Grisebis“, mit durchschlagendem Erfolg aufführen lassen. Das Burgtheater war auch nach dem Urtheile des strengen Zimmermann der Mittelpunkt aller erudierten dramatischen Bestrebungen jener vormärzlichen Jahrzehnte Deutschlands. Es hatte vor allen andern Hofbühnen schon den einen wichtigen Vorzug, daß es damals die einzige war, an der nicht Oper und Schauspiel zugleich zu gegenseitigem Schaden gepflegt wurden, es war ausschließlich dem gesprochenen Drama gewidmet. Einer der ausgezeichnetsten Dramaturgen Deutschlands, Schreyvogel, stand über zwei Jahrzehnte zwar nicht an der Spitze des, wie alle Hofbühnen damals, von unwissenden Exzellenzen geleiteten Hoftheaters, wohl aber war er in der bescheidenen Form des Hoftheatersekretärs die treibende Seele desselben. Er warb die großen Schauspieler für die Burg an, die Anschütz, Löwe, Fichtner, Wilhelmi, La Roche, Julie Rettich, Sophie Schröder; er hielt durch seine hingebungsvolle Begeisterung, seine Gerechtigkeit, seine ehrfurchtgebietende litterarische und künstlerische Einsicht strenge Zucht unter der leichtbeleglichen Künstlerschar, und sein Geschmac vor allem war ausschlaggebend für die Bildung des Repertoires. Er führte Schiller und Goethe auf der Wiener Bühne ein, brachte auch Lessings „Nathan“ auf die Bretter und befestigte die Schauspieler in der Schröderschen Überlieferung, welche Natur und Wahrheit, das charakteristische Spiel als einziges hohes Ziel dem Künstler hinstellte. 1833 wurde Schreyvogel nach mehr als zwanzigjähriger Thätigkeit in roher Weise plöblich seines Dienstes entlassen und durch den ebenso unkundigen als frivolen Streber und Dichterring Deinhardstein ersetzt, unter dessen Leitung Costenoble ebenfalls noch einige Jahre zu spielen hatte.

Die Persönlichkeit des Burgtheaterdirektors war damals für das Gedeihen der Anstalt noch weit bedeutsamer als gegenwärtig. Denn sowohl Schreyvogel als auch Deinhardstein waren gleichzeitig Zensoren aller in Wien erscheinenden Theaterblätter, und beide nahmen gar keinen Anstand, Kritiken, die ihnen unangenehm waren, und mochten sie auch von Tied herrühren, der damals in Dresden den theatralischen Kunstpapst spielte, kurzerhand zu unterdrücken. Es gedieh deshalb in Wien auch keine öffentliche Kritik des Burgtheaters, die heilsame Mitarbeit der Kritik konnte sich nicht geltend machen. In auswärtigen Blättern, in Stuttgart oder Leipzig, machten sich die Kritiker Luft, ohne nützen zu können. Der erste, der in Wien den Mut hatte, angreifende Kritiken zu schreiben und diesen Mut allerdings trotz vielfacher Unterstützung hoher Herren oft durch Verordnungen der Polizei zu büßen hatte, war der frivole Witzling M. G. Saphir, der in des nicht minder frivolen Bäuerle Theaterzeitung in den ersten dreißiger Jahren sehr erfolgreich zum Gaudium des Wiener Publikums schrieb. Das Publikum ist sich gleich geblieben, denn

etwas von dieser Manier, wogelnd Theaterkritik zu betreiben, wird in Wien heute noch als unumgänglich notwendige Eigenschaft eines Theaterrezensenten betrachtet. Saphirs aber hatte man sich bald entlebigt, und Deinhardstein konnte nach Belieben mit der besten Künstlerschaft wirtschaften. Ein litterarischer Geist konnte sich in Wien bei dem Drucke der Zensur Metternichs und Sedlnitzys nicht frei entwickeln. Grillparzer und Bauernfeld hatten beide Lust, auszuwandern, Anastasius Grün wurde nur durch sein Grafentum vor stärkerer Belästigung bewahrt. So wurde das Publikum Jahrzehnte lang in möglichster Unwissenheit erhalten. Das Lustspiel allein, und auch nur das harmlos unterhaltende oder das seine Anzüglichkeiten vorsichtig verhüllende, konnte gebelhen; Nestroy löste den tief empfindenden Raimund mit seiner alles zeretzenden, galligen und auch frivolen Parodie ab; die hohe Tragödie fand bei den verweichlichten Wienern so wenig Anklang, daß „König Lear“ schauspielmäßig einen guten Ausgang annehmen mußte, und selbst der weiche „Correggio“ Dohlsenschlägers wurde nicht als Trauerspiel vertragen.

So war es um das Burgtheater, um Wien, seine Litteratur, seine Kritik und sein Publikum in den zwei Jahrzehnten bestellt, als der Charakterkomiker Costenoble dort lebte und wirkte. Wie es viele andre Schauspieler, Schröder, Iffland, Anschütz, zu halten pflegten, so führte auch Costenoble fleißig Tagebücher, in denen er alles verzeichnete, was er erfuhr, erlebte oder dachte. Da er noch außerdem, wie seine großen Vorbilder Schröder und Iffland, selbst Stücke für die Bühne schrieb oder einrichtete und übersetzte, so war er der Feder vollkommen mächtig, und er setzte sich gern und regelmäßig an seinen Schreibtisch.

Costenoble hat seine Tagebücher mit der ausdrücklichen Absicht geführt, daß sie der Nachwelt als geschichtliche Quelle für die Kenntnis seines Lebens und seiner Zeit dienen möchten. Am 26. Oktober 1836, als er seinen Nekrolog auf Ferdinand Raimund einleitete, schrieb er: „Indem ich dieses niederschreibe und immer noch hoffe, daß diese Tagesblätter vielleicht nach meinem Tode nicht ungelesen und nicht unnütz bleiben dürften, füge ich folgendes bei.“ Aber erst mehr als fünfzig Jahre nach seinem Tode sollte sein Herzenswunsch in Erfüllung gehen. Ein um die litterarische Geschichte der Stadt Wien höchst verdienter Gelehrter, der Stadtarchivar Dr. Karl Glossy (der Herausgeber von Ferdinand Raimunds Werken) hat sich im Verein mit einem jüngern Germanisten, Karl Zeidler, der schwierigen Aufgabe unterzogen, die bändereiche Costenoble'sche Handschrift zu mustern, zu kürzen, auf die wertvollsten Mitteilungen zu beschränken und so der Öffentlichkeit zu übergeben. Immerhin sind zwei stattliche Bände entstanden*). Wenn man die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe bedenkt, die

*) Aus dem Burgtheater 1818—1837. Tagebuchblätter des weil. K. K. Hofschauspielers und Regisseurs Karl Ludwig Costenoble. Mit dem Porträt Costenobles. Zwei Bände. Wien, Konegen, 1889.

nicht weniger Takt als Kenntnisse erfordert, muß man den Herausgebern alle Anerkennung zollen. Denn Costenoble wurde je älter, desto schreiblustiger; an Wiederholungen mochte es nicht fehlen, und ganz und gar beziehungsloser Klatsch war gewiß zu entbehren. Wenn es galt, das Selbstporträt des Schauspielers und die wertvollsten Nachrichten für den abgesteckten Zeitraum einheitlich zusammenzufassen, so haben die Herausgeber ihre Aufgabe gut gelöst. Ein kurzes biographisches Vorwort und ausführliche Sach- und Personenregister erleichtern den Gebrauch des Buches. Leider besteht in den Tagebüchern eine große Lücke von fünf Jahren (1825—1830), die Hefte aus diesen Jahren sind (wie es scheint, unwiederbringlich) verloren gegangen.

Der Wert einer geschichtlichen Quelle, wie diese Tagebücher, hängt ganz und gar ab von dem Charakter und der geistigen Kraft desjenigen, der sie geführt hat. Während in politischen Dingen die Subjektivität des Berichterstatters fast gar nicht in Betracht kommt, wenn er nur in der Lage war, den Haupt- und Staatsaktionen mit klaren Sinnen beizuwohnen, und die Fähigkeit besaß, streng sachlich darüber zu berichten, so ist es in der Kunst- und Litteraturgeschichte vor allem wichtig, zu wissen, wie es um die künstlerische und sittliche Urteilskraft des Berichterstatters bestellt ist. Denn er berichtet über die zartesten Erscheinungen menschlicher Schöpferkraft, er kann überhaupt nicht berichten, ohne zu urteilen, seine Auffassung ist schon beeinflusst von seinem ästhetischen Bekenntnis und seinem sittlichen Feingefühl. Er ist blind und stumpf und unempfänglich für die Vorgänge, wenn es ihm an künstlerischem Sinn mangelt, er ist scharfsichtig, ja prophetisch, wenn er künstlerischen Sinn in hohem Grade besitzt. Und da muß man denn gleich sagen, daß Costenoble ein Mann von der letztern Art war, daß er zwar auch im Banne seiner Zeit stand und Götter verehrte, die für uns längst ihre Herrlichkeit verloren haben, daß er aber doch eine echt künstlerische, sehr einsichtsvolle und vor allem grundehrliche, echtdeutsche Natur war, daß er ein empfängliches Gemüt besaß, einen idealen, nie selbstzufriedenen, immer hochstrebenden Geiß, bereit zur Anerkennung, stark in der Liebe, zäh in der Abneigung und für seine Kunst begeistert in grenzenloser Weise. Als Schauspieler von Beruf blieb er sich stets bewußt, daß keine Untugend ihm gefährlicher werden könne, als die der Eitelkeit, durch welche so viele ausgezeichnete Künstler sich lächerlich, ja unerträglich gemacht haben. In seinen Tagebuchblättern ärgert er sich über den Hochmut schnell anerkannter Künstler oder befürchtet, daß junge Talente von dem Vaster befallen werden, und warnt sich selbst davor. So schreibt er am 11. Februar 1824: „Biegler [ein Schriftsteller] begegnete mir heute und sprach von einer Ästhetik, die er verfaßt habe und drucken lassen wolle, als von einem Werke, das noch keine Nation besitze. Es ist traurig, wenn solche Menschen, wie Dädalus, mit ihrem wächsernen Gefieder zur Sonne sich schwingen wollen! — Ich nehme selbst freilich auch zuweilen einen Anlauf über meine Kräfte; aber ich posaune diese Narrheit doch nicht aus, als ob ich die salomo-

nischen Siegel gesprengt hätte. Wie oft rezensire ich mich selbst und lache mich von Herzen aus!" Äußerungen wie die nach einer Othello-Aufführung: „Mein Brabantio hätte auch inniger und kräftiger sein können“ (1. April 1823) findet man sehr häufig. So schreibt er am 29. September 1822: „Ich, als Meister Marks [in dem Drama „Tranquillus“], that zwar nicht soviel, als ich gekonnt, war aber doch so glücklich, zu gefallen. Wenn jeder nach Verdienst bekäme — sagt Hamlet.“ Am 2. Mai 1823: „Weil die Kritik mit meinem Lustspiele »Der Alte muß« so unsäuberlich verfahren war, und zwar mit Fug und Recht, so löste ich meine erquälten Trochäen in Prosa auf und stellte das Stück gewissermaßen ganz neu her.“ Am 5. März 1824: „Die Lästerschule«. Graf Dietrichstein [der Intendant] versicherte mir, daß Steigentesch sich an meinem Juden sehr ergötzt habe. Gottlob! daß ich weniger mit mir zufrieden bin, als der verehrte Dichter.“ Am 16. Januar 1834: „Heute wird meiner im Morgenblatte mit großer Verehrung gedacht. Man nennt mich den Schutzgeist des Bauernfeldschen »Liebesprotokolles« [was Costenoble in der That war, indem er gegen das Verbot der Zensur den Bankier Müller als Satire auf die jüdischen Geldbarone, wie es Bauernfeld ursprünglich wollte, aber nicht durfte, darstellte], den besten Shylock des Burgtheaters. Ich bin froh, daß ich zu alt bin, um hochmütig werden zu können.“ Am 11. März 1834: „Die Fichtner versicherten mir, daß sie oft plötzlich über den Beifall, den sie erhalte, erschrecke, weil ein Gefühl völligen Unvermögens sie mitten im Kaufse des Applauses überschleiche. Dieses Gefühl, meinte ich, seien wohlwollende Mahnungen des bessern Genius im Darsteller, um ihn vor Übermut und voreiligem Glauben an eigne Vollkommenheit zu bewahren.“ Er verzeichnet aber auch, wie jeder echte Mann sich seines Wertes wohl bewußt, am 24. März 1832 nach der Goethefeier, in welcher Teile aus Egmont, Iphigenie, Tasso und Faust vorgeführt worden waren: „Mein Mephistopheles fiel ganz so aus, wie ich mir es selbst vorgestellt hatte. So gewiß ich überzeugt bin, daß von alten Theaterpersonen kein einziger sich zum Mephisto eignet, so gewiß weiß ich, daß unter allen ich noch der beste bin. Das ist unter solchen Umständen keine Ruhmredigkeit, und darum glaube ich, es mit gutem Gewissen hier notiren zu dürfen.“

In diesen Geständnissen erkennt man das ganze ehrliche Wesen Costenobles. Er war auch nicht der Mann, um den Mantel nach dem Winde zu hängen. Seine künstlerische Überzeugung zu opfern, um den Beifall des unverständigen Publikums zu gewinnen, war er nicht im Stande, wie folgende Aufzeichnungen bekunden. Am 27. November 1823: „König Lear. Ich gab heute den Narren. Als ich die Rolle bekam, empfang ich sie mit Furcht, weil mir ahnte, daß meine Ansicht über den Charakter des Narren nicht mit dem Verlangen des Publikums übereinstimmen dürfte. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Ich wurde zu sentimental und verlor in dem Gefühle, daß mein Spiel nicht an-

spreche, den Humor. Publikum und Kunstgenossen waren nicht befriedigt. Weil sagte, es sei falsch, den Narren so wehmütig zu spielen, denn der Narr dürfe sich Ausfälle nur im Gewande des Scherzes erlauben. Aber wie stimmt denn der Scherz ohne Wehmut mit dem Grame des Narren und mit den Worten: »Sang ich vor Kummer Lieber?« Unserm Narren will, indem er sich zur tollten Laune schraubt, vor Leid das Herz brechen. Man muß nicht immer nach innerer Überzeugung thun, sondern wie es die Welt will, die immer lachen möchte.“ Am 9. März 1824: „Dear. Ich gab den Narren heute etwas bunter gefärbt und gefiel auch mehr. Sophie Schröder kam zu mir und bemerkte: »So ist der Narr, wie ihn die Narren haben wollen.« Also das Volk will Charlatanerie oder Gaukelei. Mir kanns recht sein, und Shalepeare muß es sich gefallen lassen.“ Aber er ist noch immer nicht fertig mit seinem Narren, denn am 22. Oktober 1824 verzeichnet er: „König Dear. Mein Narr gefiel weder dem Publikum, noch den Kunstgenossen. Ich kann mich von der Idee, den Narren mit Wehmut und Schmerz zu geben, nicht losmachen; sie ist mit mir alt geworden, und kein Mensch hat mir noch eine andre Überzeugung geben können. Das Volk will einen Lustigmacher und weiter nichts; so mag es sich denn einen andern Narren suchen. Ich mag kein Narr so vieler Narren werden und thue Verzicht auf zweideutigen Beifall.“

Ebenso redlich war Costenoble im praktischen Leben. Einmal war er gezwungen, zu einer Notlüge zu greifen; seine Frau sollte eine Rolle spielen, die sie noch nicht ganz innehatte, und mußte sich krank melden. Costenoble erzählt den Vorfall und schließt: „So zwingen eigensinnige und alberne Theatervorstände die bessern Mitglieder oft zur Falschheit und impfen die Anlage zu Ränken selbst ein. Wie leicht können Notlügen zur Gewohnheit werden und in Bequemlichkeitsfällen zur Anwendung kommen!“ (23. September 1822.) Ein andermal, nachdem er von der Vorstellung des ganzen Personals vor dem neuen Direktor, dem Grafen Moriz von Dietrichstein, erzählt hat, fügt er hinzu: „Viele meiner Kunstgenossen drängten sich um den neuen Herrscher, ich aber mochte mich um keinen Preis mit heranmachen und lief nach löblicher oder, wenn man lieber will, nach unlöblicher Gewohnheit auf und davon. Durch Courmachen werde ich nie das Glück erjagen.“ (22. April 1821.) So viel er auch seine Kollegin Sophie Schröder verehrte, über ihre weibliche Schlaueheit konnte er sich immer ärgern; so schreibt er am 6. November 1824: „Sophie Schröder schimpft auf die Wiener und besucht dennoch öffentliche Bälle. Ich würde die Volksmenge fliehen, die ich verachte.“ Wegen den stolzen Erb- und Gelbadel kehrt er sein gut bürgerliches Selbstgefühl heraus; er flieht die aristokratischen Liebhabertheater, die ihn als Regisseur benutzen wollen, und meidet die reichen jüdischen Bankiers, die mit den Burgschauspielern ihren Salon aufpußen. Am 22. Juni 1819 schreibt er: „Ich war beim Bankier Baron von Arnstein, um mir Empfehlungsbriefe nach Frankfurt a. M. auszubitten. Ich

hatte Geistesgegenwart genug, einen schicklichen Vorwand zur Ablehnung zu finden. Wie könnte ich auch in den Zirkeln dieser vornehmen Leute mich behaglich fühlen? Ich habe es einmal gekostet. Das ewige Geschnatter in französischer Sprache — diese ekelhafte Herabwürdigung alles Vaterländischen! Wer mag es hören, wenn er es nicht muß!“ Mit jedem Kollegen oder Schriftsteller seines Verkehrs setzt er sich redlich und rückhaltlos auseinander, einmal verzeichnet er mit Genugthuung, daß er dem jungen Bauernfeld seine Meinung gesagt habe, ist aber durch Grillparzers formlose Fremdthueri sehr verlegt. Schließlich kommt er auf den Standpunkt, den er in folgender Aufzeichnung vom 19. September 1824 einnimmt: „Kaiser Franz kam heute ins Theater und wurde lebhaft und anhaltend mit Händeklatschen empfangen. Es ist bemerkenswert, daß der Landesherr und die Hoffchauspieler auf eine und dieselbe Weise begrüßt werden. Dabei dachte ich, ob dereinst dem Kaiser die Herzen nachklopfen werden, oder ob das jehige Händegeklatsch nur ein verhallendes Getöse dummer Speichellecker ist. Ist das der Fall, was will dann der Darsteller sich zu gute thun auf das vorübergehende Gelärme der Menge? Über alles lachen ist die einzige Lebensweisheit.“ Nur den einen Idealismus des Künstlers hielt er unerschütteret fest: „Hätte der Künstler nicht den eignen Richter im Busen, was würde aus der Kunst werden?“ (20. Juni 1820.)

Dies wird genügen, um den persönlichen Charakter Costenobles als Mensch wie als Künstler ins rechte Licht zu setzen; er war wirklich eine sittliche Natur im besten Sinne, und die Urtheile einer solchen sind immer der Beachtung wert. Aber auch seine litterarische und dramaturgische Urteilskraft verdient große Wertschätzung. Für uns fünfzig Jahre von seiner Zeit getrennte Rezensenten ist es sehr leicht, über die Tagesgrößen derselben die Achseln zu zucken. Aber es ist ein historisches Dokument, wenn Costenoble auf die Nachricht von der Ermordung Kogebues niederschreibt: „Als wir heute zur Beseprobe vom »Bielwisser« versammelt waren, erscholl die fürchterliche Kunde, daß Kogebue von einem fanatischen Studenten erstochen worden sei. Wir waren alle niedergeschmettert durch diese Trauerpost!“ (1. April 1819), denn diese Mitteilung beweist, wie wichtig Kogebue für die damalige deutsche Bühne geworden war, deren Repertoire er vor Raupach und den Franzosen, zugleich mit Houwald und Pfiffand beherrschte. Daher ist dem Schauspieler Costenoble der große Respekt, den er mit vielen seiner Zeitgenossen diesen Dichtern zollte, nicht als kritisches Armutszeugnis anzurechnen. Man muß vielmehr hervorheben, daß er für Shakespeare, für Schiller und Goethe sich rückhaltlos begeisterte, und ganz besonders verdient seine Beurteilung Heinrichs von Kleist hervorgehoben zu werden, die in die Zeit der Schicksalstragödien und der Raupachschen Zambendramen fällt. Am 3. Oktober 1821 schreibt er ins Tagebuch: „Zum erstenmale »Prinz von Hessen-Homburg« unter dem Titel »Die Schlacht von Jehr-

bellin,« ein Schauspiel in fünf Akten von Kleist. Das Kleistsche Stück wurde nicht gut vorgeführt und noch schlechter begriffen. Selbst der erfahrene Kostümedirektor von Stubenrauch sagte mir vor der Vorstellung, das heutige Schauspiel sei zurückstoßend, und zwar deshalb, weil ein junger, tapferer Held wie ein Feigling um sein Leben bitte, das er verwirkt hat. Der Prinz, ein junger, fast bartloser Held, ist tapfer wie ein Löwe in der Schlacht und zittert vor dem Tode eines Verbrechers. Das fand man unnatürlich und zurückstoßend, weil ein Soldat in allen Verhältnissen dem Tode unerschrocken ins Auge blicken müsse. Wie oberflächlich ist dieses Urtheil — wie so gar nicht auf tiefer Menschenkenntnis begründet! Ein junger fürstlicher Held, von Ehrsucht gepornt, geht blind und mutig ins Feuer, weil im schlimmsten Falle ein rühmliches Ende ihm zu teil wird und die Krone des Siegers seiner wartet. Ein ganz entgegengesetztes Gefühl jedoch wird ihn beherrschen, wenn er nach subordinationswidrigem Vorgehen an seinem offenen sichern Grabe vorbeigeführt wird und den Tod der Schande sterben soll. Erwägt man noch die zarte Jugend dieses Prinzen und daß sein Herz von der feurigsten Liebe und folglich von zweifacher Lebenslust erfüllt ist, so muß es dem verständigen Zuschauer ganz klar werden, daß Kleist sein Bild nur der Natur entnahm. Aber die Wiener wollen zuerst die äußern Sinne befriedigt haben, bevor ihr Kunstsinne angeregt werden mag. Unser Prinz wollte der Natur trotzen mit einer blonden, langgelockten Perrücke und mahnte in diesem Hauptschmucke an die Löwen in der Zauberflöte, welche Sarastro's Wagen ziehen. Als der junge Prinz angstvoll die Fürstin fragt: »Wenn aber der Kurfürst mein Todesurtheil bestätigen sollte?« und die hohe Dame ruhig und beruhigend erwidert: »Dann, mein Sohn, mußt du dich in dein Schicksal ergeben,« lachte die Versammlung laut auf und glaubte recht was Gescheites zu thun. Mir war es ein ganz neues Schauspiel, ein Theaterstück und die sonst beliebten Darsteller grausam verhöhnen zu sehen. Hier galt kein Unterschied des Kunsttrages — wer sprach, wurde ausgelacht. Ich kann mich nicht erinnern, jemals über die Unverschämtheit irgend eines Parterres so im Innern empört gewesen zu sein! Einmal, weil das Stück zu ehrenwert für solch eine barbarische Behandlung war, und zweitens, weil die Darsteller unverdient leiden mußten.« Wir haben die Stelle ganz gegeben, weil sie eines der merkwürdigsten Ereignisse der deutschen Theatergeschichte mittheilt, aber auch von der Unabhängigkeit und Klarheit von Costenobles Urtheil Zeugnis ablegt. Die aus dem Französischen übersetzten Lustspiele, die den Alltagsbedarf der damaligen Bühne deckten, kritisiert er mit nicht geringer Betrachtung. Das beste zu diesen Stücken mußten die Schauspieler aus ihrer eignen Phantasie hinzuthun, und man machte es auch dem in den dreißiger Jahren fruchtbar aufstretenden Bauernfeld nicht zum geringsten Vorwurfe, daß er in seinen Stücken den einzelnen Schauspielern die Rollen förmlich auf den Leib schrieb, so daß die Typen sich wiederholten und nur die geistreichen Gespräche wechselten. Costenoble hebt

dies mehr als einmal hervor; er bewundert den Geist Bauernfelds, tadelt aber den Mangel an Handlung in seinen Lustspielen. Nach der Aufführung des „Liebesprotokolls“ schrieb Bauernfeld dem um den Erfolg des Lustspiels am meisten verdienten Costenoble einen Dankbrief, der mit Genugthuung dem Tagebuche einverleibt wurde. Zu Grillparzer dagegen stand Costenoble in kältern, ja unfreundlichen Beziehungen. Seine Urtheile über den jungen Dichter, der sich scharf zu äußern liebte und überhaupt noch lange nicht der vergräunte Hypochonder war, als welcher er der Gegenwart vor Augen steht, sind immer von Hochachtung erfüllt, nicht immer aber zutreffend. Für Castelli, Saphir, Bäuerle hatte Costenoble die richtige Geringschätzung.

Für keinen einzigen dichtenden Zeitgenossen hatte er sich aber so begeistert wie für den Schauspieler Ferdinand Raimund. Es muß ihn wohl ein wahlverwandter Zug zu diesem melancholisch-humoristischen Genius getrieben haben. Denn von dem ersten Augenblicke der Bekanntschaft mit Raimund bis zu seinem tragischen Ende verfolgt Costenoble mit begeisterter Theilnahme dessen künstlerische und persönliche Schicksale. Zu einer Zeit, wo Raimund noch mit der Kälte des Publikums und mit unebenbürtigen, aber eingeseffenen Nebenbuhlern zu kämpfen hatte, prophezeite Costenoble die Größe Raimunds, schrieb darüber ins Tagebuch und schlug sich mit seinen Segnern im Leben herum. Beide verband auch gute Freundschaft. Costenoble ist immer glücklich, wenn er mit Raimund zusammen ist; eine zufällige Straßenbegegnung mit seinem Liebling findet er zu verzeichnen werth, und als dann die Anerkennung Raimunds immer weiter um sich greift und sein Meisterwerk „Der Verschwenker“ Wien begeistert, da beruft sich Costenoble auf seine Vorhersage und ist stolz auf Raimunds Erfolge. Von den vielen Todesfällen, die er im Tagebuche verzeichnet, hat ihn keiner so tief erschüttert, als der Selbstmord seines hypochondrischen Freundes. Raimund wurde bekanntlich von einem Hunde gebissen, der, wie festgestellt wurde, gar nicht wutkrank war; Raimund sah sich aber in seiner angsterfüllten Phantasie schon wasserscheu und jagte sich eine Kugel ins Hirn, um nicht dem Wahnsinn zu verfallen. Was Costenoble nur von den letzten Umständen Raimunds erfahren konnte, hat er sorgfältig in seinem Tagebuche verzeichnet; am 26. October 1836 hat er sogar eine ausführliche Charakteristik des Vielbetraueren entworfen. Darin heißt es: „Viel ist an Raimund, dem Lebenden, gemäkelt worden — der Urtheilspruch der Nachwelt wird auch gewiß nicht ohne Zusatz von Tadel lauten; allein jede Zeit wird eingestehen, er war eine interessante, in vielen Beziehungen wichtige Erscheinung; er war ein echtes, tiefes, warmes, poetisches Gemüt. Unter ungünstigen Verhältnissen ins Dasein eingeführt, riß er sich mit Kampf und Mühe aus der drückenden Atmosphäre heraus in die reinere Luft des Kunstgebietes, nach dessen Herrlichkeit seine dürstende Seele lechzte; die jugendliche Phantasie erblickte nur Bilder der Freude, wo leider der Dornen Übermaß larme Rosen verdeckte. Er hat ihren

Stachel blutend erprobt, zerrissen haben sie ihm das weiche Herz; und bis zu dem Momente der Unglückssthat, wo der Dämon ihn überwältigte, hat er der Leiden überwiegend mehr als Genüsse eingeerntet — der wahre Dichter kann im Leben eigentlich nicht ganz glücklich sein! —, aber gerade an dem Felsen so bitterer Erfahrungen ward der edlere Funken in seiner Brust herausgeschlagen; gewappnet gegen die Angriffe der Hohlheit ging er aus dem Kampfe hervor, und weil die Wirklichkeit seinem Ideale nicht entsprach, baute er sich eine neue Welt im schweigsamen Innern . . . Raimund hat in den Hauptgestalten seiner Schöpfungen immer sich selbst, seine eigne, vielgestaltige, lebenswürdige Individualität gegeben: der gemütliche, tief sinnige Florian, der aufbrausende Wurzel mit seiner ergreifenden Umwandlung in das unheimliche Bild des Aschenmannes, der menschenfeindliche Kappenkopf, dem nur die glühendste Liebe zu seinesgleichen als Zündstoff dient, die derbräftige, aber wahre Ironie des Harfenisten Nachtigall und endlich wieder das nationale Bild des gemütlichen Tischlers mit der reichsten Mischung von Laune und Empfindung — dieser recht eigentlich versinnlichte Humor mit geringen Schattierungen erscheint uns in all den genannten, so verschiedenen Gebilden eine integrierende Hauptfarbe, eine immer wieder auftauchende Lieblingstinte, die wir füglich in dem poetischen Naturell Raimunds begründet halten dürfen.“

Es sollte aber noch lange dauern, bis Raimund auch in weitem Kreise zu jener Anerkennung kam, die Costenoble für ihn beanspruchte; in Deutschland haben sich Wilibald Alexis und Karl Goedeke am frühesten für ihn begeistert. In Wien wurde seine Volkstümlichkeit zunächst von einem humoristischen Genie genau entgegengesetzter Art abgelöst, von Johann Nestroy, dessen Anfänge Costenoble noch erlebte und wieder in überraschend scharfsichtiger Weise beurtheilte. Am 2. Juni 1837 schreibt er: „Mit Kettel [einem litterarischen Freunde] im Theater a. d. Wien, wo man Hopps »Hutmacher und Strumpfwirker« gab. Wir haben über die kraftvolle Komik des Scholz viel gelacht. Das faheste, widersinnigste Zeug erhält im Munde dieses Lustigmachers Würze und erschüttert das Zwerchfell. Weniger reizte die Spielart Nestroys, so viel Nähe er sich auch geben mochte. Sein Wesen ist — ich möchte sagen — nicht im mindesten so harmlos-graziös wie Scholz' Eigentümlichkeit und erinnert immer an diejenige Hefe des Böbels, die in Revolutionsfällen zum Blündern und Totschlagern bereit ist. Wie komisch Nestroy auch zuweilen wird — er kann das Unheimliche nicht verdrängen, welches den Zuhörer beschleicht.“ Costenobles Urtheil ist nicht ganz gerecht, ja es ist hart: so gemein ist Nestroy nicht; aber das revolutionäre Element in ihm hat er mit richtigem Gefühl betont, und daß es den zu dieser Zeit schon achtundsechzigjährigen Burgschauspieler abstieß, der sich unter Kaiser Franz des Zweiten Regierung ins patriarchalische System unmerklich eingelebt hatte, war nur natürlich.

Einer der merkwürdigsten Charakterzüge Costenobles, der übrigens ein

Beugnis mehr für sein künstlerisches Naturell ablegt, ist sein Haß aller Schullehrten und Buchsthetiker. „Viel Schulwissen ist nicht selten der Mörder des feinen Geschmacks,“ schreibt er am 4. Juni 1823. „Das klingt paradox; aber ich habe darin Erfahrungen gemacht.“ Am 9. November 1823: „Nachmittags zur Sophie Schröder. Baron Hormayr kam bald nach uns. Wir wurden von seiner geistreichen Laune sehr angenehm unterhalten. Wie eine Zentnerlast fühlte ich es auf meinem Herzen, als der Freiherr so viel Anziehendes sprach, und ich gestehen mußte, daß ich im Wissen im Vergleiche zu diesem Manne so gar nichts bin. Aber schon eine halbe Stunde später pries ich den Himmel, der mir, bei allen meinen Mängeln im Schulwesen, richtigeres Gefühl gab, als dem witzelnden Historiographen. Man kam auf die Schauspielertalente des großen Iffland zu sprechen. Hormayr wagte es, über Ifflands Darstellungen zu spötteln und nannte das Spiel des vortrefflichen Nimen Mosaik. »Von fern — sagte er — scheint es schön, in der Nähe aber gewahrt man deutlich die Zusammenstellung.“ Gelehrte Leute bedienen sich oft ganz unpassender Vergleiche. Wer sah jemals Zusammensetzung an Ifflands Wittburg in der »Versöhnung«? Wem fiel Mosaik ein bei Vorführung des Ifflandschen deutschen Hausvaters oder wenn er Constant oder Amtman Milmen war?“ Am 13. Dezember 1824 erzählt Costenoble: „Abends bei Sophie Schröder. Wir lernten bei ihr einen Gelehrten namens Kunike kennen, der ein humaner, lieber Mann zu sein scheint. Er hat über Mimik und Seelenzustände geschrieben und sprach auch viel von der Gallschen Schädellehre. Endlich aber wurde sein Geplauder doch verdächtig, als er sagte: Ja, wenn Kant, Lessing und Engel gewußt hätten, was ich lehre!“ Costenobles Haß gegen Tieck ist teilweise auch auf diesen Haß alles Gelehrtenhochmuts zurückzuführen. Am 12. September 1822 ist Karl Devrient, der Neffe des großen Ludwig Devrient, als Mortimer gründlich durchgefallen, nachdem er mit großer Anmaßung für sein erstes Gastspiel diese schwierigste Rolle gefordert hat. In hellem Zorn berichtet Costenoble: „Niemand ist wohl ein Schauspieler mehr mit Trompeten und Pauken durchgefallen; unter Trompeten und Pauken sind hier Zischen und Hohn zu verstehen. Schwerlich kann er nach solcher Probe die Hofbühne weiter betreten. Meine Ahnung war also gegründet, als ich fürchtete, ein so lecker, alles herausfordernder Bursche könne kein guter Schauspieler sein. Und findet Tieck diesen Mortimer wirklich gut, so trage ich kein Verlangen darnach, jemals von diesem Dichter gelobt zu werden. Der Satan mag das spitze Rätsel lösen, daß große Geister fast immer leichte Theaterrezensenten sind.“ So oft Costenoble auf Tieck zu sprechen kommt, wird er ärgerlich; zwischen Dresden und Wien bestand damals eine Nebenbuhlerschaft in dramatischen Sachen; Tieck, scheint es, wollte auch Wien mit seinem Urteil beeinflussen, und Schreyvogel, als Censor, strich Tiecksche Kritiken schlechtweg aus dem Blatte. Das trug natürlich nicht zu kollegialem Verkehr bei. Das

Dresdner Hoftheater galt bei den Wienern als ein Intriguennest, und die nachher so berühmt gewordene Julie Kettich war froh, von Dresden nach Wien zurückkehren zu können.

Aber mehr noch als in litterarischen Dingen haben sich Costenobles Urtheile über Schauspieler bewährt. Sie nehmen natürlich den meisten Raum in den Tagebüchern ein; denn er berichtet nicht bloß über das eigene Spiel, sondern auch über seine Genossen, und für seine Lieblinge enthalten seine Blätter fortlaufende Nachrichten, so daß sie in der That für die Geschichte des Burgtheaters unter Schreyvogels und Deinhardsteins Leitung von großem Werte sind. So oft ein Gast auftritt oder ein neues Talent sichtbar wird, ist Costenoble auf dem Platze. Er sagt voraus, daß Wilhelmine Schröder eine große Rolle spielen wird, nachdem er sie ein- oder zweimal auf der Bühne gesehen hat; er prophezeit Raimund, der Theresie Krones, Fichtner, La Roche die Begeisterung des Wiener Publikums. Wie für Raimund, so ist auch für Sophie Schröder, für Anshütz (den größten König Lear), für Löwe und für den jungen, unmittelbar aus Goethes Schule stammenden La Roche, den Costenoble nicht genug bewundern konnte, das Tagebuch eine fortlaufende Lebensnachricht. Am meisten aber für Schreyvogel, zu dem Costenoble in aufrichtiger Verehrung auffah, ohne deswegen alles, was er that, kritiklos hinzunehmen. Ärger er sich doch sogar für seinen geliebten Dramaturgen, wenn dieser im Gefühl seiner schwankend gewordenen Stellung sich durch Huldigungen gegen die Eitelkeit seiner ersten Schauspieler zu befestigen suchte.

Es kommt dem Tagebuche zu gute, daß Costenoble als Protestant und Norddeutscher zunächst fremd in Wien war. Dadurch mutete ihn vieles so neu an, daß er die Eindrücke eigens verzeichnen mußte und so viele Mittheilungen gemacht hat, die für die Sittengeschichte Wiens von Interesse sind. So erzählt er, daß die Gräfin Forgatsch im Bette liegend Besuche anzunehmen pflegte, was an die Zeiten Ludwigs XIV. in Paris erinnert. Der Kaiser Franz wird sein besondrer Liebling; wo er eine Anekdote hört, notirt er sie und trachtet den Wortlaut des Kaisers, der im wienerisch urwüchsigen Dialekt sprach, wiederzugeben. Es war damals Sitte, daß am 3. Oktober zur Feier des kaiserlichen Namenstages das ganze Burgtheaterpersonal im Festkleide sich auf der Bühne versammelte und mit dem Publikum die Volkshymne sang. Als Costenoble dies zum erstenmale mitmachte, war er ganz hingerissen von der Wirkung und sang aus voller Kehle mit. Auf dem neuen Boden war es für ihn eine der ersten und wichtigsten Aufgaben, das Wiener Publikum zu studiren, das sich wesentlich von seinem frühern Hamburger unterschied. Die geistreichen Bemerkungen, die Costenoble über das Publikum macht, sind ganz besonders wertvoll, denn grade sie geben das lebendigste Bild der damaligen Welt. Neu war endlich für Costenoble auch die Wiener Zensur, deren Dummheit und Rohheit für uns Nachgeborene erstaunlich ist. Zu hunderten erzählt er von

den berüchtigten Zensurstücklein, und mit einer erheiternden Auslese derselben wollen wir diese Auszüge schließen.

Am 23. November 1818: „Zum erstenmale »Tartüffe,« Lustspiel in fünf Akten nach Molière von Deinhardstein. Ich darf led behaupten, daß ich gut gespielt habe, und das hat auch mancher, der Sinn für Wahrheit hat, anerkannt; aber dennoch konnte ich das Stück nicht heben. Einmal und hauptsächlich war der Mord des Molièreschen Meisterwerkes schon dadurch begangen, daß es in Wien und für Wien bearbeitet werden mußte. Tartüffe durfte kein Geistlicher, kein Betbruder bleiben; er wurde nur als ein Tugendheuchler gebildet. Ich fragte: »Wenn ich nicht als kriechender, demutheuchelnder Betbruder Tartüffe erscheinen darf, als was denn sonst?« — »Als tugendhaft scheinender Mensch,« sagte Deinhardstein. — Ich fragte: »Ist denn ein tugendhaft scheinender, also ein fromm scheinender nicht ein Heuchler, der kriecht und weint, wo es zu seinem Ziele führt?« Daraus wußte weder Korn noch der Bearbeiter etwas Genügendes zu erwidern.“ — Am 10. Juni 1818: „Dienstpflicht. Ein schurkischer Kriegsrat wird in Wien nicht gebildet.“ — Am 25. Januar 1819 berichtet er über die erste Aufführung des „Nathan“ in Wien: „Dieses herrliche Stück wird erbärmlich verstümmelt auf die Hofbühne gebracht. Um alles Zensurwidrige wegzunehmen mußte der ehemalige Souffleur des Burgtheaters, Herr Barling, die Beschneidung des weisen Juden übernehmen, und seine Hand war geschickt genug, alles zu umgehen, was die Aufführung bisher gehindert hatte. Der Hauptschnitt geschah mit dem Märlein der drei Ringe. Salabin darf Nathan nicht fragen, welcher Glaube ihm am meisten eingeleuchtet hat, der türkische, der christliche oder der jüdische, sondern nur welche Wahrheit, Lehre und Meinung ihm die reinste scheine. So gestutzt passirt das Buch sowohl die Zensur der Polizei, als auch die des Erzbischofs. Der Patriarch war überdies in einen Großcomthur verwandelt, und der Klosterbruder in einen Diener desselben.“ Am 21. Mai 1824: „Kabale und Liebe. Präsident von Walter — in Wien, Gott erbarme sich, ein Vizedom! — war keine meiner schlechtesten Rollen.“ Am 8. August 1822: „Es wurde Leseprobe gehalten von einem Drama, welches unser Neil verfaßt hat. Der Stoff war aus dem Leben des Descartes, weil aber die Zensur den Namen dieses Philosophen antösig fand, so mußte der Verfasser den Namen verändern und Descartes in Tranquillus verwandeln.“ Am 9. November 1836: „Die Zensur hat einen Aufsaß in Lambert's »Telegraphen« gestrichen, der vom Wesen der Goldmacherei und von der Kunst, unedle Metalle in edle zu gefalten, handelt. Weil in Wien einst so ein Goldkoch gelebt und gewirkt hat, meint die Zensur, das Volk könne durch Lesen solcher Dinge wieder auf dertlei Laboriren geraten. O Vorsorge! Ebenso dumm, als die Sorge der Sanitätskommission, keine Bäume auf den Gottesäckern zu gestatten, weil die Ausdünnung der Blätter den Menschen schädlich werden könnte.“ Am 8. August 1833: „Das Treiben der Zensur ist wahrhaft greulich;

sie hat sogar Friedrich dem Großen sein Prädicat gestrichen und nur gestattet, daß er der „zweite“ genannt werde. Das ist doch albern!“ Am 14. März 1822 in den Tagen der begeisterten Parteinahme für Webers „Freischütz“ gegen Rossini schreibt Costenoble: „Sophie Schröder besuchte mich heute und teilte mir mit, daß mein Gedicht an Weber die Zensur nicht passire, weil ein Lorbeer darin vorkommt und man in Wien diesen Ehrenzweig für den Tonndichter des Freischütz zu hoch halte. O Jammer! Noch mehr! Ifflands Bild, nach dem Berliner Originale kopiert, wurde hier nur ohne Adlerorden zugelassen. Arm-seligler Zustand!“



Neuere schwäbische Dialektdichtung.



Die Dialektdichtung hat sowohl in Beziehung auf den Stoff als auf die Form ihre Grenzen. Ihr Hauptgebiet ist das der Genremalerei, der Idylle, nach der heitern wie nach der ernsten Seite, das eigentliche Haus- und Familienleben, Gemüt und Herz. Niemand wird von ihr epochenmachende Werke verlangen mit neuen, großen Gedanken, die auf die Gesamtentwicklung des geistigen Lebens eines Volkes oder gar auf die Weltliteratur von bestimmendem Einfluß würden. Fritz Reuter ging in der Wahl seiner Stoffe vielleicht bis an die äußerste Grenze, aber er wußte wohl, daß er diese nicht durchbrechen konnte. Große weltbewegende Ereignisse kann die Dialektdichtung immer nur fragmentarisch, einseitig, in ihren Reflexen auf das kleine Leben ihrer Helden darstellen.

Es ist eine ihrer psychologischen Begründung nach hochinteressante, fast allgemein feststehende Annahme, alles Dialektische müsse humoristisch sein. Eigentümlicherweise ergibt sich bei einer nähern Untersuchung wenn auch kein „muß,“ so doch die Thatfache, daß in unsrer gesamten Dialektdichtung der Humor eine weitaus gewichtigere Rolle spielt, als in unsrer hochdeutschen Litteratur, wo er selbst in Lustspielen oft genug die bedenklichste Zurücksetzung erfährt. Seine Haupterklärung findet dieser Umstand eben in dem auf das privatere Leben begrenzten Stoffgebiete der Dialektdichtung. Namentlich gäng und gäbe war das erwähnte Vorurteil, wenn man so will, eine Zeitlang dem schwäbischen und bairischen Dialekt gegenüber, gerade als ob der Sprache dieser Leute für Leid und Ernst überhaupt kein rechter Ausdruck gegeben wäre. Was insbesondere das Schwäbische anbelangt, so kann man oft, auch im Lande selbst, Äußerungen

hören, wie etwa die: was in ihm zu Worte komme, sei derb und ungeschlachtet; ja es vermöge überhaupt keine feinern Töne anzuschlagen. Ein flüchtiger Blick auf die schwäbische Dialektlitteratur gestattet auch dieser Behauptung leider nur allzuviel Berechtigung, so daß man wahrlich versucht sein könnte, zu fragen, ob denn volksmäßig und roh ein und dasselbe sei. Die meisten Autoren suchen das Charakteristische des Schwäbischen in seinem Ungeschliffenen und Unfeinen; ähnlich wie der sogenannte moderne „Realismus“ voll Selbstverkenning alle Wahrheit nur im Schmutzigen und Gemeinen nicht allein sucht, was noch als Irrtum zu entschuldigenden wäre, sondern wirklich zu finden glaubt. Zum Glück haben wir jedoch auch Dichter, die edlerer Natur sind, die Kern geben statt bloßer Schale und keine Mühe scheuen, das Volk auch in seinem verborgensten Gemüths- und Seelenleben zu belauschen und zu verstehen. Ein solcher ist zunächst, um einen Seitenblick auf verwandte Dialekte zu thun, Karl Stieler. Seine Bauern sind sehr oft derb genug und verleugnen nirgends ihre gesunde Natürlichkeit, sind aber nie taktilos und halten stets auf Sauberkeit. Sie deshalb „Salonbauern“ nennen zu wollen, wäre durchaus ungerechtfertigt. Und doch ist dies ein Vorwurf, der allen Autoren gemacht wird, die als echte Dichter durch ihre Kunst sich selbst und ihr Volk zu heben trachten. Auch F. P. Hebel mußte sich seinerzeit sagen lassen, seine allemannischen Gedichte seien schön und gut und herzgewinnend, aber — nur nicht wirklichen Volkscharakters! Man begriff nicht, wie Hebel so vornehm thun könne, und bestritt seinen Schwarzwäldern, seinem Hans, seiner Brene, seinem Friedli und andern geradezu das Recht, Schwarzwälder Landleute zu sein. Man meinte, was da ein Bauer sei, das zeige sich nie so frisch gepuht und in so schneeweißen Hemdärmeln, das habe vielmehr Tag für Tag im Schmutze herumzulaufen, ungewaschen und ungekämmt, und dem entsprechend auch in der Poesie. Mit einer solchen Vorstellung verglichen, ließ sich gegen Hebels Gestalten allerdings mancherlei einwenden. Jetzt ist ihm glücklicherweise die verdiente Anerkennung geworden, und mit Recht eben deshalb. Seine Gedichte haben, wie in andre Dialekte, auch ins Schwäbische eine Übertragung gefunden: „Der Hebel in Ulm. Hebels lyrische Gedichte aus dem Allemannischen in die Ulmer Mundart übertragen“ von T. Hafner (Ulm, Gebr. Nübling, 1880). Etwas gewaltthätig bleibt ein derartiges Beginnen immer, doch verdient es trotzdem weitere Beachtung, schon als nicht zu widerlegender Beweis dafür, daß Hebels höhere Auffassung auch im Schwäbischen sehr wohl möglich ist und seine Charaktere hier eine ebenso tatsächliche Wirklichkeit haben.

Vor ungefähr drei Jahren erschien, im Verlage von F. Ebner in Ulm, eine „Sammlung schwäbischer Dialektdichtungen von den Anfängen bis zur Gegenwart“ herausgegeben von Gustav Seuffer und Richard Weibrecht, unter dem Titel: „'s Schwobaland in Lied und Wort“ (XXXI und 674 S. o. J.). Sie umfaßt eine Reihe von 53 schwäbischen Dialektdichtern von G. N. Wedgerlin

(1584—1651) an bis heute. Freilich ist es vielleicht nur, wie wir gleich hinzusetzen müssen, ein halbes Dutzend von all diesen Namen, die das Volk wirklich kennt. Die Sammlung ist jedenfalls reichhaltig und verdient in mancher Hinsicht Beifall und ungeteiltes Lob. Die Herausgeber verfahren mit „schwäbischer Gründlichkeit“ und trachteten selbst den Ansprüchen der Wissenschaft gerecht zu werden. Die Anordnung des Ganzen ist die chronologische, der zweite Teil dagegen, unsre zeitgenössische Dichtung, ist möglichst nach der Geographie der einzelnen Dialektabarten in folgender Reihe geordnet: Mittelschwäbisch, Übergang zum Oberschwäbischen, Oberschwäbisch, Lechschwäbisch, Schwarzwaldschwäbisch. Hieran schließen sich die Grenzdialekte: Rieserschwäbisch, Hohenzollernschwäbisch und Rheinschwäbisch. Den Beschluß des Werkes bilden schwäbische Volkslieder aller Zeiten und aller Gegenden, die im Volke wirklich lebendig sind und gesungen werden.

Um auf das eingangs Gesagte zurückzukommen, so heißt es in der Vorrede des Buches, die viel Interessantes und wohl Beachtenswertes bietet: „So wenig der Kunstdichter unbewußt dichtet, ebensowenig dichtet das Volk unbewußt. Beide sind sich darin gleich, daß sie das Bestreben haben, von der Poesie die Vulgärsprache fern zu halten und sich einer höhern Sprache zu befleißigen. Diese höhere Sprache ist für den Dichter aus dem Volke eben die Schriftsprache, im Gegensatz zu dem Dialekt, den er alle Tage spricht.“ So richtig diese Bemerkungen sind, so dünkt uns doch, daß es auch ein Mittleres gebe und daß zwischen Dialekt und Dialekt immer noch ein Unterschied sei, und zwar gerade der hier berühmte des Volksliedes, das sich mit veredelter Sprache frei zwischen Vulgärdialekt und Schriftdeutsch stellt. Dem gegenüber sagen die Herausgeber der Sammlung, „daß jede Durchbrechung der einheitlichen Form bei einem Kunstwerke, wie es ja auch das einfachste (schwäbische) Gedicht sein soll, vor dem Forum der Ästhetik dem Gedicht schade, und daß die Forderung an den Dialektdichter bestehen bleibe, des Dialektes so Meister zu sein, daß er nicht zu schriftdeutschen Wendungen seine Zuflucht nehme, wo ihm solche aus dem Dialekt zur Verfügung stehen.“ Sie geben aber selbst zu, daß fast alle schwäbischen Dialektdichter „mit ganz wenig Ausnahmen über diese enngesteckten Grenzen hinausgegriffen haben, besonders da, wo es galt, feinere Saiten des Seelenlebens anzuschlagen.“ Dies findet aber keineswegs auf das Schwäbische allein, sondern auf alle deutschen Mundarten mehr oder weniger seine Anwendung, woraus freilich noch nicht gefolgert werden darf, daß das Volk ein feineres Seelenleben gar nicht kenne. Somit sähe sich ein Dichter jeweils vor die Entscheidung gestellt, entweder reinen Dialekt zu geben mit Beschränkung seines Stoffgebietes auf das Größere, Äußere, oder eine „Mischung mit Schriftdeutsch“ ohne diese Beschränkung.

Sebel entschied sich ohne Strupel für das Letzte; und auch wir räumen seiner Wahl den Vorzug ein, eben im Hinblick auf das Volkslied, das sich nie, auch in seinen freiesten Bewegungen etwas vergiebt. Unbestreitbar hat auch

die Forderung reinen, unvermengten Dialekts ihre gute Wahrheit und gründet sich auf ein nicht ohne weiteres zu verwerfendes, theoretisch richtiges Prinzip. Die Schranken aber, die sich bei einer tatsächlichen Durchführung desselben darstellen, sind doch dergestalt, daß sie dem Dichter nicht bloß jede Individualität rauben, sondern auch seine Poesie allmählich erstarren machen. Sein dichterisches Können wird dadurch völlig unterbunden, er gelangt nie zu einem wirklichen Sich-Ausleben in seiner Poesie, und es bleibt ihm zuletzt nur eine Versifizierung von Anekdoten übrig — kein gerade sonderlich erstrebenswerter Ruhm. Hier hat zugleich die Erklärung der höhergestimmten Sprache des Volksliedes ihren Angelpunkt, indem es eine solche Forderung von vornherein als Verderben erkennt und sich seine eignen Lebensbedingungen schafft. Erhebt sich dagegen der Dichter in Nachahmung des Volksliedes über den Vulgärdialekt, so erschließt er sich eine ungleich voller sprudelnde, unversiegbare Quelle für seine Kunst. Wenn man einwendet, es schade dies einem Gedichte vor dem Forum der Ästhetik, so könnte man doch wohl auch dagegenfragen, zumal im Hinblick auf das Geständnis, daß fast alle Dialektdichter „schriftdeutsche Wendungen“ einmischen: wo da am Ende der Fehler liege, wenn Theorie und Praxis nicht zu einander stimmen? ob nicht vielleicht in der Ästhetik, wenn sie einen Satz aufstellt, der nicht zu halten ist? — Bemerkenswert sei, daß in der besprochenen Sammlung aus Fr. Th. Wischers Meisterstück „Nicht Ia“ nur die Franzosenhannessenen Aufnahme gefunden haben, die im Stücke von ganz epischodischer Bedeutung, aber in mehr bäuerischer Sprache ausgeführt sind.

Wir haben in Schwaben je einen bedeutenderen lebenden Vertreter dieser zwei Richtungen, allerdings mehr in ihren einander zugewandten als abgewandten Seiten. Ihre Namen sind auch außerhalb ihrer schwäbischen Heimat wohlbekannt; es ist Gustav Seuffer, der bereits oben genannte, und Adolf Grimlinger. Beide haben auch zu einer zweiten 1886 erschienenen Anthologie „schwäbischer Volksklänge“ von Ferd. Strich-Chapell: „Aus'm Herze“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 192 S.) die gewichtigsten Beiträge geliefert. Die Anthologie selbst ist etwas kritiklos bearbeitet; auch gereichen ihre „vielen Illustrationen“ weder ihr noch dem Geschmack der Verleger durchweg zur Ehre.

G. Seuffer im seinem Hellauf, Schwobaland! (Stuttgart, J. B. Metzler, 1879, 280 S.) hat manches wirklich vortrefflich gelungene Gedicht, z. B. „Im Moi juhei!“, „Was mag doch dear Bua au wölle?“, „Im Kapelle an der Halbe“, „Mei oi und mei alles“, „Hast du an schöne Schurz net a“, „So viel er m'r g'fai hat“ (nach Klaus Groth). Aber es fehlt ihm doch im großen und ganzen, was Hebel's Ruhm ausmacht und was auch Grimlinger besitzt: ein feineres Schönheitsgefühl, bei der Wahl seiner Stoffe sowohl, wie bei deren Ausführung. Es hängt dies zweifellos mit dem oben Besprochenen zusammen. Wir lachen bei seinen Gedichten, freuen uns aufrichtig über das eine und andre, vergessen sie aber schnell wieder. Sein Humor ist mehr Wit und mehr könnig,

als frisch und originell; seine Sprache zuweilen abstoßend derb, wo sich ohne große Mühe ein schönerer, ebenso bezeichnender Ausdruck finden ließe. Er seit wenig, und mancher Vers, oft mit verzweifelt verkrampfter Wendung, verrät sich nur allzu offen als Reimnot oder Fick — ein Vorwurf, dem doch jeder Dichter möglichst auszuweichen sucht. Das Buch umfaßt drei Abteilungen: „Schnitz und Schnofe“, „Zeit gang e ans Brünnele“ und „A Portio Allerloi“. Die zweite Abteilung enthält weitaus das Beste der Sammlung. Es ist wie ein gutes Bild, in mißratenem, verschörkeltem Rahmen. Ein Gedicht aber wie „Mei Schay, ihr Leut, hoißt Frieder“, das auch in den „Fliegenden Blättern“ erschien, ist geradezu ein Fleck, um nicht mehr zu sagen. Seuffer besitzt unstrittig ein schönes Talent, seine Poesie aber macht den Eindruck, als ob sie sich gut genug wäre und zufrieden damit, in vergnügter Herrengesellschaft vorgetragen zu werden, während Grimminger, wie seinerzeit Hebel, beansprucht, im traulichen Kreise der Familie Geltung zu gewinnen. Seuffer ist ganz Realist, mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Schattenseiten eines solchen, während Grimminger eher Idealist genannt werden kann. Die Sprache Seuffers ist der breite ober-schwäbische Dialekt, wie er in der Gegend von Ulm gesprochen wird und von Seb. Sailer (1714—1777) und Karl Weizmann (1767—1828) in die Pitteratur eingeführt worden ist. Als kleine Probe stehe hier: „Der nui Herr Pfarrer“:

Wie gfallt der denn der nui Herr Pfarr? —
 Des ischt mer au der recht! —
 Ach gang doch, Frieder, sei toi Rarr,
 Er predigt doch net schlecht! —
 Er ischt halt eba fürchtig klei! —
 Ei! 's Klei'fei' goht in Kauf! —
 Was Kauf! Soll d' Kanzel ausgfällt sei,
 So ghairt au' Mannschafft nau! —

Grimminger hat zwei Bändchen Gedichte veröffentlicht. Das eine, *Mei Derhoim*, erschien zuerst 1868 (Stuttgart, Cotta) als Heimatsgruß des Dichters, der damals an der Rotterdamer Oper als Heldentenor thätig war, und nun in fünfter (vermehrter) Auflage ebendasselbst in diesem Jahre. Das andre nennt sich: *Lug' ins Land* und erschien 1873. Man hat Grimminger vorgehalten: seine Gedichte seien hochdeutsch gedacht und erst beim Niederschreiben schwäbisch geworden. Mit Unrecht. Seine Sprache ist allerdings nicht die des Bauern. Es ist, wenn man will, Stuttgarter Mundart, oder wie sie der Dichter selbst in seiner Vorrede zu „*Mei Derhoim*“ bezeichnet, mittelschwäbisch. „Die ersten Familien Stuttgarts“, sagt er, sprechen zu Hause und unter Freunden schwäbisch, aber dies Schwäbisch verhält sich zu dem des Bauern wie Hochdeutsch zum bloßen Dialekt. Wer es wagt, schwäbisch zu dichten, ist umso mehr gehalten, zur feineren Nuance zu greifen, als die derbere, wenn sie nicht mit außerordentlichem Takt behandelt wird, wir müssen es gestehen, leicht ins Widerliche, Gemeine fällt. Wenigstens muß, wenn letztere gewählt wird, der Zusammenhang

genügende Bürgschaft geben, daß gewisse Grenzen nicht überschritten werden. Wenn es dem gebildeten Schwaben unter den Seinen recht wohl ist, steigt er gerne vorübergehend zu der breitesten Form herunter, aber da ist eben durch freien Humor verbürgt, daß jene Linie geschont wird, und in diesem Sinne habe ich ein und das andre Mal gewagt, auch den derbern Volksmund zum Worte kommen zu lassen. Jedes Mehr darüber hinaus hätte dem guten Geschmache widerstrebt.“ Wir unsererseits können es Grimminger nur als Verdienst anrechnen, daß er die Stuttgarter Mundart, die, wie wir einräumen, oft mit hochdeutschen Wendungen vermischt ist, als schwäbische Schriftsprache fordert. Auch Wischer hat sich mit seinem „Nicht Ia“ (Schwäbisches Lustspiel in drei Aufzügen. Stuttgart, Bonz & Cie., 1884) ihr genähert. Nur fordert schon sein Stoff — das Stück spielt in einem Landpfarrhause — eine weniger nach der Stadt neigende, sondern mehr ländliche Färbung der Sprache. Wäre diese auch nur eine Spur breiter, verlöre Pfarrer Klemmle und mit ihm das Ganze unbedingt an ästhetischem Wert. Der Dichter darf nie außer Acht lassen, auch Künstler zu sein, selbst beim größten Realismus, und besonders der Dialektdichter, da seine Sprache nicht den geringsten Zwang kennt, ihm a priori alle Freiheiten gestattet und nicht wie das Hochdeutsche in seiner Darstellung das Dargestellte schon eine Stufe höher rückt. Grimmingers Poesie zeigt, wie die Hebel's — wir müssen immer wieder auf diesen Hinweis zurückkommen — ihre Gestalten nicht im Werktagskleide, sondern im Sonntagstaat ihres Gemüths, ohne daß ihnen dieser etwa unbequem säße. Allerdings huldigt der Dichter damit einem heute als unmodern und altfränkisch verschrieenen Grundsatz: durch seine Werke nicht sowohl unterhalten und vielmehr erheben und veredeln zu wollen. Seine Gedichte bezwecken eine nachhaltige Wirkung auf das Herz des Lesers, nicht bloß eine im nächsten Augenblicke schon vergessene auf seinen Verstand. Und in der That, man kehrt gern zu seiner einfachen, idyllischen Genremalerei zurück; mit demselben Gefühle, wie man im Sommer aus der Stadt hinaus nach der Natur verlangt, oder wie man wieder einmal eine frische Quelle aus moosigem Waldboden emporprudeln sieht. Durch treffliche Kompositionen sind viele seiner Lieder über ganz Deutschland hin bekannt, ja beinahe Volkslieder geworden, wenn man mit dem Ausdruck hier nicht allzu genau rechten will, so z. B.: „Du ischt gar a herzig's Wörtle,“ „Neckar und Mosel,“ „Mädele guck' raus,“ „Bhä! di Gott.“ Das letztere brachte der Verfasser dieses Aufsatzes vor Jahr und Tag selbst einmal mit von Hamburg nach Hause, wo er es an einem schönen Sommerabend in einem Boot auf der Alster hatte singen hören. Enthält „Mei Derhoim“ mehr Stimmungen, so enthält „Lug' ins Land“ mehr Szenen und Bilder. Ein feiner, lieb- und lenzgemuter Humor durchflattert Grimmingers Poesie wie schillernde Schmetterlinge einen Wiesengarten, die bald hier bald da an den duftenden Kelchen nippen. Wie fein er den Volkston zu treffen weiß, mögen drei kleine Strophen zeigen: „Hans in Gedanke“:

Hans, was gutscht so still für di
Über 's Bruck'gländer;
Sag, denkscht grad vielleicht an mi,
Ober machscht Kalender? —

Roi', Kalender mach i net,
Aber dent mit Schmerze,
Wenn i no de Schlüssel hätt
Zu me gewisse Herze! —

's schwimmt a Fische wohl damit
Zwische Berg und Wange*),
Und wenn du de Schlüssel witt,
Muescht halt 's Fische fange! —

Was zum Schluß die Orthographie betrifft, so herrscht dabei völlige Willkür. Jeder Dichter macht sich seine eigne. Es wäre von unzweifelhaftem Vorteil, wenn in dieser Beziehung ein Zusammengehen erstrebt würde. Auch Wischer, der wohl als erste Autorität Geltung hätte haben sollen, ist nicht durchgedrungen. Grimlinger hat die Orthographie in „Mei Derhoim“ wohl am frühesten etwas zu regeln versucht. Vielleicht ließe sich aber doch eine Einigung erzielen — wenigstens soweit es bei den verschiedenen Lautklängen und Schattierungen der Aussprache überhaupt möglich ist — wenn guter Wille dazu vorhanden wäre. Wir kommen später vielleicht einmal ausführlicher hierauf zurück, ebenso auf die hier nicht berücksichtigte schwäbische Profabdichtung.

*) Zwei Dörfer am Neckar, nahe bei Stuttgart.



Litteratur.

Confucius und seine Lehre. Von Georg von der Gabelenz. Mit Titelbild. Leipzig, Brockhaus, 1888.

China kann man nach der Meinung des Verfassers mit mehr Recht confucianisch, als Europa christlich nennen, und so hat sich ihm die gedankenreiche, von großen Gesichtspunkten aus entworfene Charakteristik des Confucius zu einem Charakterbilde des chinesischen Staatswesens in fortlaufendem Vergleich mit der europäischen Kultur ausgeweitet. Für Gabelenz ist Confucius einer der größten Menschen, die je gelebt haben, wenn man die geschichtliche Größe eines Mannes nach der Zeit, dem Raume und der anhaltenden Kraft seiner Wirksamkeit bemessen kann. Confucius beherrscht China seit dem sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag; weder der Buddhismus, noch die Völkerkriege, noch der Mohammedanismus konnten seine Macht im Laufe der Jahrhunderte schwächen, vielmehr haben die jähren Chinesen ihre Eroberer befehrt. Man darf

auch nicht das landläufige Urteil von dem Stillstand der chinesischen Kultur wiederholen. Die Geschichte Chinas weist der politischen Umwälzungen und der geistigen Wandlungen nicht weniger auf, als die Geschichte Europas, hat aber vor ihr eine größere Einheit, Urwüchsigkeit und nationale Geschlossenheit voraus; ihre Ansätze reichen in die allerfrühesten Zeiten des Altertums zurück, für die in Europa Nachrichten überhaupt fehlen. Der Stillstand Chinas ist nur scheinbar, er ist nur für den Uneingeweihten da, der die Ausbildung der nationalen Eigenart nicht ins einzelne verfolgen kann; in Wahrheit ist eine Entwicklung vorhanden. Als Confucius auftrat, war China politisch in starker Zerrüttung; die einzelnen Provinzen bekämpften sich untereinander, und mit ihren Lehns Herren an der Spitze gegen den Kaiser. Hier Ordnung zu schaffen, dem Reichsoberhaupt Ansehen, dem Lande den Frieden zu erringen, erfaßte Confucius als seine staatsmännische Aufgabe. Gabelenz wendet sich gegen die Auffassung des Confucius als eines „Stifters“, sei es einer Religion oder des Staates. Er war kein Neuschöpfer, schon bezwungen nicht, weil er in seiner politischen Weisheit grundsätzlich an die vollstümlichen Ueberlieferungen auf allen Lebensgebieten anknüpfte. Er sammelte und studierte eifrig die Volkslieder und begründete ihre Autorität. Er achtete die chinesische Liebe für äußere Höflichkeitsformen, für das viel verwickelte Ceremoniell, aber er bemühte sich, die leeren Formen der Sitte mit wahrer Sittlichkeit zu erfüllen. Er arbeitete das chinesische Strafgesetzbuch so aus, daß der große deutsche Staatsrechtslehrer Feuerbach es noch bewundern mußte. Auch in der staatlichen Ordnung knüpfte er an das Vorhandene an: es blieb beim patriarchalischen Absolutismus, der aber in China ein andres Gesicht als in Europa zur Zeit Metternichs annahm. Confucius tastete auch nicht die Vorstellung an, daß das Reichsoberhaupt der heilige Mittler zwischen dem Himmel und der Erde sei, wie er überhaupt alle religiöse Fragen auf sich beruhen ließ. Diese Vorstellungen hinderten allerdings nicht, daß einem unwürdigen Reichsoberhaupt dem Volke der Gehorsam gekündigt wurde; ebenso wenig war der Absolutismus ein Hindernis dagegen, daß das Volk gelegentlich selbst Polizeigewalt übte. Das Merkwürdigste an Confucius ist seine staatsmännische Größe, die das ganze System der praktischen Philosophie so zu gestalten wußte, daß das Staatswohl in seinem Mittelpunkt trat. Eine gewisse Mäßigkeit zeichnet die confucianische Sittenlehre aus; sie rechnet mit der Menge, mit der menschlichen Eitelkeit, Ruhmgier und Selbstsucht. Aber sie preißt auch das *li*, d. h. das Maßhalten, etwa daselbe, was den Griechen mit dem Begriffe der *Kalokagathia* vorschwebte; sie stellt die Liebe zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit an die Spitze aller Tugenden und läßt keine mittelalterliche oder japanische Romantik aufkommen. Wunderlich ist die große Bedeutung der Musik im Gemütsleben des Confucius, denn chinesische Musik halten wir Europäer für sehr unmelodisch; und ein Schaden für die chinesische Kultur wurde es, daß Confucius ein talmudisch-scholastisches Werk „die Wandlungen“ über alles hoch schätzte, denn infolgedessen gerieten die Chinesen in die Bahnen müßiger metaphysischer Betrachtung, während die Europäer durch alle Scholastik sich zur Naturforschung durcharbeiteten. Dies die wichtigsten Gedanken aus dem ausgezeichneten Vortrage des gelehrten Sprachforschers.

Ferdinand David und die Familie Mendelssohn-Bartoldy. Von Julius Ehardt. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1888.

Ueber Mendelssohns Familie und Freunde fließen die authentischen Berichte immer reichlicher. Diese Fülle der Mitteilungen hat eine innerliche Berechtigung, da

dieser Kreis viele eigenartige und hochgebildete Personen umfaßt. Für unsre Zeit kommt noch der Umstand hinzu, daß noch viele Musikfreunde leben, die ihre schönsten künstlerischen Erinnerungen in die Zeit verlegen, wo Mendelssohn den Taktstock schwang und neben und unter ihm vortreffliche Männer wie Moscheles und David wirkten. Das Bild Mendelssohns selbst kann durch neue Beiträge kaum noch geändert oder bereichert werden. Diejenige Gestalt, welche durch Edardts Buch in den Vordergrund des Interesses gestellt wird, ist die Mutter Felix Mendelssohns, eine außerordentlich lebendige und gescheidte Frau, von deren Beweglichkeit ein gutes Teil in die Natur des Sohnes übergegangen zu sein scheint. Zu den Briefen, die den Hauptinhalt des Textes bilden, hat Edardt einen guten verbindenden Text geschrieben. In ihm finden wir Bilder von dem öffentlichen und künstlerischen Leben in Hamburg, Kassel, Leipzig und Berlin aus der Zeit Davids und Mendelssohns, die ungemein farbig, glatt und rund wirken. Was die rein musikalischen Ansichten und Urteile betrifft, so nennt sich Edardt im Vorworte selbst „sachlich unlegitimirt.“

Alexander. Drama von Hans Herrig. Dritte umgearbeitete Ausgabe. Berlin, Fr. Ludhard, 1888.

Den Versuchen der Kunst, vielbehandelte, aber nicht bewältigte Stoffe neu zu gestalten, um sie dennoch für die Bühne zu gewinnen, folgt der litterarische Mensch immer mit besondrer Teilnahme, denn nichts ist für die Einsicht in das Wesen der dramatischen Kunst lehrreicher, als solch ein Studium. Wie Nero, Konradin, Marino Falieri, König Erich, Columbus, so gehört auch die Geschichte Alexanders des Großen zu jenen Stoffen, die viele Liebesmühe unbelohnt liegen. Hans Herrig seinerseits gehört zu jenen Dramatikern, die mit Vorliebe solche ungelöste Aufgaben der Kunst neu aufgreifen; Erfolg hat er bisher nur mit seinem Lutherfestspiele gehabt. Er ist gewiß ein interessanter Schriftsteller, ein redlich strebender Künstler, der ernst genommen werden muß, weil er ernst auftritt. Allein seine Leidenschaft, recht tief sinnig zu dichten, in jedem Werke seine wagnerisch-schopenhauerisch-budhistische Weltanschauung darzustellen, viel „hineinzugeheimnissen,“ läßt in ihm eine naive Kunst so wenig gedeihen, als in dem Leser einen unbefangenen Genuß seiner Dramen. Der philosophische Pferdesuß ist überall deutlich darin merkbar. Man respektirt den Geist des Verfassers, aber man bleibt kühl; es wäre besser, man müßte weniger bewundern und mehr fühlen, weniger nachdenken, aber dafür hingerissen werden. Aber was aus der Reflexion geschaffen wurde, spricht wieder nur die Reflexion an und dringt nicht zum Gemüthe.

Herrigs neuestes Drama „Alexander“ will uns im dichterischen Gegensatz zwei wesentlich verschiedene Lebensanschauungen vorstellen. Die eine ist vertreten durch Calanus, den Inbetrüger, der seiner Macht und seinem Besitze entsagt hat, um als Bettler die Welt zu durchstreifen und den größten Menschen zu suchen, den ihm ein Stern angekündigt hat; dem gegenüber steht der Grieche Alexander, den jener merkwürdige Stern dem Calanus eben als den gesuchten größten Menschen bezeichnet, der aber nichts von Entfagung wissen will, im Gegentheil nie satt genug am Völkerbesitze wird und endlich darüber den Verstand verliert. Herrig stellt uns also zwei Typen der Menschheit hin und fordert unser Urtheil, unsre Wahl zwischen beiden heraus, nicht aber unsre menschliche Teilnahme an den Geschicken der beiden Männer. Das giebt seinem Drama den Charakter eines Lehrgedichts. Das Drama Herrigs enthält nur eine wirklich dramatisch anmutende Szene, nämlich in der ersten Hälfte des dritten Aktes. Es wird der Sieg Alexanders über

Darius durch ein Bacchanal gefeiert; sein alter Erzieher Klitus wird dem von dem Siege, dem Weine und der Lust berauschten Heldenjünglinge Alexander durch unkluge, vorwichtige, schulmeisternde und jedenfalls sehr unzeitgemäß nörgelnde Reden lästig, so sehr, daß der aufbrausende Alexander den alten Schulfuchs erschlägt. Aus dieser That zieht aber Herrig leider keine weiteren Folgen, sie ist nur ein Charakterzug Alexanders unter mehreren andern. Dem Drama fehlt es somit nicht an Handlungen, wir begleiten ja Alexander von seinem ersten Betreten des asiatischen Bodens bis zu seinem Zuge nach Indien, zur Meuterei der Soldaten, bis zu der Rückkehr über Arabien und Aegypten, wo ihn schlaue Priester für den Sohn des Zeus Ammon erklären; aber die Gestalt Alexanders bildet nur einen epischen Mittelpunkt, keinen dramatischen. Es fehlt an der durchgehenden Einheit einer einzigen Handlung. Die Entwicklung eines bestimmten Charakters im Laufe seines Lebens darzustellen, ist so recht eine epische Aufgabe. Darum geben die fünf Akte des Stückes eine Reihe von mehr oder weniger symbolisch bedeutungsvollen, aber eine Spannung von Akt zu Akt, die uns die Zukunft unsers Helden ahnungs- voll erwarten ließe, kommt gar nicht auf. Anstatt uns immer tiefer in die Teilnahme für das Geschick des Helden zu verstricken, damit wir die höchste genußvolle Täuschung der dramatischen Kunst erleben, führt uns Herrig einen ganz entgegengesetzten Weg: er entfremdet Alexander von Akt zu Akt unserm Gemüte; nicht aber so wie z. B. Shakespeare einen Macbeth, um ihn dann unserm Mitleid wieder zuzuführen, sondern um ihn am Schlusse des Stückes ganz und gar verächtlich zu machen. Am Anfange steht Alexander groß, herrlich, edel, hinreißend liebenswürdig, ein echter Grieche, ein zweiter Achill da; je mehr wir aber vorwärtslesen, um so tiefer gestaltet sich sein sittlicher Verfall. Alexander nimmt die Gesinnung des asiatischen Despoten und Barbaren an, den er soeben niedergeworfen hat, nichts mehr von edler griechischer Menschlichkeit in ihm, am Ende wird er toll, größenwahnsinnig, läßt sich wie ein Gott verehren, bricht aber auch an physischer Entkräftung zusammen. Wie wir uns für einen solchen verkehrten Helden erwärmen sollen, ist nicht einzusehen. Tragisch ist dieser Held doch gewiß nicht. Aber die pessimistische Aesthetik Hans Herrigs hat offenbar etwas für schön gefunden, was uns naive Menschen geradezu abstoßen muß. Es will uns als die größte Verkennung des Wesens der dramatischen Kunst erscheinen, wenn Herrig vom Zuschauer eine so philosophisch voraussetzungsvolle Haltung im Angesichte der Bühne erwartet, wie er selbst sie von seinen in den Dienst philosophischer Tendenz gestellten Gebilden einnimmt. Wie wenig dramatisch Herrig fühlt, kann auch eine Einzelheit beweisen. Im dritten Akte heiratet Alexander die junge schöne Wittve Rozane. Im folgenden Akte wird ihm schon die Geburt seines Sohnes angekündigt. Wir fürchten, manches Parterrepublikum wird dabei lachen. Wohl darf der Dramatiker frei und led mit der Zeit wirtschaften, denn am Ende kennt das Drama die Zeit so wenig als der Traum; allein es darf uns nicht eine ungeschickte Wendung an die prosaischen Bedingungen der Ereignisse erinnern, sonst erwachen wir aus der traumhaften Täuschung; die Zeit muß ganz unbestimmt im Drama gelassen werden, sonst lachen wir nur zu gern.



Elfaß-Lothringen und die Paßverordnung.



u Anfang des Sommers hat die deutsche Regierung an der reichsländischen Grenze die Paßpflicht eingeführt. Es geschah dies als eine Schutzmaßregel gegen die landesverräterischen Umtriebe, von deren bedauerlichem Umfang die letzten Jahre so ernste Proben gebracht haben; ferner als Abwehrmaßregel gegen die französische Agitation, die sich im Lande mehr und mehr breit machte, endlich als Antwort auf die Gehässigkeiten und Feindseligkeiten gegen die Deutschen in Frankreich, um den Franzosen mit ihrer eigenen Münze heimzuzahlen. Es war notwendig geworden, sowohl den Franzosen und den in Frankreich lebenden Elfaß-Lothringern als auch der eigenen Bevölkerung im Reichslande zum vollen Bewußtsein zu bringen, daß die Grenze eben eine Grenze ist, und den Mißbrauch der nachbarlichen Verkehrsvereinfachung durch Vertiefung des Grenzgrabens wenn nicht zu verhindern, so doch möglichst zu erschweren.

Die Maßregel, deren Bedeutung und Tragweite man wohl nicht sofort erkannte, rief — wie jede derartige Anordnung zu thun pflegt — namentlich im Anfange lebhafte Klagen hervor. Bemerkenswerther Weise viel weniger bei den eigentlich Betroffenen, den Franzosen, die allerdings nach ihrer Fremden-gesetzgebung und der von ihnen eingeführten Grenzkontrolle zu Beschwerden keinen Grund hatten, wohl aber Klagen, namentlich in der Presse, von altdeutscher und elsässischer Seite über schwere wirtschaftliche Störungen, Belästigungen durch ungeschickte Beamte, Rückgang des Personenverkehrs der Eisenbahn u. s. w. Die letztere Klage ist nicht unbegründet, sie kommt auch in den Einnahmen der Reichsbahnen im Reichshaushalt-Etat für 1889/90 mit einer Mindereinnahme von 400 000 M. zum Ausdruck. Allein der Umstand, daß die Paßvorschrift erst am 1. Juni in Kraft getreten ist und die Eisenbahn ihren Voranschlag

doch spätestens im September aufgestellt hat, beweist, daß der Rückgang sich in Folge der allgemeinen politischen Verhältnisse und namentlich in Folge der rohen Behandlung Deutscher in Frankreich schon lange vor dem 1. Juni fühlbar gemacht hat. Früher z. B. waren Ausflüge nach Nancy, Velfort u. s. w. beliebte Vergnügungsfahrten der Offiziere des 15. Armeekorps, bereits seit mehreren Jahren mußten diese in aller Form streng untersagt werden. Für den Rückgang im Personenverkehr entschädigt die Zunahme im Güterverkehr um 2 Millionen Mark hinlänglich und beweist, daß die „wirtschaftliche Störung“ jedenfalls nicht sehr erheblich sein kann. Wir werden später darauf zurückkommen. Was die Beamten anlangt, so scheint ihnen so manches als Ungerechtigkeit ausgelegt worden zu sein, was im Grunde genommen nur die strenge Ausübung ihrer gebotenen Pflicht war. Auf eine Lage Handhebung einer derartigen Anordnung konnte doch, wenn die Anordnung irgend von Wirkung sein und ihren Zweck auch nur annähernd erreichen sollte, überhaupt nicht gerechnet werden. Es soll zugegeben werden, daß das Polizeimaterial, welches der Verwaltung in Elsaß-Lothringen zu Gebote steht, nicht immer das erwünschte ist. Die Polizei, so wichtig auch gerade in diesem Grenzlande ihre Aufgabe ist, war bis zum vorigen Jahre ein wenig gepflegter Zweig des öffentlichen Dienstes, die Krisis von 1887 legte die bereits vom vorigen Statthalter erkannte Notwendigkeit einer gründlichen Verbesserung unabweislich dar. Seitdem sind diese Dinge in festerer Hande genommen, hoffentlich mit besserem Erfolg.

Was durch den Passzwang getroffen wurde, waren weit weniger die wirtschaftlichen, als die persönlichen Beziehungen, d. h. der gemüthliche Verkehr, den die Franzosen und die französischen Elsaß-Lothringer bis dahin nach dem Reichslande unterhalten hatten. Man kam oder ging, als hätte das Jahr 1870 gar keine Veränderung gebracht. In Straßburg und Metz erschienen täglich, gemeldet und nicht gemeldet, französische Offiziere in nicht immer geringer Zahl, auf Urlaub; sie bewegten sich als Mitglieder oder Gäste französischer und elsässischer Jagdgesellschaften ungenirt im Lande; die Sommerfrischen in den Vogesen waren von französischen Gästen vollständig besetzt. Zu dieser schwerlich erwünschten Gesellschaft gesellten sich dann noch die Optanten oder solche, die es verstanden hatten, sich auf irgend eine Weise der deutschen Militärpflicht zu entziehen und nun diejenigen verhöhnnten, welche den deutschen Waffenrock trugen oder getragen hatten. Dazu dann noch ein ganzes Netz von Agenten aller Art, *commis voyageurs* in Waaren und in Politik. Alle diese Besucher sind durch den Passzwang und die wesentlich verschärfte Fremdenaufsicht getroffen worden; sie sollten aber auch getroffen werden, es war die höchste Zeit. Viele Familienbeziehungen, das kann nicht bestritten werden, sind dadurch in hohem Grade erschwert worden. Söhne elsässischer und lothringischer Familien, die im französischen Heere dienen, können nicht mehr beliebig nach Hause auf Urlaub kommen, auch sonst werden die jungen Leute beiderlei Geschlechts, welche

nach Frankreich gehen, sich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß sie fortan Heimat und Familie nur unter erschwierenden Umständen wiedersehen. Sollte in Folge dessen der Passzwang die Wirkung haben, daß diese jungen Leute mehr als bisher ihr Fortkommen auf der deutschen Seite der Vogesen suchen, um so besser. In der französischen Presse hat es, namentlich in den ersten Monaten, an den üblichen Schauermärchen nicht gefehlt. In der Regel handelte es sich um Söhne oder Töchter, die durch die deutsche Brutalität verhindert wurden, zu ihrer sterbenden Mutter zu gelangen. Ging man der Sache auf den Grund, so hatte entweder keine Behinderung stattgefunden, oder weder das Kind noch die sterbende Mutter hatte existirt. So z. B. die Geschichte von jenem 19 jährigen Dienstmädchen, das nach Hagenau an das Sterbebett der Mutter will, in Avricourt nicht durchgelassen wird, weil es keinen Paß hat, vergeblich einen Fußfall vor dem unerbittlichen Gendarmen thut, dann ein hochpathetisches Telegramm nach Potsdam an die junge Kaiserin sendet, daraufhin zwei Stunden später die Erlaubnis erhält und — natürlich zu spät nach Hagenau kommt. Wie rührend! Thatsächlich hat es freilich weder ein Dienstmädchen, noch ein Telegramm der Kaiserin, noch eine sterbende Mutter in Hagenau gegeben.

Daß da, wo keine Anstände oder Verdachtsgründe vorliegen, die Botschaft in Paris einen Paß bewilligt, ist selbstverständlich. Allerdings werden die für sie dabei maßgebenden Gesichtspunkte nicht immer die der Paßbewerber sein. Daß französischen Offizieren der Eintritt womöglich grundsätzlich versagt bleibt, kann nach den gemachten Erfahrungen nicht weiter auffallen, ebenso ist es z. B. für unnöthig erachtet worden, einer 42 Köpfe starken französischen Theatertruppe, die unter ihrem Direktor Boulanger von Nancy aus die patriotische Trauer der Meyer mit ihrem Gasspiel aufheitern sollte, den Eintritt zu verstaten. Es soll eben mit der französischen Schauspielerei in Elsaß-Lothringen zu Ende sein. Noch auf lange Zeit hinaus werden für die Verwaltung des Reichslandes die Gesichtspunkte der auswärtigen Politik maßgebend bleiben müssen. Das hat sogar der verstorbene Abgeordnete Lasker anerkannt. So lange es dem Botschafter des Kaisers in Paris möglich war, zu den dortigen Kreisen gute und freundliche Beziehungen zu pflegen, konnte der Statthalter des Kaisers in Straßburg vielleicht eine gewisse Nachsicht, eine mildere Praxis in der Handhabung bestehender Vorschriften walten lassen. Mit dem Aufhören der ersteren muß natürlich auch die letztere ein Ende nehmen. Elsaß-Lothringen liegt dem Brennpunkte der französischen Interessen zu nahe. Alle Bewegungen, die sich in Frankreich vollziehen, werden im Reichslande aus alter Gewohnheit und in Folge des noch tausendfältigen Zusammenhanges durch alte und neue politische, geschäftliche und Familienbeziehungen lebendig mit empfunden. Das Interesse der gebildeteren Klasse an den Vorgängen in Frankreich und Paris ist ungleich lebhafter als an denen, die sich in Deutschland und Berlin vollziehen; die Deputirtenkammer

und ihr Gezánt berührt sie viel mehr als der deutsche Reichstag. Sie nehmen zu den Parteikämpfen der Republik unwillkürlich Stellung und wundern sich, wenn ein Deutscher für diese Dinge kein Verständnis oder nur Achselzucken hat. Ist es doch in Familien, die — äußerlich — völlig zu Deutschland gegangen sind, viel mit Deutschen verkehren, noch völlig selbstverständlich, daß die kleine Enkelin zuerst „ihre Muttersprache“ — französisch — lernt und auf Wildermagd und in der Schule“, Eltern und Großeltern sprechen mit der kleinen „Jeanne“ nur französisch. Wenn das in Familien geschieht, die zu den Hauptstützen der Deutschen im Lande zählen, mit den vornehmsten deutschen Kreisen in Verkehr stehen, so kann man sich ein Bild von den übrigen machen; das vorstehende stammt, nach dem Leben gezeichnet, aus den letzten fünf Jahren.

Hiernach wird man sich nicht wundern, wenn die gebildeteren Klassen zum Landesdienst einen so geringen Beitrag stellen. Eine Anzahl junger Leute studirt — zum Teil unter dem Einfluß der reichen Stipendien — in Straßburg Theologie, ein anderer Teil Medizin. Aber schon zur Jurisprudenz geht man nur mit dem stillen Vorbehalt, Notar oder Advokat zu werden, denn so lange im bürgerlichen Leben das französische Recht noch gilt, wäre in solchen Stellungen ein etwaiger neuer Herrschaftswechsel am leichtesten zu ertragen. Zudem bildeten bis in die letzten Jahre die Notare die eigentliche regierende Klasse. Sie beherrschten alle Familien- und Geschäftsverhältnisse, sie waren die Ehevermittler, sie dirigirten die Gemeinde- und andere Wahlen. Auf diesem Gebiete wird die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches ganz besonders nützlich wirken, denn erst durch dieses Gesetzbuch wird Elsäß-Lothringen völlig von Frankreich geschieden werden. Für den Eintritt in das Lehrfach, die Verwaltung oder gar die Armee besteht aus naheliegenden Gründen gar keine Reigung.

Die zahlreichen jungen Leute aus den wohlhabenden Familien des Landes, die sich dem Kaufmannsstande zuwenden, sind — Ausnahmen bestätigen die Regel — von vornherein für Deutschland verloren. Die ganze kaufmännische Überlieferung des Landes weist naturgemäß nach Paris und Lyon, und da gerade die wohlhabenderen jungen Mädchen in großer Zahl nach Frankreich sich verheirathen, so finden die jungen Kaufleute dort überall den dem Elsässer so sympathischen Familienanschluß, ein Zug seines deutschen Wesens, den zwei Jahrhunderte nicht verwischt haben. Die in Frankreich bestehenden großen Firmen elsässischen Ursprungs gewähren ihnen leicht Förderung, denn ihnen ist der elsässische Arbeiter unendlich erwünschter als der französische, und da im Lande leider fast durchweg die Buchführung noch nach Franks und Centimes üblich ist, so braucht der junge Mülhauer, der nach Lyon oder Paris geht, keine seiner Gewohnheiten zu verändern: er spricht und schreibt französisch wie bisher und rechnet in Franks und Centimes, ebenfalls wie bisher.

Man kann sich hiernach wohl ein Bild machen, wie tief in so geartete

Verhältnisse die Paßverordnung einschneiden muß. Die Elsaßler kamen sich wie zum zweiten Male — und diesmal erst wirklich — annectirt vor, ja es ist vielleicht nicht zuviel behauptet, daß keine Maßnahme der deutschen Regierung ihnen den Umschwung der Dinge des Jahres 1870 so zu Gemüte geführt hat, wie diese Vorschrift, die somit vom politischen Gesichtspunkt als ein wahrer Segen für das Land bezeichnet werden muß. Freilich war im ersten Augenblicke alles stark vor Schreck. Selbst in deutschen Beamtenkreisen war man mit dieser „Berliner Ungeheuerlichkeit“ unzufrieden. Deutsche Zeitungen des Reichslandes ergingen sich in lauten Klagen und brachten die seltsame Weisheit der „Stammtische“ zum Ausdruck (der Stammtisch ist für viele Deutsche in Elsaß und Lothringen und damit auch für die Beurteilung gar mancher Verhältnisse des Reichslandes von der nämlichen Bedeutung wie für die eingeborene Bevölkerung der Notar): die völlig unhaltbare Maßregel sei nur eine Leistung der jüngeren Kräfte des Auswärtigen Amtes, die sehr bald von selbst wieder einschlafen werde. Insbesondere ward sie dem Grafen Herbert Bismarck in die Schuhe geschoben.

Deutschland könnte sich nur gratuliren, wenn von den „jüngeren Kräften“ seines diplomatischen Dienstes recht viele so ins Schwarze zu treffen verstanden, wie der Urheber dieser Paßverordnung. Welche naive Auffassung dieses Dienstes, die eine derartige Anordnung ohne den Reichskanzler für möglich und zulässig hält, eine Maßregel, bei der doch unsere ganze auswärtige Lage in Erwägung gezogen werden mußte! Daß der Kanzler in Friedrichsruh nicht in Schlafrock und Pantoffeln am Kaminfeuer sitzt, während in Berlin die „jungen Leute“ das Reichsregiment führen, dürfte seitdem wohl auch sonst klar geworden sein, auch verlautete alsbald in glaubhafter Weise, daß der Anregung zu dieser Maßregel eine vertrauliche Verständigung zwischen den deutschen Regierungen vorgegangen sei.

Es liegt die Frage nahe, was man gerade in deutschen Beamtenkreisen an einer Anordnung auszusetzen hatte, deren Zweck und Bedeutung doch am ehesten dieser erkennbar sein mußte. Waren einzelne in ihrer beschaulichen Behaglichkeit gestört worden oder galt ihr Unmut nur der „Berliner Einmischung“? Für heute sei davon Abstand genommen, in diese Erörterung einzutreten, sie berührt ein Gebiet, auf dem später einmal Umschau zu halten sein wird. Aber sicherlich hat der anfängliche Widerspruch Deutscher nicht wenig dazu beigetragen, die Elsaßler und Lothringer glauben zu machen, daß sie mit dieser für sie so empfindlichen Überraschung lediglich das Opfer einer gegen Frankreich gerichteten Chifane seien, die unmöglich lange andauern könne. Angesichts dieser Empfindlichkeit waren deutsche Geschäftsleute im Lande um den Verlust ihrer elsässischen Kundschaft, deutsche Unternehmer aller Art um die fernere Zugänglichkeit des von ihnen bisher nutzbar gemachten „einheimischen“ Kapitals besorgt. Von deutscher Seite stammten daher ursprüng-

lich die Klagen über wirtschaftliche Nachteile, und die Elsässer und Lothringer waren alsbald verständig genug, ihre Beschwerden über die für ihre französischen Beziehungen so unbequemen Schranke gleichfalls in den „wirtschaftlichen“ Mantel zu wickeln und hinter den von deutscher Seite versuchten Beweisen des durch die Paßverordnung hervorgerufenen wirtschaftlichen Ruins nicht zurückzubleiben. Man hat damit anfänglich sogar in der rechtsrheinischen Presse Eindruck gemacht, was bei der Unkenntnis, die im allgemeinen in der deutschen Zeitungs- welt in Bezug auf Elsaß-Lothringen herrscht und angesichts der kritisirenden Neigungen eines Theiles unserer öffentlichen Blätter nicht weiter Wunder nehmen kann. Eine sorgfältige und aus guten Quellen geschöpfte Umschau ergibt dagegen folgendes Bild.

Was zunächst Lothringen anlangt, so hatte die plötzliche Einführung des Paßzwanges allerdings anfänglich eine gewisse Aufregung hervorgerufen, die sich aber sehr bald erheblich gemindert hat, namentlich nachdem man sich überzeugt hatte, daß dem Verkehr nach Frankreich von deutscher Seite keine Hindernisse bereitet wurden und jedermann nach Wunsch Paß oder Paßkarte erhielt. Von einer wirtschaftlichen Schädigung kann schon aus dem Grunde keine Rede sein, weil die vielen Franzosen, welche auf Ausflügen zum Besuch, zum Vergnügen, in Familien- und Erbschaftsangelegenheiten u. s. w. aus Nancy oder andern Orten der französischen Grenzdepartements alljährlich nach Metz herüberkamen, dort nicht als Käufer auftraten. Allerdings lebten sie gern gut, und ein feines Diner oder Souper war in der Regel, wenn nicht der Zweck, so doch das Ende vieler französischen Ausflüge. So hat denn in der That die Oktroi-Verwaltung von Metz einen Rückgang im Delikatessenverkehr zu verzeichnen gehabt*), und die Gasthöfe, Cigarrenhandlungen, Verkäufer von kleinen „Souvenirs“ u. s. w. mögen die thatsächlich eingetretene Verminderung des Fremdenverkehrs wohl empfunden haben. Das sind aber Dinge, welche nicht eine nachhaltige wirtschaftliche Störung bedeuten und mit der Zeit, namentlich durch die fortdauernde starke deutsche Einwanderung, ihren Ausgleich finden werden. Diejenigen Franzosen, welche ernstlich „in Geschäften“ in Metz zu thun haben, kommen auch jetzt noch, so z. B. die Reisenden in Bijouterie- und ähnlichen Handelsartikeln; sie besuchen nach wie vor regelmäßig ihre Kundschaft. Ein großer wirtschaftlicher Rückgang war insbesondere für Metz und Umgegend mit dem Jahre 1870 eingetreten, und dieser ist allerdings noch nicht überwunden. Er betrifft hauptsächlich die Grundeigentümer. Noch heute stehen in Metz Häuser und Wohnungen leer, deren Besitzer nach Frankreich ausgewandert sind und an Deutsche weder vermieten noch ver-

*) Die Oetroleinnahme betrug in der Zeit vom 1. April bis zum 30. September d. J. aus feineren Fischen, Geflügel, Trüffeln und Pasteten 1141 M. 70. Pf. weniger als für den gleichen Zeitraum des vorigen Jahres.

kaufen wollen. Auch ist die Zahl der in solchem Umfange kaufkräftigen deutschen Einwanderer begreiflicher Weise gering und die große Zahl wohlhabender französischer Familien, welche ehebem Metz bewohnte und dort viel Geld ausgab, von deutscher Seite noch nicht wieder ersetzt worden. Noch übler steht es mit den hübschen kleinen Landgütern, Obst- und Weingütern der Umgegend. Diese sind zum großen Teil billig zu kaufen, doch würde erstens ein beträchtlicher Aufwand erforderlich sein, um sie nach langem Verfall wieder in die Höhe zu bringen, sodann ist bei den Deutschen die Neigung, einsam in einem unmauerten Landsitz inmitten einer französischen Bevölkerung zu leben, ziemlich gering. Aber diesem wirtschaftlichen Niedergang, der durch die Paßverordnung weder hervorgerufen noch gefördert worden ist, kann im größern Maßstabe nur durch deutsches Kapital abgeholfen werden. Daß dieses allmählich sich einstellt, beweisen die bedeutenden Einkäufe, welche die rheinischen Schaumweinfabriken in lothringischen Trauben machen. Schon vor zwei und drei Jahrhunderten hatte man erkannt, daß die Lothringer Traube sich für die Bereitung eines guten Schaumweines vorzüglich eignet, jetzt wird ein wesentlicher Teil der Weinernte an deutsche Häuser verkauft, und zwar zu Preisen, wie sie in der französischen Zeit nie erzielt worden sind. Der Weinbau geht also unverkennbar einem Aufschwunge entgegen, wobei noch gar nicht einmal in Betracht gezogen ist, daß die vorzüglichen Rotweine des Moseler Landes in Deutschland noch so gut wie gar nicht bekannt sind. Neuerdings beginnen deutsche Schaumweinhäuser auch größere Niederlassungen zum Pressen und Lagern des Weines an Ort und Stelle zu errichten, z. B. in Jouy aux Arches, wo eine rheinische Firma sechs große hydraulische Pressen aufgestellt hat. So wird sich mit der Zeit ein Ausgleich vollziehen, dessen Herannahen durch Maßnahmen wie die Paßverordnung nur beschleunigt werden kann. Es hat eben bisher an dem eisernen Besen gefehlt, der alles Französische rücksichtslos zum Lande hinauskehrte, und der brach, was nicht biegen wollte. Je mehr die Elemente abnehmen und schwinden, welche durch den Glauben an eine bevorstehende Wiedereroberung das wirtschaftliche Aufblühen hemmen und die Unsicherheit und Unverträglichkeit nähren, desto schneller wird sich Lothringen erholen, und zwar viel schneller mit dem Paßzwang als ohne ihn. Hierbei muß noch angeführt werden, daß eine nicht geringe Zahl vernünftiger Leute in Metz sich mit den neuen Verhältnissen längst ausgeöhmt oder doch abgefunden hat, und es giebt dort Stockfranzosen, Männer, die nach Abstammung und Überzeugung Franzosen sind, die aber seit dem Jahre 1872 deutsche Fabrik- und Handelshäuser fleißig und zuverlässig vertreten und für diese stets gute Geschäfte gemacht haben. Jedenfalls wird die möglichste Abwehr und Abkehr aller friedenstörenden Elemente von größtem Nutzen sein, und von diesem Gesichtspunkt ist die Paßverordnung nicht als ein wirtschaftlicher Nachteil, sondern als ein großer wirtschaftlicher Vorteil anzusehen, der die kürzlich selbst in klerikalen Blättern anerkannte allmähliche Besserung der Verhältnisse in

Lothringen nur befördern wird. Hat unter dem Einflusse des Paßzwanges die Überfiedlung von Alt-Weber Familien nach Frankreich wieder zugenommen, um den Erschwernungen des Familienverkehrs zu entgehen, so wird auch hier der Ausgleich durch deutsche Einwanderung nicht ausbleiben. Soweit diese abziehenden Familien Geschäftleute sind, suchen sie ihre Geschäfte vorher zu verlaufen, und es bietet sich da für tüchtige deutsche Kräfte manche gute Gelegenheit zur Begründung einer aussichtsreichen Existenz. Daß von Seiten des Reiches manches geschehen könnte, um das wirtschaftliche Gedeihen des Landes wieder zu beschleunigen und auf dauernde Grundlagen zu stellen, ist unbestreitbar. Unter solche Maßnahmen gehört z. B. die Kanalisation der Mosel. Ob es sich nicht empfehlen möchte, noch weiter zu gehen und in den französischen Sprachgebieten des Landes so zu verfahren, wie Preußen in seinen polnischen Provinzen, das heißt Ländereien anzukaufen und tüchtige deutsche Bauernkolonien zu gründen, ist eine Frage, die glücklicherweise auch die leitenden Kreise neuerdings zu beschäftigen beginnt. Der Rheinländer und Westfale, der Süddeutsche würde wahrscheinlich viel eher nach Lothringen als nach Posen und Westpreußen auswandern. Von der jetzigen deutschen Einwanderung, die sich im französischen Sprachgebiete verstreut, geht erfahrungsgemäß schon in der zweiten Generation viel verloren, gerade wie es im Polnischen gewesen ist; um so notwendiger würden geschlossene deutsche Ansiedlungen sein. Hundert Millionen Mark wären für solche vielleicht nützlicher angelegt als die gleiche Ausgabe für Festungsbauten.

Ober-Elsaß dürfte derjenige Teil des Landes sein, wo der Paßzwang sich wirtschaftlich am meisten bemerkbar gemacht hat, wengleich die Handelskammer schwerlich berechtigt sein möchte, den Schaden nach Millionen zu schätzen. Obwohl die oberelsässische Industrie sich den deutschen Markt längst mit gutem Erfolge erschlossen hat, so sind ihre Verbindungen nach Frankreich doch noch sehr bedeutend, und namentlich in allen feineren und kostbareren Fabrikaten, an denen bekanntlich meist viel Geld verdient wird. Es handelt sich in der Hauptsache um bedruckte baumwollene und leinene Stoffe, in deren Anfertigung die oberelsässische Industrie unerreichte Leistungen aufzuweisen hat. Der Absatz wird von den Fabrikanten teils direkt, teils durch Agenten betrieben, einzelne haben in Paris Filialen errichtet. Zum recht bedeutenden Teil vollzieht der Absatz sich jedoch durch persönlichen Einkauf der französischen Abnehmer, sowohl um der größern Auswahl an Ort und Stelle willen, als auch weil Lieferungen, Preise u. s. w. sich besser in der Fabrik selbst als mit dem Agenten verabreden lassen. Die Einkäufer der großen Pariser Häuser pflegen sich im Oktober und November einzustellen, zu Anfange des Jahres folgen die kleinern Häuser nach. War also hierin ein Rückgang bemerkbar, so ist an diesem nicht der erst am 1. Juni in Kraft getretene Paßzwang, sondern die ewige Kriegshetze der Pariser „Patrioten“ schuld. Dagegen sollen

allerdings im Juni und Juli die Käufer zum Teil weggeblieben sein, die um diese Jahreszeit beträchtliche Nachkäufe, namentlich in inzwischen fertig gewordenen Neuheiten vorzunehmen pflegen, und die nun diesmal ihren Bedarf in französischen Fabriken gedeckt haben. Aber man darf wohl annehmen, daß dies nur unter dem ersten Eindrucke der Passvorschrift geschehen ist. Die Vorzüglichkeit der oberelsässischen Fabrication wird die Käufer schon wieder ins Land ziehen. Der Handelsstand findet, auch in schwierigsten Lagen, doch immer die für ihn billigsten und bequemsten Wege, und unsre oberelsässischen Industriellen, die zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges Blockadebrecher zu Chartern wußten, um ihre Baumwolle aus den blockirten sübstaatlichen Häfen nach Havre zu bekommen, werden sich auch mit dem Passzwang einzurichten wissen.

Im Unter-Elsaß sind die Franzosen weit mehr Verkäufer als Käufer gewesen, ihr Fernbleiben ist daher gerade vom wirtschaftlichen deutschen Standpunkte um so erwünschter. Die meisten Bedürfnisse des Konsums können auch von Deutschland her gedeckt werden, und wer aus besonderen Gründen dennoch aus Frankreich kaufen will, wird darin durch den Passzwang nicht gehindert. Auch in Straßburg und namentlich in den Vogesen-Sommerfrischen ist das Ausbleiben französischer Gäste stark empfunden worden, aber daran hatte der ungünstige Sommer einen mindestens ebenso großen Anteil wie das Passbedikt. In der Schweiz waren ja bis zum Herbst hin die Gasthäuser gleichfalls leer, und die vom Elsaß ferngebliebenen Franzosen haben nicht einmal in den Schweizer Sommerfrischen Ersatz gesucht. Als im Spätsommer das Wetter sich besserte, hat es auch in den Straßburger Hotels viel Reisende nach der Schweiz und Italien gegeben, ebenso wie die Vogesen-Gasthäuser Ersatz durch deutsche und holländische Gäste gefunden haben. Allerdings wird es französischenden Elsässern jetzt nicht mehr möglich sein, dort unter dem Schutze der Franzosen die *Marceillaise* zu singen und allerlei Ungebühr gegen vereinzelte deutsche Touristen oder Familien zu unternehmen. Das ist vielleicht eine Beeinträchtigung der „Gefühle“, schwerlich aber eine solche des wirtschaftlichen Gedeihens. Wohl aber ist zu wünschen, daß aus dem ganzen Vaterlande sich im nächsten Sommer recht viele in die herrlichen Vogesenwälder aufmachen, von deren landschaftlichen Reizen in Nord- und Süddeutschland leider viel zu wenig bekannt ist. Vortreffliche Reisehandbücher weisen die Wege und geben nach jeder Richtung ausreichend Rat. Hoffentlich entschließen sich die preußischen Staatsbahnen, auch die Vogesen den deutschen Gebirgen einzureihen, zu denen, wie nach dem Schwarzwalde, Thüringen, dem Harz und Riesengebirge, dem Publikum der Zugang mit Vier- und Sechswochenbillets erleichtert wird. Gleichviel aus welchen Gründen wir das Land wieder unser gemacht haben, denn je gründlicher wir es von Frankreich trennen, desto mehr haben wir die Pflicht, für sein Gedeihen zu sorgen.

Was uns im Elsaß entgegensteht, ist eine Mischung von allemänischem Grenzboten IV. 1888.

Troß und französischen principes égalitaires, dazu ein Nichtverstehen, auch wohl Geringschätzen unsrer verwickelten bundesstaatlichen Einrichtung, gegenüber dem einheitlichen, straff regierten Frankreich. Eine besondere Hochachtung für diejenigen Regierungen und Institutionen, die sie sich in achtzehnjährigem „Umtrieb“, um einen deutschen Fortsausdruck zu brauchen, zu setzen pflegen, kann man den Franzosen vielleicht nicht zumuten. Davon steckt manches im Blute unsrer wiedergewonnenen Landsleute. Wenn z. B. der vor einigen Jahren verstorbene zweiundachtzigjährige Präsident des protestantischen Konsistoriums zu Straßburg dem Schreiber dieser Zeilen sagte: „Was mich hier festhält, ist daß meine Frau sich nicht von unsrer kleinen campagne (Landhaus) trennen wollte, sonst wäre ich mit meinen Verwandten nach Frankreich gegangen. Ich habe Napoleon von Wagram zurückkehren, habe Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp gesehen, habe die Republik erlebt und Napoleon III., Sie werden von mir nicht verlangen, daß ich an den Bestand irdischer Dinge glaube“ — so ist dies eine Wahrheit, die sich nur innerhalb eines so vielgeprüften Landes, da aber auch völlig begreifen läßt.

In diesem Gebiet zwischen Rhein und Vogesen haben Zeit und Menschen noch ein großes Stück Aufräumungsarbeit zu vollbringen. Elsaß-Lothringen hat jetzt gerade denselben Scheidungsprozeß durchzumachen, der ihm am Ende des 17. Jahrhunderts durch Ludwig XIV., am Ende des 18. Jahrhunderts durch die Revolution, von beiden aber viel schärfer und einschneidender auferlegt wurde. Man lese nur die französischen Maßnahmen und Verordnungen jener Zeit durch, die Berichte über die damalige Stimmung der Bevölkerung, über die Auswanderung nach Deutschland. Sie bieten fast das daselbe Bild, wie dieser jetzt seit 18 Jahren sich vollziehende Übergangsprozeß, nur mit dem Unterschiede, daß die Franzosen nach ihrer Gewohnheit unendlich viel sanfter, schneller und gründlicher verfahren. Viel Federlebens haben sie bekanntlich in eroberten Provinzen niemals gemacht. Wir sind sentimentaler angelegt und haben das Bedürfnis, nicht durch Furcht zu regieren, die durch große wirtschaftliche Maßnahmen versöhnt wird, sondern durch eine sich nur zu bald verbrauchende Höflichkeit und Milde, während wir uns große wirtschaftliche Neuschöpfungen durch die Fülle unsrer bürokratischen Umstände erschweren oder unmöglich machen. Das hat niemand besser begriffen, als die im Ganzen recht praktischen Elsässer der gebildeteren Klassen.

In die tausendfältig nach Frankreich gesponnenen Fäden der Familien- und Freundschaftsbeziehungen, der Kindererziehung hat nun endlich die Paßvorschrift tief und kräftig hineingeschnitten. Wir fassen unser Endurteil in die Worte eines Alt-Straßburgers zusammen, der zu einem dortigen deutschen Kaufmanne sagte: „Es ist das erste Mal, daß die deutsche Regierung ins Schwarze getroffen hat.“



Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands.

Von R. Pape.

Zweiter Teil.



on Osterreich, dessen Gebietsgestaltung im vorigen Teile dargestellt ist,*) kommen wir nun zu den Staaten in Süddeutschland: Baiern, Württemberg, Baden, Hessen. Das bringt schon die geographische Lage, das Aneinandergrenzen dieser Länder mit sich. Das entspricht aber auch der geschichtlichen Entwicklung; denn einerseits waren die politischen Beziehungen dieser Staaten zum Kaiserstaate viel enger, wenn auch nicht gerade freundlicher, als zu Norddeutschland; andererseits ist eine Reihe von Landschaften, die ehemals österreichisch waren, in den Besitz dieser Staaten übergegangen.

Ähnliche Gründe sprechen dafür, diese vier Staaten gemeinsam zu behandeln, abgesehen davon, daß ein solches Verfahren sich auch empfiehlt, um unnötige Weiterschweifigkeit zu vermeiden. Zwar ist es nicht die Stammeseinheit der Bevölkerung, die eine solche Darstellung erfordert; denn wenn auch von gewissen Eigentümlichkeiten gesprochen werden kann, die alle Süddeutschen von den Norddeutschen unterscheiden, so kann doch von einer Stammeseinheit nicht, im entferntesten die Rede sein; diese ist nicht vorhanden: Baiern, Schwaben, die verschiedenen Zweige der Franken, Alemannen sind unter einander so verschieden, wie oberdeutsche Stämme es nur sein können, und wie bereits bei der allgemeinen Beurteilung der neueren Staatenbildung in Deutschland ausgeführt worden ist, die Gemeinsamkeit des Stammes hat überhaupt hierbei keine wesentliche Rolle gespielt. Aber diese vier Staaten stehen durch ihre geographische Lage in einem so engen Zusammenhange mit einander, daß sie schon darum nicht von einander getrennt werden können. Dazu ist die Art und Weise, wie sich ihr Gebiet gebildet hat, bei allen viereen so gleichmäßig, daß dieser Umstand allein genügend wäre, um ihre gemeinsame Besprechung zu begründen und zu rechtfertigen. Man braucht z. B. nur die eine Thatsache hervorzuheben, daß diese vier Länder die Kernstaaten des Rheinbundes waren, und daß zu den Zeiten des Rheinbundes und nach

*) Siehe Grenzboten Nr. 40 ff.

dem Belieben Napoleons ihre Gebietsgestaltung im wesentlichen ihren Abschluß gefunden hat.

Seiner Lage, seiner Größe und seiner Bedeutung nach gebührt selbstverständlich Baiern der erste Platz. Es ist einer der wenigen Staaten in Deutschland, die noch den Namen eines altdeutschen Stammes bewahrt haben, und der einzige, der einen solchen mit einigem Rechte trägt. Denn das heutige Sachsen und die sächsischen Herzogtümer z. B. haben zur Führung des altberühmten Stammesnamens eigentlich gar keine geschichtliche Berechtigung. Ob Hessen überhaupt der Name eines altdeutschen Stammes ist, ist zum mindesten zweifelhaft, wie das seinerzeit nachgewiesen werden soll. Die Bewohner des heutigen Baierns gehören nun zwar nicht alle, ja nicht einmal ihrer überwiegenden Mehrheit nach, dem gleichnamigen Volksstamme an; die Bevölkerung fränkischer Abstammung ist weit zahlreicher als die bairischer; aber die eigentlichen Baiern bilden doch den Kern und Grundstamm dieses Staates. Allerdings ist Baiern in gewissem Sinne auch das Mutterland von Österreich; als Pipin, der Sohn Karls des Großen, die Avarn besiegt hatte, gründete er gegen diese die avarische Mark; da diese mit bairischen Anbauern bevölkert wurde, nannte man sie auch die bairische Mark; diese wurde unter Otto dem Großen als Ostmark neu begründet, und sie bildet den Kern von Österreich. Auch andre Provinzen Österreichs: Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten u. s. w., haben in alten Zeiten zu Baiern gehört, und die Deutschen in diesen Ländern sind unbedingt ursprünglich dem bairischen Stamme zuzuzählen. Eine förmliche Abtrennung Baierns von Österreich erfolgte erst, als Österreich im Jahre 1156 durch Friedrich Barbarossa zu einem eignen, auch in weiblicher Linie erblichen Herzogtume erhoben wird. Die Versuche der Herrscher beider Länder, sich gegenseitig aus ihrem Besitze zu verdrängen, sei es ganz, sei es teilweise, haben bis in unser Jahrhundert fortgedauert. Das Gefühl einer uralten Stammeszusammengehörigkeit der Bewohner spielt aber dabei durchaus keine Rolle, sondern ist im Gegenteil völlig verloren gegangen, und die Spuren davon sind, abgesehen von der Verwandtschaft der Dialekte, durch den verschiedenen geschichtlichen Entwicklungsgang völlig verschwunden. Ja obgleich die Politik der Dynastien mehrfach bei wichtigen Gelegenheiten Hand in Hand ging, kann man doch behaupten, daß zwischen Baiern und Österreichern geradezu eine Art von Nationalhaß herrscht. Weber in seinem „Demokritos“ führt ein altes Sprichwort an, das lautet: „Österreichisch und bairisch Blut in einem Topfe macht eins das andre hinauspringen.“ Von dem gegenseitigen Haße der Bevölkerungen zeugen am besten die beiden Versuche der bairischen Fürsten der Neuzeit, sich Tirols zu bemächtigen und sich in seinem Besitze zu behaupten, zum erstenmale während des spanischen Erbfolgekrieges, zum zweitenmale während der Napoleonischen Zeit. Während jenes Krieges war Baiern jahrelang von den Österreichern besetzt, der Kurfürst Max Emanuel aus seinem Lande verjagt und ge-

ächtet. Unter den vielen blutigen Gräueln jener Zeit, die der Stammeshafz hervorrief, ist am bekanntesten die sogenannte Sendlinger Schlacht. Um die österreichische Besatzung in München zu überfallen und so die Befreiung ihres Landes zu ermöglichen, zogen in dunkler Nacht die Landleute aus den oberbairischen Bergen, bewaffnet mit alten Donnerbüchsen, Morgensternen und Sensen, heran gegen die Hauptstadt; ihr Wahlspruch war: „Lieber bairisch sterben als kaiserlich verderben!“, ein Wort, das meines Wissens damals zuerst angewandt wurde und später die wunderbarlichsten Umgestaltungen erfahren hat. Doch ihr Vorhaben war verraten worden; sie kamen nur bis Sendling in der Nähe von München, und ein furchtbares Blutbad erstickte den Erhebungsversuch. Bei solchen Vorgängen konnte ein Gefühl von gemeinsamer Abstammung sich nicht halten.

Der Name Baiern wird gewöhnlich auf den alten keltischen Völkers Stamm der Bojer zurückgeführt, nach denen auch Böhmen (Bojehemum, Böhheim) genannt sein soll. Diese Bojer dehnten zeitweilig ihr Gebiet von Norditalien bis weit über die Alpen hinüber nach Böhmen aus. Der in Oberitalien ansässige Zweig wurde schon früh, etwa zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt, von den Römern unterworfen; aus Böhmen wurden sie nach einer Mitteilung des Tacitus im Jahre 8 vor Christo durch Markomannen vertrieben. So wurden die Bojer in die Lande an der mittlern Donau, namentlich zwischen Lech und Inn, zusammengebrängt, und ihre Reste vermischten sich dort mit den germanischen Stämmen (Heruler, Rugier, Gepiden), welche die Stürme der Völkerwanderung dorthin geworfen hatten, und der so entstandene Stamm nannte sich Bojoarier, woraus dann nach und nach Bojoaren, Bajuwaren, Baiwaren und Baiern gebildet wurde. Der Name ist zwar auch in anderer Weise erklärt worden, doch mit wenig Wahrscheinlichkeit.

Über die Verhältnisse Baierns zum Frankenreiche, namentlich über die wichtige Stellung, die dieses Herzogtum als Kern des Gebietes, welches im Vertrage von Verdun Ludwig dem Deutschen zufiel, einnahm, soll hier nichts weiter gesagt werden, da diese Verhältnisse auf die Gebietsentwicklung des heutigen Staates keinen Einfluß gehabt haben. Aus demselben Grunde braucht nur kurz darauf hingewiesen zu werden, daß Baiern dann längere Zeit von Fürsten aus dem karolingischen Geschlechte beherrscht wurde. Die Hauspolitik der sächsischen Kaiser brachte es mit sich, daß das wichtige Land möglichst enge mit der regierenden Dynastie verknüpft wurde. Kaiser Otto I. verlich es daher seinem Stiefbruder Heinrich. Einer der Nachkommen dieses Herzogs erlangte die Kaiserkrone und ist unter dem Namen Heinrich II. der Heilige bekannt. In ähnlicher Weise suchten die Kaiser aus dem fränkischen Hause sich den Besitz des Herzogtums zu sichern, indem sie teils ihre Söhne, teils andre Verwandte damit belehnten. Die Kaiserin Agnes, die Mutter und Vormünderin Heinrichs IV., übertrug es dem sächsischen Großen Otto von Nordheim, um sich dessen Unter-

stützung zu verschaffen. Da dieser aber trotzdem feindlich gegen das Kaisergeschlecht auftrat, so wurde es ihm durch einen Reichstagspruch wieder entzogen, aber seinem Schwiegersohne, dem Grafen Welf I., einem Sohne des Grafen Azzo von Este, der aus einer Nebenlinie des ältern welfischen Hauses herstammte, übertragen. Dieser gab den minder berühmten väterlichen Namen Este auf und wurde Stammvater der jüngern welfischen Linie, die später auf den Thronen von Braunschweig, Hannover und Großbritannien saß, und deren Oberhaupt heute der hannoversche Prätendent, der Herzog von Cumberland, ist. Unter den bairischen Welfen ragen hervor die drei Heinriche, der Schwarze, der Stolze und der Löwe. Ihr folgenschweres Eingreifen in die Geschichte des Vaterlandes gehört der allgemeinen deutschen Geschichte an. Unter dem letzten mächtigsten Herzoge, der Baiern und Sachsen zugleich besaß, hatte die Macht des Welfengeschlechtes ihren Gipfel erreicht. Der Löwe glänzte unbedingt als zweiter Stern am Fürstenhimmel des damaligen Deutschlands, ja sein Licht überstrahlte zeitweilig fast das des ersten Sterns, des gewaltigen Kaisers, Friedrichs des Rotbarts. Auf keinen deutschen Fürsten passen vielleicht so gut wie auf ihn die bekannten Verse Schillers aus der Braut von Messina:

Iren ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was den Herzen gelüftet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.

Sein in den Jahrbüchern deutscher Geschichte unerhörter Treubruch, sein schwarzer Verrat an Kaiser und Reich, der die furchtbare Niederlage bei Legnago verurschuldete, führten den Sturz des Welfenfürsten und seines Stammes herbei. Der edelherzige und hochgesinnte Herrscher konnte dem meineidigen Lehnsmanne, der ihn und das Vaterland so furchtbar geschädigt hatte, wohl das verwirkte Leben schenken und die verhältnismäßig leichte Strafe der Verbannung über ihn aussprechen. Aber seine beiden Herzogtümer gingen verloren, und seinen Nachkommen verblieb nur das Erbe seiner Mutter, die Lande Braunschweig und Lüneburg.

Kein Ereignis der mittelalterlichen Geschichte unsers Vaterlandes, auch nicht einmal der Untergang des herrlichen Geschlechtes der Staufer, hat einen so großen und so nachhaltigen Einfluß auf die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands geübt wie der Sturz Heinrichs des Löwen (1180). Mit diesem Sturze beginnt die Gebietsgeschichte des heutigen Staates Baiern, die mit der Geschichte der neuen Dynastie, welche an die Spitze des Landes gestellt wurde, völlig zusammenfällt, wie das ja bei allen Einzelstaaten Deutschlands fast ausnahmslos der Fall ist.

An die Stelle des entsetzten Hauses Welf-Este trat das Haus Wittels-

bach, das in zwei Linien, der königlichen und der herzoglichen, noch heute blüht. Die Stamburg, nach der sich das Geschlecht nennt, lag in der Nähe von Aichach in Oberbaiern, nicht weit entfernt von der alten Reichsstadt Augsburg, an der heutigen Bahn Ingolstadt-Augsburg; sie wurde im Jahre 1209 von Grund aus zerstört, so daß sich nicht einmal Trümmer von ihr erhalten haben; ein Obelisk bezeichnet aber die Stelle, von der das Fürstenhaus, das mehrmals so tief und nachhaltig eingriff in die Geschichte des Vaterlandes, seinen Namen führt. Die Wittelsbacher stammen ab von den Pfalzgrafen von Scheuern, und deren Geschlecht wird wieder von den Agilolfingern oder von den Karolingern abgeleitet. Jedenfalls war der Herzog Luitpold aus diesem Hause, der beim Aussterben der Karolinger in Deutschland Herzog von Baiern war, ein Neffe des Königs Arnulf, gewöhnlich genannt von Kärnthen. Als die Nachkommen dieses Luitpold ausgestorben waren, verließ Kaiser Otto, wie bereits oben erwähnt, das Herzogtum seinem Stiefbruder Heinrich, nicht dem nächsten Verwandten, dem Pfalzgrafen von Scheuern. Otto III. aus diesem Geschlechte machte aus seiner Stamburg Scheuern ein Benediktinerkloster und baute Burg Wittelsbach. Otto V. wurde von Friedrich dem Rotbart mit dem Herzogtume Baiern belehnt, während sein jüngerer Bruder das Stammland Scheuern behielt und den Titel eines Pfalzgrafen von Wittelsbach annahm. Aus dieser Linie stammte der Otto von Wittelsbach, der auf der Altenburg bei Bamberg, dem vormaligen Babenberg, den Kaiser Philipp von Schwaben ermordete. Hierfür wurde er geächtet, und sein Land, die alte Pfalzgrafschaft Scheuern, mit dem Herzogtume Baiern vereinigt.

Außer seinen Stammbesitzungen brach der erste Wittelsbacher nur Ober- und Niederbaiern, und zwar ohne die heute zu diesen Regierungsbezirken gehörigen Gebiete, die erst infolge der Säkularisierungen und Mediatisierungen im Anfange dieses Jahrhunderts damit vereinigt worden sind. Sein Land war also nicht sehr bedeutend. Sein Sohn, Herzog Ludwig, erweiterte sein Gebiet bis über die Donau hinaus nach dem Aussterben der Burggrafen von Regensburg und der Grafen von Sulzbach. Durch Kaiser Otto IV. wurde er dann mit einigen Gütern der Grafen von Andechs und mit einigen Reichslanden, wie Böhburg, Reichenhall u., belehnt. Viel wichtiger war es, daß der Hohenstaufe Friedrich II. ihm die Pfalzgrafschaft bei Rhein verlieh. In diesem Fürstentume, auf dessen Entstehung hier nicht näher eingegangen werden kann, hatten bereits Pfalzgrafen aus dem Hause Scheuern geherrscht, und zwar von 966, wo Kaiser Otto I. die Pfalz an Hermann von Scheuern gab, bis 1099. Dann folgten dort Fürsten aus verschiedenen Häusern; der letzte war Heinrich von Braunschweig, der älteste Sohn Heinrichs des Löwen. Über diesen wurde im Jahre 1215 die Reichsacht ausgesprochen, doch wich er nicht gutwillig, und Ludwig von Baiern gelangte niemals in unbestrittenen Besitz des Landes. Der langjährige Streit zwischen Wittelsbachern und Welfen wurde erst beigelegt, als Otto II. von Baiern, der

Erlauchte, noch zu Lebzeiten seines Vaters Ludwig (1227) die welfische Erbtöchter Agnes von der Pfalz heiratete. Diese Heirat ist für die Gebietsentwicklung Baierns von größter Wichtigkeit; durch sie wurde die Verbindung der Pfalz mit Baiern befestigt und gesichert, und diese Verbindung ist mehrfach von großer Bedeutung für die Geschichte des Gesamtvaterlandes gewesen. Der Versuch Ottos II., bei dem Aussterben des Hauses Babenberg Österreich wiederzugewinnen, mißlang vollständig. Doch erwarb er noch einige der Andechs'schen Besitzungen und, was weit wichtiger ist, wurde von Kaiser Konrad IV. mit einer Anzahl von Gütern im alten Nordgau, südlich vom Fichtelgebirge, belehnt, die früher zum Herzogtume Schwaben gehört hatten.

Nach seinem Tode (1255) trat die erste Teilung Baierns ein; sein älterer Sohn, Ludwig der Strenge, erhielt die Pfalz und Oberbaiern mit der Hauptstadt München, während der jüngere, Heinrich, Niederbaiern mit Landshut bekam. Beide erweiterten ihre Lande namentlich durch vormalige Besitzungen der Hohenstaufen, nachdem dieses Helbengeschlecht seinen tragischen Untergang gefunden hatte. Die beiden Söhne Ludwigs des Strengen, Rudolf und Ludwig, regierten anfangs gemeinsam und teilten später ihr Land in der Weise, daß Rudolf, der ältere, die Rheinpfalz und die Güter im Nordgau erhielt, während Oberbaiern an Ludwig fiel. Der letztere, bekannt unter dem Namen Ludwig der Baiern, kämpfte anfänglich mit Friedrich dem Schönen von Österreich um die deutsche Krone, wurde aber seit 1322 allgemein als Kaiser anerkannt. Ludwig der Baiern bestätigte in dem mit den Söhnen seines verstorbenen Bruders Rudolf abgeschlossenen Vergleiche zu Pavia (1329) diese Länderteilung. Die Rheinpfalz und die Oberpfalz (diese Bezeichnung wird hier zum erstenmale angewandt) blieben nun fast für drei Jahrhunderte von Baiern getrennt.

Das Bestreben Kaiser Ludwigs von Baiern, sich eine große Hausmacht zu schaffen, hatte den Erfolg, daß er Brandenburg zeitweilig an sein Haus brachte. Der Versuch, sich Tirol anzueignen, schlug jedoch gänzlich fehl. Die nächsten anderthalb Jahrhunderte sind ausgefüllt mit fortwährenden Teilungen der bairischen Länder; einmal sind sogar vier Linien vorhanden, in München, Landshut, Ingolstadt und Straubing. Erst Albrecht IV. von München, der 1504 zur Regierung kam, vereinigte wieder den Besitz seines Hauses, mußte jedoch an die pfälzischen Wittelsbacher die sogenannte junge Pfalz abtreten, woraus sich später die reichsunmittelbaren Fürstentümer Neuburg und Sulzbach entwickelten. Die Erwerbungen bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges waren gering: es waren die Reichsgrafschaften Hals und Paag, die Herrschaft Hohenchwangau, die freie Reichsstadt Donaauwörth und die Herrschaft Mindelheim nebst Schwabach.

Die letzten beiden Erwerbungen fallen bereits in die Regierungszeit Maximilians I., den bairische Geschichtsschreiber wohl den Großen genannt haben. Jedenfalls muß zugestanden werden, daß er eine der hervorragendsten Persönlich-

keiten ist, die in jenem grausigen Mordkampfe, den man den dreißigjährigen Krieg nennt, eine Rolle gespielt haben, vielleicht die bedeutendste, was Charakterfestigkeit, Folgerichtigkeit des Handelns und Thatkraft betrifft. Als Oberhaupt der Liga ist er der wichtigste und gefährlichste Gegner seines pfälzischen Vetteres, Friedrichs V., des Führers der protestantischen Union. Die beiden Zweige des Hauses Wittelsbach stehen beim Ausbruche des Krieges in tödtlicher Feindschaft einander gegenüber als die Vertreter der beiden Glaubensbekenntnisse und der beiden Prinzipien, die um Dasein und Herrschaft im Reiche mit einander ringen. In der Schlacht am weißen Berge fallen die blutigen Würfel zu Gunsten des Katholizismus und Baierns. Die unmittelbare Folge dieses Sieges, dessen Verdienst wesentlich Maximilian und seinem Feldherrn Tilly gebührt, war die Besignahme der Oberpfalz. Nachdem Georg Friedrich von Baden, Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig, der Administrator des säkularisirten Bistums Halberstadt, besiegt und verjagt waren, theilte die Unter- oder Rheinpfalz das Schicksal der Oberpfalz. Im Jahre 1623 verließ Kaiser Ferdinand seinem treuesten und mächtigsten Bundesgenossen und Helfer die durch die Achtung Friedrichs von der Pfalz erledigte Kurwürde. Die Wechselfälle des blutigen Krieges zu verfolgen, in dessen Verlaufe z. B. der lorbeerbesäumte Schwedenkönig siegreich in München einzog, liegt nicht im Plane dieser Arbeit. Der westfälische Friede bestätigt Maximilian die Kurwürde und den Besitz der Oberpfalz mit der Grafschaft Cham; 1651 räumten die Schweden das Land, das sie bis dahin besetzt hielten, und es verblieb dauernd bei Baiern. Die Rheinpfalz dagegen wurde dem Sohne des geächteten und in der Fremde verstorbenen „Winterkönigs,“ Karl Ludwig, zurückgegeben, und eine achte Kur im Reiche für ihn begründet (1652).

Nach dem Tode jenes Maximilian (1651), der den Rang seines Hauses so erhöht und sein Gebiet so bedeutend vergrößert hatte, bis zum Aussterben der bairischen Wittelsbacher (1777) folgten noch vier Kurfürsten. Zwei von ihnen, Max Emanuel, der im spanischen Erbfolgekriege ein Verbündeter Frankreichs war, und Karl Albert, der sich als deutscher Kaiser Karl VII. nannte, wurden zeitweilig durch die österreichischen Waffen aus ihren Landen vertrieben; ersterer verfiel sogar der Reichsacht. Die endgiltigen Friedensschlüsse änderten an dem Besitzstande nichts. Die Erwerbungen in dem bezeichneten Zeitraume sind nicht erheblich, nämlich die Gemeinherrschaft Rothenburg und die Herrschaften Breitenegg und Hohenwaldeck.

Im Jahre 1777 starben mit dem kinderlosen Kurfürsten Maximilian Joseph die bairischen Wittelsbacher aus, und ihre Besitzungen gingen auf den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz über. In diesem Lande war die alte Kurlinie im Jahre 1685 ausgestorben, und die Kurwürde war auf Pfalz-Neuburg übergegangen. Im Jahre 1742 erlosch auch dieser Zweig des erlauchten Geschlechtes, und die Sulzbacher folgten in der Kur. Dieser Linie gehört Karl Theodor an, der von 1779—1799 regierte und die pfälzischen

Land, soweit er sie besaß, mit Baiern vereinigte. Daß er im Frieden zu Teschen, der den bairischen Erbfolgekrieg beendete, das Innviertel verlor, ist schon bei der Darstellung der Gebietsentwicklung Österreichs erwähnt worden; ebenso, daß der Plan Kaiser Josephs, Baiern durch Tausch gegen die österreichischen Niederlande an sich zu bringen, durch Stiftung des Fürstentums vereitelt wurde. Nach dem Ausbruche des Revolutionskrieges wurde ein großer Theil der pfälzischen Lande von den Franzosen besetzt; zeitweilig überschwemmte Moreau mit seinem Heere auch Baiern und die Oberpfalz. Im Frieden von Campo Formio wurde durch die geheimen Bedingungen Österreich die Verwendung Frankreichs für die Erwerbung erheblicher bairischer Gebiete zur Entschädigung für seine Verluste in Aussicht gestellt. Wirklich ausgeführt wurde hiervon jedoch nichts, und als nach dem Tode des gleichfalls kinderlosen Karl Theodor der schon bei der Thronbesteigung dieses Fürsten zu seinem Nachfolger bestimmte Herzog Max Joseph von Zweibrücken aus der Linie Birkenfeld den Thron bestieg, vereinigte er für kurze Zeit die sämtlichen pfälzischen und bairischen Lande.

Pfalzbaiern, wie man das Land von 1777 an bis zu seiner Erhebung zum Königreiche zu bezeichnen pflegte, war unzweifelhaft nach Österreich und Preußen der bedeutendste und mächtigste Staat des deutschen Reiches. Sein Gebiet wurde bei der Thronbesteigung des Kurfürsten, des späteren Königs Max Joseph auf 994 Quadratmeilen mit 2 Millionen 250,000 Einwohnern berechnet. Es umfaßte, außer Kurbaiern und der Oberpfalz, die eigentliche Pfalz bei Rhein nebst den Fürstentümern Simmern, Lautern und Weldenz und einem Teile der Grafschaft Sponheim; dann die sog. junge Pfalz, Neuburg und Sulzbach, die beiden niederrheinischen Herzogtümer Jülich und Berg, und endlich das Fürstentum Zweibrücken nebst der Herrschaft Rappoltstein im Elsaß und der Grafschaft Lützelstein in Lothringen. Es bedarf kaum des Hinweises darauf, daß dieser verschiedenen Landesteile, die durch die wunderlichsten Verhältnisse zu einem Staatsganzen bunt zusammengewürfelt waren, auf Stammeszusammengehörigkeit auch nicht den geringsten Anspruch machen konnten. Der Friede zu Lunéville sprach das ganze linke Rheinufer Frankreich zu, und Baiern verlor dadurch seine linksrheinischen, ehemals pfälzischen Besitzungen, 206 Quadratmeilen mit 560,000 Einwohnern. Der Reichsdeputations-Hauptschluß brachte dafür vollständige Entschädigung, 286 Quadratmeilen mit etwa 800,000 Einwohnern. Es erhielt: fast das ganze Bistum Würzburg mit der von diesem umschlossenen Reichsstadt Schweinfurt; den westlichen Teil des Bistums Passau, das Bistum Bamberg, das Bistum Freising nebst der Grafschaft Werdenfels; die gefürstete Abtei Kempten; die Reichsstädte Kempten, Kaufbeuren, Ulm, Nördlingen, Rothenburg, Weißenburg, Windsheim, Dinkelsbühl, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch, Ravensburg; eine Anzahl von Reichsdörfern; Baldfassen, Elchingen und zehn andre Reichsabteien; Teile des

Augsburg, der östliche Teil des Bistums Passau, die freien Reichsstädte Augsburg und Lindau, die bisher österreichische Markgrafschaft Burgau, die Grafschaften Hohenembs und Königsegg nebst Weiler, Tettmang und Langenargen und endlich, last, not least, die gefürstete Grafschaft Tirol mit Bortarberg und den Bistümern Brixen und Trient. Dafür konnte es wohl Würzburg und Schweinfurt an Napoleon zurückgeben.

Im Jahre 1806, noch vor der Stiftung des Rheinbundes, erhielt es das gegen Hannover von Preußen an Napoleon abgetretene Ansbach, mußte aber dafür auf das Herzogtum Berg verzichten. Für die Bereitwilligkeit, mit der Baiern bald darauf dem Rheinbunde beitrug, durch dessen Stiftung das arme, verratene deutsche Reich den Todesstoß empfing, wurde es durch den erhabenen Protektor jenes Bundes in freigebigster Weise belohnt: die freie Reichsstadt Nürnberg nebst ihrem Gebiete, die Deutsch-Ordens-Kommenden Rohr und Waldstetten, die Grafschaften und Herrschaften Pappenheim, Schwarzenberg, Speckfeld, Castell, Wiesentheid, Hohenlohe-Schillingfürst und Hohenlohe-Kirchheim, Sternstein, Öttingen und das Gebiet der Grafen von Fugger fielen ihm zu. Daß in dem bald darauf ausbrechenden Kriege mit Preußen die bairischen Krieger ihr Blut für den fremden Imperator vergossen, war gewiß das wenigste, was dieser großmütige Gönner des Landes als Zoll der Dankbarkeit verlangen konnte.

Das Jahr 1809 brachte einen neuen Krieg gegen Österreich und zugleich den Aufstand der Tiroler unter Andreas Hofer. Der Friede zu Wien, genauer der zu Schönbrunn, brachte neue Gebietsveränderungen, die wiederum eine erhebliche Vergrößerung bedeuteten. Diese kamen allerdings erst im folgenden Jahre, 1810, zur Ausführung. Baiern trat ab: an Frankreich das südliche Tirol, an Württemberg die früheren Reichsstädte Buchhorn (jetzt Friedrichshafen), Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Ulm, Vöppingen, und einige kleine Bezirke an das Großherzogtum Würzburg. Dagegen erhielt es das Fürstentum Baireuth, das Herzogtum (seitherige Erzstift) Salzburg nebst der gefürsteten Propstei Berchtesgaden, das Bistum Regensburg, das Innviertel und einen Teil des oberösterreichischen Hausruckviertels. Daß es für diese großen Erwerbungen eine erhebliche Geldsumme bezahlen mußte, die Napoleon mit auf die Kosten für den russischen Feldzug verwandte, konnte gar nicht ins Gewicht fallen. Von den dreißigtausend bairischen Landeskindern, die dem großen Schlachtenkaiser nach Rußland folgen mußten, sah kaum einer seine Heimat wieder. Aber was wollte das sagen, wenn nur das bairische Großmachtsbedürfnis befriedigt wurde! Der bekannte Ausspruch Napoleons, er wolle Baiern so mächtig machen, daß es allein Österreich gewachsen sei, war beinahe verwirklicht worden. Der Friede zu Presburg hatte das Land um 520 Quadratmeilen mit 700 000 Einwohnern vergrößert; dazu kamen im Jahre 1806 noch 206 Quadratmeilen mit 600 000 Einwohnern, und nach der Abtretung von

Würzburg und Berg (164 Quadratmeilen mit 550 000 Einwohnern) berechnete man im Jahre 1807 das Gebiet des neugebenedenen Königreichs auf 1636 Quadratmeilen mit 3 Millionen 300 000 Einwohnern. Die Vergrößerung im Jahre 1810 sollte sich auf 300 Quadratmeilen mit 700 000 Einwohnern belaufen; die Abtretungen in Südtirol, das Napoleon zu seinem Königreiche Italien schlug, an der Donau und am Main umfaßten reichlich 200 Quadratmeilen mit 450 000 Einwohnern. Zu den Zeiten seiner größten Ausdehnung umfaßte der bairische Staat also 1736 Quadratmeilen, und seine Bevölkerung wurde berechnet auf 3 Millionen 550 000 Einwohner.

Nach den Niederlagen der Franzosen bei Großbeeren, an der Raabach, bei Hagelberg, bei Kulm und Rollendorf, bei Dennewitz und endlich bei Wartenburg an der Elbe war die Macht Napoleons derartig erschüttert, daß er die lange behauptete Stellung an der Elbe mit Dresden als Mittelpunkt nicht mehr halten konnte. Er führte seine Kriegerschaaren rückwärts in die weiten, fruchtbaren Gefilde um Leipzig, um dort den letzten Entscheidungskampf zu kämpfen. Die leitenden Männer in Baiern sahen, daß von dem bisherigen Protektor nichts mehr zu hoffen war, und schlossen mit Osterreich den mehrfach erwähnten Vertrag zu Nied. (8. Oktober 1813). Dieser sicherte Baiern für die dem Kaiserstaate zurückzugebenden Lande vollständige, gleichwertige Entschädigungen zu. So glaubte sich Baiern für alle Fälle gesichert. Trotzdem bereitete der Wiener Kongreß auch in dieser Beziehung arge Täuschungen. Denn so sehr es auch Metternich liebte, den Beschützer der Mittelstaaten zu spielen, um eine Einigung Deutschlands und ein Erstarken Preußens zu verhindern, so ging seine Gefälligkeit doch nicht so weit, altösterreichische Besitzungen in dem Besitze Baierns zu lassen. Nach mehrjährigen, höchst unerquidlichen Verhandlungen traten Tirol nebst Vorarlberg, das vormalige Erzbiätum Salzburg, das Innviertel und das Hausrückviertel unter das Szepter des Kaisers zurück. Diese Gebiete umfaßten etwa 600 Quadratmeilen. Als Entschädigung erhielt Baiern dafür zunächst nur das bisherige Großherzogtum Würzburg und das frühere kurmainzische Fürstentum Aschaffenburg. Zur Befriedigung seiner weitem Ansprüche versprach ihm Osterreich, außer linksrheinischen Gebieten, die Frankreich abtreten mußte, die rechtsrheinische Pfalz mit Mannheim und Heidelberg, die im Besitze Badens war. Eine Zerstückelung Badens aber war am Kongreß und später bei der Territorialkommission in Frankfurt a. M. nicht durchzusetzen, und Metternich erklärte, daß unter gleichwertigen Entschädigungen nur solche zu verstehen seien, die etwa eine gleiche Einwohnerzahl hätten, wenn auch der Umfang geringer wäre. Darüber heftiger Zorn bei den Leitern der „Großmacht“ Baiern; namentlich der schlaue Minister Montgelas und der „Feldherr“ Brede, von denen der letztere von sich zu sagen liebte: „Ein Feldmarschall Brede unterzeichnet nur mit dem Degen!“, waren höchst erbittert. Aber all ihr Värmen half nichts; diesmal mußten sie sich

fügen. Die Bevölkerungsziffer des Staates blieb zwar annähernd dieselbe, aber die gesamten Entschädigungen betrug zusammen nur etwa 250 Quadratmeilen; es waren, außer Würzburg und Aschaffenburg, die linksrheinischen Gebiete, welche die heutige bairische Rheinpfalz bilden, und von der rechtsrheinischen Pfalz nur der nördliche Teil der Grafschaft Wertheim. Durchsetzen konnte Baiern nicht mehr; daher fühlte es sich höchst beeinträchtigt in seinen angeblich wohlbegründeten Ansprüchen und wohl erworbenen Rechten. Diese gab es auch noch lange nicht auf; im Jahre 1827 trat es wieder offen damit auf, und im Jahre 1866 spulte dies Gespenst von neuem, sowohl vor Ausbruch des Krieges, als der Großherzog von Baden wenig geneigt war, sich Österreich und den andern süddeutschen Staaten anzuschließen, wie gegen Ende desselben, als verlautete, daß Preußen von Baiern große Gebietsabtretungen (Ansbach, Baireuth, Nürnberg) verlangen würde.

Durch den Wiener Kongreß und die nachfolgenden Einzelverträge war das Gebiet des bairischen Staates gegen den Bestand von 1813 um etwa 350 Quadratmeilen verkleinert worden. Man berechnete es auf 1388 Quadratmeilen. Eine weitere, aber nicht erhebliche Verringerung brachte das Jahr 1866. Das Bezirksamt Gersfeld, das Landgericht Orb (ohne Aura) und die Exklave Kaulsdorf fielen an Preußen, zusammen 10 Quadratmeilen, so daß Baiern jetzt 1378 Quadratmeilen (75863,45 Quadratkilometer) enthält. Wenn man dieses Gebiet, das, abgesehen von der abgeforderten Lage der Rheinpfalz, einen so einheitlich abgerundeten Eindruck macht, jetzt auf einer Karte betrachtet, so sollte man gar nicht glauben, auf wie wunderliche Weise es zusammengelassen ist. Folgende kurze Zusammenstellung wird ein anschauliches Bild davon geben. Das heutige Baiern enthielt ehemals selbständige Gebiete oder Teile von solchen: 1. aus dem alten österreichischen Kreise 4; 2. dem bairischen Kreise 24; 3. dem schwäbischen Kreise 30; 4. dem fränkischen Kreise 20; 5. den beiden rheinischen Kreisen 21. Das sind im ganzen 99 ehemalige Einzelgebiete oder Teile von solchen; dabei sind aber die sehr zahlreichen Gebiete der Reichsritterschaft, die doch schließlich auch reichsunmittelbar waren, nicht mitgerechnet.

Nach den Angaben der neuen Auflage des großen Lehrbuches von Daniel, denen allerdings noch die Berechnungen von 1875 zu Grunde liegen, sind von den 6,022,904 Einwohnern, die damals das Land hatte, Baiern $1\frac{3}{4}$ Millionen in Oberbaiern, Niederbaiern und der Oberpfalz, Schwaben $\frac{1}{2}$ Million in Schwaben und Neuburg, Alemannen 15000 im Allgäu, Franken $2\frac{1}{4}$ Millionen in Ober-, Mittel- und Unterfranken, der Oberpfalz und der Rheinpfalz, Obersachsen 60000 im Vogtlande, Wallonen 3500 in der Pfalz und endlich Juden 51,335. Diese Zahlen haben sich bis heute allerdings etwas geändert; das Verhältnis der einzelnen Stämme unter einander ist aber wohl dasselbe geblieben.

Und ungeachtet solcher Thatfachen, die freilich in weitern Kreisen viel zu wenig bekannt sind, wagt man noch immer von einer uralten, geschichtlich be-

gründeten Stammeszusammengehörigkeit der Bevölkerungen der Mittel- und Kleinstaaten zu reden! Keins von den politischen Schlagwörtern, mit denen man lange Jahre den gesunden Sinn des Volkes verwirrt und verblendet hat, entbehrt so sehr aller geschichtlichen Begründung wie gerade dieses. Das beweist ebenso schlagend die Gebietsentwicklung Baierns wie die der drei andern süddeutschen Staaten.

(Fortsetzung folgt.)



Das Verhältnis der Philosophie zum praktischen Leben.

Von A. Classen.



elcher Wissenschaft wir auch unser Leben gewidmet haben, es giebt keine einzige, die uns nicht irgend einmal an Fragen führe, die aus ihren eigenen Prinzipien nicht beantwortet werden können. Wenn z. B. der Theologe bei seinem praktischen Berufe, Sittengesetz und Glaubenssätze zu lehren, innehält und sich fragt: Was ist Sittengesetz? und wie entsteht es? oder weiter gar die Frage stellt: Was ist Gott? so wird er keine Antwort finden können, wenn er sich nicht an die Prinzipien der menschlichen Vernunft selbst wendet. Man kann zwar sagen, der fromme Mensch habe gar kein Bedürfnis, solche Fragen aufzuwerfen und zu beantworten, denn das Gefühl allein gebe uns die Befriedigung und den festen Glauben, auch wenn die Vernunft gar nicht drein rede. Gewiß ist derjenige glücklich zu preisen, dessen Gefühl so erzogen ist, daß er sich durch keine von der Vernunft herrührende Zweifel in seinem festen Glauben stören läßt. Aber in unserer Zeit wird eine solche Erziehung offenbar immer schwerer; denn alle Schulbildung und ganz besonders der Unterricht in den Naturwissenschaften, sie vereinigen ihren Einfluß auf unser Gemüt dahin, die Vernunft fortwährend zu reizen, daß sie auch die Wahrheiten des Glaubens vor ihren Richterstuhl ziehe. Gänzlich abweisen läßt sich die Vernunft auf diesem Gebiete nicht, wenigstens nicht bei allen und nicht auf die Dauer. Das hat auch die mittelalterliche Kirche sehr wohl gewußt und hat gerade deswegen beständig die Herrschaft über alle Wissenschaften zu behaupten versucht. Aber wenn die philosophischen Waffen, deren sich jene Kirche bediente, heutzutage zerbrochen und unwirksam geworden sind, die Vernunft in Übereinstimmung mit dem Glauben zu erhalten, so ist das Bedürfnis nach einer neuen Philosophie doppelt so dringend geworden, wenn die verschiedenen Kräfte des menschlichen Gemütes nicht auf immer mit

einander in Zwiespalt liegen sollen. Das bloße Gefühl, worauf sich alle Orthodoxen berufen, wenn sie die Ansprüche der Vernunft zurückweisen wollen, entscheidet keinen Streit anders als durch Kampf und gewaltthätige Unterdrückung. Es führt wohl zur Bildung vieler Secten und einzelner Richtungen in der Kirche, aber nicht zum dauernden Frieden; und Friede nicht nur im einzelnen Menschen, sondern mit allen ist doch der erste Zweck aller Religion und Theologie, ohne den keine Seligkeit stattfinden kann. Die Kämpfe aber, die durch das religiöse Gefühl entfacht werden, sind, wie uns die Geschichte aller Zeiten lehrt, die schlimmsten und verderblichsten. Da ein ehrlicher und dauernder Friede nur durch die Vernunft geschlossen werden kann, so ist eine auf Vernunft beruhende Wissenschaft, d. i. Philosophie, für die Lehrer der Religion durchaus notwendig, wenn sie auch schwer zu erreichen sein mag und von vielen gar nicht entbehrt wird.

Ebenso wie der praktische Theologe, glaubt auch der praktische Jurist gewöhnlich, daß er gar keine Philosophie nötig habe, denn die Norm, nach der er handelt, sind die geschriebenen Gesetze, und um sie anzuwenden und auszulegen, bedarf er nur der Übung seines Verstandes. Aber sollte man nicht von einem Juristen, der ganz auf der Höhe seines Faches steht, noch mehr erwarten? Er muß doch auch beurtheilen können, ob die Gesetze gut und zweckmäßig sind, oder ob sie einer Änderung bedürfen; er muß auch die Gesetzgebung verschiedener Völker vergleichen können, er muß auch die Quellen kennen, aus denen die Gesetze und die verschiedenen Formen des Rechts entspringen. Und wenn er nun fragt, weshalb es verschiedene Arten und Formen des Rechtes giebt, und was das eigentliche Wesen des Rechtes ausmacht, so kommt er mit den Mitteln seiner eigenen Wissenschaft niemals zu einer klaren Antwort. Er muß sich nach andern Waffen umsehen und kann sie unmöglich anderswo finden, als in der menschlichen Vernunft und ihren Kräften, d. h. er muß sich an die Philosophie wenden, wenn er auch anfänglich der Meinung war, daß er diese ganz entbehren oder gar verachten könne.

Solche weitergehende Fragen, zu denen die Rechtswissenschaft hinführt, werden sich zwar in ruhigen, friedlichen Zeiten weniger aufdrängen. Wenn die Gesetze ruhig befolgt werden, und im Staate keine Neubildungen und Umgestaltungen stattfinden, so werden solche Fragen zurückgehalten. Aber anders ist es in unruhigen, politisch bewegten Zeiten, wie wir sie jetzt erleben. Aus den verschiedenen Rechtsanschauungen entspringen die verschiedenen Parteien, die sich aufs bitterste bekämpfen. Die Juristen werden gerade am meisten in den leidenschaftlichen Streit der Parteien hineingezogen, über den erhaben nur der Philosoph sein kann. Weil jeder mehr oder weniger sich dessen bewußt ist, daß die Philosophie alle Streitigkeiten am letzten Ende schlichten muß, darum sucht jede Partei ihr Recht mit philosophischen Gründen zu stützen. Aber weil die historische Entwicklung der Philosophie in unserm Jahrhundert es nur zu

einem Chaos der buntesten und ungeordnetsten Gedanken gebracht hat, darum ist in diesen Gründen nirgends Sicherheit, Klarheit und Festigkeit zu finden. Während die einen mittelalterliche Anschauungen und Überlieferungen gegen den Andrang liberaler Ideen aufrecht zu halten suchen, rühren die andern aus den Abfällen materialistischer Naturwissenschaft ein philosophisches Gemüse zurecht, das sie als Arianum für die Entwicklung einer neuen Zeit anpreisen. Nachdem die schärfsten Vorkämpfer veralteter Anschauungen wie Stahl und Leo vom Schauplatze abgetreten sind, wird unsre Kultur von philosophischen Systemen wie dem des Drechslermeisters Webel in weit gefährlicherem Maße bedroht. In der politischen Philosophie spricht sich am deutlichsten die Verschiedenheit der Denkart ganzer Völker aus. Die Völker des Orients scheinen es nicht weiter bringen zu können als bis zu völlig kindlichen Anschauungen des Verhältnisses zwischen Fürsten und Volk. In Frankreich brachte es die politische Anschauung bis zu der frevelhaften Selbstüberhebung Ludwigs XIV. mit dem Worte *L'état c'est moi*, das die fürchtbarste Rache der Götter in den Leiden der Dynastie und des Volkes nach sich zog. In Preußen sprach der große Philosoph auf dem Königsthron das Wort, das immer die Devise der Hohenzollern gewesen ist: Der König ist der erste Diener des Staates, und verbürgte damit die Dauer und Lebensfähigkeit der monarchischen Institutionen.

Bei den Medizinern liegt die Sache ähnlich wie bei den Juristen und Theologen. Der Unterschied ist vielleicht nur der, daß sich mehrere in ihren Reihen finden, die sich heimlich mit philosophischen Studien beschäftigen, während sie sich öffentlich den Anschein geben, als wenn sie die Philosophie verabscheuten und jeden für närrisch hielten, der von ihr etwas zu gewinnen hofft. Ihre Wissenschaft hat eine Zeit lang zu viel gelitten unter dem Einfluß pseudo-philosophischer Spekulationen, ehe sie sich ganz zur naturwissenschaftlichen Methode bekannte. Zu viele schwer wiegende Irrtümer haben sich festgesetzt auf Grund von mißverstandenem oder geradezu unsinnigen Grundsätzen, zu vielerlei schwärmerische Sekten haben sich auf dem Gebiete der Medizin feindselig bekämpft und stehen sich noch gegenüber, so daß es wohl begreiflich ist, wie ein naturwissenschaftlich gebildeter Mediziner alle Philosophie für etwas Verderbliches halten kann. Und doch sind gerade auf diesem Gebiete die Fragen so mannigfaltig, die die Medizin aus eignen Mitteln nicht beantworten kann, und sie drängen sich immer von neuem so unabweisbar auf, daß es uns wiederum nicht wundern kann, wenn der Gang zu philosophiren bei den Medizinern nicht gänzlich auszurotten ist, obwohl es schon lange nicht zum guten Ton gehört, ihm nachzugeben. Wir können uns nicht ganz gegen die Fragen verschließen: Was ist Leben, Tod, organische Bildung, Seele, Körper, Geist? und so viele andre, die durch die Naturwissenschaft nicht beantwortet werden können. Es ist zwar bequem, sich mit einer einfachen materialistischen Phrase abzufinden und als Erklärungsgrund für alles sich irgend einen allgemeinsten Begriff mit

dem Namen Materie oder Stoff und Kraft zurecht zu machen, aber dergleichen Kunstgriffe halten auf die Dauer nicht vor, wenigstens nicht bei ernstern Männern. Der Zweifel erhebt sich bald auch gegen diese Götzen, und nun sieht man, wie sich die Grübler heimlich in das verbotene Feld der Philosophie vertiefen. Der eine hat Schopenhauer, der andre Hartmann zu seinem Heiligen erkoren, und selbst Hegel und Schelling spuken noch nach in den Köpfen der älteren. Daß aber einer dabei seine volle Befriedigung gefunden hätte, habe ich allen Grund zu bezweifeln.

Werfen wir noch einen Blick auf das weite Gebiet dessen, was sich alles unter der Rubrik der philosophischen Fakultät zusammen fassen läßt, so tritt uns zunächst die Frage nach der besten Schule und Erziehung der Jugend entgegen, da gerade sie in der letzten Zeit immer lebhafter besprochen wird. Es muß dem ruhig betrachtenden fast unheimlich zu Mute werden, wenn er auf den verwirren zum Teil leidenschaftlich geführten Streit der entgegengesetzten Parteien in dieser Frage hinsieht. Ob auf Gymnasium oder Realschule, ob auf klassische Sprachen oder Naturwissenschaft das Hauptgewicht zu legen sei, darüber hört man von hervorragenden Gelehrten ganz entgegengesetzte Ansichten, und überall werden die Gemüther in Aufregung versetzt zur Stellung der weitgehendsten Forderungen. Nicht nur Erfahrung wird gegen Erfahrung ins Feld geführt, sondern auch allerlei spekulative Richtungen führen zu dem lebhaftesten Verlangen nach gründlichen Neuerungen. Auf einer Naturforscherversammlung wurde durch einen hervorragenden Redner der ganze Unterricht in den alten Sprachen als unnötiger und schädlicher Ballast fürs Gehirn zum Begewerfen in die Kumpellammer verurtheilt, und auf der folgenden Versammlung in diesem Jahre setzte ein Professor der Philosophie auseinander, daß die Darwinsche Entwicklungstheorie verlange: ebenso wie der menschliche Körper als Embryo alle niederen Vorstufen früherer Entwicklungsformen durchzumachen habe, so müsse auch der in der Schule zu bildende Geist erst die früheren Entwicklungsstufen des Menschen im Altertum zurücklegen, also müsse der griechische und lateinische Unterricht die Grundlage für alles andre Lernen bilden. Es ist dabei nur zu verwundern, daß der gelehrte Herr die Entwicklungstheorie nicht etwas weiter ausdehnte und die Forderung stellte, daß der Unterricht mit den Sprachen und Kulturzuständen der rohsten Naturvölker beginnen müsse, um erst allmählich durch das Indische, Medische, Assyrische, Persische, Ägyptische, Phönizische, Sibirische u. s. w. zu den Griechen und Römern zu gelangen.

Sieht man etwas schärfer auf die streitenden Gegenätze und die unendlich ausgebreitete Litteratur, die sich um diese Fragen entwickelt hat und stets weiter entwickelt, so muß man notwendig bemerken, daß die Streiter oft von den Hauptsachen, auf die es ankommt, außerordentlich unklare Vorstellungen haben. Sie wissen weder etwas von den Eigenschaften des menschlichen Geistes, der

in der Schule erzogen und gebildet werden soll, noch von den Zielen und Zwecken, welche die Schule überhaupt erreichen kann. Denn solche Phrasen, daß man tüchtige, brauchbare und gute Menschen bilden will, sind doch gar zu allgemein und verschwommen. Wir haben es oft erlebt, daß über die Vorzüge der logischen Bildung des Geistes und der Bildung durch sinnliche Anschauung gestritten wurde. Die Verteidiger der erstern waren für den Unterricht in den alten Sprachen, namentlich der lateinischen, die Gegner rühmten den naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht als das allein selig machende und wollten die Köpfe der Jugend vor dem schädlichen Einfluß unnützer Belastung mit toten Sprachen beschützen. Aber weder die einen noch die andern wußten, daß logische Bildung des Verstandes ohne Anschauung, wenn auch nicht immer die Anschauung durch die fünf Sinne, gar nicht möglich sei, und daß sinnliche Anschauung ohne Thätigkeit des Verstandes gar nicht vorkommen kann, mit andren Worten, daß zu allem, was der Mensch lernt, Sinn und Verstand gehört.

Seitdem man die Analyse des Erkenntnisvermögens von Kant nicht mehr zum Ausgangspunkte aller Philosophie gemacht hat — und das ist bekanntlich seit Fichtes Zeit nicht mehr geschehen — seitdem unsre Philosophen wieder für jeden unkritischen Dogmatismus zugänglich geworden sind, seitdem ist auch die Ansicht ausgebildet worden, daß sich der Verstand nicht nur an und mit der sinnlichen Anschauung übe und ausbilde, sondern daß er ganz und gar aus ihr entspringe und sich aus ihr entwickle. Ist doch das Wort Entwicklung biegsam und geschmeidig genug, um scheinbar alle Lücken unsrer Erkenntnis da auszufüllen, wo unsre klaren Begriffe aufhören. Wenn diese Theorie Recht hätte, so würde man natürlich den Verstand ganz nach Belieben ausbilden können, je nachdem man den Sinnen dieses oder jenes Anschauungsmaterial darböte. Es würde nur die Thatsache dabei vollkommen räthselhaft bleiben, daß alle Menschen dieser Erde, selbst die Blödsinnigen und Geisteskranken, soweit sie überhaupt denken, ohne Ausnahme nach denselben logischen Gesetzen denken. Man kann zwar gegen diese Gesetze verstoßen und irren, aber schließlich beruht jede Verständigung durch die Sprache, jeder Vertrag und alle Kultur auf der stillschweigenden Anerkennung jener logischen Gesetze, die uns Aristoteles mit vieler Mühe zusammengestellt hat. Da also die Theorie, daß die Logik sich aus der Anschauung erst entwickle, im Widerspruch steht mit allem, was wir sonst im allgemeinen von den logischen Gesetzen und Verstandskräften wissen, so werden wir von ihr bei der Festsetzung der Prinzipien des Schulunterrichts keinen Gebrauch machen zu können. Aus demselben Grunde muß auch die Ansicht zurückgewiesen werden, die vielfach von den Nützlichkeitsphilosophen ausgesprochen worden ist, daß man die Jugend nur in dem unterrichteten dürfe, was sie im spätern Leben gebrauchen könne, und daß alles das als unnütze und schädliche Beschwerung des Gehirns anzusehen sei, was später nicht wieder praktisch anzuwenden sei.

Wenn sich die Schule wirklich ein solches Ziel steckt, so würden die Lehrer in große Verlegenheit geraten, da niemand je eine vollständige Übersicht über alles das haben kann, was möglicherweise im spätern Leben von den einzelnen gebraucht wird. Eine solche Forderung würde geradezu unerfüllbar sein. Man kann das Ziel der Schule gar nicht anders stellen, als daß man sagt: es sollen die geistigen und körperlichen Fähigkeiten der Jugend so geübt und ausgebildet werden, daß jeder im spätern Leben die verschiedensten an ihn herantretenden Aufgaben möglichst leicht zu erfassen und zu bewältigen im Stande ist.

Also die geistigen Fähigkeiten sollen ausgebildet werden. Man hat gewisse praktisch versuchte Methoden dafür seit Jahrhunderten überliefert erhalten und befolgt. Aber die Neuzeit ist mit ihnen unzufrieden und verlangt nach Reformen. Aber wie soll reformirt werden, wenn man die geistigen Fähigkeiten ihrem Wesen nach gar nicht kennt und auch über die möglichen Ziele der Schule im Unklaren ist? Sollen wir die Prinzipien der Neugestaltung von den Naturwissenschaften allein erwarten? Da würden wir so lange warten müssen, bis die Physiologie der Gehirncentren vollständig aufgeklärt ist, und alle Sinnesreize bekannt sind, durch welche die Gehirnfunktionen am zweckmäßigsten geübt werden; und schließlich, wenn das alles geduldig abgewartet wäre, würden wir bei der Frage, was denn eigentlich das Wesen der Gehirnfunktionen sei, wieder vor ein großes ignoramus und ignorabimus gestellt sein, das trotz aller staunenden Bewunderung, die ihm zu teil wird, doch keine Entschädigung für die unnütz mit Warten vergeubete Zeit bieten kann. Es geht hier also bei den Pädagogen ebenso wie bei den Theologen, Juristen und Medizinern, daß sie vor sehr wichtige Fragen gestellt sind, die sie mit den Mitteln ihrer eignen Disziplin nicht lösen können. Und da sie auch von der Naturwissenschaft keine Hilfe zu erwarten haben, so müssen sie sich schon an die Philosophie wenden. Freilich ist die Hilfe auf diesem Gebiete nicht von irgend einem dogmatischen System zu hoffen, wie wir sie buzenweise aus der Zeit vor und nach Kant in Vorrat haben. Wenn eins derselben unzweifelhafte Sicherheit für die Beantwortung dieser Fragen gewähren könnte, so müßte es längst geschehen sein. Aber wir haben schon angedeutet, daß es uns hier nicht darauf ankommen kann, über den letzten Grund der Welt und aller Dinge gelehrt zu werden, als vielmehr nur darauf, die Fähigkeiten des menschlichen Erkenntnisvermögens kennen zu lernen, die eben durch den Schulunterricht zweckmäßig entwickelt und ausgebildet werden sollen. Wir müssen uns also an eine solche Philosophie wenden, welche die Analyse des menschlichen Erkenntnisvermögens allem andern vorausschickt. Solche giebt es aber nur eine, man nennt sie die kritische, und sie stammt von Kant und ist noch von keinem Professor der Philosophie verbessert worden. Sie allein baut niemals Dogmen auf, ohne sich von den Vorbedingungen dazu in den ursprünglichen Kräften der Vernunft

gewissenhaft Rechenschaft abzulegen. Sie allein vermag daher infolge ihres kritischen Verfahrens in schwierigen Fragen volle Sicherheit zu geben.

Aber wie traurig es im allgemeinen um die Pflege der kantischen Philosophie bestellt ist, sehen wir, wenn wir noch einen Blick auf die Naturwissenschaften werfen. Diese wissen längst, daß es eine Menge Fragen für sie giebt, die sie nicht aus der Erfahrung und Wahrnehmung allein beantworten können, sondern die durchaus eine spekulative Betrachtung erfordern. Auf sinnlicher Wahrnehmung beruht alle Erfahrung, aber es giebt eine Menge von Begriffen, die nicht aus der sinnlichen Wahrnehmung entspringen können und doch zur Vervollständigung der Erfahrung hinzugebracht werden müssen. So verhält es sich z. B. mit dem Begriff von Atomen, von leeren Räumen, von unwägbarer Flüssigkeiten, von einer allgemeinen Weltmaterie, die allen Stoffen zu Grunde liegen soll, mit dem Begriff der Kraft, die Bewegung hervorbringt, aber doch nicht gesehen werden kann. Am meisten drängte noch die physiologische Wissenschaft zur Heranziehung der Spekulation, wenn sie das Gebiet der Sinneswahrnehmung mit naturwissenschaftlichen Mitteln aufhellen wollte. Aber nun hatten die Naturwissenschaften, wenigstens in Deutschland, das Unglück von verschiedenen dogmatisch philosophischen Systemen so in Anspruch genommen zu werden, daß sie geradezu hinter den auf Erfahrung begründeten Riesenschritten anderer Länder, namentlich der Engländer und Franzosen, zurückblieben. Und sobald sich die Deutschen dessen bewußt wurden, thaten sie alle und jede metaphysische Spekulation in Acht und Bann und glaubten nun auf eigne Faust mit ihren eignen Mitteln spekuliren zu können. Das prinzipienlose Bauen von Hypothesen und Dogmen ohne alle philosophische Schulung, zu dem jeder als Naturforscher ohne weiteres ein Recht zu haben glaubte, wurde die eigentliche Signatur der Zeit, bei der die tollsten Ausschreitungen nur durch den praktischen Erfolg neuer Entdeckungen einigermaßen gezügelt wurden. Die einzige Philosophie, die ihnen wahrhaft hätte nützen können, schwierige Fragen in ächt wissenschaftlichem Sinne zu lösen, die kritische, wurde ihnen durch die Fachphilosophen selber unzugänglich gemacht. Diese behaupteten nämlich mit seltener Einstimmigkeit, daß die Wirksamkeit dessen, was Kant gelehrt habe, die Einsicht sei: daß wir „nichts wissen können.“ Um sich daher nicht „schier das Herz zu verbrennen,“ haben in unserm Jahrhundert die Naturforscher fast alle auf ein eingehendes Kantstudium verzichtet.

Diese verhängnisvolle Auffassung der Metaphysik Kants beruhte auf seinem Ausspruch, das wir das Ding an sich nicht erkennen könnten, und nur Erscheinungen unserm Verstande zugänglich seien. Nun haben wir freilich schon seit länger als zehn Jahren in verschiedenen Schriften und auch in diesen Blättern gegen die allgemeine Meinung Sturm gelaufen, als wenn Kant das Ding an sich für das einzig Wirkliche und den realen Grund aller Dinge erklärt hätte, und als wenn wir in der Natur nur die Oberfläche der Dinge

und den täuschenden Schein erfahren könnten, während uns der tiefere Grund der Erscheinung auf immer verborgen bleiben müßte. Mit dem Aufgebot aller unsrer Kräfte sind wir dafür eingetreten, daß das Ding an sich im Sinne Kants mit der sinnlich wahrnehmbaren Welt überhaupt gar nichts zu thun habe, sondern nur ein Produkt unsrer eignen Gedanken sei; daß nur der naive und ungeschulte Verstand nach dem Ding an sich frage, während der denkende Forscher zu der Einsicht kommen müsse, daß alles, was überhaupt jemals Gegenstand der Wahrnehmung und Erfahrung werden könne, sich den Formen und Gesetzen unsers menschlichen Anschauens und Denkens unterwerfen müsse, und daß also die Frage nach dem Ding an sich eine thörichte sei, weil eben das, was außerhalb unsers Anschauungs- und Denkvermögens läge, nur Produkt der Phantasie aber nicht Gegenstand der Erkenntnis sein kann. Die wirklichen realen Gegenstände der Erfahrung aber, haben wir weiter ausgeführt, müssen im metaphysischen Sinne Erscheinung genannt werden, weil ihre Eigenschaften stets von den Formen unsers Anschauungs- und Denkvermögens abhängig sein müssen. Das alles wurde möglichst mit Kants eignen Worten belegt und auseinander gesetzt, aber es war vergeblich. Als Dank erhielten wir nur den Vorwurf von den Fachphilosophen, daß wir versuchten, ein notorisch falsches Bild von Kants Philosophie zu entwerfen, und noch kann man alle Tage in den neuesten Büchern lesen, daß Kant uns den Weg zur Erkenntnis der Wirklichkeit verschlossen habe.

Selbstverständlich blieben wir auch nicht stehen bei dem bloßen Angriff auf die überlieferten alten Anschauungen, sondern bemühten uns, zu zeigen, wie man auf Grund der richtigen Auffassung Kants den Kategorien eine ganz andere Bedeutung und einen andern Wert beimessen dürfe, als sonst geschehen war, indem man sie als unabänderliche Funktionen des Verstandes betrachtet, und wie dann aus der Anwendung dieser Funktionen auf Gegenstände der Sinne, auf Empfindung und Wahrnehmung eine Fülle von überraschenden neuen Einsichten in Gebiete, die bis dahin dunkel waren, sich ergeben. Aber beinahe niemand hat es verstehen können. Jetzt aber, wo das nachgelassene letzte Manuskript Kants ans Tageslicht gezogen und jedermann zur Prüfung zugänglich geworden ist, und wo sich unzweifelhaft herausgestellt hat, daß Kant vollständig in unserm Sinne über das Ding an sich gedacht, und die Kategorien ebenso auf die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung in der Natur angewandt hat, jetzt scheinen die Naturforscher so wenig philosophisch geschult zu sein, daß sie das wieder nicht verstehen können, und die Philosophen von Fach bilden stillschweigend eine Art von Koalition, um keinen Fortschritt aufkommen zu lassen. Eine Naturphilosophie, nach der sich von jeher die Naturwissenschaft lebhaft gelehnt hat, deren Mangel so viele schwerwiegende Irrthümer in der Wissenschaft verschuldet hat, ist aufgebaut durch Kant auf dem Grunde der Erkenntnistheorie, dem einzigen Grunde, der unsrer Vernunft unzweifelhafte Gewißheit

geben kann, und die Welt der Gelehrten steht kalt abweisend davor, weil sie es nicht erfassen können oder wollen.

Trotzdem steht unsre Überzeugung fest, daß ohne die Wiederbelebung von Kants echter Erkenntnistheorie, ohne eine neue Befruchtung aller Wissenschaften durch die Kritik auf dem Grunde Kants wir niemals eine stabile allgemein gültige Philosophie haben werden, keine Sicherheit in der Theorie der Empfindung und Wahrnehmung, keine Metaphysik, keine Beantwortung der letzten Fragen und folglich keinen Frieden in der Theologie, der Jurisprudenz, im Staatsrecht und den verschiedenen Rechtsanschauungen, keine einheitliche Schule und keinen regelmäßigen Fortschritt in der Medizin, in der Geschichte, in der Kunst, in der Sprachwissenschaft, ja selbst nicht in den höchsten Fragen der Mathematik, vor allen Dingen keine Ausöhnung der Naturwissenschaft mit den höchsten Interessen des menschlichen Geistes. Kant hat das große Werk dieser Versöhnung begonnen, er hat den Weg weit voraus beleuchtet, auf dem wir weiter schreiten sollen. Aber es bedarf dazu einer ganz andern und kräftigeren Unterstützung, als diesen Bestrebungen und Studien bisher zu teil geworden ist. Kant gehört zu denjenigen, von denen Faust sagt:

Hinaufgeschaut! — der Berge Gipfelriesen
Verlünden schon die feierlichste Stunde:
Sie dürfen früh des ewigen Lichts gesehen,
Das später sich zu uns hernieder wendet.



Das neue Burgtheater.



Am 12. Oktober haben sich die Pforten des berühmten alten Hauses am Michaelerplatz dem Publikum für immer geschlossen, am 14. Oktober fand die Eröffnung des neuen Burgtheaters statt. „Ob dieser 14. Oktober, fragt ein Wiener Kritiker, bei den Künstlern und bei dem denkenden Publikum auch jene erhebenden Empfindungen wachrufen wird, wie bei den Nationen die Erinnerung an einen großen Sieg? Ob er die schmerzlichen Gefühle, welche von der Erinnerung eines in seinen Folgen unglücklichen Schlachtentages untrennbar wird, einst hervorrufen wird?“ Auch an den Umzug des Hamburger Stadttheaters von 1827 hat man erinnert: damals gingen die Traditionen der Schröderschen Schule in dem neuen Hause schnell verloren, die Größe derselben verleitete zu immer stärkeren Übertreibungen in Ton, Geberden und Mienen, und das

Hamburger Theater schlug in kurzer Zeit in das Gegenteil von dem um, was es zwei Geschlechter hindurch gewesen war. Daß auch das neue Wiener Burgtheater zu groß sei, als daß die bisherige Spielweise sich darin erhalten könnte, hat in der That vor ein paar Monaten Lewinsky in einem Vortrage im österreichischen Museum (Die Stätte der Schauspielkunst) behauptet: war im alten Hause der letzte Zuschauer 26 Meter von der Bühne entfernt, so wird er es im neuen Hause 31 Meter sein. Es war vielleicht nicht ganz taktvoll für ein Mitglied des Hoftheaters, ein halbes Jahr vor der Eröffnung solche Bedenken ins Publikum zu werfen, auch soll Herr Lewinsky dafür eine Rüge von Seiten des Oberhofmeisteramtes erhalten haben; dennoch ist seine Äußerung bezeichnend für die Stimmung, mit der man in Schauspielerkreisen der Übersiedlung entgegen sah. Der Tragweite einer solchen Veränderung war man sich auch dort vollkommen bewußt.

Was ist es nun aber für ein Besitztum, das es zu erhalten gilt? Und welches sind die Kräfte, mit denen das Burgtheater in einen neuen Abschnitt seiner Geschichte eintritt?

Jede Kunst hat ein gewisses Maß von Überlieferungen, an die immer wieder angeknüpft wird, die sich nur sehr langsam, nur ganz unmerklich verändern. Auch in der Schauspielkunst hängt nicht alles von Einzelnen ab; wieviel auch immer der Künstler aus der eignen Kunst schöpfen, wie eifrig er auch bedacht sein mag, jede Geberde und jeden Blick der Natur abzulauschen, er wird doch in vielen Dingen, bewußt oder unbewußt, dem Hergebrachten folgen und gesehene Muster nachahmen; dem Gesez der historischen Entwicklung läßt sich auch hier nicht entfliehen.

Im Burgtheater, so nimmt man wohl mit Recht an, war die Überlieferung immer besonders fest, hier hatte der Schauspieler von seiner Eigenart um des harmonischen Gesamteindrucks willen am meisten aufzugeben. Dies gilt namentlich in Beziehung auf das Lustspiel und das bürgerliche Schauspiel. Die Grundsätze der Hamburger Schule waren frühzeitig nach Wien verpflanzt worden, entwickelten sich aber hier vornehmlich im zweiten und dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts eigenartig weiter. Denn gerade in der Zeit zwischen dem Wiener Kongreß und der Julirevolution war in den Salons der österreichischen Aristokratie sowohl, als in einigen Häusern der höhern Finanz- und Beamtenwelt eine vornehme Geselligkeit emporgeblüht, die in den Denkwürdigkeiten und Briefen jener Zeit oft genug gerühmt worden ist: diese wird gewiß nicht ohne Einfluß auf die Bühne geblieben sein, der überdies gerade damals in Bauernfeld ein echt österreichischer Lustspiel-dichter erstand, vom Burgtheater freilich angeregt, aber doch auch in der Folge wieder fördernd auf dieses zurückwirkend. Zu derselben Zeit fand in der Tragödie die Weimarische Schule Eingang, gegen die sich das Burgtheater lange verschlossen hatte. Wohl wurde die allzugroße Gemessenheit und

Rühle derselben in der lebhaften süddeutschen Stadt beträchtlich gemildert, die Schranken eines klassischen Konventionalismus öfters durch Leidenschaft und Sentimentalität durchbrochen, aber man blieb doch weit entfernt von einer realistischen Darstellungsweise, wie sie nun in Deutschland bereits die idealistische der Weimarer zu bekämpfen begann.*) Vor allem gebachte man durch die Macht des Wortes zu rühren und zu ergreifen, der Vers wurde also mit größter Sorgfalt zur Geltung gebracht, die zusammenhängende Rede im Trauerspiel immer deklamirt. „Die Wiener Manier,“ sagt Devrient in seiner Geschichte der Schauspielkunst von der Schreyvogelschen Zeit (1814—1832), „haut den Vortrag der Sentenzen und Maximen und lyrischen Ergüsse der modernen Tragödie so effektiv auf und gipfelt sie so geschickt zum Beifallsignal, daß sie die Darstellung zu einem Virtuosenkonzert von sogenannten schönen Stellen macht.“

Während der Direktionen Deinhardsteins und Holbeins, die für das Repertoire des Burgtheaters einen entschiedenen Rückgang bedeuteten, erhielt sich doch der unter Schreyvogel eingebürgerte Ton in der Tragödie, während Lustspiel und Schauspiel immer noch unvergleichlich besser als auf irgend einer andern deutschen Bühne gespielt wurden. Unter Laube drang endlich eine realistischere Richtung ein, ohne daß mit der klassischen Überlieferung eigentlich gebrochen worden wäre. Aber Laube selbst erzählt, wie er bisweilen mit den Schauspielern der alten klassischen Schule in Widerspruch geraten sei, so mit Anshütz beim „Julius Cäsar“: Anshütz wollte nicht zugeben, „daß die auf der Bühne agirenden gar keine gefällige Rücksicht auf das Publikum nehmen, daß sie dem Publikum sogar den Rücken zuehren.“ Dem stellte Laube die Ansicht entgegen, die Szene habe alle Rechte eines Gemäldes. Dawison brachte dann eine auf dem Burgtheater bis dahin unbekannte Spielweise zur Geltung: sein Biograph (Wurzbach) nennt ihn sogar einen Revolutionär und Reformator, der mit den alten Schultraditionen völlig gebrochen und das Streben nach Natur und thatächlicher Wahrheit, das unsre Zeit auf allen Gebieten geistigen Lebens kennzeichnet, zuerst auf die Bühne verpflanzt habe. Stammes- und Nationalanlage mochten dabei allerdings den wesentlichsten Teil seiner Eigenart als Schauspieler bestimmt haben, doch hatte gewiß auch die deutsche und die französische Bühne auf ihn stark eingewirkt. Noch als junger Mann, als Mitglied des Lemberger Theaters (etwa 1839 oder 1840) hatte er einen längeren Urlaub dazu benützt, die größeren Bühnen Deutschlands und Frankreichs kennen zu lernen. Namentlich in Frankreich beherrschte die realistische Schule schon lange das Theater, nur von dem klassischen Drama Corneilles und Racines blieb sie ausgegeschlossen. Bouffé, Lemaitre, Samson werden die Muster gewesen

*) Vgl. die im vorigen Hefte der Grenzboten eingehend besprochenen Tagebücher G. B. Costenobles.

sein, nach denen sich Davison bildete. Aber auch in Deutschland war seit Iffland und Ludwig Devrient der Realismus von der Bühne nicht verschwunden. Von Seydelmann, dessen Grundsatz war, „jede Rolle zur denkbar größten Wirkung auszuarbeiten,“ mochte Davison gleichfalls so manches gelernt haben. Genug, indem er alle die aufgenommenen Bildungselemente seiner eigenen Natur gemäß verarbeitete, schuf er neue Typen. Am Burgtheater bedeutet aber Davison nur eine Episode — er verließ es bereits am 28. Dezember 1853 nach etwa vierjähriger Thätigkeit. Nun überwog wieder die alte Richtung durchaus. In ihr wuchsen die neuen Ankömmlinge, die Wolter, Sonnenthal, Lewinsky, die beiden Sabilion auf, der Glanz dieser Talente brachte diese Richtung zu einer späten Nachblüte. Unter der Leitung Dingelstedts machte sich dann ein gewisser Eklektizismus breit: nur das szenische Bild mußte harmonisch angeordnet sein, der persönlichen Eigenart war freiere Bewegung gestattet als je zuvor. Mit der Schulung und Fortbildung der Schauspieler beschäftigte sich der neue Direktor — ganz im Gegensatz zu Laube — sehr wenig, er sah ihnen zu, er ließ sie „sich entwickeln.“ Auch hatte er kein Vorurteil gegen irgend eine Manier, ihm schien das Theater überhaupt nicht ein gar so wichtiges Ding, und nicht ganz mit Unrecht warfen ihm die Schauspieler vor, er nehme die Sache zu wenig ernst. Unter Dingelstedt kam mit Friedrich Witterwurzer ein ganz entschieden realistischtes Element ins Burgtheater, oder eigentlich es entwickelte sich während seiner Direktion aus dem Boden des Burgtheaters selbst, denn Witterwurzer war 1871, da er denselben zum erstenmal betrat, noch sehr jung, und die großen Charakterrollen zu spielen blieb ihm mehrere Jahre hindurch verwehrt. Unter welchen Einflüssen und nach welchen Mustern sich dieser Schauspieler in seiner ersten Periode bildete, wüßten wir nicht zu sagen, am Leipziger Stadttheater hatte er unter Laube bereits Helden- und Charakterrollen gespielt, und Laube sagt in seiner „Geschichte des Stadttheaters“, er habe ihn da kennen und schätzen gelernt. In Wien, wo er sich von allem Anfang als ein geistreicher und vielverwendbarer Episodenspieler zeigte, trat seine große Begabung für das Charakterfach erst 1873 hervor, als er in dem von Dingelstedt neu inszenirten Heinrich VI. den Kardinal Winchester spielte. Daß aber mit ihm eine den Überlieferungen des Hauses im Grunde fremde, ja feindliche Persönlichkeit in dasselbe eingebracht war, bewiesen erst die Rollen, die er während seines zweiten Engagements (1875—1883) spielen durfte: vor allem Shylock, dann Marinelli, Jago, Narciß, Wurm, Caliban, Macbeth und Richard III. Wir müssen es uns hier versagen, auf die Art, wie Witterwurzer diese Gestalten auffaßte und verkörperte, einzugehen, nur seine Sprech- und Spielweise sei in Kürze angedeutet. Hier schien sein erster Grundsatz: Daß jeden Satz den Ausdruck eines innerlichen Prozesses sein! Er kümmerte sich gar nicht um den rhetorischen Zusammenhang der Rede, es kam ihm nur immer auf den seelischen Vorgang an, und um den zu verdeutlichen, überlud er in der Regel die Rede mit allerhand Einzelheiten. Essen, Trinken, Schreiben führte

er mit breitem Realismus aus: als Gianettino Doria brauchte er zur Unterzeichnung des Todesurteils — wie überschnell geschieht dergleichen nach dem Brauche der idealistischen Schule! — eine volle Minute, er schloß mit einem großen Schnörkel, den er so energisch zog, daß die Tinte weit über das Papier hin spritzte. Und so entfernte er sich, im Stil wenigstens, sehr bedeutend von der alten Schule. Wie er dann schied, zeigte sich, daß er aber doch nicht ohne Einfluß auf die Spielweise der Zurückbleibenden gewesen war. Nicht daß er geradezu als ein Muster wäre nachgeahmt worden, aber der moderne Realismus hatte durch die Episode Mitterwurzers doch tiefer Wurzel im Burgtheater fassen können. Dazu kamen andre Umstände, die ihn begünstigten, so besonders die längeren Gastspiele Salvini's (1880) und Edwin Booth's (1883) in Wien. Sonnenthal hat von dem erstern einige realistische Züge entlehnt, Lewinsky vielleicht von dem letztern. Die jüngern aber, die in den letzten Zeiten Dingelstedts und dann unter Wilbrandt in den Verband des Burgtheaters traten — die Hübnér, Devrient, Reimers — stehen bereits alle mehr oder weniger unter dem Banne des Realismus, die jungen Charakterspieler sehen heute nicht mehr in Lewinsky ihr Ideal, und die Liebhaber und Helden blicken auf Kainz, ein Wiener Kind, der den Realismus Mitterwurzers selbst in Rollen wie Romeo und Don Carlos zu tragen wagte.

Auch im Lustspiel konnte sich das Burgtheater des realistischen Zuges, der sich seit den letzten siebziger Jahren im tragischen Fache bemerkbar läßt, nicht völlig erwehren. Von einem Einfluß Mitterwurzers wird man jedoch hier kaum sprechen dürfen. Hier kommt vielleicht die Veränderung des gesellschaftlichen Tones während der letzten Jahrzehnte, die doch unstreitig ist, in Betracht: in dem Salon von heute ist man weniger fein, brüsker, ausgelassener, manirierter als in dem des vorigen Geschlechts, öfter als früher nähert man sich in ihm der Karrikatur. Und dann vergesse man auch nicht der Wandlung, welche unsre Vorstadtbühnen seit Nestroys Tode durchgemacht haben: nicht das im Wiener Dialekt gehaltene Volksstück bildet jetzt den Grundstock des Repertoires vom Carl- und Wiednertheater, sondern — neben der Operette — die französische Posse, wo meist hochdeutsch gesprochen wird. Schauspieler von großer Begabung sind aufgetreten, die in dieser Gattung ihr eigentliches Element fanden: Knaak, Frieße, Schweighofer, Girardi. Von einem Dialog, den die beiden letztern in der romantischen Operette „Rip-Rip“ mit einander führen, konnte ein Kritiker sagen, er dürfte ohne Bedenken in irgend ein Lustspiel der Burg verpflanzt werden. Und anderseits hat bei einer Aufführung des „Güthenbesitzers“ derselbe Kritiker in einer Szene an die Operette „Angot“ und das Carltheater gemahnt sein wollen. Gewiß ist, daß eine Wechselwirkung besteht: so wie die Schauspieler der Vorstadt, bewußt oder unbewußt, einen Ehrgeiz darenin setzen, nach dem Vorbilde der Hofschauspieler zu charakterisiren, so werden diese nicht selten verführt, sich „gehen zu lassen,“ um „fesch“ zu sein. Dieses „fesch“ der

Wiener hat ebenso wie sein „Gemüthlich“ schon viel Unheil gestiftet. Insbesondere sind die jüngern dieser Versuchung ausgelegt.

Mustern wir die Truppe, die soeben den Theatrischaren hinaus in das neue glänzende Heim geführt hat. Wolter, Sonnenthal, Levisky, Baumeister, die beiden Sabillon, die beiden Hartmann, Krastel — man sollte denken, es sei ganz müßig, über diese noch ein Wort zu verlieren; jeder, der sich in Deutschland für Theater interessirt, kennt sie und hat wenigstens eine ungefähre Vorstellung von ihnen. Aber sie alle haben sich doch im Laufe der letzten Jahre mehr oder weniger verändert, sind fast alle alt geworden, haben neue Rollen geschaffen, sind in andre Fächer übergetreten. Charlotte Wolter hat mit der Fürstin in der „Braut von Messina“ schon vor fünf oder sechs Jahren den Schritt ins ältere Fach gethan, aber sie ist doch auch noch im Besitz ihrer großen Glanzrollen von ehedem geblieben, nicht nur weil niemand da ist, der sie übernehmen könnte, sondern weil sie immer noch so viel Leidenschaft und künstlerische Plastik besitzt, daß man darüber ihre Jahre vergißt. Und so erntet sie als Phädra und Iphigenia, als Maria Stuart und Adelheid, als Messalina und Feodora noch immer wohlverdienten Beifall; nur in Rollen, die geradezu frische Zugenblicklichkeit erfordern, wie als Kriemhild im ersten Teile von Hebbels „Nibelungen“, vermag sie nicht mehr zu wirken. Aber Lady Macbeth, die rächende Kriemhild, Königin Margarethe in „Richard III.“, die Mutter der Makkabäer bezeichnen — neben der Isabella — das Gebiet, auf dem sie heute unter den deutschen Schauspielerinnen als unerreichte Meisterin dasteht. Nur in den Bewegungen, die bei ihr immer voll edler Grazie sind, hat sie die Traditionen der Weimarer Schule bewahrt, im Vortrag gar nicht, da kann sie nicht als die Nachfolgerin der Sophie Schröder und Julie Kettich angesehen werden. Nur wo die dämonische Energie ihres Wesens hervortreten kann, wirkt sie hinreißend, dialektisch auseinanderzusetzen vermag sie so wenig, wie in ruhiger Betrachtung oder Erinnerung sich zu ergehen. In leidenschaftslosen Augenblicken schwach, farblos und unklar, erlangt sie erst „im Sturm, im Wirbelwind der Leidenschaft“ jene höchste künstlerische Besonnenheit, die Hamlet von seinen Schauspielern fordert.

Sonnenthal hat einen Teil seiner Rollen an den jüngeren Hartmann abgegeben, dafür Wallenstein, Macbeth und König Lear übernommen; kein Zweifel, daß er auch hier sehr Bedeutendes leistet. Wenn man ihm in früheren Zeiten allzu große Weichheit in Charakterrollen vorwarf — es gab Leute die den frommen, immer duldbenden Heinrich VI. seine beste Leistung auf diesem Gebiete nannten —, so hat er schon vor zehn Jahren durch seinen Risler bewiesen, daß ihm auch schwere, energische Töne zu Gebote stehen. Von einer Abnahme seines schauspielerischen Könnens ist noch keine Rede, im Gegenteil: mit dem zunehmenden Alter treten aus der Tiefe seines Wesens neue elementare Kräfte hervor. Daß er den Einflüssen des modernen Realismus nicht unzugänglich

geblieben ist, haben wir bereits erwähnt, aber wir sind weit entfernt, damit einen Tadel aussprechen zu wollen.

Mehr noch als Sonnenthal, hat Baumeister den Kreis seiner Thätigkeit erweitert: als munterer Liebhaber und Naturbursche hat er begonnen, dann erfreute er sich als Bonvivant Jahre lang der höchsten Gunst des Publikums, mit seinem Falstaff stellte er sich in die Reihe der ersten Charakterspieler, aber daß er auch eine gewaltige tragische Kraft in sich trägt, erfuhr man erst vor einigen Jahren, als er den Richter von Zalamea spielte. Auch Götz, der Erbfürster und Musikus Miller liegen im Bereich seines Naturells. Denn er ist durchaus Naturalist und spielt immer nur sich selber oder doch ein starkes Stück von sich; zu Mitterwurzer, der in hundert Gestalten auftreten und sein Selbst ganz verschwinden machen kann, steht er im schärfsten Gegensatz.

Am wenigsten hat sich Lewinsky verändert: er ist nach wie vor die erste rhetorische Kraft des Burgtheaters, dessen bester Sprecher. Dem modernen Realismus hat er nur auf die Einzelheiten seines Spieles Einfluß verstattet; wo er dies in stärkerem Maße thut — als Winchester in „Heinrich VI.“ —, verfällt er leicht in Karrikatur. Überhaupt besitzt er keine so kräftige Persönlichkeit, wie sie der Realismus, wenn er wirken soll, erfordert. Er ist immer vorzüglich auf die Rede, auf Deklamation angewiesen.

Frau Gabilon hat das tragische Fach beinahe ganz aufgegeben, herrscht dagegen unbestritten im Fach der Salonintrigantin. Am besten zeigt sich ihre Kunst in Rollen wie der Herzogin im „Glas Wasser.“ Es ist wunderbar, wie fein und reich sie da die Rede schattirt, wie sie Geberde und Miene mit der Rede in Harmonie zu setzen versteht. Von realistischen Anwandlungen — die Anhänger der alten Schule würden sagen „Übertreibungen“ — ist sie allerdings nicht frei. Die russische Gräfin in „Feodora,“ die alte Herzogin in Paillerons „Welt, in der man sich langweilt“ streifen hie und da an die Karrikatur, aber diese Karrikaturen bestehen wirklich, man begegnet ihnen in den modernen Salons.

Ungemein verwendbar, weil sehr verwandlungsfähig, ist immer noch Herr Gabilon. Alte Lebemänner, Gaubegen und Trunkenbolde, Salonhöfewichte und Höflinge weiß er immer zu drastischer Wirkung zu bringen. Aber er leistet auch in einer höheren Gattung rühmliches: wenn seine Kraft für den Hagen nicht ausreicht, so ist er doch einem Julius Cäsar, einem Andreas Doria, einem Kardinal Roxel durchaus gewachsen. Überhaupt gelingen ihm Staatsmänner, die aus fühler Fassung nur in einzelnen Augenblicken höheren Schwunges pathetisch und stolz heraustreten, immer vortrefflich; den Purpur der römischen Kirche weiß keiner mit solchem Anstande zu tragen wie er. Schade, daß er den Großinquisitor im „Don Carlos“ nicht spielt! Aber den Alba hat er schon seit vielen Jahren inne.

Von Hartmann darf man sagen, daß seine schönste Zeit vorüber ist,

denn sein eigentliches Gebiet war doch der muntere Liebhaber, der jugendliche Bonvivant. Nun hat er schon unter Dingelstedt sich in einem höheren Genre versucht, und bisweilen mit Glück: sein Prinz Heinz, sein Heinrich V. waren um so anerkanntswürdigere Leistungen, als es in der Zeit, wo er sie spielte, keine Vorbilder dazu auf dem deutschen Theater gab. Heute ist er sehr ungleich, in manchen Rollen, an manchen Tagen von gradezu unerträglicher Affektation, es ist, als ob er da dem Publikum in jedem Satze zurufen wollte: Seht, was für ein großer Künstler ich bin! Dann entschädigt er freilich wieder einmal durch die liebenswürdigste Laune. Aber verlassen kann man sich nicht auf ihn. Soviel ist gewiß, daß er Rollen wie den Rochester in der „Weise von Bowood“ nicht spielen sollte; im tragischen Fach kann er nie der Nachfolger Sonnenthals werden; in dem gesetzteren Bondivant, auch in gewissen Vaterrollen dürfte seine künstlerische Zukunft liegen.

Frau Hartmann, eine der genialsten Schauspielerinnen der deutschen Bühne, hat den Übergang aus dem Fach der muntern Liebhaberin und Soubrette in das ältere komische Fach in resoluter Weise vielleicht eher zu früh als zu spät begonnen. Doch hat sie immerhin noch Rollen genug aus ihrer früheren Periode beibehalten: ihre Franziska in der „Minna von Barnhelm“ dürfte ihr auf dem deutschen Theater wohl keine nachspielen. Da ist frischer Humor und tiefes Gemüt, die Macht zu rühren und zu erheitern.

Entschieden künstlerisch gewachsen ist während des letzten Jahrzehnts Krastel. Er ist zu früh in den Alleinbesitz der großen Heldenliebhaberrollen an dem ersten deutschen Theater gekommen, und da seine äußere Erscheinung ungemein bestechend war, so hatte er von Anfang an die Frauen für sich. Was war das aber für ein äußerliches Spiel, mit dem er vor zehn, vor acht Jahren vor das Publikum trat! Mit einem starken Stimmaufwand, mit Fußgestampfe und mit stattlichen Waden bestritt er den größten Teil seines Repertoires. Nur als Naturbursche war er immer gut. Seit er aber Robert an der Seite hat und seine äußern Vorzüge im Abnehmen sind, ist er als Künstler sichtlich gewachsen. Selbst das Wagnis, den Othello zu spielen — wer hätte ihm dafür genug Innerlichkeit zugetraut! — ist ihm zuletzt gelungen.

Dem ältern Geschlecht gehören auch noch zwei tüchtige Komiker, Schöne und Arnsburg, an; Weigner haben sie im September zu Grabe getragen. Schöne glänzt ebensosehr in der Darstellung durchtriebener Schlaueit und Pffiffigkeit als beschränkter Einfalt: den habgierigen Fils, den verkommenen Bagabunden, den phlegmatischen Pantoffelhelden, den dummen Emporkömmling weiß er in Maste und Spiel unübertrefflich zu charakterisiren. Zu seinen besten Rollen gehört der Wirt in der „Minna von Barnhelm,“ der Tuchhändler im „Meister Pathelin.“ Dagegen sind die Bedanten Arnsburgs eigentliches Fach: seine verkücherten Altenmenschen, seine Don Quijotefiguren, seine komischen alten Diener sind wahre Kabinetsstücke.

Einem jüngeren Geschlechte dagegen — jünger dem Dienstalter am Burgtheater noch — gehören die Damen Mitterwurzer, Hohenfels, Schönfeld, Schratt und Albrecht, die Herren Hallenstein, Thimig, Robert, Tyrolt und Arnau an. Frau Mitterwurzer wird in Rollen wie die Franziska von Frau Hartmann in den Schatten gestellt, aber als Soubrette derberer Art — als Molièresches Kammermädchen, als Nerissa im „Kaufmann,“ als Florette in „Donna Diana“ — ist sie vorzüglich, und im Konversationsstück findet sie als geschwätige und boshafte Modedame gute Verwendung. Fräulein Hohenfels, die längere Zeit hindurch als sentimentale Liebhaberin vergebens versucht hat, sich ins Burgtheater einzuspielen, entzückt jetzt — obwohl nicht mehr ganz jung — als Backfisch und in allerlei Pagen- und Hosenrollen das Publikum: als Georg in „Göz von Berlichingen“ ist sie allerliebst. Frau Schönfeld ist die Nachfolgerin der Haizinger im Fach der komischen Alten, sie erreicht sie freilich nicht, aber sie kommt ihr bisweilen nahe: als Bärbel in „Dorf und Stadt,“ als Frau Marthe im „Faust,“ als Amme in „Romeo und Julie“ darf sie sich im Burgtheater gar wohl neben den ältern und berühmtern Künstlern sehen lassen. Die Damen Schratt und Albrecht, die im Stadttheater einst in den ersten Rollen glänzten, treten nun sehr bedeutend hervor. Hallenstein, als Held nüchtern und philiströs, ist als guter Schauspieler im Fache der Väter, der komischen und der ernstern, wenn sie nicht ins eigentlich Hochtragische hineinreichen, allgemein anerkannt. Thimig ist ein genialer Naturbursche, und er bewegt sich auf der Stufenleiter, die vom unbeholfnen Tölpel und überschüchternen Jüngling bis zum Grazioso und Harlekin führt, mit gleicher Gewandtheit: Lancelot Gobbo, Bellmans in den „Journalisten,“ der Grazioso in Doczi's „Kuß,“ der Schüler im „Faust“ gehören zu seinen besten Rollen; dazu kommt aber noch eine große Zahl im modernen Lustspiel und namentlich in den Moser-Schönthann'schen Poffen. Robert ist sentimentaler Liebhaber und Held; kräftige, energische Naturen darzustellen ist ihm versagt, und so kann er in Rollen wie Fiesko und Egmont, die er gleichwohl spielt, nicht befriedigen, er muß seinen Helden einen Tropfen Schwermut heimischen können, dann ist er in seinem Elemente; von dem Realismus der Modernen ist er, obwohl noch in jüngeren Jahren, unter allen Burgschauspielern am weitesten entfernt, immer nimmt er Rücksicht auf die Schönheit nicht nur der Geberde, sondern auch des Gesichtsausdrucks, ja böse Zungen wollen wissen, er hüte sich absichtlich vor ausdrucksvollerer Mimik, um das Ebenmaß seiner Züge nicht zu stören. Gewiß aber ist er, seit Mitterwurzer vom Burgtheater geschieden ist, der berufene Nachfolger Sonnenthal's in Rollen wie Hamlet, Narciss, Oedipus, Posa, die er übrigens schon hie und da, und immer mit großem Erfolge, gespielt hat. Tyrolt und Arnau sind bis jetzt noch wenig beschäftigt worden. Tyrolt ist aber ohne Zweifel bestimmt, so manche Rollen des verstorbenen Meizner zu übernehmen. Aber er ist nicht bloß Komiker, herabgekommene Existenzen, pro-

blematische Naturen berberer Art gehören ebenfalls in sein Fach, und er berührt sich da mit dem Rollengebiere Mitterwurzers; so spielt er den Buchjäger in Otto Ludwigs „Erbförster.“ Arnau endlich, der sich im Stadttheater als Heldenvater und selbst als schlichter, biedermännischer Held (Rudolf in „König Ottokars Glück und Ende“) eines guten Rufes erfreute, spielt nur Rollen zweiten und dritten Ranges, doch diese immer tüchtig; wir nennen den Kammerdiener in „Kabale und Liebe,“ auch ist er ein guter Sprecher und kann da bisweilen für Lewinsky einspringen.

Und nun noch die jüngsten, hoffnungsvollen, unentwickelten: Fräulein Barfescu, deren Julia ein starkes, aber unausgeglichenes und etwas exotisches Talent verräth, Fräulein Formes, eine zweite Liebhaberin von einnehmender Erscheinung, Reimers und Wagner, die im Helden- und Heldenliebhabersfach, Hübnier und Devrient, die in Charakterrollen und in Chargen bereits manches geleistet haben, was mit guten Hoffnungen für ihre künstlerische Zukunft erfüllt.

Die wenigen Vorstellungen, die bis jetzt im neuen Hause gegeben worden sind, haben nicht alle die Sorgen zerstreuen können, mit denen man der Übersiedlung entgegen sah, aber sie haben auch nicht die Befürchtungen erfüllt, die Schwarzseher schon ausgesprochen hatten. Es wird ohne Zweifel Zeit brauchen, bis sich die Schauspieler an die Akustik des größern Saales gewöhnen, aber sie werden sich gewöhnen, denn zu groß — dies wissen wir jetzt — ist der Saal keineswegs. Bedenklicher ist die große, heitere, sinnliche Pracht, die überall im Zuschauerraum, auf den Gängen, im Foyer und auf der Bühne, in den Dekorationen, herrscht. Sie wäre wohl im Stande, Publikum und Schauspieler äußerlicher, oberflächlicher, weniger ernst zu machen. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, dieser Bau passe in seinem Innern mehr zu einer komischen Oper, als zu einem Schauspielhause, wo doch die Tragödie und das ernste Schauspiel den Kern des Repertoires bilden sollen. Es fällt uns das warnende Wort eines jungen Dichters ein, der das Haus schon vor einigen Monaten mit den Versen begrüßte:

Du stolzer Bau, in deinem Marmorbusen
Bewahre, was Dir Größe gibt und Glanz!
Ein Mausoleum wärest Du ohne Musen,
Und ohne Kunst ein Zirkus von Byzanz!





Der Dichter und der Staat.



Die Frage, welche Stellung der Staat dem Dichter gegenüber in unsrer Zeit einzunehmen habe, ist in dem Gefühl der unleugbaren gegenwärtigen Notlage unsers litterarischen Lebens jüngst von verschiedenen Seiten, darunter am lärmendsten von einer Seite angeregt worden, die den Druck der modernen Verhältnisse auf ein frisch aufstrebendes Geistesleben besonders schwer zu empfinden scheint, in Wahrheit aber die eigne Schuld des mit unausgereiften, verworrenen und irrigen Reformideen Hand in Hand gehenden Unvermögens auf den Stumpfsinn des Publikums und die unthätige Stellung des Staates abwälzen möchte. In dem Kampfe ums Dasein — denn nichts geringeres als der Untergang der Dichtkunst droht uns, wenn man sich nicht entschließt, der drängenden und tobenden Schaar der sogenannten Realisten auf die Strümpfe zu helfen — soll der Staat der Litteratur Hilfe gewähren; so lautet die Forderung, die das Haupt, oder wie er es gern hört, der Messias der Dichtung, Karl Weibtreu, in seiner neuesten geharnischten Streitschrift aufstellt. Aber auch von anderer, besonnenerer Seite ist die Forderung ausgesprochen worden, und es scheint geboten, ernstlich der Frage nahe zu treten: Was darf der Dichter vom Staate erwarten?

Zunächst unzweifelhaft Schutz, Schutz der freien Aussprache der Gedanken, Schutz des geistigen Eigentums im In- und Auslande. Beides ist ihm gewährt, wenn auch für die Wahrung des Urheberrechtes im Auslande noch manches zu thun übrig bleibt.

Diese Rechte teilt der Dichter mit jedem andern Künstler, aber durch das Wesen seiner Kunst ist er weit eher als andre der Gefahr ausgesetzt, durch den Übereifer und das Mißverstehen einer urteilenden Behörde in der Freiheit seines Wirkens behindert zu werden. Schon dadurch im offenbaren Nachtheile seinen künstlerischen Genossen gegenüber, entbehrt er dazu noch mancher Vorteile, mancher Förderung und Begünstigung, deren sich wenigstens ein Teil derselben über seine Rechte hinaus erfreut. Die freieste aller Künste, die Musik — die freieste, denn weder ihr Gehalt noch ihre Wirkungen sind greifbar und bestimmbar genug, um dem spürenden Auge des Gesetzes einen Anhaltspunkt zu geben, von dem aus sich eine Gefahr für die Sittlichkeit, für das geistige Wohl des Volkes be-

weisen ließe, obwohl das Gemüths- und Geistesleben eines so musikkliebenden Volkes wie des deutschen durch schlechte, frivole oder sinnlich aufregende Musik nicht weniger schwer geschädigt werden kann, als durch eine schlechte, leichtsinnige Litteratur — die Musik bedarf in unsrer Zeit, in unserm Volke überhaupt keiner weitem staatlichen Förderung. Das musikalische Schauspiel höchsten und niedrigsten Stiles beherrscht unsre Bühne, größere und kleinere Vereine widmen der Tonkunst eine zwar nicht immer verständige, aber eifrige Pflege, und jedes Dorf erfreut sich einer „Lyra“ oder doch einer Feuerwehrkapelle. Bedeutende und unbedeutende Meister finden den Weg zu ihren Verehrern, und selbst dem Neuling wie dem Sonderling erschließen sich die Pforten eines Konzertsaaes verhältnismäßig leicht.

Wie weit dieser Eifer auf Rechnung der Mode, wie weit er auf die wahrer Kunstpflege zu setzen ist, diese Frage bleibt hier fern. Genießt so der schaffende Tonkünstler — denn nur von diesem ist die Rede — nicht staatliche Unterstützung, so ist doch durch private Teilnahme, wie durch mancherlei Berufsstellungen, die ihm als ausübenden Künstler offen stehen und neben deren Pflichten er sich schöpferischer Thätigkeit widmen kann, äußerlich für sein Dasein gesorgt.

Unmittelbare Förderung und Anregung gewährt der Staat den bildenden Künsten, die allerdings wie keine andern berufen sind, das öffentliche Leben dauernd zu verschönen. Ihnen sind Aufgaben gestellt, zu deren Lösung der Künstler einer mächtigeren und ausgiebigeren Unterstützung bedarf, als ihm Privatleute, selbst bei opferfreudigster Teilnahme, zur Verfügung stellen könnten. Die Baukunst bedarf der staatlichen Förderung, wenn sie ihre höchsten Ziele erreichen soll, so wenig sie auch der Hilfe des Einzelnen entbehren kann, um alle ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Das immer erneute Bedürfnis gewährt ihr fortwährend Aufgaben, deren künstlerische Lösung freilich nur zu oft durch äußere Rücksichten wie durch Mangel an Geschmack unmöglich gemacht oder doch erschwert wird. Aber der Staat zeigt doch das ernste Bestreben, der Baukunst Wege und Bahnen zu ebnen und würdige Aufgaben zu stellen.

Dasselbe gilt von der Malerei und der Bildhauerei. Staatliche Ausstellungen, Preisausschreibungen, Anerkennungen gehen Hand in Hand mit einer gewiß nicht zu unterschätzenden thätigen Teilnahme der gebildeten und vermögenden Stände. Die Kunstausstellungen sammeln nicht nur eine Menge von Beschauern, sondern auch eine, nur der Fülle des Angebots gegenüber geringe Zahl von Käufern, zu denen auch der Staat zählt.

Alle Künste finden die Hand des Staates offen und bereit, in bestimmten Grenzen zu helfen. Nur die Dichtkunst, das Stieftind, erhält weder Gaben noch aufmunternde Worte. Keine staatliche Anerkennung wird dem Meister der Feder zu Teil, kein staatliches Preisausschreiben lockt den jugendlichen Dichter zu kühnem Flügelsschlage, keine festlich geschmückte Halle erschließt sich ihm, um im

Wettkampf mit strebenden Genossen vor versammeltem Volke seine Werke vorzutragen, keine Schaubühne eröffnet sich ihm, um das von gelbfreundlichen, kunstfeindlichen Unternehmern zurückgewiesene Schauspiel unter der Berufung an ein vorurteilsfreies Volk aufzuführen. Für den Staat giebt es den Dichter nicht, außer wenn er mit dem Strafgesetzbuche in Berührung kommt. Wenn der Staat auch nicht den platonischen Grundsatz befolgt, den Dichter zu verbannen, so hält er es doch für gut, sein Vorhandensein, so weit es mit seinen Zielen nicht streitet, vollständig mit Stillschweigen hinzunehmen.

Was könnte nun geschehen, der beinahe sprichwörtlich gewordenen Dichter-Misère abzuhelpen, jenem äußern Elend, unter dem oft gerade die bedeutenden, die wahren Dichter leiden bis zur Verklümmung ihrer Schaffenskraft? Es ist gar keine Frage, daß eine gewisse Notlage vorhanden ist, wenn auch nicht immer ohne Verschulden der Betroffenen. Gewiß wird nicht nur manches eigenartige Talent durch den Zwang der Verhältnisse in seiner hochstrebenden Entwicklung gehemmt, irrefeleitet, gebrochen, sondern auch manche gereifte Kraft erliegt noch dem Drucke der Not. Die „Ungunst der Zeiten“ ist nicht immer nur ein Bahn unglücklicher Poeten, sie ist oft wirklich vorhanden, gerade für die, die in ernster Auffassung ihres Berufes über die Bedürfnisse des Marktes hinausgreifenden Zielen ihre Kräfte widmen. In alter und neuer Zeit ist der schönste Lorbeer — und mit ihm der äußere Lohn — oft erst auf das Grab eines Dichters gelegt worden. Nur Frivolität kann der durch solche Erfahrungen hervorgerufenen gerechten Verbitterung mit den Worten des Goethischen Viebes begegnen:

Das Lieb, das aus der Kehle bringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Nach der Meinung vorlauter, im Gefühle der Verkanntheit verbitterter Heilande der Dichtkunst müßte dem Reichstage nächstens ein Antrag betreffend die Unterstützung und Altersversorgung der Förderer und Träger des Geisteslebens vorgelegt werden. Ja man geht so weit, die Lösung dieser Frage nicht nur als leichter, sondern als weitaus dringender hinzustellen, als die Erfüllungen der „Utopienförderungen des Arbeiterstandes.“ Könnte sich doch auch die junge Geisterwelt „in grimmer Verzweiflung völlig den heimlich zerstörenden Ideen in die Arme werfen.“ Nun, diesen Teil der „dichterischen Jugend“ können wir getrost seinem Schicksal überlassen, ohne daß wir zu fürchten brauchen, gewaltige „für unsere Entwicklung unentbehrliche Geistes-Heroen zu verlieren.“ Man müßte denn geneigt sein, dem ausschließenden Unkraut nährenden Dünger zuzuführen.

Praktische Vorschläge, die Mittel des Staates zur Unterstützung der Dichter heranzuziehen, sind bezeichnender Weise noch kaum gemacht worden. Man hat wohl die Forderung eines Staatstheaters aufgestellt, ohne jedoch auf die Ausführung dieses Gedankens näher einzugehen. Man denkt dabei an eine mit staatlichen Mitteln unterstützte Bühne, die allen Gattungen dramatischer Kunst unparteiisch ihre Thore öffnen soll. Wie wenig gerade die von der Gunst

der Menge unabhängigen Bühnen dieser Aufgabe gerecht werden, ist bekannt genug. Wird aber gerade bei ihnen die Auswahl der Stücke durch oft unberechenbare, von künstlerischen Gesichtspunkten durchaus unabhängige Rücksichten beschränkt, so lassen sich die andern Bühnen, mehr oder weniger gezwungen, völlig durch das Gebot des äußern Erfolges leiten. Die Ursache der traurigen Lage unserer dramatischen Kunst liegt daher schließlich entweder bei dem Publikum oder bei dem Dichter. Die Entscheidung, welches von beiden die Schuld trage, wird immer schwanken. Soviel aber ist gewiß, daß der Dichter, der bisher für seine Dramen keine Freunde gefunden hat, solche auch nicht von den Brettern einer Staatsbühne herab gewinnen würde. Wir fürchten, der Berliner Volkswitz — oder wo sollte die Staatsbühne das Licht der Welt erblicken? — würde gar bald mit einer schnobdrigen Benennung für diese Bühne des sonst Unmöglichen zur Hand sein, und man müßte ihm Recht geben. Mit einer Bühne an einem einzigen Orte wäre dem Dichter auch nicht geholfen, denn er wendet sich an einen weit größeren Kreis. Wir sind nicht im Stande, hierin einen nur einigermaßen verheißungsvollen Ausweg zu erblicken. Der dramatische Dichter wird nach wie vor an den bestehenden Bühnen, deren Leitern allerdings ein regerer Eifer für Sachen der Kunst und eine von hohen und allerhöchsten, unterthänigen Rücksichten weniger gebrückte Stellung zu wünschen wäre, seine Zuflucht, und in dem Werte und der Kraft seines Werkes seine stärkste Hilfe suchen müssen.

Wollte der Staat nun versuchen, dem dramatischen Dichter in anderer Weise in seinem Streben zu helfen, in der gewiß verdienstlichen Absicht, der darniederliegenden Bühnendichtung seine Anregung und Förderung zu teil werden zu lassen, etwa durch Ausschreibung von Preisen für das beste Schauspiel des Jahres, so würde, ganz abgesehen von den ungeheuern Schwierigkeiten, mit denen die prüfende und entscheidende Vereinigung von Sachverständigen zu kämpfen haben würde, der Absicht des Dichters damit in keiner Weise gebient werden. Die Möglichkeit, auf Grund des ihm zuerkannten Ehrenpreises eine immerhin nur beschränkte Zeit ohne äußere Sorgen seiner dichterischen Thätigkeit zu leben, könnte ihn doch nicht über den thatsächlichen Erfolg seines Werkes trösten. Denn wie die Erfahrung beweist, die man mit privaten Versuchen, in dieser Weise dem Dramatiker zu helfen, gemacht hat, ist ein preisgekröntes Schauspiel noch lange kein bühnenfähiges. Hat aber ein Schauspiel die Bühnenprobe mit Erfolg bestanden und ist zum Repertoirestück geworden, so bedarf der Dichter der staatlichen Hilfe nicht mehr. Immer freilich wird zwischen dem geistigen Werte des dichterischen Werkes und dem äußern, klingenden Erfolge ein Mißverhältnis bestehen bleiben und die Wagschale bald zu niedrig, bald aber auch zu hoch steigen, und der Staat kann hier ebensowenig wie im übrigen Handel und Wandel mit regelnder Hand eingreifen. Und wie denkt man sich das Wirken einer mit der Prüfung und Krönung dramatischer Werke betrauten Kommission,

wie ihre Zusammensetzung, wie die Grundsätze ihrer Auswahl, ihrer Entscheidung? Mag sie sich nun ausschließlich aus Dichtern, oder aus Dichtern, Kritikern und Gelehrten oder sonst wie zusammensetzen, die Streitigkeiten über die Wahl der Sachverständigen, wie über ihre Urteile und Richterprüche würden kein Ende finden, Vorwürfe der Unbilligkeit, der Parteilichkeit nimmer verhallen. Und noch mehr: eine wirkliche Gefahr läge in dem Bestande einer solchen litterarischen Prüfungskommission für die gesunde Entwicklung der Litteratur, für die Gesundheit unsrer litterarischen Zustände. Klippenwesen und Strebertum würden empor-schießen, und bei der staatlichen Beeinflussung würde eine offizielle Litteratur erblühen, die Freiheit und Beweglichkeit des geistigen Lebens aufs ernstlichste geschädigt werden.

Nein, der Dichter muß — und wir dürfen bei dem hier über den dramatischen Dichter gesagten stehen bleiben, da es sich auf den von dem Drucke der Verhältnisse weit weniger leidenden epischen oder lyrischen Dichter ohne weiteres übertragen läßt — jedes derartige Eingreifen des Staates in seine Wirksamkeit aufs entschiedenste ablehnen. Es liegt im Interesse seiner Kunst, im Interesse der Freiheit seines Schaffens, Denkens und Wirkens, bei dem Staate nichts andres zu suchen, als Schutz und Freiheit für seine Werke. Die Dichtung ist eine Macht, die stärkste geistige Macht, die der Staat wohl seinen Zwecken dienstbar machen könnte, aber nimmermehr zu ihrem Segen. Über das Maß der Freiheit, das ihr gewährt ist, mag man denken, wie man will, die Hand aber, die erst als eine helfende dargereicht würde, würde nur zu leicht eine lastende und gebietende werden.

Doch wir brauchen uns nicht zu beunruhigen, wir haben ein solches Danaergehenk gar nicht zu fürchten. Wir hoffen nur die gewährten Rechte voll und ungetrübt zu behalten.

Abhilfe für die dringenden Notstände ist also andern Ortes zu suchen: bei dem Volke und bei den Schriftstellern selbst. Eine Berufung an die erstere Instanz darf freilich nicht als erfolgreich gelten, zumal nicht in unserer Zeit, die von den hohen Aufgaben der Kunst nicht viel ahnt und von ihr oft nicht mehr verlangt als flüchtige, wechselvolle Unterhaltung. Die Erziehung des Volksgeschmackes liegt in der Macht der Dichter selbst, und rücksichtsloser Kampf gegen alle Elemente, zumal aus dem eigenen Lager, die sich der Erreichung dieses Zieles entgegenstemmen, ist für sie eine unabweisbare Forderung. Im engeren, Kleinliche und persönliche Abneigungen und Anfeindungen überwindenden Anschluß unter einander läßt sich zudem Kraft und Vermögen genug finden, um dem bedrängten Genossen Hilfe zu gewähren, die ihm willkommener sein muß von Freunden und Mitstrebbenden, als von einem andern. Möchten die Bemühungen, aus eigenen Mitteln den vorhandenen Notständen wirksam zu begegnen, in einmütigem Bestreben reichen Erfolg finden. Dann wird es auch nicht an thätiger Teilnahme der Genießenden fehlen.

Kleinere Mitteilungen.

Der Prekunjug. Mitunter, das muß billigerweise anerkannt werden, trägt die Wassenjungenpresse zur Ertheiterung bei. So in den letzten Tagen, als sie den alten Kniff anwandte, durch lautes Schreien „Haltet den Dieb!“ von ihrer eignen Spur abzulenken. Hätten nur nicht in den Taschen noch die Steine geklappert, die in die Fenster des Königsschlosses geworfen werden sollten! Auch die greulichen Gesichter, welche die edle Brüderschaft stets bei dem Vernehmen des Wortes Kartell schneidet, wie Lucifer beim Anblick des Kreuzes, können belustigen. Bestätigt doch ihre Wut, daß die Vertheidigung der nationalen Parteien eine patriotische That war, und daß nur beklagenswerte Verblendung an der Sprengung des kaum geschlossenen Bundes arbeiten kann. Aber das Lachen vergeht einem doch, wenn man die unerhörte Frechheit betrachtet, von welcher im 44. Hefte dieser Zeitschrift Proben mitgeteilt wurden, und man fragt sich, wie lange der Unfug noch geduldet werden soll. Als ob die Deutschen von heute noch die dickfellige und blöde Nation wären, wie in den dreißiger und vierziger Jahren, wagt es ein Häuflein Eingewandelter alles zu begeiern, was uns verehrungswürdig ist, und sie und ihre würdigen Genossen stellen ganz ungeschämt die Forderung auf, daß die ungeheure Mehrheit sich nach den Sitten und dem Geschmade der Fremden richten solle, weil diesen germanische und christliche Denkweise unverständlich und unangenehm sind. Das heißt denn doch, die Welt auf den Kopf stellen. Niemand hat die unverschämten Gäste gerufen, niemand hält sie zurück, wenn es ihnen bei uns nicht gefällt, wenn ihnen abgeschmackt, was uns vernünftig, lächerlich, was uns heilig erscheint. Ihre angebliche Sehnsucht nach dem gelobten Lande pflegen sie zu verleugnen, sobald ihnen der Weg dahin gezeigt wird. Nun wohl, sie können ja dem Beispiel ihrer Reinach und Wolff und Konsorten folgen, und kaum in Paris angekommen, die Franzosen spielen; England steht ihnen offen, für das sie ja eben jetzt eine rührende Schwärmerei an den Tag legen. Wie lange sich die Franzosen und Engländer die Aufdringlichkeit der Internationalen bieten lassen werden, das geht uns nichts an. Wir aber, obwohl nicht mehr der Bewunderung unsrer Voreltern für eine Lady Milford fähig, teilen noch die Ansicht des alten Miller über die Behandlung, deren sich in Deutschland ungehobelte Gäste zu versehen haben. Vor allem kann eins nicht oft genug gesagt werden. Bei einem österreichischen Schriftsteller, Nürnberger, fanden wir einmal, es mag zwölf oder fünfzehn Jahre her sein, eine sehr verständige Beleuchtung des Widerspruches, daß die Juden die ihnen zugestandene Gleichberechtigung als selbstverständlich hinnehmen und nach allen Richtungen ausnützen, gleichzeitig aber noch ebenso rücksichtslos und schonend behandelt sein wollen, wie zu der Zeit, als sie noch unter besondern Gesetzen standen. Das ist noch viel schlimmer geworden, seitdem der Deutsche keine Neigung mehr zeigt, sich jede Unbill von Fremden, heißen sie Kelten oder Mongolen oder Semiten oder wie sie sonst wollen, lächelnd gefallen zu lassen. Die Solidarität ist so vollständig, daß, wenn es einen judt, alle andern sich pflichtschuldig mittragen. Das muß ein Ende nehmen. Die tüchtigen Elemente in dem Stamme, die vielen braven Menschen, welche national fählen und ehrlich mitarbeiten an unsern gemeinsamen Aufgaben, die müssen endlich einsehen, daß es im Gegenteile ihre dringendste Pflicht ist, den Auswurf nicht nur von sich abzuschütteln, sondern mit dem Fuße von sich zu stoßen. Das sind sie sich selbst noch in höherm Grade schuldig, als der Au-

gemeinheit. Empfindsamkeit und Wehleidigkeit dürfen in der Politik nicht mitreden. Wer ein gemeinschädliches Subjekt in Schutz nimmt, wohl gar noch unterstützt, einzig und allein aus Massengefühl, der mag sich sehr edel dünkel und von Weibern mit und ohne Hosen dafür gepriesen werden, allein er darf sich nicht beklagen, wenn er als Mitschuldiger zur Verantwortung gezogen wird. Die Juden, die sich aufrichtig zu den Deutschen zählten, haben alle, alle Mittel in den Händen, diejenigen ihrer Stammesgenossen unschädlich zu machen, mit denen sich auf die Länge nicht leben läßt. Solange die Juden in der Geschichte vorkommen, hat der Dünkel, die Lust, sich in fremde Angelegenheiten zu mengen, andern ihren Glauben aufzudrängen u. s. w., sie allen Völkern verhaßt gemacht und Katastrophen herbeigeführt, in denen die Unschuldigen mit den Schuldigen büßen mußten, weil sie nicht Gerechtigkeitsgefühl und Entschlossenheit genug besaßen, auszustofsen, was faul und unrein war. Soll die Lehre von Jahrtausenden unbeachtet bleiben?

Eine Auswahl von Erzählungen Gaudys (Berlin und Stuttgart, Spemann) ist von einer Nichte des Dichters mit einer sehr redseligen Einleitung versehen worden, in der beklagt wird, daß seine Werke „viel schneller, als sie verdient, der Vergessenheit zur Beute gefallen“ seien, während er doch „Großes und Schönes geschaffen, in ewiger Poesie gesungen“ habe. Das muß, auch wenn dem verwandtschaftlichen Gefühl die gebührende Rücksicht gewahrt bleibt, doch etwas stark genannt werden. Gaudy hat artige Sachen, oft voll liebenswürdiger Laune, geschrieben, allein nichts Großes, überhaupt nichts Eigenartiges. Er gehdrt zu den Talenten, die sich leicht anregen lassen, aber auch der Anregung bedürfen. Am häufigsten spürt man Heines Einfluß, außerdem vorzüglich Eichendorffs und Beranger's. Ueberdies sind seine besten Sachen heute schon dem großen Publikum ziemlich unverständlich. Das „Tagebuch eines wandernden Schneidegesellen“ verspottet recht lustig Gustav Nicolai, dessen Buch übrigens nicht „Ueber Italien“ heißt, sondern „Italien, wie es wirklich ist“; allein dies Buch ist gänzlich verschollen, und daher verfehlen die Anspielungen auf dasselbe, wie auf die „Evangelische Kirchenzeitung“ u. dgl. gegenwärtig ihre Wirkung. Seine Verherrlichung Napoleons, an der sich „manche gestoßen“ haben, ist nur zu entschuldigen, wenn man sich der traurigen, thatenlosen Zeit erinnert, die sich nach einem Manne sehnte; wir brauchen, um Helden zu feiern, weder so weit zurück, noch gar in das Lager des Feindes zu greifen. Uebrigens sind bald nach Gaudys Tode seine Werke gesammelt worden, und während dies häufig die letzte Ehre ist, die einem Schriftsteller erwiesen wird, wurde er sogar später noch von einem Verleger unter die „Klassiker“ versetzt, was er selbst sich schwerlich hat träumen lassen. Mehr kann man nicht verlangen. Die Baroness Gaudy führt selbst den Beweis, wie es mit dem Nachruhm von Dichtern bestellt ist. Sie erzählt: „Sein Freund, der schwärmerische Sänger der „Bzauberten Rose“ und der „Cäcilie“, Ernst Ferrand (Schulz), hatte ihn nach der Schweiz begleitet.“ Da werden also Ernst Schulze und der unbedeutende Lyriker Eduard Schulz, genannt Ferrand, der zwei Jahre alt war, als Schulze starb, zu einer Person gemacht! Wie es scheint, kommt das Nachschlagen desto mehr aus der Mode, je mehr es durch zahllose Hilfsbücher erleichtert wird. Ihre Pietät hätte die Herausgeberin durch sorgfältigere Korrektur beweisen können. Der Schneidegeselle möchte sich „stizzieren“ anstatt „stisieren“, im Berliner Tiergarten befindet sich eine „Russeninsel“ anstatt einer „Roussseuinsel“, „Hebe, heben, in sanfter Feier,“ hat sich in „Hebe dich u. s. w.“ vermandelt, der relegirte Pförtner hätte anstatt dem „Drummen“ dem „Braunen“ (Pferd?)

des Vaters Troß geboten u. s. w. Auch glauben wir nicht, daß Gaudy die „unterschlagenen Arme“ verschuldet hat; zu seiner Zeit wurden wohl Gelder unterschlagen, Arme jedoch noch untergeschlagen. Durch so arge Nachlässigkeit wird dem Autor keine Ehre erwiesen.



Litteratur.

Wiener Autoren von Ernst Wechsler. Leipzig, Friedrich, 1888.

In einem einleitenden Kapitel die Herausgabe dieser „Wiener Autoren“ als ein ganz gefährliches Unterfangen hingestellt. Aber wir glauben, Ernst Wechsler kann ruhig sein. Die „Wiener Autoren“ werden hoffentlich finden, daß er ihren Horn nicht allzusehr herausgefordert hat. Die „Eheß“ wohl ziemlich aller neunhundertundneunundneunzig Wiener Zeitungen werden hier ziffernmäßig genau nach der Höhe des Honorars, das sie — zählen, von den kleinen Häuptern der illustrierten Tageszeitungen bis zu den Serenissimi der „Neuen freien Presse“ mit einem entsprechenden kleinen oder großen Räucherkerzchen bedacht. Nur der arme Herr Pöhl geht leer aus; der Ärmste ist sicher kein Feuilletonredakteur. Ja es wird sogar ganz grimmig auf ihn losgedroschen. O, über den Heldenmut Ernst Wechslers und seine Veröffentlichung, die übrigens schon vorher in Gestalt von „Feuilletons“ die Welt in den Harnisch gebracht zu haben bekennt! Da der Verfasser aber Lyriker ist und im Vorwort ganz jämmerliche Jeremiaden über den herabziehenden Einfluß der Journalistik singt, so können wir nicht umhin, ihn etwas ernstlicher zu nehmen und ihn dringend zu bitten, doch vor allen Dingen bei seiner eigenen lyrischen Persönlichkeit vor den in unsern Augen schlimmsten dieser Einflüsse recht sehr auf der Hut zu sein. Wenn das Buch eine Satire auf den litterarischen Agenturstil „unterschiedlicher (!) deutscher Blätter“ (S. 63) sein wollte, so könnte es sich nicht besser dafür befähigt zeigen, als durch folgende, wirklich aus dem Vollen herausgegriffenen Sätze: „Die Liebe beginnt in den beiden Herzen in herrlichster Weise zu walten . . . Diese Partie ist von solcher Gemütsiefe, solcher Seelenkenntnis diktiert (!) und mit einem solch elegant-flotten („flott“ ist überhaupt ein Lieblingswort!) Humor niedergeschrieben worden (worden!), daß wir allen Respekt vor dem Autor bekommen“ (S. 84). „Die“ Ebner-Eschenbach (stets so!) „vereinigt männliche Energie, männlichen Ernst mit dem feingedertten Seelenleben (!) der Frau“ (S. 176), während gewöhnlich „die epochemachenden künstlerischen Genies bis heute nur aus den Reihen der Männer aufgetaucht (!) sind“ (S. 128). „Eine solche Partei verfügt über eine Kraftentfaltung“ (S. 101) u. s. w. — Es fehlt auch nicht an allerlei seltsamen und aufregenden Behauptungen: „Aeschylos, Sophokles und Euripides waren für ihre Zeit und die damaligen Anschauungen durch und durch moderne Dichter“ (S. 118). Wer das Gegenteil glaubt, „begeht einen beispiellosen Schmeißer.“ — „Daß zur Erreichung großer Lebenszwecke ein starrer, brutaler Egoismus notwendig ist, ist eine Thatsache, die wohl niemand bestrittet“ (S. 98). — „Die Einwendung, daß kein anständiger Journalist an einem übelbelemudeten Blatte thätig sein dürfte, ist keine stichhaltige“ (S. 11). So?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Skandinavische Stimmungen.



Über skandinavische Angelegenheiten ist im verflossenen Sommer viel zu lesen gewesen. Die Witternachtssonne darf sich rühmen, die Sonne im „Propheten“ aus der Mode gebracht zu haben, alljährlich schwillt die Zahl der Pilger nach dem Nordcap an, und in demselben Grade vermehrt sich die Menge der gedruckten Berichte über Land und Leute. In diesem Jahre aber wurden dergleichen Schilderungen infolge der Reise des Kaisers ziemlich regelmäßig mit politischen Betrachtungen gewürzt. Wenn ich meinen vielen Vorgängern gerade auf dieses Gebiet folge, so gestehe ich im voraus, daß ich zu eignen Beobachtungen wenig Gelegenheit gehabt, sondern nur aus Gesprächen mit alten Freunden und aus den Zeitungen geschöpft habe; um deren Aussagen zu prüfen, fehlte es mir vor allem an genügender Kenntnis der Sprachen, da man wohl mit einiger Leichtigkeit Dänisch und Schwedisch lesen und doch außer Stande sein kann, mit Leuten, die nur ihre Muttersprache reden, sich über politische Fragen zu verständigen. Inwiefern das, was ich gehört oder gelesen habe, die Ansichten des „Volks“ wiedergiebt, vermag ich daher nicht zu untersuchen.

Das eine scheint mir unzweifelhaft, daß in den gebildeten Ständen auch der nordischen Länder die konservative Partei immer mehr Anhänger findet, weil man auch dort der hohlen Worte ebenso überdrüssig ist wie anderswo. Am überraschendsten war mir, das in Norwegen zu hören. „Wir sind in der angenehmen Lage,“ sagte ein Herr in Christiania, „in voller Ruhe die Entwicklung der Dinge abwarten zu können. Unsere angestrengteste Thätigkeit würde unsrer Sache nicht so viel nützen, wie das Treiben der Radikalen, die unermülich an ihrer Selbstvernichtung arbeiten.“ Ich berührte die Stellung Björnsons, und mein Gewährsmann antwortete lächelnd: „Glauben Sie allein

einen Eugen Richter zu besitzen?“ Doch setzte er sofort ernst hinzu: „Die Ähnlichkeit besteht nur in dem Talente beider für Demagogie. Björnson hat, wie Sie wissen, noch andre Talente. Er ist ein Dichter, der für den Augenblick das wirklich glaubt, was er sich eingeredet hat oder von andern hat einreden lassen, und es kommt nur auf die rechte Anregung an, um den Saulus zu einem ebenso begeisterten Paulus zu machen.“ Meine Frage, ob das Schauspiel, welches Frankreich bietet, nicht ernüchternd auf seine Landsleute wirke, verneinte er. „Unser Volk will durch eignen Schaden klug werden, und der Prozeß vollzieht sich jetzt. In Dänemark ist das etwas andres. Doch ich will nicht vorgreifen, Sie werden ja selbst sehen.“

Daß in Kopenhagen eine Abkühlung der frühern warmen Gefühle für alles Französische eingetreten ist, wurde später auch mir bemerkt. Die Veranlassung ist drollig genug. Der bekannte Millionär Bierbrauer Jacobsen hatte auf seine Kosten eine französische Kunstausstellung veranstaltet und, wie es hieß, ebenfalls auf seine Kosten eine ganze Schaar von Pariser Künstlern und Berichterstattern zur Eröffnung kommen lassen. Außerdem hatte sich die französische Kommission für die Kunstgewerbeausstellung in Kopenhagen eingefunden und war von dem Vizepräsidenten Schou zu einem Bankett in Skodsborg geladen worden. Am Tage vor dem Feste verlangte Herr Proust, wenn ich nicht irre, daß auch sämtliche Pariser Journalisten mitbeigezogen würden. Das geschah. Nun wurde jedoch entdeckt, daß ein Journalist seine Frau mitgebracht hatte, und auch diese wollte dabei sein. Der Gastgeber bedauerte, sie nicht einladen zu können, da keine Damen in der Gesellschaft sein würden; wenn sie jedoch zufällig nach Skodsborg kommen wolle, werde sie willkommen sein. Und richtig war sie „zufällig“ an Ort und Stelle und nahm unbefangenen Platz in der verdoppelten oder verdreifachten Gästezahl. Dieses Benehmen, das herrische Auftreten der Kommissäre und zum Dank für alle Höflichkeit unverschämte Äußerungen in Pariser Blättern scheinen allerdings in Kopenhagen stark verschmüpft zu haben. Glück hat den Dänen die Franzosenfreundschaft nie gebracht, ihre Anhänglichkeit an den ersten Napoleon büßten sie mit dem Verluste Norwegens, und in ihrem Vertrauen auf den dritten sahen sie sich arg getäuscht. Wihin brauchten sie nicht erst durch die heutigen Vertreter der an der Spitze der Zivilisation marschirenden Nation aufgeklärt zu werden. Indessen haben ja manchmal die kleinen Ursachen die größere Wirkung. Warten wir ab.

Daselbe wird zu raten sein in Beziehung auf die Stimmung der Dänen gegen Deutschland. Mancher Korrespondent hat wohl zu sehen geglaubt, was er zu sehen wünschte. Ein Unglück war es auf alle Fälle, daß die uns so gespreizt dargebotene Bruderhand demselben Herrn Brandes gehört, der kurz zuvor dem Ruffentum Weibrauch gestreut hatte. Dieser Herr, dem politische und andre Glaubensgenossen in Deutschland zu einer gewissen Berühmtheit

verholfen haben, ist nämlich — es freut mich, das kundthun zu können — in seiner Heimat gründlich erkannt. Er hat seine Partei mit in Verruf gebracht, und sein Werk ist es zum guten Teil, daß auch in Dänemark die Judenfrage auf der Tagesordnung steht. In dem Organ der dänischen „Freisinnigen“ („Politiken“) hatte er die Lösung der sozialen Wirren durch — die freie Liebe proklamirt. Daß das ein Blödsinn ist, war ihm schwerlich verborgen, aber der Einfall war originell, pikant, und er und sein Anhang sollen das Thema so schamlos breitgetreten haben, daß endlich ein Fräulein Grundtvig in eigens einberufener Frauenversammlung nachdrücklich ihr Geschlecht gegen die aufgedrungene Vormundschaft dieses Gelichters verwahrte. Brandes glaubte sie mit niedrigem Spott abthun zu können, allein die Dame bewies auch weiter Mut, indem sie den Gegner vor die Gerichtsschranken forderte und seine Verurteilung erwirkte. Und nach ihr nahm ein Architekt, Professor Klein, den Kampf auf, zuerst in einer diese „Sittlichkeitsfrage“ behandelnden Flugchrift „Die literarische Linke,“ dann in einer eignen zwanglosen Zeitschrift „Anti-Brandestanske Flyveblade.“ Der Angegriffene hat, wie es scheint, alles über sich ergehen lassen; er rechnet wohl darauf, daß seine Getreuen seine Moral teilen, daher auch in dem ihm wiederholt nachgewiesenen Plagium nichts Böses erblickt, und daß seine deutschen Freunde alle die Unannehmlichkeiten totschweigen werden.

Einen ungeeigneteren Wortführer konnte also die Idee der Versöhnung zwischen Deutschen und Dänen nicht finden, und falls auf dänischer Seite Geneigtheit vorhanden gewesen sein sollte, hat der Name Georg Brandes sie wieder verschleucht. Doch glaube ich nicht, daß sie vorhanden war. Den Verlust der deutschen Herzogtümer haben die meisten vielleicht verschmerzt, aber die Erinnerung an den berühmten § 5 ist als Stachel zurückgeblieben, und Billigdenkende werden das begreifen. Rechtlich ist das Verhältnis ja völlig klar, Dänemark gehörte nicht zu den in Prag Frieden schließenden Mächten, aber es empfindet es als einen Gewaltakt, daß die zu seinen Gunsten aufgenommene Bestimmung rücksichtslos außer Kraft gesetzt worden ist — wie man allgemein glaubt. Wenn die „Kieler Zeitung,“ als im Spätsommer diese Angelegenheit wieder erörtert wurde, die Dänen damit zu trösten glaubte, daß sie ja erst seit der Ablösung der Herzogtümer einen Nationalstaat hätten, so war das abgeschmackt, denn kraft des Nationalitätsprinzips fordern sie Nordschleswig. Die richtige Auffassung der Sachlage kann sich nur einstellen, wenn die Dänen sich vorurteilsfrei vor Augen stellen, wie alles gekommen ist. Das thun sie nicht, und zum Teil ist ihnen die Wahrheit wirklich unbekannt. Ich habe Behauptungen gehört, die mir altbekannt vorkamen, und die ich richtig in einer Schrift wiedergefunden habe, welche vor rund fünfundzwanzig Jahren erschienen ist. Damals hatte Dänemark erreicht, was irgend möglich war, es war als Gemeinstaat anerkannt, und bestünde vielleicht heute noch als solcher, wenn es

nicht, auf Englands Schutz pochen, Deutschland so übermütig herausgefordert hätte. Welche Langmut bewiesen der Bund und die beiden Großmächte! Man wollte ja nur nicht die vollständige Einverleibung beider Herzogtümer zugeben, und wünschte, daß die Verdänung in Schleswig nicht gar zu ungeschweht vorgehe. Als man in Deutschland anfing sich darüber aufzuregen, ergriff „ein Schleswiger,“ angeblich ein dänischer Diplomat mit deutschem Namen, das Wort „zur Verständigung.“ Da Schleswig nie zum Deutschen Bunde gehört habe, gehe es auch Deutschland nichts an, die Bewohner des Landes, ob sie dänisch oder deutsch reden, seien Dänen und keine Deutschen. „Schleswig-Holstein“ sei die Erfindung einiger Professoren und Beamten. Unter den früheren Königen sei Schleswig germanisirt worden, nun werde nur der natürliche Zustand wieder hergestellt. Eigentlich aber könne von Danisirten keine Rede sein, es geschehe nichts als das durchaus Notwendige. Nämlich, und so steht wörtlich in der Schrift „Schleswig und Dänemark. Von einem Schleswiger“ (1863) zu lesen, in den gemischten Bezirken müsse der Schulunterricht dänisch sein, weil in dieser Sprache Religionsunterricht und Konfirmation erfolge, und die Ablegung des Gelöbnisses und die Einsegnung müssen in dänischer Sprache erfolgen, weil — diese die Unterrichtssprache sei. Die ganze Bewegung gehe übrigens von Preußen aus, welches Transalpingien erobern wolle, deshalb thäten Deutschland und Oesterreich sehr Unrecht, der preussischen Politik Vorschub zu leisten u. s. w. Streichen wir den originellen circulus vitiosus, so haben wir da ein Glaubensbekenntnis, auf das noch heute die meisten Dänen schwören. Mit Bitterkeit der Zeit gedenkend, wo ihre von kleinen deutschen Fürstenthöfen geholten Königinnen es nicht der Mühe wert fanden, die Landessprache zu erlernen, vergessen sie, daß man vor hundert Jahren in diesem Punkte nicht so empfindlich war wie heutzutage, und daß der Verzicht der Fürstinnen auf ihre Muttersprache nicht dem Dänischen, sondern dem Französischen zugute gekommen sein würde. Ebenso ist ihrer Erinnerung entschwunden, wie ihre Staatsmänner 1863 Preußen und Oesterreich förmlich zum Kriege gezwungen und nicht eher geruht haben, als bis mit Holstein auch Schleswig verloren war, offenbar in dem trügerischen Glauben, daß Old Pam ihnen noch anders als mit diplomatischen Notizen und mit Zeitungsartikeln beispringen werde. Und wegen eines ähnlichen Rechenfehlers ist die Rückgabe des nördlichen Distrikts verscherzt worden. In den ersten Jahren nach 1866 war Preußen ja ganz bereit, den Artikel 5 des Prager Friedens zur Ausführung zu bringen, aber in Kopenhagen machte man Umstände, Bürgschaften dafür zu gewähren, daß den Deutschen, die dann wieder unter dänische Herrschaft gekommen wären, die Rechte der Nationalität nicht verkümmert würden. Ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen lag in der Luft, es fehlte nur an einem Vorwande, und den konnte der § 5 ebenfugot liefern wie die spanische Königswahl; weshalb sollte man diesen Vorwand aus der Welt schaffen? Denn kam es zum fran-

zösischen Kriege, so kam es auch zum französischen Siege, und dann mußte Dänemark nicht nur Hadersleben, sondern das ganze Stammverwandte wieder in den Schoß fallen. So lautete unverkennbar die Berechnung. Darüber sind nun zwei Jahrzehnte vergangen, während deren die preußische Verwaltung nicht müßig gewesen ist. Und wie gegenüber den polnischen Gelüsten und Wehklagen, darf auch dort gesagt werden: das Land, das mit dem Schwert erobert wurde, ist ein andres geworden, wir haben es mit dem Pflug „erworben, um es zu besitzen.“

Natürlich wird es noch längere Zeit erfordern, bis auf beiden Seiten der Königsau die Erbitterung einer kühlverständigen Auffassung weicht. Man muß sich nur erinnern, daß es noch „Welsen“ und „Katten“ giebt, die nie ohne Wehmut der Zeiten gedenken können, in welchen sie, oft nicht bloß moralisch, getreten wurden. Zuerst ist erforderlich, daß die Dänen sich entschließen, die Fehler anzuerkennen, welche die Dinge dahin geführt haben. Dann wird auch die Einsicht folgen, daß Leute dänischer Nationalität unter deutscher Herrschaft existiren können wie Deutsche und Italiener in Oesterreich, und daß dem Lande am besten gebient ist durch freundschaftliche Beziehungen zu dem deutschen Nachbarn, der es nicht bedroht und es besser zu schützen vermag und zu schützen bereit sein würde, als die sogenannten guten Freunde da oder dort.



Die Entwicklung des Gesellschaftsrechts für wirtschaftliche Zwecke.



Es ist in neuerer Zeit die Frage angeregt worden, ob die bestehenden Formen unsers Gesellschaftsrechts für das praktische Bedürfnis genügen. Namentlich hat das Streben, Gesellschaften zur Nutzbar-
machung unsrer Kolonien zu bilden, zur Anregung dieser Frage im Reichstage Veranlassung gegeben. Schon bei der ersten
Beratung des dem jüngsten Reichstage vorgelegten Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete (am 4. Februar 1888) bemerkte der Abgeordnete Dr. Hammacher, daß für koloniale Unternehmungen, aber auch noch für viele andre Unternehmungen des heutigen wirtschaftlichen Lebens, weder die Form der Aktiengesellschaft, noch der Kommanditgesellschaft oder der offenen Gesellschaft passe. Es bedürfe anderer Formen, um den Zwecken derselben zu genügen. Dabei wies der Redner vorzugsweise auf die bergrechtlichen

Gewerkschaften hin, die eine so erleichterte Form des gesellschaftlichen Betriebes gewährten, daß sie sogar vielfach benutzt würden, um unter ihrem Namen Betriebe ganz anderer Art ins Leben zu rufen. Er glaubte, die Ausdehnung dieser Form auch auf andre Arten von Gesellschaften empfehlen zu sollen.

Noch bestimmter sprach sich bei der zweiten Beratung des nämlichen Gesetzes (am 28. Februar) der Abgeordnete Döbelhüser aus. Mit der Ausdehnung des Rechts der bergrechtlichen Gewerkschaften sei das Bedürfnis noch nicht erschöpft. Auf manche Betriebe des wirtschaftlichen Lebens sei diese Ausdehnung nicht anwendbar; so z. B. auf den eigentlichen Handel. Es komme vor allem darauf an, neue Formen von Gesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit zu schaffen. Bis jetzt finde diese nur bei Aktiengesellschaften und bergrechtlichen Gewerkschaften statt. Das seien aber Gesellschaften, wo der Kapitalist von der geistigen Leitung des Unternehmens getrennt sei. Es fehle unbedingt an einer Geschäftsform, worin die Persönlichkeiten, die das Kapital hergeben, auch mit dem Kapital unmittelbar in Verbindung treten und es persönlich fruchtbar machen können, dabei aber doch zugleich die Wohlthat der beschränkten Haftbarkeit genießen. In England werde bereits vielfach die Form der Aktiengesellschaft benutzt, um für Gesellschaften, die ganz auf „individualistischer Basis“ beruhen — die Aktionäre seien dabei nur Strohmänner —, beschränkte Haftbarkeit herbeizuführen. Nichts aber stehe entgegen, auch geradezu Gesellschaften nach Art der offenen Handelsgesellschaft zu schaffen, bei denen die Solidarhaft auf einen bestimmten Betrag eingeschränkt sei.

Diese Anregungen hatten zunächst die Folge, daß in dem vorgelegten Gesetze vom Reichstage vorgeschlagene Bestimmungen Aufnahme fanden, wonach der Bundesrat für befugt erklärt wurde, deutschen Kolonialgesellschaften, die sich auf Grund eines vom Reichskanzler genehmigten Statuts gebildet haben, die Rechte einer juristischen Person zu verleihen. „In solchen Fällen haftet den Gläubigern für alle Verbindlichkeiten der Kolonialgesellschaft nur das Vermögen derselben.“ Durch diese Bestimmung des erlassenen Gesetzes ist das obwaltende Bedürfnis bezüglich der Kolonialgesellschaften, wenigstens vorläufig, für befriedigt zu halten.

Es entsteht aber die Frage, ob die gegebenen Anregungen geeignet sind, im allgemeinen zu einer Erweiterung der Formen unseres Gesellschaftsrechtes, namentlich in den angegebenen Richtungen, zu führen. Durch Erlass vom 3. April dieses Jahres hat das preussische Handelsministerium hierüber Bericht von den Handelskammern gefordert. Infolge hiervon hat auch der Ausschuß des deutschen Handelstags in seiner Sitzung vom 7. Mai dieses Jahres sich mit der Frage beschäftigt, und hierbei hat Dr. Hammacher wiederum seine Ansicht ausführlich begründet. Um die Bedürfnisfrage anschaulich zu machen, führte derselbe aus: „Nehmen wir unsre Aktiengesellschafts-Register zur Hand, so finden wir, daß viele Gesellschaften, für die ihrer Natur nach die Form der Aktiengesellschaft

schlechterdings nicht paßt, dennoch diese Form haben wählen müssen, weil keine andere Form zu Gebote stand. Es erscheint fast komisch, daß, um für ein Studentenkorps in Bonn ein Gesellschaftshaus einzurichten, die Form der Aktiengesellschaft gewählt wird. Eine Gesellschaft, die einen ganz ominösen Namen führt, die „Räuberhöhle“ in Mannheim, hat sich mit einem Kapital von 4000 Mark als Aktiengesellschaft gegründet. Katholische und andre religiöse Vereine, die lediglich Krankenpflege oder Verbreitung von Flugchriften zum Zweck haben, stecken sich in die Jacke der Aktiengesellschaftsform. Ebenso sieht man, daß für Unternehmungen anstatt der Form der Aktiengesellschaft die der Gewerkschaft angenommen wird, weil man den Fußangelboden der Aktiengesellschaft und den verwickelten Apparat unpassend findet und nicht will. Man hat dies gethan, obgleich die bergrechtliche Gewerkschaft nur für den Bergbau gesetzlich eingeführt ist. So besteht in Welsentkirchen eine „Gewerkschaft Orange,“ welche die Herstellung von Dampfkesseln zum Zweck hat. Die Personen, welche vor etwa 15 Jahren diese Gesellschaft begründeten, haben nicht die Form der Aktiengesellschaft gewollt; sie wählten das Auskunftsmittel, daß sie irgend eine beliebige Eisensteingrube ankauften, auf der Basis dieses Bergwerksbesitzes eine Gewerkschaft gründeten und ein Statut vereinbarten, auf Grund dessen die Verarbeitung aus Eisenstein hergestellter Metalle zulässig war. So erlangten sie Korporationsrechte und erbauten eine Kesselfabrik. Ebenso besteht an demselben Ort der Schalker Gruben- und Hüttenverein, eine Gesellschaft, die Hoheisenenerzeugung betreibt. Formell ist sie eine Gewerkschaft, und ihre gewerkschaftliche Existenz beruht auf dem Besitz irgend einer Eisensteingrube. Neuerdings hat sich noch das Walzwerks-Etablissement von Schulz, Knaudt & Komp. in Essen in eine Gewerkschaft umgewandelt. Dies ist auf demselben Wege wie in den andern erwähnten Fällen ermöglicht worden. Selbst im Auslande haben deutsche Gesellschaften von der in Deutschland bestehenden gewerkschaftlichen Form Gebrauch gemacht. Solche Auskunftsmittel sind mit dem strengen Rechte kaum verträglich. Die Bedürfnisse des wirtschaftlichen Lebens drängen aber bei der ungenügenden Entwicklung unsers Rechts darauf, derartige Mittel anzuwenden, und die angedeuteten Erfahrungen beweisen, daß ein wirkliches Bedürfnis nach neuen Gesellschaftsformen vorliegt. Der Schwerpunkt liegt darin, daß es ermöglicht werden muß, die Einschränkung der Haftbarkeit der Mitglieder in einfacherer Form anzuwenden. Darauf weisen auch die Vorgänge in England hin. In England ist bekanntlich auf Grund der Gesetze von 1862 und 1867 die Bildung von Aktiengesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit unter Beobachtung gewisser bequemer Vorschriften zugelassen. Sieben Personen treten zusammen und bilden eine Gesellschaft mit beschränkter Haftbarkeit. Eine Minimalhöhe des Kapitals ist gesetzlich nicht vorgeschrieben, ebenso wenig die Höhe der Einlagen oder Aktien. Man kann also Aktiengesellschaften mit Nominalwert von 1 Pfund für die Aktie begründen. Und es giebt hunderte,

ja tausende solcher limited companies. Ein großer Teil derselben ist wirklich nichts als eine individuelle Handelsgesellschaft; man nimmt pro forma ein paar Personen auf, die mit je 1 Pfstr. beteiligt sind und arbeitet nun auf den Grundlage der beschränkten Haftbarkeit. Etwas ähnliches ist auch in Deutschland möglich. Zu einer Aktiengesellschaft sind nur fünf Personen erforderlich. Nimmt man beispielsweise an, daß eine Familie die Absicht hat, das Geschäft ihres Erblassers nur mit beschränkter Haftbarkeit fortzusetzen. Weshalb soll alsdann der schwerfällige Weg der Aktien- oder Kommanditgesellschaft der allein zulässige sein?"

Weiter führte dann Redner aus, daß für die neu zu schaffende Gesellschaftsform neben der beschränkten Haftbarkeit der Mitglieder auch die Möglichkeit zu gewähren sei, das Gesellschaftskapital nicht (wie bei der Aktiengesellschaft) von vornherein festzusetzen, vielmehr je nach eintretendem Bedürfnisse jeden Anteiler anzuhalten, Zuschüsse zu dem Gesellschaftskapital zu leisten, bergestalt jedoch, daß er sich jederzeit durch Aufgeben seines Anteiles zu Gunsten der Gesellschaft von weiteren Zuschüssen befreien könne, so wie dies bei den Berggewerkschaften schon jetzt Rechtens sei.

An diese Rede schloß sich dann eine Verhandlung, deren Inhalt ebenfalls kurz in dem Bericht wiedergegeben ist. Nach derselben wurde einstimmig folgender Beschluß gefaßt: „Der Ausschuß des Deutschen Handelstages beschließt sich dahin auszusprechen: 1) In den Kreisen des Handels und der Industrie wird eine Ergänzung des bestehenden Rechts durch Einfügung neuer Rechtsformen für gesellschaftliche Privatunternehmungen als ein dringendes Bedürfnis anerkannt. 2) Diesem Bedürfnis ist eine Gesetzgebung abzuwehnen geeignet, welche die Errichtung von individualistischen und kollektivistischen Erwerbsgesellschaften auf der Grundlage der in Anteile zerlegten Mitgliedschaft und der beschränkten Haftbarkeit der Mitglieder zuläßt.“

So weit die über den Gegenstand neuerdings gepflogenen Verhandlungen. Es ist nicht zu bestreiten, daß in der heutigen Zeit, die man wohl recht eigentlich die Zeit der Vereine nennen könnte, vielfach Vereinigungen geschaffen werden, für die, obgleich sie für ihre Zwecke wirtschaftlich zu operieren genötigt sind, keine der bestehenden Gesellschaftsformen paßt, und die daher, insofern sie nicht etwa durch besondern Staatsakt die Rechte einer juristischen Person erlangen, in ihrem wirtschaftlichen Handeln durchaus beengt sind. Es sind dies namentlich Vereinigungen, die in erster Linie soziale oder Kulturzwecke verfolgen. Wenn auch das Bedürfnis eines Studentenkörpers, sich ein Stammhaus zu verschaffen, nicht so hoch anzuschlagen sein sollte, um die Gesetzgebung dafür besonders in Thätigkeit zu setzen, so kann es doch noch andre Vereinigungen geben, bei denen die Unfähigkeit, selbständig Vermögen zu erwerben, schmerzlich empfunden wird. So z. B. wenn Bürger einer Stadt sich zusammenthun, um eine Volkstüche ins Leben zu rufen, wozu die nötigen Räumlichkeiten beschafft, Vorräte angekauft,

Diener angestellt werden müssen. Die Formen der Aktiengesellschaft passen für einen solchen Verein ganz und gar nicht, weil dabei ein Vermögenserwerb nicht in Aussicht genommen ist. Ebenso wenig aber die Formen irgend einer andern Gesellschaft. Darnach ist aber der Verein, wenn er nicht etwa die Rechte einer juristischen Person erwirbt, außer Stande, selbständig Rechte, namentlich auch Grundeigentum zu erwerben und Verbindlichkeiten einzugehen. Es müssen also immer Personen vorgeschoben werden, die für den Verein als Erwerber der Rechte und Träger der Verbindlichkeiten eintreten. Daß dadurch die gedeihliche Wirksamkeit eines solchen Vereins sehr gehemmt wird, liegt auf der Hand.

Man könnte solchen Vereinen, insofern sie nur gewisse Komatibcstimmungen einhalten, wohl unbedenklich das Recht einräumen, auf ihren Namen Vermögen zu erwerben. Glaubt man, daß dadurch möglicherweise auch solchen politischen und religiösen Vereinen, die vom Standpunkt der Staatsregierung keine Begünstigung verdienen, eine Förderung ihrer Zwecke zu Teil werden könnte, so ließe sich ja für diese eine besondere Ausnahme machen.

Auch der durch Statut zu vereinbarenden Pflicht, eventuell Zuschüsse zu den Vereinszwecken zu leisten, bergestalt jedoch, daß jedes Vereinsmitglied durch Aufgeben seiner Vereinsrechte sich von weiteren Pflichten befreien könne, würde grundsätzlich nichts im Wege stehen.

Die Hauptfrage bleibt freilich die: Wer soll für die Verbindlichkeiten haften, die ein solcher Verein eingeht? Wir haben oben gesehen, daß die Abgeordneten, die im Reichstage die Frage angeregt haben, gerade auf diesen Punkt besonderes Gewicht legen. Hammacher will die Zulassung von Vereinigungen nach Art der bergrechtlichen Gewerkschaften verallgemeinern. Schelhäuser geht noch darüber hinaus. Er will namentlich Handelsgesellschaften ganz nach Art der offenen Gesellschaften, aber mit beschränkter Haftbarkeit für die eingegangenen Verbindlichkeiten, zugelassen haben. Da entsteht nun die Frage: Welche Gewähr würden denn solche Vereine und Gesellschaften den Gläubigern bieten, daß deren Forderungen redlich erfüllt würden?

Betrachten wir einmal die zur Zeit bestehenden Verhältnisse, in denen nur eine beschränkte Haftbarkeit für die im Interesse einer Gesamtheit von Personen eingegangenen Verbindlichkeiten eintritt.

Sie tritt zunächst ein, wenn der Gesamtheit für den von ihr verfolgten Zweck juristische Persönlichkeit verliehen ist. Die juristische Person haftet nur mit dem ihr als solcher zustehenden Vermögen. Die Bürgschaft, daß diese beschränkte Haftbarkeit nicht zum Nachteil der Gläubiger mißbraucht werde, liegt hier in der Verleihung der juristischen Persönlichkeit durch den Staat und der in der Regel damit auch andauernd verbundenen Aufsicht des Staates über solche Vereinigungen. Ohne Zweifel wird auch bei der Verleihung der entsprechenden Rechte an Kolonialgesellschaften der Bundesrat diesen Gesichtspunkt im Auge zu behalten haben.

Eine andre Form, in der auch ohne besondere Bestattung des Staates eine Gesamtheit von Personen mit beschränkter Haftbarkeit sich für einen Zweck vereinigen kann, liegt in der Aktiengesellschaft. Hier ist es die gesamte durch Gesetz vorgeschriebne Organisation einer solchen Gesellschaft und die dadurch herbeigeführte Publizität ihrer Verwaltung, was eine gewisse Bürgschaft dafür giebt, daß die Beschränkung der Haftbarkeit der Gesellschaft auf das Gesellschaftsvermögen nicht zum Nachteil der Gläubiger mißbraucht werde.

Bei Kommanditgesellschaften, wo die Kommanditisten gleichfalls nur mit ihren Einlagen haften, liegt die Sicherheit der Gläubiger darin, daß die geschäftsführenden Gesellschaften persönlich d. h. mit ihrem gesamten Vermögen haften. Ohne Zweifel haben diese persönlich haftenden Gesellschafter auch ein Interesse daran, daß die Kommanditisten ihren Anteil der Gesellschaft nicht entziehen.

Endlich kommt noch die bergrechtliche Gewerkschaft in Betracht. Auch für diese bestimmt das preußische Berggesetz: „Für die Verbindlichkeiten der Gewerkschaften haftet nur das Vermögen derselben.“ Die Gewerkschaft ist aber eine Gesellschaft, die von dem Bergwerk selbst sich nicht trennen kann. In diesem hat sie ihre ständige und feste Grundlage. Wer also einer Gewerkschaft kreditirt, kreditirt dem Bergwerke, das den Gläubigern eine unentziehbare Sicherheit darbietet. Hierin liegt die Gewähr dafür, daß die beschränkte Haftbarkeit der Gewerkschaft nicht zum Nachteil der Gläubiger mißbraucht werde.

Wo nun Vereinigungen anderer Art in ähnlicher Weise wie die Berggewerkschaft, man könnte sagen, dinglich radiziert sind, da hätte ja der Gedanke Hammachers, das Recht der Gewerkschaft auf sie auszudehnen, eine Berechtigung. So etwas hat offenbar auch Hammacher bei seinen Anträgen vorgeschwebt. Aus der weiteren Ausführung seiner oben gedachten Rede wird folgendes berichtet: „Referent verkennt nicht, daß, wenn man jeder Gesellschaft Korporationsrechte zusprechen wollte, dies zu den größten Bedenken Veranlassung gäbe. Jede Gesellschaft, um überhaupt nach außen irgend eine Gewähr zu bieten, müsse ein bestimmtes Vermögensobjekt besitzen. Bei der Berggewerkschaft sei dies Bergwerksgerechtfame. Referent nimmt daher an, daß die (von ihm vorgeschlagene) Anteils-Gesellschaft mit beschränkter Haftbarkeit gesetzlich ein gewisses Kapital oder Wertobjekt zur Grundlage haben müsse. Das Gesellschaftsstatut hätte dies nachzuweisen.“

Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß der oben gedachte Beschluß des Ausschusses des Handelstags eine solche Schranke nicht enthält. Auch würde es sich vor allem fragen, ob gewisse Arten von Gesellschaften sich dergestalt typisch ausscheiden lassen, daß man ihnen kraft Gesetzes eine der Berggewerkschaft entsprechende Stellung mit einer auf das Gesellschaftsvermögen beschränkten Haftbarkeit gewähren könnte.

Offenbar geht aber auch der von Döbelhäuser vertretene Gedanke über

jene Schranke hinaus. Denn wenn Öchelhäuser gerade „Handelsgesellschaften“, die nach Art der offenen Gesellschaften errichtet werden sollen, die Wohlthat beschränkter Haftbarkeit zuwenden will, so würden darunter ohne Zweifel auch solche Gesellschaften begriffen sein, denen die dingliche Radizierung — wie wir es oben nannten — gänzlich fehlen würde.

Der Haupt Gesichtspunkt, aus dem die Zulassung solcher Gesellschaften empfohlen wird und von dem aus auch Öchelhäuser für sie eintritt, liegt nun darin, daß damit die Unternehmungslust sehr befördert werden würde. Gewiß kann man gewagte Unternehmungen mit leichterem Herzen eingehen, wenn der Unternehmer sicher ist, daß im Falle des Mißlingens ihn selbst nur ein mäßiger Verlust trifft, während er den weitergehenden Schaden auf andre abwälzen kann. Wäre aber dieser Gesichtspunkt von durchschlagender Berechtigung, dann müßte man nicht bloß Gesellschaften, sondern auch jedem einzelnen die Befugnis geben, Geschäfte mit beschränkter Haftbarkeit zu unternehmen. Wenn der Kaufmann mit Rechtswirksamkeit erklären könnte, daß er seinen Gläubigern nur mit einem gewissen Betrage seines Vermögens haften werde, so könnte er getrostes Mutes die gewagtesten Geschäfte eingehen. Mißlingen sie, so bliebe er doch noch immer ein wohlhabender Mann, und seine Gläubiger hätten das Nachsehen. Denkt man nun wohl daran, eine solche Beschränkung des Schuldrechts gesetzlich zuzulassen? Gerade darin, daß bei Unternehmungen für das Gelingen in erster Linie der Unternehmer selbst mit seinem ganzen Vermögen einzustehen hat, liegt eine Gewähr dafür, daß Unternehmungen nicht leichtsinnig in den Tag hinein gemacht werden. Gesetzt, ein Unternehmer bedänge sich bei seinen Gläubigern ausdrücklich aus, daß er ihnen nur mit einem Teil seines Vermögens haften wolle, und er fände auf diese Grundlage hin auch wirklich Kredit, so würde es doch sehr fraglich sein, ob die Gerichte diese Vereinbarung respektiren und nicht vielmehr als ein pactum turpe verwerfen würden.

Wenn es hiernach unzulässig, jedenfalls de lege ferenda nicht empfehlenswert ist, daß der einzelne Geschäftsmann Unternehmungen mit beschränkter Haftbarkeit eingehen dürfe, so ist es nicht abzusehen, weshalb es sich empfehlen sollte, zweien, dreien oder auch noch mehreren, sobald sie sich zusammenthun, zu gestatten, für ihre gemeinsame Unternehmung beschränkte Haftbarkeit sich auszubedingen. Es würde dies unverkennbare Gefahren des Mißbrauches in sich bergen.

Dieser Gesichtspunkt ist auch bei den Verhandlungen in dem Ausschuß des Handelstages nicht ganz verkannt worden. Wir finden in dem Berichte folgende Äußerung eines Mitgliedes angeführt: „Gesellschaften der fraglichen Art würden keinen Kredit haben und auch keinen verdienen. Denn wenn auch heute veröffentlicht werde, daß eine Gesellschaft mit 500 000 Mark zusammengetreten und verpflichtet sei, das Unternehmen nach den gesetzlichen Bestimmungen weiter zu führen: wer kann denn nach Jahren wissen, wie viel von den 500 000 Mark

noch vorhanden ist. In Schweden und Norwegen, wo derartige Formen bestehen behilft, man sich damit, daß die Inhaber des Geschäfts persönlich garantiren, wenn die Gesellschaften Kredit in Anspruch nehmen."

Nun könnte man vielleicht sagen, es sei ja Sache der Gläubiger, ob sie solchen Gesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit Kredit schenken wollten. Von seiten des Staates sei aber nicht dem entgegenzutreten, daß Gesellschaften der Art geschaffen würden. Indessen muß es doch bedenklich erscheinen, wenn der Staat zu Schöpfungen die Hand bietet, die einer mißbräuchlichen Benutzung so leicht fähig sind. Es würde mehr als mancherlicher Grundsatz sein, in dieser Beziehung volle Freiheit zu gewähren. Es würde damit auch für den einzelnen mittels einer überaus leichten Umgehung des Gesetzes (Annahme eines Scheingefellschafters) beschränkte Haftbarkeit zu erlangen sein. Auch würde mit der gesetzlichen Zulassung solcher Gesellschaften der Staat seine ganze Aktiengesetzgebung untergraben. Jede Gesellschaft, die keine Lust hätte, sich den strengen Formen des Aktienrechts zu unterwerfen, thäte sich als einfache Gesellschaft „mit beschränkter Haftbarkeit" auf. Gegenwärtig bildet der Vorzug beschränkter Haftbarkeit den Preis dafür daß Gesellschaften sich den Formen der Aktiengesetzgebung unterwerfen. Giebt man diesen Preis ohne weiteres hinweg, wozu dann noch Aktiengesellschaften gründen? Sollte bei uns die von Oehlhäuser und Hammacher bezeugte englische Sitte aufkommen, unter der Form von Aktiengesellschaften Gesellschaften ganz anderer Art zu schaffen, lediglich um die beschränkte Haftbarkeit zu gewinnen, so müßte unsers Erachtens der Staat einem solchen Mißbrauche entgegentreten; gerade so, wie wir es für einen nicht zu duldbenden Mißbrauch erachten, wenn, nach den Ausführungen Hammachers, „Gewerkschaften" geschaffen werden, die nur zum Scheine ein Bergwerk erwerben, um ganz andre Gewerbe mit dem Vorzug beschränkter Haftbarkeit zu betreiben.

Die ganze Frage ist übrigens schon einmal Gegenstand öffentlicher Verhandlung gewesen. Im norddeutschen Reichstage (1869) hatte der Abgeordnete Schulze einen Gesetzentwurf eingebracht, wonach allen Vereinigungen von nicht geschlossener Mitgliederzahl, insofern sie nicht unter die bereits bestehenden gesetzlichen Vorschriften fallen, unter gewissen Normativbedingungen eine selbständige Persönlichkeit verliehen werden sollte. Unter den Bestimmungen des Entwurfes fand sich auch der Satz: „Für alle Verbindlichkeiten des Vereins haftet nur das Vereinsmögen." Gerade über diesen Satz erhob sich in der Kommission, der der Entwurf überwiesen war, lebhafter Streit. Es wurde dem Satze ein Antrag gegenübergestellt, der dahin ging, daß die Mitglieder des Vereins verpflichtet sein sollten, die in Betretung des Vereins gemachten Schulden durch Beiträge zu decken. Allerdings blieb dieser Antrag mit vier gegen fünf Stimmen in der Minderheit. Auch im Reichstage, wo die gegensätzlichen Anschauungen wieder zum Ausdruck kamen, wurde der Paragraph nach dem Antrag Schulzes angenommen. Das ganze Gesetz erhielt aber nicht die Zustimmung des Bundes-

rats. Über die gedachte Frage der Haftbarkeit finden sich die entgegengesetzten Ansichten in dem von der Kommission erstatteten Berichte (Aktenstück 273 der Anlagen) ausführlich mitgeteilt. Nach unsrer Ansicht sind die Gründe der Minderheit die bei weitem schwerer wiegenden, und sie dürften auch heute noch bei Beurteilung der Frage sich zum Vorsehen empfehlen.

Wir würden nach dem allen, so weit die beschränkte Haftbarkeit in Betracht kommt, den Gedanken Hammachers nur befürworten können, wenn es möglich sein sollte, für diesen Zweck gewisse Arten von Gesellschaften auszuscheiden, die ebenso, wie die Berggewerkschaften, in ihrem Vermögensbestande den Gläubigern eine Art dinglicher Sicherheit böten. Dem weitergehenden Gedanken Schelhäusers aber stehen wir mit überwiegendem Bedenken gegenüber, wenn wir auch nicht zweifeln, daß er von seinem Vertreter im wohlwollensten Sinne aufgestellt worden ist.

Ausdrücklich wollen wir noch bemerken, daß wir als Gegensatz der beschränkten Haftbarkeit nicht unbedingt die Solidarhaft sämtlicher Mitglieder im Sinne haben. Die Solidarhaft ist ein gefährliches Institut und führt ebenso leicht zu Ungerechtigkeiten nach der andern Seite. Wohl aber würden sich Formen schaffen lassen, die eine Haftbarkeit der Mitglieder für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft unter gleichmäßiger Belastung aller herbeizuführen geeignet wären.



Die Stellung Bismarcks und des Kronprinzen zu Baiern im Winter 1870.



us gewissen Stellen des vielbesprochenen „Tagebuchs“ war zu ersehen, daß Kronprinz Friedrich 1870 der Meinung gewesen ist, der Eintritt der süddeutschen Königreiche in den Norddeutschen Bund könne und müsse nötigenfalls erzwungen werden, und aus andern Stellen hat man schließen wollen, der Kronprinz habe durch sein beharrliches Mahnen und Drängen den Bundeskanzler, der sehr wenig oder gar keine Neigung für die deutsche Einheit und den Reichsgedanken mit dem Kaiser gehabt habe, diesen Gedanken und die Maßregeln, die ihn damals förderten und schließlich verwirklichten, gewissermaßen aufgenötigt, ihm gehöre also in erster Reihe das Verdienst bei der Schöpfung des neuen Reiches.

Die letztere Behauptung und der damit verbundene Vorwurf gegen Bismarck

sind leicht zu widerlegen. Schon als Göttinger Student sehnte er sich nach der deutschen Einheit so warm und lebhaft wie die Burschenschaft, der er „nur wegen ihrer Menjur- und Bierscheu nicht beitrug.“ Wie diese Sehnsucht ihn als Abgeordneten und später als Bundestagsgesandten erfüllte — jetzt freilich die Sehnsucht nach einer erreichbaren und haltbaren Einheit der Deutschen —, ist fattsam bekannt, und mit vollem Rechte konnte er am 9. Juli 1879 im Reichstage von sich sagen: „Ich habe von Anfang meiner Karriere an nur den einen Leitstern gehabt: durch welche Mittel und auf welchem Wege kann ich Deutschland zur Einigung bringen, und wie kann ich, wenn das erreicht ist, es befestigen, fördern und so gestalten, daß es aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten wird.“ Am 24. Februar 1881 erklärte er ebenda: „Alle Systeme, durch welche sich die Parteien getrennt und gebunden fühlen, stehen für mich erst in zweiter Linie; in erster steht die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbständigkeit, unsre Organisation in der Weise, daß wir als großes Volk in der Welt frei atmen können . . . Es giebt Zeiten, wo man liberal, und solche, wo man diktatorisch regieren muß, es wechselt alles, hier giebt es keine Ewigkeit; aber von dem Bau des Reiches, von der Einigkeit der Nation verlange ich, daß sie sturmfrei dastehen, nicht bloß eine passagere Feldbefestigung zur Seite haben.“

Kein Zweifel also, daß Bismarck und der Verfasser des Kriegstagebuchs, das Professor Geffken auszugsweise veröffentlicht hat, 1870 zu Versailles im wesentlichen dasselbe Ziel vor Augen hatten. Dagegen unterschieden sie sich in ihrer Stellung zu den süddeutschen Staaten, namentlich zu Baiern, und in den Mitteln und Maßen, mit denen vorgegangen werden sollte, sehr erheblich und, durchaus nicht bloß staatsmännisch betrachtet und gewogen, nicht zum Vortheile des Kronprinzen, der als der leidenschaftliche, rücksichtslose, ungeduldige und darum unbillige Gemütsmensch erscheint, während der Kanzler ihm als das Bild des nüchternen, kühlen, sich den Umständen fügenden und sich mit Erstrebung und Erlangung des Wesentlichen begnügenden Politikers, zugleich aber als das des gerechten und billigen Mannes gegenübersteht. Der Kronprinz dachte an Wege, die ihn an Markgraf Gero und die Wendensürsten sowie an die Schlacht bei Sendling erinnern ließen, was thatsächlich schon einige Wochen vor dem Auftritte in Versailles geschah. Der Kanzler zog den Weg der Treue, der Mäßigung, der Einigung in Güte vor, der zugleich der Weg der Klugheit war.

In den Zeitungen fand man damals eine Schilderung der Stimmung in Baiern, die nach dem Berichte eines süddeutschen Gesandten abgefaßt war und zuverlässig zu sein schien, aber wenig zu der betreffenden Stelle im Tagebuche stimmt. Es heißt darin u. a.:

Die hier mitgetheilten Nachrichten sind größtenteils gut, nur einige davon könnte man sich besser wünschen. Der deutsche Gedanke hat durch den Krieg augen-

scheinlich an Stärke und Verbreitung gewonnen, aber auch das spezifisch bayerische Selbstgefühl hat sich gesteigert. Die Betheiligung der Armee an den Siegen bei Wörth und Sedan, sowie die erheblichen Verluste derselben haben nicht verfehlt, die Begeisterung für den Krieg mit Frankreich durch alle Schichten des Volkes zu verbreiten und dasselbe mit Stolz auf die Leistungen seiner Söhne zu erfüllen. Man ist überzeugt, daß der König den Sieg der deutschen Waffen erhofft und mit allen Anstrengungen zur Erreichung dieses Zieles einverstanden ist. Seine nächste Umgebung ist gut gesinnt. Nicht von allen Ministern läßt sich dasselbe rühmen [z. B. nicht von Bray]. Dem Kriegsminister ist es ohne Zweifel ernstlich um einen glücklichen Ausgang des Krieges zu thun, und er leistet dafür sein Möglichstes. Man kann sich in dieser Hinsicht auf ihn verlassen und annehmen, daß er auch bei den Friedensbedingungen auf der rechten Seite stehen wird . . . In Betreff einer etwaigen Neugestaltung der deutschen Verhältnisse, die sich aus der Wassergemeinschaft des Krieges im Sinne eines dauernden engeren Zusammenschlusses auch im Frieden entwickeln könnte, ist aus dem auch in dieser Hinsicht sehr zuversichtlichen Ton der Presse kein Schluß zu ziehen . . . Manche einflußreiche Persönlichkeiten sehen die tüchtige Mitwirkung der Baiern bei den deutschen Siegen weniger als den Weg zu größerer Einigung Deutschlands als im Lichte einer Probe der Kraft Baierns und einer Befestigung seiner vollen Selbständigkeit an. Die nicht ultramontanen Partikularisten nehmen ungefähr denselben Standpunkt ein. Sie sind erfreut über unsre Erfolge und stolz auf den Anteil, den Baiern daran hat. Sie bewundern die preussische Kriegsführung und wollen, wie wir, Sicherstellung Deutschlands gegen fernere Angriffe von Westen her. Von einem Anschlusse Baierns an den Norddeutschen Bund, wie er jetzt gestaltet ist, mögen sie aber nichts wissen. In diesen Kreisen wird auch über die Verteilung der eroberten französischen Gebietsteile vielfach gesprochen. Gern würden sie das Elsaß mit Baden vereinigt sehen, vorausgesetzt, daß dafür die bairische Pfalz an Baiern abgetreten würde. Bedenken erregt den Einsichtigen, daß Baden und vermutlich auch Württemberg nach dem Frieden die Vereinigung mit dem zum Bundesstaate organisirten Norden verlangen werden. Die Ultramontanen sind noch die alten, obgleich sie ihre Gedanken nicht laut werden lassen. Zum Glück haben sie alles Vertrauen auf Oesterreich verloren, sodaß es ihnen an einer Stütze mangelt, während anderseits die Baiern, welche im Felde stehen, eine ganz andre Meinung von den Preußen gewonnen haben, als sie vor dem Kriege hatten. Dieselben sind des höchsten Lobes voll über die Kamraden aus dem Norden, und zwar nicht bloß wegen deren militärischen Eigenschaften und Leistungen, sondern auch wegen ihrer Bereitwilligkeit, mit ihren militärischen Vorräten auszuhelfen, wenn sie damit früher oder reichlicher versehen worden sind als die Baiern. Mehr als einer hat nach Hause geschrieben, daß ihre Geistlichen sie in Bezug auf die Preußen angelogen hätten. Es sei nicht wahr, daß diese alle lutherisch seien; viele seien Katholiken, man habe sogar Feldpatres bei ihnen gesehen. Da die Offiziere ähnlich denken, so wird die zurückkehrende Armee eine wirksame Propaganda gegen den Ultramontanismus und wohl auch gegen den extremen Partikularismus abgeben. [Wohl gemerkt, nur gegen den extremen, der keine Einigung mit dem Norden wollte, nicht auch gegen den, der eine solche zwar zuließ, aber von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machte]. Daß die Nationalgesinnten in Baiern sich jetzt mehr wie je fühlen, ist begreiflich. Sie würden auch thun, was sie vermöchten. Nur haben sie in der zweiten Kammer nicht die Mehrheit und in der ersten kaum zwei oder drei Gesinnungsgenossen.

So und nicht wie im Tagebuche standen die Dinge, als Bismarck über die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum deutschen Reiche mit der bairischen Regierung zu verhandeln begann, und mit Rücksicht auf diese Sachlage, bei der fast nur der gut patriotische Sinn des Königs Ludwig schwer für die Verwirklichung des Einheitsgedankens ins Gewicht fiel, wurden in Versailles Zugeständnisse gemacht. Daß dies den bairischen Nationalliberalen oder, wie sie damals hießen, der „deutschen Fortschrittspartei in Baiern“ nicht gefiel, daß diese Politiker mit den „Reservatrechten,“ welche die bairischen Unterhändler sich ausbedungen und erreicht hatten, ebensowenig zufrieden waren, wie anfangs ihre Gesinnungsgenossen in Norddeutschland, beweisen das Minoritätsgutachten des Ausschusses der bairischen Kammer und die Rede, die Barth als Vertreter dieser Minorität am 11. Januar 1871 hielt. Aus jenem Gutachten aber wie aus dieser Rede ergibt sich unwiderlegbar, daß an eine ganz unveränderte Annahme der Verfassung des Norddeutschen Bundes in Baiern nicht zu denken war, und selbst nach den Zugeständnissen, die der Bundeskanzler dem Partikularismus und Föderalismus gewährt hatte, gelangten die Versailler Verträge doch nur mit zwei Stimmen über die verfassungsmäßige Zweidrittelmehrheit in der Kammer zur Annahme. Wahrscheinlich ist zwar, daß bei einer Verwerfung der Vorlage und einer daraufhin erfolgten Auflösung der Kammer neue Wahlen mehr als die notwendige Zweidrittelmehrheit gebracht hätten, aber die bairische Krone führte damals den Kampf mit den Widersachern der Vereinbarung, und die Verfassungsänderungen und Vorrechte wirkten als treffliche Gegenbeweise gegen die Unwahrheiten und Uebertreibungen der Preußenfeinde. Alles wäre anders gekommen, wenn man gegen den Willen der Krone und die Vorurteile der großen Masse der Bevölkerung rücksichtslos, wie der Verfasser des Kriegstagebuches verlangte, den Anschluß Baierns hätte erzwingen wollen. In dieser Überzeugung haben damals die Wortführer der nationalgesinnten Parteien in Berlin eifrig für die Annahme der Versailler Verträge gesprochen, und die spätere Zeit hat bewiesen, daß die Mehrheit des Norddeutschen Reichstags weise handelte, als sie in diesem Sinne votirte.

Dabei sehen wir unfernteils von der moralischen und von der allgemeinen europäischen Seite der Frage ab und lassen Bismarck selbst ein paar Worte darüber sagen. Als der Traktat mit Baiern fertig war und unterzeichnet werden sollte, bemerkte er (wir berichten nach Moritz Buschs „Graf Bismarck und seine Leute.“ 2. Band): „Die Zeitungen werden damit nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Weise Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tabeln. Er kann sagen: der bummle Kerl hätte mehr fordern sollen, er hätte es erlangt, sie hätten gemußt, und er kann Recht haben — das heißt mit dem Müßen. Aber was sind Verträge, wenn man sie abschließen muß. Mir lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren, und ich

weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind. Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnutzen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem wichtigsten, was wir in diesem Jahre erreicht haben.“ Einige Tage nachher äußerte er über die vielen Stimmen in der Presse, denen die in Rede stehende Übereinkunft zu wenig zu bieten schien: „Ich habe mir gleich gedacht; es mißfällt ihnen, daß gewisse Beamte bairische heißen sollen, die sich doch ganz nach unsern Gesetzen richten müssen. Mit dem Militär ist es ebenso. Die Biersteuer ist ihnen auch nicht recht; als ob wir das nicht jahrelang im Zollvereine gehabt hätten! Und so haben sie noch allerlei auszuheben, wo doch alles Wesentliche erreicht und gehörig fest gemacht ist. Sie thun, als ob wir den Krieg gegen Baiern geführt hätten, wie 1866 gegen Sachsen, während wir doch jetzt die Baiern als Bundesgenossen zur Seite haben. Ehe sie den Vertrag gut heißen, wollen sie lieber warten, bis sie die Einheit kriegen in der ihnen genehmen Form. Da können sie lange warten. Ihr Weg führt zur Verschleppung, wo es doch rasch handeln heißt. Zögern wir, so gewinnt der böse Feind Zeit, Unkraut dazwischen zu säen, und wenn das aufgeht, wenn Beust Gelegenheit findet, uns seinen Keil in die Fuge zu stecken, so können sich diese Tadler auf dem Altare des Vaterlandes totschlagen lassen, es wird doch nichts aus ihren Wünschen. Der Vertrag sichert uns viel; wer alles will, wird es möglich machen, daß nichts erlangt wird.“

Wir begegnen hier einer Eigenschaft des Kanzlers, die wir auch sonst in seinem Leben vielfach beobachten können, und die, wenn sie auch neben seinen glänzenderen weniger ins Auge fällt, doch in Verbindung mit möglichster Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit im diplomatischen Verkehr ganz besonders geeignet war, ihm das Vertrauen der Deutschen und nicht minder das Vertrauen der auswärtigen Fürsten und Mächte zu verschaffen oder zu erhalten, womit er bisher den Frieden im Reiche und in ganz Europa zu wahren im Stande gewesen ist. Es wird gut sein, diese Gabe einmal mit einigen Beispielen hervorzuheben und zu betonen, schon weil sie als nicht sensationell selten so beachtet wird, wie es ihr gebührt. Wir bewundern den genialen Instinkt des außerordentlichen Mannes, seinen immer originellen, in der Kritik wie in der Produktion gleich mächtigen, mit heroischer Willenskraft verbundenen Verstand. Wir bewundern in seinem Denken und Thun ein vollkommen reines Rechnen mit klar erkannten Kräften und Thatfachen, dem es beim Ausdruck seiner Ergebnisse und deren Anwendung doch nicht an gewinnender Wärme und poetischem Glanze fehlt. Wir beobachten ferner bei seiner Politik trotz vielfachem Wechsel der Mittel, der Neben- und Zwischenziele eine Konsequenz, die fest und streng den Hauptzweck im Auge behält, einen weitreichenden Überblick über die Wege und Seitenpfade zu dessen Erreichung, eine feine und sichere Hand in der Behandlung der dabei vor allem in Betracht kommenden maßgebenden Personen, die Gabe, im rechten Augenblicke zuzugreifen und zuzuschlagen, sonst zu vertagen, und eine fast

beispiellose Geschicklichkeit, den Gegner unvermerkt dahin zu lenken, daß er sich vor der Welt selbst ins Unrecht versetzt. Wir sehen aber endlich auch in ihm neben gewaltiger Energie des Willens, größter Entschlossenheit, Unerbittlichkeit und Beharrlichkeit, Charakterzügen, mit denen er vor nichts Notwendigem zurückschreckt, in ungewöhnlichem Grade jene Regeln der staatsmännischen Kunst verkörpert und gewissermaßen zur zweiten Natur geworden, welche Mäßigung und Billigkeit vorschreiben, die Dentart, die nur das Wesentliche fordert und darum bereitwillig zur Vereinbarung über Nebensächliches die Hand bietet.

Als 1866 in höhern Kreisen des Feldlagers in Mähren der Besitz ganz Sachsens oder wenigstens eines großen Teils desselben, Nordböhmens und des einst den Hohenzollern gehörigen Nordbairerns, ins Auge gefaßt war, riet Bismarck, von den eroberten Landstrichen nur Hannover, Hessen und Nassau mit Frankfurt zu behalten, weil dadurch die große Lücke zwischen der östlichen und der westlichen Hälfte der preußischen Monarchie ausgefüllt werde und die betreffende Bevölkerung der preußischen im großen und ganzen homogen war. Eine Teilung Sachsens würde, so erklärte er, Verbitterung in dem übrigbleibenden Teile hervorrufen und dem beabsichtigten neuen deutschen Bunde ein verstimmtes und unsicheres Glied anfügen. Ganz Sachsen zu beanspruchen, würde bedenklich sein, da Österreich dann wahrscheinlich fortkämpfen und in diesem Falle Frankreich sich — nicht für Sachsen, sondern im eignen Interesse am Rheine — am Kriege beteiligen, und schon eine geringe französische Streitmacht ausreichen würde, um die inzwischen der Zahl nach sehr stark gewordenen süddeutschen Truppen einig und unternehmend zu machen. Er wollte aus dem gleichen Grunde Österreich und Baiern mit Landverlust verschont wissen, zugleich aber deshalb, weil er sich die Möglichkeit einer einstigen Verständigung mit dem Wiener Hofe nicht durch Erweckung bleibender Rancüne abschneiden lassen wollte, und weil er für den Verzicht auf Nordbairern ein wertvolles Bündnis mit ganz Baiern einzutauschen hoffte, das die von ihm erstrebte Einigung ganz Deutschlands anbahnen konnte. Und er rechnete richtig. Die Verständigung mit Österreich kam 1879 zu stande, und das schon 1866 abgeschlossene Bündnis mit Baiern half 1870 den Erbfeind im Westen besiegen und verwandelte sich zuletzt in dauernden Anschluß Baierns an den deutschen Norden.

1871 nahm er das Elsaß und einen Teil Lothringens nicht deshalb, weil sie einmal zum deutschen Reiche gehört hatten — „das ist Professorenidee,“ äußerte er, als dieser Grund einmal geltend gemacht wurde —, sondern aus militärischen Beweggründen, d. h. weil die dominierende Lage von Straßburg und der einspringende Winkel von Weißenburg Süddeutschland vom Norden abtrennten und plötzlichen Überfällen aussetzten. Er ließ aber diese Lande nicht zur preußischen Provinz erklären, wie wohlmeinende Patrioten wünschten, sondern bewirkte, daß sie Reichsland wurden, indem er dadurch den Reid und die

Nachrede der Bundesgenossen, sie hätten einen Eroberungskrieg für Preußen mit führen müssen, vermied, und indem durch das gemeinsame Eigentum des Nordens und des Südens Deutschlands an dieser Eroberung ein gemeinsames Interesse und ein starkes Bindemittel zwischen den Staaten nördlich und denen südlich vom Main geschaffen wurde. Bei jeder Verhandlung über diese und später auftauchende ähnliche Fragen bekundete er die Selbstbeherrschung, die Vorsicht und Rücksicht und den weiten Blick des echten Staatsmannes sowie den mit diesen Tugenden verwandten billigen Sinn, bei keinem derartigen Geschäfte ließ er sich durch Illusion, Gefühl oder Begier von den Beschlüssen, die ihm zweckdienlich und sachgemäß erschienen, ablenken.

Recht charakteristisch sind auch noch folgende Beispiele für diesen Zug seines Charakters und seiner Auffassungsweise. Als im September 1870 ein angesehenes liberales Blatt Berlins über die rücksichtsvolle Behandlung des Kaisers der Franzosen klagte und die Meinung äußerte, die Nemesis hätte gegen diesen unsern Gefangnen, den Mann des zweiten Dezember, den Urheber der Sicherheitsgesetze, den Anstifter des megilanschen Trauerspiels, den Anzettler des jetzigen greuelvollen Krieges weniger galant sein sollten, der Sieger sei hier nach dem Urteile des Volksgemüthes allzu ritterlich gewesen, war der Kanzler dieser Ansicht ganz und gar nicht. „Das Volksgemüt, die öffentliche Meinung“, sagte er lächelnd, „denkt allerdings so. Die Leute verlangen, daß bei Konflikten der Staaten der Sieger sich mit dem Moralkodex in der Hand über den Besiegten zu Gericht setze und ihn zur Strafe ziehe für das, was er gegen ihn begangen, womöglich auch für seine Sünden gegen Dritte. Das ist aber ein ganz ungehörliches Verlangen. Die Begriffe Strafe, Lohn, Rache gehören nicht in die Politik. Diese darf der Nemesis nicht ins Handwerk pfuschen, nicht das Richteramt üben wollen. Das ist Sache der göttlichen Vorsehung. Die Politik hat nicht zu rächen was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehen kann. Sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein mit der Frage zu beschäftigen: was ist hierbei der Vorteil meines Landes, und wie nehme ich diesen Vorteil am besten wahr? Sie hat sich in diesem Falle zu fragen: wer wird nützlicher für uns sein, ein schlecht behandelter Napoleon oder ein gut behandelter? Die Möglichkeit ist doch nicht ausgeschlossen, daß er einmal wieder obenauf kommt.“ Ähnlich äußerte er sich in Versailles, als sein Vetter, der Graf Bismarck-Vohsen, in Betreff der Verhaftung Johann Jacobys, des bekannten Königsberger Demokraten seine Befriedigung ausdrückte, daß man „den faulen Schwäzer endlich eingespunden.“ Der Kanzler erwiderte: „Ich freue mich darüber ganz und gar nicht. Der Parteimann mag das thun, weil seine Rachegefühle dadurch befriedigt werden. Der politische Mann kennt solche Gefühle nicht. Der fragt nur, ob es nützt, wenn ein Gegner gemißhandelt wird.“

Noch ein letztes Beispiel, das in spätere Zeit gehört. Als der Abgeordnete

Birchow im Dezember 1881 dem Kanzler den Vorwurf machen zu dürfen glaubte, er sei inkonsequent gewesen, (inkonsequent heißt im Wörterbuche des Deutschfreisinn, der die Inkonsequenz zu den sieben Todsünden des Politikers zählt, wer niemals belehrbar, der Belehrung durch Thatfachen zugänglich ist), indem er vom Kampfe mit den Ultramontanen abgelaßen, den er eine zeitlang betrieben habe, erhielt er zur Antwort: „Jeder Kampf hat seine Höhe und seine Tiefe. Aber kein Kampf im Innern, zwischen einer Partei und der Regierung, kein Konflikt kann von mir als eine dauernde und nützliche Institution behandelt werden. Ich muß ja Kämpfe führen, aber doch nur zu dem Zwecke, Frieden zu erlangen. Diese Kämpfe können sehr heiß werden, und das hängt nicht immer von mir allein ab, aber mein Endziel ist dabei doch immer der Friede. Wenn ich nun glaube, diesem Frieden in der heutigen Zeit mit mehr Wahrscheinlichkeit nahe zu kommen, als in der Zeit, wo des Kampfes Höhe entbrannte, so ist es ja meine Pflicht, dem Frieden meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, nicht aber weiter zu sechten, bloß um zu sechten wie ein politischer Kaufbold. Kann ich ihn haben, den Frieden, kann ich auch nur einen Waffenstillstand, wie wir deren ja gehabt haben, die Jahrhunderte gedauert haben, durch einen annehmbaren modus vivendi erlangen, so würde ich pflichtwidrig handeln, wenn ich das nicht acceptiren wollte.“ Ähnliches hat er während der letzten Jahre des Kulturkampfes noch mehr als einmal gesagt.

Diese staatskluge Willigkeit war es, die gegen den Wunsch und Willen des Kronprinzen und seiner Freunde das deutsche Reich in Versailles zu stande brachte, so wie es geschehen mußte, nicht mit Gewalt und Drohung, nicht mit mittelbarem oder unmittelbarem Zwang, sondern durch Vereinbarung auf gutlichem Wege, durch Nachgiebigkeit, der dann Nachgiebigkeit von der andern Seite entsprach, und die hier weder Verstimmung noch Hintergedanken für die Zukunft zurüdließ. Mit dieser Eigenschaft allein konnte, wie die Dinge lagen, das neue Reich mit Aussicht auf Dauer gegründet, mit ihr allein konnte es bis jetzt zusammengehalten werden, und wurde es in der That durch Vertrauen, Zufriedenheit und guten Willen Aller wie mit goldenen Klammern zusammengehalten.





Berlin als Theaterhauptstadt.



erlin als Theaterstadt oder gar als Theaterhauptstadt — so feiern gegenwärtig die geschmackvollen täglichen Geisteskundler deutscher Nation in ihren mehr oder minder „ernsten“ täglichen und wöchentlichen „Organen“ die deutsche Reichshauptstadt. Eine lustige Vorstellung, die das aus rauher Wirklichkeit erstandene und in härtesten realen (leider auch sehr realistischen!) Konflikten erhaltene junge Reich hierbei aushalten muß. Nun, es hat schon so vieles ausgehalten, es wird auch diesen besondern „Geist“ seiner Theaterhauptstadt zu ertragen wissen.

Was die Sache selbst anlangt, so ist es vorläufig schwer zu entscheiden, ob es ein guter oder ein böser Geist ist, der dabei zum Ausdruck kommt. In Berlin sind diese „Saison,“ will sagen diesen Herbst, drei neue, natürlich „große“ und selbstverständlich „ernste“ Theater eröffnet worden. Nach den traurigen Lehren des Theaterwettlaufs in Deutschland und besonders in seiner Theaterhauptstadt gilt es abzuwarten, ob sie auch als „große“ und „ernste“ Theater werden wieder geschlossen werden und — wann dieses Ereignis eintreten wird. Es giebt Leute, die darauf Wetten eingegangen sind. Wir finden das profan, zumal da sich unter den „startenden“ Theaterdirektoren — um im Sinne jener wettenden Herren vom Söseklub zu reden — sich auch Herr „Direktor“ Oskar Blumenthal mit einem ganz neuen arabischen Vollbluttheater befindet, der darin einige von Lessings Kunstgesetze ins deutsche Gedächtnis „ähen“ will. Zu den „Kunstgesetzen“, auf welche dieser selbst in einem Prologe etwas zu grausame Ausdruck meist anwendbar ist, gehört bekanntlich dasjenige, welches sich armen Künstlern gerade in der Theaterlaufbahn so oft unbarmherzig ins Gedächtnis „äht“: Heiter ist der andern Leben, aber ernst, schwer ernst ist eure Kunst. Darum soll man auf die Kunst nicht wetten. Es ist nicht fein, selbst nicht zu einer Zeit, wo die Kalauerfabrikanten sich eigne Theater bauen, um einen zufällig einmal abgelehnten Kalauer „trotz alledem“ aufzuführen und damit die Gesetze der Kunst ins Gedächtnis zu „ähen.“

Aber es ist doch immerhin bedeutsam, daß man sich heute wenigstens in Prologen wieder mit den Kunstgesetzen befassen muß. Kunstgesetze — greuliches Wort für den theaterbesuchenden Börsenmann! Kunst und Gesetze, zwei Dinge, die ihm gefondert unliebsam genug sind, in einer Vereinigung! Freilich hören auch nichtbörsenfähige Theaterbesucher — es sind zwar heute seltne Vögel —

von diesen Kunstgesetzen gerade am wenigsten gern reden. Aber in Emangelung jeglicher Befolgung berührt es im Theater fast wohlthuend, wieder etwas von der angestammten „theoretischen Salbaderei“ zu vernehmen. Vielleicht folgt ihr — „wo wird die Hoffnung alle!“ — wieder eine poetisch-praktische Heilkur. In Berlin steht man allerdings noch völlig bei der Salbaderei. Die hat sich diesmal mit den bemeldeten Theatern mächtig aufgethan; und was da wieder für ideal-realistisch-spiritualistisch-materialistisches Gefasel (diesmal über die armen Theater) entleert worden ist, das vermag glücklicherweise „keine Feder zu schildern“, wie das betreffende Feuilletonestereotyp (so was läßt sich deutsch nicht geben) lauten würde. Und damit die lieben politischen Parteigegegensätze auch hier nicht fehlen, so hat sich dem selbstverständlich „ganz-völligen“ Deutschfreisinn des Blumenthaltheaters in der Jambenbühne des bekannten Schauspielers Barnay das nationale Kartell gegenübergestellt, welches „heimischer Dichtung einen würdigen Platz bereiten will“ (Wildenbruch), aber bis jetzt in unverhältnismäßig höherem Grade als ihr politisches Vorbild sich noch völlig auf dem internationalen Gebiete virtuoser Kunststücke bewegt. Der theatralische Deutschfreisinn begann mit Lessing, und er konnte für seinen so äußerst Lessingischen Grundsatz „Kunst und Natur sind eines nur“ natürlich kein passenderes Eröffnungstück wählen, als das so ganz und gar natürliche Kunstwerk „Nathan der Weise.“ Das nationale Theater (es hieß früher „Walhall“, war aber ein Operntheater, und jetzt heißt es „Berliner Theater“) hielt sich an Schiller, aber es brachte ihn in der 90prozentigen Laubischen Verdünnung des „Demetrius.“ Damit war natürlich das ewig grüne Feldgeschrei dramaturgischer Sekundaner „Hie Schiller — hie Lessing!“ eröffnet, und untermischt mit neuen und allerneuesten politisch-litterarischen Spitzen tobte es mit Anstand ein, zwei Wochen durch die Blätter. Besteht die Blüte des deutschen Theaters und seine Bedeutung für das deutsche Publikum wirklich in dem, was man darüber spricht und schreibt, so war der Masse nach wenigstens wieder einmal ein Gipfelpunkt erstiegen. Durchdrungen von dieser Überzeugung, begannen die reformirenden Theaterdirektoren ihre Verdienste um die Theaterhauptstadt bereits nach einer Woche als schrankenlos zu empfinden. Das Lessingtheater — denn so konnte der frühere kritische Führer der kritischen Leser des Berliner Tageblattes natürlich nur sein Theater nennen — ersetzte nunmehr Lessing durch Blumenthal und „Nathan den Weisen“ durch den Rabbi Sichel in Erdmann-Chatrians L'ami Fritz: als Rabbiner, Heiratsvermittler und Franzose eine dem Publikum des neuen Theaters bei weitem faßlichere Persönlichkeit. Barnays Theater ließ möglichst bald nicht im Unklaren, daß im Bunde mit dem berühmten Schauspielernamen noch mehrere andre „von gleichem Rufe“ sich befanden, von jenem Rufe, der nicht bloß über die unzulänglichsten Mitspieler, sondern auch über die unzulänglichsten Stücke hinweghilft, und was Herr Fr. Haase alsbald von diesem „Aufvorrath“ (höchst anzügliches Wort) für einen Gebrauch machte,

spottet aller Beschreibung. Somit sah sich die deutsche Theaterreform bald wieder auf den äußersten Osten der Theaterhauptstadt verwiesen, wo wiederum wie vor zwei Jahren ein Unglücklicher viel Geld zusetzt, um teils Michael Beers „Struensee,“ teils Max Krejzers „Bürgerlichen Tod“ aufzuführen, eine Geschmacksrichtung, die genau so entlegen ist wie das Theater, an dem sie sich bethätigt.

Das Bedeutsame, was wir nun in diesen Vorgängen sehen und um deswillen wir auch den nicht Berlinischen Leserkreis damit zu behelligen wagen, liegt durchaus nicht in den zufällig dabei an die Oberfläche geschnellten literarischen und unsittlerarischen Existenzen. Es liegt in den daran auffällig zu Tage tretenden Merkmalen und Wandlungen des Zeit- und Volksbewußtseins. Der mächtige Umschwung, der sich hierin bei uns vollzieht und der, durch eine nicht abreißende Kette der merkwürdigsten äußern Umstände unterstützt, für absehbare Zeit entscheidend zu werden sich anläßt, teilt die Eigentümlichkeit der großen friedlichen Revolutionen: er ist weit weniger kenntlich an dem, was in ihm geschieht, als an dem, was an ihm zu Tage tritt, weit weniger einschneidend durch äußere Ereignisse, als durch die dabei sich offenbarenden Kennzeichen einer Bewegung. So waren, um an das hauptsächlichste Beispiel zu erinnern, die Religionsgespräche, Thesen und Bücherverbrennungen der Reformationszeit an sich keine sehr auffallenden Ereignisse, sie spielten neben Königsprozessen und Hinrichtungen, Nationalkonventen und Thermidors eine unscheinbare Rolle. Aber die Gewalt der dabei wirkenden Persönlichkeiten, die innerliche Erregung und Teilnahme breiterer Volksschichten weisen auf nachhaltigere Umwälzungen, künden entschiednere Neubildungen, als jene ungeheuern und ungeheuerlichen Katastrophen. Nun, die mannhafte Erhebung aus der vorausgegangenen religiösen Verwahrlosung und kirchlichen Zerrüttung in der Reformation scheint uns nicht gar so fern von dem gleichen Vorgange in politischer und sozialer Beziehung, der unter dem starken Anstoße und der unbeuglamen Führung eines staatsmännischen Luther sich in unsern Tagen vollzieht, dem gleiche Feststellung und Dauer verbürgt wird durch die mächtige Beistimmungswoge des Volkes und das weise Entgegenkommen der staatlichen Gewalten. Das Theater aber, so wenig es nachgerade noch darauf Anspruch erheben sollte, ist und bleibt doch einmal „der Spiegel und die abgeklärte Chronik des Zeitalters.“ Selbst inmitten der Possen und Gemeinheiten, der selbstgefälligen Schwäche und der dreisten Platttheit, die sich auf ihm breit macht, ließ sich, sehr überraschend und gewiß recht wenig erfreulich für die Beteiligten, jenes Geistes ein Hauch verspüren, der jetzt bei uns durch alle Gassen weht. Staunten doch die geschäftskundigsten Theateragenten und die fixesten Direktoren, als in den letzten Jahren nicht mit einem Male, aber doch zusehends die Operntheater leer wurden, und in der Komödie das bewährte Genre „Mein Leopold“ und „Probepfeil“ nicht mehr zog, und die Leute mit einem Male ganz veressen waren auf den „Wallenstein,“

den „Göb," die „Minna" und was so dergleichen war, kurz auf das ganze verrufene „feine" und „poetische Genre." Es war die ernst gewordene Zeit, die hier ihren Schlag Schatten auch auf die Kassenbücher der Theater warf. Es besteht doch eine unzweifelhafte Harmonie zwischen den Stimmungen und Eindrücken, die sich des Tags über in der großen Menge ansammeln, und dem Vergnügen, daß sie sich des Abends bereitet. Und was ästhetische Belehrung und Zurechtweisung, das Ankämpfen des Künstlers nicht vermag, nämlich die Menge auf seine Seite, auf die Seite der Kunst zu ziehen, die schwere Not der Zeit vermag es. Diese eigentümliche Erscheinung zeigt sich in Deutschland nicht zum erstenmale. Nicht bloß der Bußprediger, nein auch sein scheinbarer Gegenpol, der Künstler, kommt mitunter in Versuchung, Gottes Zorn auf sein Geschlecht herabzuwünschen, bloß daß es wieder ernst sein lerne. Drum wenn sich auch dieses Ernstes — eine recht wenig erbauliche Erscheinung in unsrer Zeit — vorläufig die Spekulation bemächtigt und ihn in nicht immer anmutender Weise ausnützt, er ist doch vor allem da und beweist durch sein Dasein, daß es besser sein könnte, auch mit unsern Zuständen im Theaterwesen. Wir haben vor zwei Jahren gelegentlich an dieser Stelle einen Schmerzensruf ertönen lassen, gerade über diese Zustände in Berlin, als der Hauptstadt des neuen Reiches. Kurze Zeit darauf trat auch hierin die Krise ein. Wir möchten sie daher wiederum an dieser Stelle festhalten, um gelegentlich wieder darauf Bezug nehmen zu können. Diesmal hat das Publikum gezeigt, was es will oder wollen kann, und hat den Theaterdirektoren bewiesen, daß die Theaterbesucher einer deutschen Großstadt nicht unbedingt als Meßbudenpublikum zu behandeln seien. Die Theaterdirektoren haben, wie gesagt, daran nicht das geringste Verdienst. Sie nützen gegenwärtig die „günstige Konjunktur" aus, und namentlich das deutsche Theater, dessen Leitsterne Ohnet, Sardou und Blumenthal waren, solange ihm wirklich eine führende Aufgabe im Kunstleben zugesallen war, kann nun nicht „klassisch" und nicht „deutsch" genug sein. Warum nicht? Es hat sich zur größten Verwunderung seines poetischen Direktors gezeigt, daß das „Klassische" und das „Deutsche" wirklich „geht." Herr Blumenthal, dessen dramatischer Genius die kalauernde Jote und Reporterpoesie bühnenfähig gemacht hat, schwört auf die „keusche, echte Kunst." Welchen Reiz hat doch das Edle, wenn es — Geld einbringt!

Wir aber wissen leider, daß das Edle schlecht gegründet ist, wenn es sich auf das gründet, was es unter den Menschen einbringt. Auch mit dem Pochen auf das Klassische und Keusche ist es nicht gethan, und ebensowenig mit dem urablässigen Schreien nach dem deutschen dramatischen Genius. Diese unselige Litteraturgeschichtsmanie hat uns gerade noch gefehlt, um unser Kunstleben vollends zu verpfuschen. Da kann kein Schrittlchen unternommen und keine Reklamefliege unter den Strich gesetzt werden, ohne dies unter der Perspektive der Jahrhunderte zu sehen. Da ist Herr Richard Vos der „Byron des Dramas,"

Herr Friedrich Wilhelm Schulze ist der endliche Befreier von dem „Attila der deutschen Bühne“ (das ist nämlich Friedrich Schiller!), der „Fortsetzer“ Kleists. Herr Müller dagegen ist sein „idealistischer Antagonist,“ und Herr Blumenthal muß, da er nicht mehr der „ganze Molière“ sein kann, zum mindesten „eine Ader von Molière haben.“ Offenbar ist es die „goldene Ader.“ Ist das nun nicht alles nahezu blödsinnig? Du lieber Gott! Richard Voß und die dramatischen Tageblattsreporter unter das Perspektive der Jahrhunderte! Glaubt man denn wirklich, daß die Menschheit immer Zeit und Lust haben wird, im heutigen Stile Kunstgeschichte zu simpeln? Die ewigen Phrasen von den Blüteperioden und Verfallsperioden, von den „bahnbrechenden Genies“ und den mehr oder minder großen Talenten ewig wiederzulaufen? Wir hoffen ganz energisch, nein, nicht bloß im Interesse ihres Kunstverständes! Wir leben der tröstlichen Gewißheit, daß Kürschners Litteraturkalender keinem Sekundaner und keiner höhern Tochter des zwanzigsten Jahrhunderts litterarischen Ehrgeiz erwecken wird. Ja wir sind so kühn, uns zu der Vorstellung einer Zeit aufzuschwingen, wo Defers „Aesthetische Briefe“ der Jungfrau und Gottschalls „Poetik“ dem Jüngling unbekannt sein werden, wo man nicht mehr in seinem Tageblättchen litterarhistorische Essaychen mit weiter Perspektive lesen wird, und wo man endlich aufhören wird, bei Meiers zwischen dem Lachs und dem Bouardenbraten von „himmelsstürmerischem Schaffensdrang“ und „titanischem Troß“ zu schwätzen. Wir denken uns ein Geschlecht, das von Realismus und Idealismus keine Ahnung haben wird und von „genialem Ringen“ keine blasse Idee, das vielleicht so schrecklich ungebildet sein wird, von künstlerischen „Problemen“ gar nichts zu wissen und sich keinen Pfifferling um seine kunsthistorische Rubrik zu kümmern. Nur eine solche Zeit und nur ein solches Geschlecht wird auch die große Frage des „deutschen dramatischen Genius“ glücklich erledigen.

Der alte, immer junge Niehl hat kürzlich in einem seiner altgewohnten Wandervorträge auch die Frage unsers gegenwärtigen Theaterelends behandelt. Er kam zu dem ganz richtigen Schlusse, daß der Grund hierfür in dem Geschmack der reichen Leute zu suchen sei, der hierin gegenwärtig den Ton angebe und der den Geschmack der Gebildeten, des Künstler- und Gelehrtenstandes, verdrängt habe. Das ist ganz richtig, aber eine wichtige That in diesem Geschmack hat er mindestens nicht besonders betont, so oft er sie auch berührt hat, das ist die diesen Kreisen besonders gemäße Form der „Kunstsimpelci,“ mit allem was darauf Bezug hat: das Prunken mit dem „Echten“, das äußerliche Aufgehen in gelehrtem Kram und launischen Besonderheiten, die alberne Sucht, Kunstgeschichte machen zu wollen, das „Entdecken“ der Talente, das Ausrufen der Genies, kurz alles das, was sich auf den ersten Blick als Kopie des Bildungswesens darstellt und in jenen Kreisen leider meist sein Heim aufzuschlagen liebt. So erklärt sich der eigentümliche Zusammenhang, der gegenwärtig auf unsrer Bühne zwischen ihren kostspieligen kunst- und litterarhistorischen

Experimenten und ihren flachen Gesellschaftskomödien und blöden Schwänken, zwischen Richard Wagner und „Trepow und Manustädt“ besteht. Wir meinen in Bezug auf das Publikum. Da ist der Abgrund dazwischen wirklich nicht so weltweit. Ein Wagnerianer vermag mit der größten Eleganz die Schwärmerei für „Tristan“ und die „Götterdämmerung“ mit der unermüdlchen Pflege des Genres der „Kleinen Fischerin“ und des Schunkelwalzers zu verbinden, und der gebildete Börseianer ist für Gretchen und Tuschchen im deutschen Theater ebenso interessirt, wie für eine „Blumenthalpremière.“ Der Zusammenhang zwischen Theater und Börse in unsrer Zeit, der sich bis auf die Außerlichkeiten, die Agenten, die Theaterblätter, die Ausdrücke und Geschäftsgepflogenheiten erstreckt, ist durchaus nicht zufällig und hat tiefere Beziehungen. So ist es mir immer merkwürdig gewesen, daß der erste Vertreter der „Wagnersache“ in der Tagespresse ein bekanntes Berliner, recht eigentlich so zu nennendes Börsenblatt gewesen ist, wie ja der neueste Schacher mit dem Wagnerischen Nachlaß uns die „Ausnutzung der Konjunktur,“ von der wir sprachen, ganz besonders lebhaft vor Augen führt. Weisen wir noch hin auf das dekorative Element, auf das intime Verhältnis unsrer Bühne nicht bloß zum Photographen — das ist verhältnismäßig unschuldig —, sondern zum Möbelgeschäft, zur Konfektions- und Toiletten-, „Branche,“ ja, wie nicht selten vorkommt, zur Restaurationsreklame, so ist das Bild des modernen Theaters vollständig. Sehr farben- und bedeutungsreich ist es nicht, dafür aber schlagend. Man könnte freilich ergänzen niedererschlagend; aber doch nur für den, der nicht aus dem Studium unsrer Zeitgeschichte erkannt hat, daß es gar nicht anders sein kann und durchaus nicht immer so zu sein braucht.

Eine Meinung möchten wir hierbei schließlich zur Unterstützung dieser letzteren, tröstlicheren Aussicht gleich widerlegen: das ist die neuerdings aufgetauchte, sehr erklärliche und mit dem Hochdruck der Börsenmittel aufrecht gehaltene Meinung, an die wir diesen Aufsatz anknüpfen, von Berlin als der „Theaterhauptstadt,“ soweit die deutsche Zunge klingt. Man kann sie zugleich eine Meinung im kaufmännischen Sinne nennen, insofern sie nämlich das Vertrauen auf eine gewisse geschäftliche Entwicklung bedeutet. Sie ist ebenso falsch wie verderblich. Falsch im geschäftlichen Sinne, das möchten wir allen Gründern auf diesem Gebiete zu bedenken geben, und verderblich im künstlerischen. Die äußerliche Anschauung, daß Berlin als Reichshauptstadt eine bloße Kopie von London und Paris abgeben werde, hat sich bereits hinlänglich als unbegründet erwiesen. Das setzt einen so völligen Verzicht des Landes zu Gunsten eines einzigen Mittelpunktes, oder ein so plötzliches und maßloses Anwachsen voraus, wie es weder in der Natur der deutschen Verhältnisse (wie sie sich nun schon drei Jahrhunderte in mancher Beziehung leider allzu schroff aufrecht erhalten haben), noch in der Lage und den Aussichten Berlins — glücklicherweise — liegt. Deutschland braucht und will weder ein souveränes Paris

über sich, noch ein kolossales, unbehilfliches London in seiner Mitte. Und was Berlin selbst betrifft, so zeigt es uns von Tag zu Tage, auch leider allzu schroff, daß es den Vorzug, Vertreter des einheitlichen Deutschlands und Sitz seines Kaisers zu sein, ganz und gar nicht mit dem Opfer seiner angestammten städtischen Eigenart und Unart zu bezahlen gedenkt. Sei es darum. Das übrige Deutschland wird sie ihm, soweit sie unschädlich ist, gewiß nicht wehren, aber noch weniger wird es sie sich zur geistigen Nischschnur wählen. Die Stadt Berlin, wie sie als solche (seitdem sie den Hohenzollern ihren Eintritt in die Reihe der deutschen Mittelpunkte verdankt) im deutschen Geistesleben bisher aufgetreten ist, hat sich nichts weniger als das Recht erworben, die deutsche Gesamtbildung und Weltanschauung darzustellen. Ganz im Gegenteil hat sie sich als Typus bisher mit Vorliebe in Opposition zu ihr und in einseitiger Herausarbeitung einzelner ihrer Züge geübt und scheint diese Vorliebe (die wir ihr nicht verkümmern wollen, ohne daß wir sie darum beneiden) als Reichshauptstadt keineswegs verloren zu haben und verlieren zu wollen. Die Berliner Theaterverhältnisse können also nichts anders darstellen als, auf der einen Seite die stereotypen Theaterverhältnisse einer Weltstadt, auf der andern die ganz besondern eines deutschen Bildungsmittelpunktes. Und nichts anderes als eine sehr unerfreuliche Mischung beider haben sie eben bis jetzt dargestellt. Ein forterbendes Produkt dieser Mischung soll von nun an die Zukunft der deutschen dramatischen Dichtung sein? Das glaube wer will, und wer die Deutschen, das Reformationsvolk, nicht kennt. Einige Zeit vielleicht, die Zeit der ersten Verblüffung, und der Deutsche braucht Zeit, bis er sich von einer solchen erholt hat. Aber schon konnten wir auf die ersten Regungen der erwachenden Selbstbesinnung auf diesem Gebiete hinweisen, und wir sind überzeugt, sie werden sich mehren. Weder die Bevormundung durch ein bestimmtes Publikum, noch die Diktatur durch einen bestimmten Stand, noch die Ausartung in weltstädtisches Bumswesen*) wird sich das Volk Goethes und Schillers, der Erbe und treue Hüter der antiken klassischen Kunst, in einem wichtigen Zweige seines Kunstlebens auf die Dauer gefallen lassen.

Wenn auch vielleicht kein Schiller und Goethe und Lessing, noch der berufene „deutsche dramatische Genius,“ so doch eine ihrer würdige selbstständige Wiederherstellung der Bühnenverhältnisse in ihrem Sinne wird sich erzeugen lassen, und das hoffentlich in nicht zu ferner Zeit. Zu einer solchen

*) Wie es bekanntlich die Engländer und Amerikaner, nicht zu ihrem Vortheile, auszeichnet. Daß Neigung dazu in Deutschland vorhanden ist und stets war, wer wollte sich das verhehlen! Dafür fehlte hier aber nie das nötige Gegengewicht. Den Berliner Theaterleitern und ihren Agenten sind die kleinen „Gesellschaftstheater“, wie sie sich in den amerikanischen Städten fast auf jeder Straße finden und die sich wenig im Zweck vom Bums unterscheiden, ein Ideal. Hier macht's dann allerdings im Vertrieb die „Masse“, und der Theaterfabrikant kann „verdienen.“

Entwicklung, die ihrer Natur nach und besonders unter den obwaltenden Umständen nur allmählich und schrittweise vor sich gehen kann, wird schwerlich eine Theaterhauptstadt das meiste beitragen, die sich in einem gründungslustigen Winter plötzlich aufthut, vielleicht am wenigsten Berlin oder diese und jene deutsche Großstadt. Nein, wie es von je unsern litterarischen Verhältnissen gemäß war, werden von verschiedenen Landschaften aus, vielleicht am ehesten gerade wieder von kleineren, von dem Strome abgelegnen Bildungsmittelpunkten die Antriebe kommen und diejenigen Werke ausgehen, die dann an den großen Plätzen die Menge mit sich fortreißen und erheben werden, still gehegte Bildungsschätze vermittelnd, große, einsame Gedanken austreuend, treu und ernst gegründete Gefinnung bewährend.



Halbasiatisches.



albasien nennt Karl Emil Franzos die große Ebene und alles Land zwischen Don und Donau, auch ein gutes Stück darüber hinaus, die ungeheuern Strecken, in denen sich das bunte Völkergemisch der Polen und Ruthenen, der Magyaren und Südslaven, der Rumänen und der östlichen Juden, der Zigeuner und Armenier begegnet, Länder, die das Licht der wahren Kultur kaum beschienen hat, und in denen die Scheinkultur neben der urwüchsigsten Barbarei zu Hause ist. In zwei Büchern „Aus Halbasiens“ und „Vom Don zur Donau“ hat Franzos schon früher seine Eindrücke und Anschauungen aus Halbasiens geschildert, Landschaften und Zustände dieser Welt haben ihm meist auch zum Hintergrunde seiner poetischen Werke (Gedichte, Novellen, Romane) gebient. Es ist mehr eine Nachlese, die er in den vorliegenden beiden Bänden *) veranstaltet, als die volle Ernte. Aber im Zusammenhange mit den frühern Schilderungen und Charakteristiken haben auch diese gesammelten Aufsätze Anspruch auf Beachtung, sie bringen manches Neue und ergänzen vieles schon früher dargestellte. Die beiden Bände enthalten die Skizzen: „Der Geistertöter,“ „Der Bart des Abraham Weinkäfer,“ „Der Galisei von Barnow,“ „Der Fehlermacher,“ „Ein Bündhölzchen,“ „Namensstudien,“ „Volks- und Schwurgerichte im Osten,“ „Der deutsche Teufel,“ „Nathan der Blaubart,“ „Im Chober,“ „Wunderkinder des

*) Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halbasiens. Von Karl Emil Franzos. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1888.

Ghetto," „Ein Befreier des Judentums," „Lateinische Mädchen," „Eine Unglückliche" und „Frauenleben in Halbasien." Der Grundton ist feuilletonistisch, vom novellistischen Bilde bis zur Abhandlung wählt Franzos eine bunte Mannigfaltigkeit der Einkleidungen seiner abwechslungsreichen und lebendig wiedergegebenen Beobachtungen. Im einzelnen sind es vielfach spaßhafte und tomische Dinge, die der Schriftsteller erzählt; im ganzen behandelt er aber doch eine sehr ernste Frage: wie dieses Halbasien in Europa verwandelt, die bedenkliche nicht Halb- sondern Viertelkultur und der gleißende Kulturschein in wirkliche Kultur umgebildet werden könne. Franzos ist der Überzeugung, daß die Völker des Ostens aus sich heraus keine eigne Kultur zu erzeugen vermögen, und so erscheinen ihm die Zustände in dem Maße trostloser, als „der Einfluß der deutschen Kultur, welche erziehend und vermittelnd wirkte, in stetem Sinken begriffen ist." Für Halbasien bedeutet die feindselige Ablehnung der deutschen Kultur einen unermeßlichen, auf Menschenalter hinaus wirkenden und in absehbarer Zeit nicht gut zu machenden Schaden. Sie verschuldet jene beiden Extreme, von denen kaum zu sagen ist, welches gefährlicher und thörichtester ist: den blinden, unbedingten, haltlosen Anschluß an die Formen französischen Wesens, und das Aufstauen der „autochthonen", „urnationalen", keines fremden Einflusses bedürftigen „Kultur", mit welcher z. B. die Afsakow und Nachfolger Rußland beglücken möchten. Die einen wollen um jeden Preis Pariser werden, und die andern Barbaren bleiben; das langsame Heranreifen nationaler Kulturen unter der Ägide des deutschen Geistes, der sich gerade im Osten meist als selbstlos erwiesen hat, erscheint überall unterbrochen.

Die ganze Folge der Gestalten und Szenen halbasiatischen Lebens, die Franzos aus der großen Ebene vorführt, soll diese Wahrheiten erhärten. Nicht immer unmittelbar, nicht immer in so direkter Ansprache wie in den Aufsätzen „Frauenleben in Halbasien", doch immer verständlich genug bezeichnet Franzos den Anschluß an die deutsche Kultur als das Mittel, die unerfreulichen Zustände zu überwinden, die seine Skizzen so anschaulich vor Augen führen. Wenn es nur ebenso leicht wäre, Wesen und Mittel der deutschen Kultur genau zu bezeichnen, oder nachzuweisen, wo bei den kleinern Völkern Osteuropas das Streben nach langamer Entwicklung eigener Kultur Berechtigung hat, und wo es als Angriff auf das Deutschtum erscheint. Bei den verzackten Völkerverhältnissen in der großen Ebene spielen neben den Nachwirkungen vielhundertjähriger Mißwirtschaft die politischen Fragen und Kämpfe des Augenblicks eine so große Rolle, daß der draußen stehende sich des Urteils begeben muß und selbst durch einen landeskundigen Führer wie Franzos nicht immer überzeugt werden kann, daß die Heilmittel und Hilfsmittel so einfach wären, wie sie der Anschauung erscheinen, die man in Österreich „Josefinismus" nennt, und von der sich auch Franzos stark erfüllt zeigt. Es mag sein, daß beim Fortbestand des alten Österreichs die in den Überlieferungen des Josefinismus, der Staats-

Allgewalt grau gewordene, mit einer sehr unzulänglichen und dürftigen, ihrem Reime nach aber doch deutschen Bildung ausgerüstete Beamtenchaft noch manches zum guten hätte wirken und für einzelne Reime wahrhafter Gefittung Sorge tragen können. Das alte Österreich aber ist seit 1848 unwiederbringlich dahin, und der moderne Konstitutionalismus mit allen seinem Zubehör ist in Neuösterreich herrschend geworden. Daß die Ergebnisse dieser geschichtlichen Wandlung nicht durchgehend lieblich sind, entnehmen wir aus tausend Zeichen; wie ihnen zu entrinnen sei, sagt uns auch das neueste Programm der „Vereinigten deutschen Linken“ des cisleithanischen österreichischen Abgeordnetenhauses nicht. Wie verhängnisvoll sich die einfache Übertragung der westeuropäischen „Erzungenenschaften“ für die große Ebene von Halbasien zum Teil erwiesen hat, stellt Franzos in verschiednen seiner Skizzen, am eindringlichsten in der Schilderung der „Volks- und Schwurgerichte im Osten“ dar. Auch in „Halbasien“ arbeitet seit etwa zwanzig Jahren die Jury. Frankreich und Deutschland, meinte man dort, lassen nur durch Männer aus dem Volke die Schuldfrage entscheiden. Das entspricht den modernen Anschauungen, das ist ein Fortschritt. Und wir wollen auch fortschreiten. So geschah es in Rußland, in Rumänien, in Ungarn. Nur in Österreich hatte man einige Bedenken, ob die neue Einrichtung auch auf die östlichen Provinzen ausgedehnt werden dürfe. Man scheint diese Bedenken als grundlos befunden zu haben, denn das Gesetz wurde für das ganze Reich erlassen. War aber in der That in Halbasien jede Debatte überflüssig? Handelte man, als sie völlig unterlassen wurde, bloß in gerechtem Selbstbewußtsein oder in unverantwortlicher Gewissenlosigkeit? Ist das Volk in Rußland, Rumänien und Galizien ebenso reif für die Jury wie das in Frankreich und Deutschland? Haben sich die Geschworenen in Halbasien als gerechte Richter erwiesen? Zwanzig Jahre sind keine allzulange Zeit, aber doch immerhin genügend, ein Urtheil zu ermöglichen. Ich will es zunächst nicht selbst formuliren, sondern nur einige Thatfachen bieten. Aus einer Sammlung, die Franzos über Schwurgerichtsfälle in Galizien angelegt hat, greift er drei Beispiele heraus, die den Lesern des Westens allerdings geradezu unglaublich klingen, obwohl sich der Schriftsteller ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er grelle Ausnahmefälle biete. Wir teilen von seinen Beispielen nur eins mit, weil es unsern Lesern die Wut und Erbitterung der Parteien in Galizien verdeutlichen hilft und sie mit einem Schlage auf den zerklüfteten Boden versetzt, den Franzos zu schildern unternimmt.

Es war im Frühling 1879, als eine Stadt des westlichen Galiziens durch die plötzliche Verhaftung ihres reichsten und angesehensten Bürgers in größte Aufregung versetzt wurde. Der Mann — ich will nur seinen Vornamen Thaddäus hierhersetzen — bekleidete ein wichtiges Ehrenamt, war Vorstand einiger wohlthätigen Vereine und galt nicht bloß als der reichste, sondern auch als der ehrenwerteste Mann der Stadt. Täglich ging er zur Messe und hatte

sowohl die Kirche als einige nationale Institute mit reichen Spenden bedacht. Besonders das letztere hatte ihn in den Augen seiner polnischen Mitbürger hoch erhoben, denn schöne Worte für die heilige Sache der Nation hört man dort zu Lande häufig, aber die Thaten sind spärlich. Was Herrn Thaddäus zu solchen Opfern bewogen hatte, war sicherlich nur sein Herz und nicht etwa die Stimme des Blutes, denn er führte einen urdeutschen Namen und war der Sohn deutscher Eltern. Vielleicht eben darum gab er sich doppelt eifrig als polnischen Patrioten.

Dieser Mann nun wurde eines Tages als Untersuchungsgefangener aus seinem stattlichen Hause ins Kriminalgebäude übergeführt. Das regte seine Freunde und Mitbürger nicht bloß deshalb auf, weil man Herrn Thaddäus keiner Missethat fähig hielt, sondern namentlich, weil eine Untersuchungshaft nach der milden, an sich gewiß nicht tadelnswerten Praxis der dortigen Gerichte nur dann verhängt wird, wenn ein Fluchtverdacht besteht, ein Fall, der hier durch Stellung und Besitz des Angeklagten von vornherein fast undenkbar war. Es erwies sich aber bald, daß das Gericht zu dieser Maßregel genötigt gewesen war. Herr Thaddäus war des Meineids angeklagt und hatte den Versuch gemacht, einen Belastungszeugen durch Geld und gute Worte zu seinen Gunsten zu stimmen.

Der Sachverhalt war folgender. Herr Thaddäus dankte sein Vermögen einer trüben Quelle, er war der listigste und grausamste Wucherer des Kreises und seine Deklamationen gegen die „verdammten Juden“ waren weniger durch sittliche Entrüstung hervorgerufen, als durch den Neid des Konkurrenten. Seit vierzig Jahren hatte er sein Handwerk mit steigendem Erfolg getrieben, seine Klientel, die namentlich aus masurenischen Bauern der Umgebung, ferner aus Edelleuten und Beamten bestand, ging zwar an ihm zu Grunde, ergänzte sich jedoch immer wieder durch neue Opfer. Herr Thaddäus wuchs an Reichtum und Ansehen und blieb dabei außer jeder Gefahr, denn so lange die Wuchergesetze in Oesterreich bestanden, wußte er seine Geschäfte zu maskiren, ließ dann, als diese Gesetze im Mai 1868 unglücklicherweise aufgehoben wurden, die Maske fallen, und nahm sie, als am 19. Juli 1877 abermals ein Wuchergesetz für das östliche Galizien in Kraft trat, feuzend aber gefaßt wieder vor das biedere Antlitz. Hatte er in der glücklichen Zwischenzeit, wo man öffentlich beliebig hohe Prozente fordern und einklagen konnte, von den Schuldnern die Wechsel nur in der Höhe der wirklich empfangenen Valuta ausstellen lassen und dann die hundert, zweihundert oder vierhundert Prozent ruhig dazugeschlagen, so mußte er nun wieder zu dem alten Mittel greifen: der Schuldner stellte den Wechsel gleich auf den doppelten oder dreifachen Betrag des wirklich empfangenen aus und unterschrieb überdies eine Bestätigung, daß ihm diese Wechselsumme baar und ohne jeden Abzug eingehändigt worden sei. Konnte er am Verfalltage nicht zahlen, so klagte Herr Thaddäus den Wechsel mit sechsprozentigen

Zinsen ein und war dann erst recht ein Ehrenmann. Denn sechs vom Hundert sind in jenen Ländern mit barbarischen Kreditverhältnissen ein unerhört milder Zinsfuß.

Nach diesem Rezept hatte der Mann auch im August 1877 ein Geschäft mit einem Beamten der Karl-Ludwigsbahn abgeschlossen, einem älteren Manne aus Steiermark, der durch verschiedene Unglücksfälle in so schwere Not geraten war, daß ihm selbst die Hilfe unsers edeln Menschenfreundes willkommen kam. Der Beamte hatte zweihundert Gulden erhalten und dafür einen Wechsel von vierhundert Gulden ausgestellt, im November zahlbar, dazu jene Bestätigung. Als er am Verfalltage nicht zahlen konnte, hatte ihm Herr Thabbäus großmütig bis zum Februar prolongirt, nur lauteten jetzt Wechsel und Bestätigung auf sechshundert Gulden. An diesem zweiten Verfalltage erbot sich der Beamte, dreihundert Gulden sofort, die andre Hälfte im Herbst 1878 zu zahlen. Herr Thabbäus war es zufrieden, wenn ihm der Schuldner für den Herbst wieder Wechsel und Bestätigung auf sechshundert Gulden ausstellte. Darauf konnte der unglückliche Mann nicht eingehen, und Herr Thabbäus klagte den Wechsel samt sechsprozentigen Zinsen ein. Nun ging der Beamte zu einem Advolaten und erzählte ihm den Fall. Es war dies ein junger, eifriger, ehrlicher Mann, der sich sofort mit größter Energie für seinen Klienten einsetzte. Nachdem eine gütliche Ausgleichung mißglückt war, erhob er gegen die Klage die Einwendung der nicht vollständig erhaltenen Valuta, Herr Thabbäus lächelte Hohn und rückte mit der Bestätigung heraus. Als aber der Advokat seine Einwendung festhielt und Schwur und Zeugenbeweis anbot, daß nur zweihundert Gulden wirklich entlehnt worden, da lächelte Herr Thabbäus nicht mehr, verlor den Kopf, gab seinem Advolaten die widersprechendsten Informationen und brachte es durch sein Ungeschick dazu, daß der Rechtsfreund des Gegners sogar den Spieß umkehren und ihm den Eid zuschieben konnte. Nun stand die Sache so: leistete Thabbäus den Eid, so erhielt er sein Geld und war auch im übrigen geborgen, leistete er ihn nicht, so war sein Gewinn verloren, und überdies stand dann die Anklage wegen Wuchers in Sicht. Der fromme Thabbäus befaß sich nicht lange: er beschwor es, daß der Schuldner wirklich baare sechshundert Gulden erhalten habe. Und dieser wurde sachtällig und war ein ruinirter Mann.

Das konnte auch jener junge Advokat nicht ändern, machte aber nun im Namen seines Klienten gegen Herrn Thabbäus die Anzeige wegen Meineids. Die Untersuchung begann und ergab sehr bald gravirende Resultate. Wohl war der einzige Mensch, der außer den Beteiligten bei Abschluß des Geschäfts zugegen gewesen war — gleichfalls ein Eisenbahnbeamter aus den deutschen Provinzen — deshalb nicht ganz zuverlässig, weil auch er ganz in den Händen desselben Gläubigers war; immerhin war dem Manne zuzutrauen, daß er seine ehrliche Seele mit keinem Meineid belasten würde.

Diese Sachlage war bedenklich, und Herr Thabbäus wählte jedenfalls das ungeschickteste Mittel, sie gefährlicher zu gestalten: er bestürmte jenen Zeugen mit Drohungen und Verprechungen. Dieser machte Anzeige davon, und der angesehene Bürger mußte verhaftet werden.

Die drei Wochen, die zwischen diesem Ereignis und der Schwurgerichtsverhandlung lagen, vergingen nicht bloß der Hauptperson, sondern auch der Bürgerschaft in fieberhafter Aufregung und Spannung, denn der Ausgang war keineswegs so gewiß vorauszusehen, als der Leser nach dem Thatbestande vermuten könnte. Dem reichsten, populärsten Bürger der Stadt standen zwei „fremde Hungerleider“ gegenüber, zwei „verdammte Deutsche,“ und es war den Geschworenen freigegeben, wem sie größern Glauben schenken wollten. Daß jene beiden Männer Eisenbahnbeamte aus den deutschen Provinzen waren, entschied die Sache in den Augen jedes Bürgers der Stadt zu ihren Ungunsten. Wären nur polnische Bürger zur Jury berufen worden, Herr Thabbäus hätte selbst auf seinem harten Lager ruhig schlafen können. Aber zu diesem Amte waren ja auch Juden beigezogen, welche diesem Manne, als ihrem grimmigsten Feinde, unmöglich gut sein konnten, ferner wohlhabende majurische Bauern, die an dem biedern Thabbäus das harte Schicksal manches ihrer Brüder zu rächen hatten.

In welcher Stärke diese drei Schichten unter den Geschworenen vertreten waren, davon hing das Schicksal des Angeklagten ab. Und darum hatte bei dieser Verhandlung nur ein Umstand entscheidendes Interesse, der im Westen fast nebensächlich ist: die Bildung der Geschworenenbank. Das wußten Staatsanwalt und Verteidiger und handelten darnach. Jede dieser Parteien hat das Recht sechs Geschworene abzulehnen. Und so ergab sich die merkwürdige Thatsache, daß die ersten zwölf ausgelosten Männer sämtlich abgelehnt wurden. War es ein Pole, so verwarf ihn der Staatsanwalt, war es ein Masjore oder ein Jude, so legte der Verteidiger sein Veto ein. Die nächsten zwölf konnten dann freilich ohne Einspruch Platz nehmen, wie das Los fiel. Dasselbe bestimmte fünf Juden, zwei Bauern, fünf Polen zu dem Amte.

Der Verteidiger atmete auf, der Staatsanwalt blickte düster vor sich nieder. In der That war die Anklage bereits von vornherein verloren. Denn obwohl die Verhandlung die Schuld des Angeklagten bis zur Evidenz darlegte, lautete das Urteil doch, wie vorauszusehen war, sieben Stimmen „schuldig“! fünf Stimmen „nichtsuldig“! Eine Verurteilung kann nur mit Zweidrittelmehrheit erfolgen — Herr Thabbäus war frei, und wenn er nicht gestorben ist, so wuchert er noch heute.

Die Bedenken, welche sich aus Vorkommnissen solcher Art gegen die Vortrefflichkeit der Schwurgerichte ergeben mögen, lehren dem aufmerksamen Leser auch in Fällen wieder, wo der Verfasser gegen die angewandten Kulturmittel keine Bedenken hat, wenigstens keine äußert. Wenn man verpestete Sticlufst

statt durch Zuführung frischer Luft durch Anwendung von Räucherkerzen und Parfüms verbessern will, verfehlt man bekanntlich den Zweck. Die Rolle dieser Räucherkerzen und Wohlgerüche, die den Qualm und Dunst gewisser Räume nur vermehren können, spielen in den österreichischen Verhältnissen die Wiener Zeitungen. Wenn uns Franzos in dem höchst charakteristischen Sittenbilde „Der Galilei von Barnow“ den „gebildeten“ Galizier vorführt, der sich mit dem Pächter zusammen die „Neue Freie Presse“ hält und täglich durchliest, so sollte ein Wort über die Wirkung dieser Art von Journalistik auf die Halbbildung eben auch nicht fehlen.

Eine große Rolle spielen in den vorliegenden Bänden auch wieder die Verhältnisse der Juden des Ostens. Nicht bloß weil sie der Verfasser am besten und gründlichsten kennt, sondern auch weil das jüdische Element in dem Völker- und Sprachengewirr der großen Ebene eine besondere Bedeutung hat. Franzos ist weit entfernt, hier schön zu färben. So sehr es ihn entrüstet, daß seine frühern Schilderungen im antisemitischen Parteiinteresse ausgenutzt worden sind, so fährt er doch auch in diesen Skizzen fort, die zum Teil trostlosen, ja haarsträubenden jüdischen Zustände Halbasiens offen zu besprechen. Das Äußerste, was diese Bände bieten, sind „Der Fehlermacher“ und „Nathan der Blaubart.“ Das erstgenannte Bild führt den Lesern den vortrefflichen Reb Chaim, von Konfession Barbier, von Profession „Fehlermacher“ vor, der den jungen Leuten Krampfadern, Säbelbeine, Lungenjucht und grauen Staar macht, um sie der militärischen Aushebung zu entziehen. Die Todesangst der Juden vor dem Soldatenwerden führt Franzos nur zum Teil auf ihre unüberwindliche Feigheit, zum Teil auf die religiöse Befangenheit zurück. „Wer Soldat wird, kann die Vorschriften bezüglich Speise, Tracht, Gebet, Heiligung der Festtage u. s. w. nicht mehr einhalten, hört also auf, rechtläubiger Jude zu sein.“ Um diesem Schicksale zu entinnen, scheut man sich nicht, für ein paar Gulden die Dienste eines solchen Fehlermachers in Anspruch zu nehmen, läuft man Gefahr, zeitweilig ein blindes Auge oder eine Schädigung der Lunge zu behalten. Mit Recht setzt Franzos seiner Erzählung hinzu: „Ich fuhr weiter in das Rotmeer der Ebene hinein. Aber wozu noch diesen Sumpf schildern? Er ist, selbst in den trübsten Tagen des Vorfrühlings, weit minder tief und abstoßend, als der, in den ich den Leser soeben habe blicken lassen. Ach, was liegt alles in diesem schlimmen Rotmeer begraben. Nicht etwa bloß der „Charakter“ Reb Chaims und seiner Metiergenossen, sondern auch das Pflichtgefühl seiner Mitbürger und die moralische Kraft des Staates, der nach einer mehr als hundertjährigen Herrschaft die Beherrschten so wenig emporzuheben vermocht hat, daß ihnen sein Dienst schrecklicher erscheint, als die Kunst des Fehlermachers!“ Aber mit welchen Menschen und Zuständen etwa dieser Staat zu kämpfen hat, offenbart doch Franzos gleich darauf selbst, wenn er die Geschichte des Blaubarts von Barnow erzählt, jenes Nathan, der, ohne ein leidenschaftlicher oder finn-

licher Mensch zu sein, gleichwohl in seinem dreißigsten Jahre das sechste Weib genommen hat, weil ihm die jüdischen Gesetze beliebige Trauung und Scheidung gestatten und zur Scheintrauung eines elfjährigen Judenbuben mit einer fünfjährigen alten Köchin oder Trödlerswitwe gefällig die Hand bieten. Auch diesem Wahnsinn liegt die Furcht vor dem Militärdienst zu Grunde, andern widerwärtigen Judenehen, von denen der Verfasser zu erzählen weiß, die Erwerbiger oder die religiöse Scheu vor einer kinderlosen Ehe, welche dem orthodoxen Juden eigentümlich ist.

Die Mehrzahl der Bilder, die Franzos entwirft, hinterläßt einen höchst düstern und peinlichen Eindruck. Die frische, lebensvolle Darstellung allein kann darüber nicht hinweghelfen, selbst der Humor, den der Verfasser gelegentlich entwickelt, erscheint gepreßt. Die widrigen Erscheinungen halbasiatischen Lebens drücken nicht mehr auf den Schriftsteller, aber sie treten als Gespenster in seine Träume. Wir glauben nicht, daß die Wahrheit seiner Berichte irgend bestritten werden kann, höchstens könnte man ihn anschuldigen, daß er den etwaigen günstigen Ausnahmen einen zu geringen Wert beigelegt habe. Doch wo er der „Ausnahmen“ gedenkt, kommt er gleichfalls zu bedenklichen Ergebnissen. In dem größern Aufsatz über „Frauenleben in Halbasiens“ kann der Verfasser dem alten Thema vom Prügeln der Frauen nicht ausweichen. Bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalt im Dorfe Berchomet in der Bukowina, erzählt er uns, lernte ich einen jungen reichen Bauern kennen, der an Begabung und Bildungsstreben turmhoch über seinesgleichen stand. Er sprach etwas deutsch, las und schrieb fertig seine ruthenische Muttersprache, war auf ein landwirtschaftliches und ein politisches Wochenblatt abonnirt, hielt seine große Wirtschaft ausgezeichnet im Stande, förderte die Schule seines Dorfes, kurz, mein Michelko war ein wahrer Mustermensch. Auch hatte er sein blühendes, prächtiges Weib in seiner Art gewiß sehr lieb, aber er prügelte es doch recht häufig und ausgiebig, wenn er einen Grund dazu zu haben glaubte oder auch ohne denselben, wie es eben kam. Ich machte ihm einmal sanfte Vorwürfe darüber: Wie kann ein Mensch wie Sie derlei thun? — Er blickte mich höchst erstaunt an. Aber es ist mein Weib! rief er. — Eben darum, erwiderte ich. — Nun wuchs sein Erstaunen. Mein Weib, wiederholte er. Eine Fremde würde ich nicht anrühren. Aber wer anders, als ich, soll mein Weib schlagen? — Muß es denn überhaupt geschehen? fragte ich. — Es muß! erwiderte er ernst, im Tone tiefster Überzeugung. Man muß jeder, selbst der besten, zuweilen den Unterschied fühlbar machen. — Den Unterschied? Aber ist ein Weib kein menschliches Wesen? — Ja, aber in andrer Art. Wir sind Männer, und sie sind Weiber. Das ist doch klar! — Ich schwieg; ich glaube, ich hätte diesem ungewöhnlich talentirten Menschen eher die Hegelsche Philosophie beibringen können als die Ansicht, daß man sein Weib nicht schlagen dürfe.

Die wenigen wirklichen Ausnahmen, so will uns der Verfasser andeuten,

gehören eben nicht mehr zu Halbasiern. Und so lautet denn auch sein Omega, wie sein Alpha: deutsche Kultur, wirkliche Kultur für diese Ostländer! Wie gering die Aussichten für die Verwirklichung dieses Ideals sind, sagt sich Franzos wohl selbst, uns Nichtösterreichern erscheinen sie noch viel geringer als ihm. Zum Verständnis der ungeheuern Schwierigkeiten, mit denen Bildung und menschenwürdiges Leben in Halbasiern zu kämpfen haben, tragen Franzos' Skizzenbücher ein beträchtliches bei, und so seien denn auch die beiden Bände „Aus der großen Ebene“ der Teilnahme denkender Leser empfohlen.



Die preussische Landtagswahl und die römische Frage.



er soeben beendigten preussischen Landtagswahl durfte von den verschiedensten Gesichtspunkten aus ein besonderes Interesse entgegengebracht werden. Nach den schweren Heimtuchungen, die das Drei-Kaiser-Jahr über die Nation verhängt hatte, war die Landtagswahl eine Mahnung zur innern Sammlung, zur Abklärung der politischen Leidenschaften, zur besonnenen Stellungnahme angesichts einer mannigfach veränderten Lage. Der Herrscher, der bereits bewiesen hatte, daß er nicht nur der Erbe seiner Väter, sondern in Wahrheit der Führer seines Volkes zu sein ebenso befähigt als entschlossen war, hatte alle Wohldenkenden aufgerufen, „die Wohlfahrt des Landes in gemeinschaftlicher, durch die Verschiedenheit prinzipieller Grundanschauungen nicht gestörter Arbeit fördern zu helfen,“ und er hatte damit im Volke weithin Zustimmung gefunden. An sich war es einerseits ein keineswegs erwünschter Umstand, daß der Thronbesteigung alsbald eine Neuwahl folgte. Es war zu besorgen, daß die durch das Jahr hervorgerufenen schwierigen Verhältnisse durch eine weitere Steigerung des ohnehin so leidenschaftlichen Parteikampfes gemehrt wurden, der bereits Formen angenommen hatte, wie sie kaum in der Konfliktzeit dagewesen waren, und auf Gebiete erstreckt worden war, vor denen unter dem ehrfurchtgebietenden Szepter unsers alten Kaisers alle Gegensätze Halt gemacht hatten. Diesen Zustand zu beenden, den Thron und die Königsfamilie nicht länger der leidenschaftlichen Tagesdiskussion auszusetzen, lag im Interesse aller Vaterlandsfreunde. Weiden, dem Könige wie dem Volke, mußte an einem Zeitabschnitte ruhiger innerer Sammlung, stillen Fortarbeitens gelegen sein, um für neue Reformarbeit die rechte Vorbereitung, eine größere Einmütigkeit der Parteien und die

rechten Ausgangspunkte zu gewinnen. Hierfür bot die nun einmal unvermeidliche Landtagsneuwahl andererseits doch gewisse Voraussetzungen.

Die abgelaufene Legislaturperiode hatte den Kirchenfrieden mit Rom zu Stande gebracht. Man durfte somit erwarten, wenigstens nach dieser Richtung hin ein Element langjähriger Zwietracht aus dem Wahlkampfe ausgeschlossen und die Zentrumsparthei eine Haltung einnehmen zu sehen, die dem eingetretenen Friedenszustande, den guten Beziehungen zwischen Berlin und Rom, der bevorstehenden Begegnung des Kaisers mit dem Papste entsprechen würde. Das Verhalten der Führer in dem seit dem Friedensgeetze vom 29. April 1887 abgelaufenen Jahre hatte freilich wenig dazu beigetragen, solche Erwartungen zu rechtfertigen — die Erinnerung an den Windthorst'schen Schulantrag, an seine Sprache bei der Beratung des Kultusetats, an die Trierer Generalversammlung lag nahe genug —; dennoch war die Annahme nicht unbegründet, daß die neue Lage dem Centrum, einer preussischen Partei, zunächst ein ruhiges Abwarten als ein Gebot ebenso der politischen Klugheit wie des politischen Anstandes auferlegen würde. Zumal nach der Hulbigungsadresse der Bischöfe vom 29. August durfte vorausgesetzt werden, daß diese ihren Einfluß im Sinne patriotischer Mäßigung geltend machen würden.

Die Wiederherstellung des Kirchenfriedens im Rahmen des Möglichen war einer der letzten Wünsche und eine der letzten Thaten unsers ersten Kaisers. Nachdem es ihm beschieden gewesen war, die höchsten patriotischen Ziele der Nation im Einklang mit dem monarchischen Prinzip seines Hauses zu verwirklichen, hatte es ihn umso mehr bekümmert, daß den Deutschen diese heißersehnte und heißerrungene Frucht durch die schwersten innern Kämpfe vergällt wurde. Der Individualismus im deutschen Volke brauchte Zeit und mußte austoben, ehe er sich den neuen Ordnungen der Reichsgemeinschaft einpaßte; die neue Zeit brachte neue Strömungen, für die das sichere Bett erst geschaffen werden mußte, neue Ansprüche, für deren Befriedigung erst die Form zu finden war. So blieb die 27jährige Regierungszeit Kaiser Wilhelms I. von den schwersten Aufgaben, die in unsern Tagen einem Herrscher zufallen konnten, erfüllt, Aufgaben, wie sie in solchem Alter noch nie ein Monarch gelöst hat. Er unterzog sich ihnen mit der Hoffnung auf eine um so gesichrtere Zukunft, für die seinem Sohne und Nachfolger ein nach außen geachtetes, gut bewehrtes und in sichern Bündnissen stehendes Reich, nach innen ein einiges und befriedigtes Volk zu hinterlassen sein Streben war. Diesem Ziele hat er manches Opfer seiner Überzeugung gebracht, wie denn überhaupt die erhabensten Seiten seiner Herrschergröße in der Selbstbescheidung und Unterordnung der eignen Anschauung unter Staatszweck und Königspflicht beruhen.

Diesem schlichten Heldentum des großen Königs und Kaisers verdankt das Kirchengesetz vom 29. April 1887 die Unterschrift. In Rom nahm man es mit lautem Danke, in den Zentrumskreisen des eignen Landes zum Teil mit

unverhehlter Abneigung entgegen. Während der Papst seine hohe Befriedigung aussprach und in dem Breve an den Erzbischof von Köln verkündete, daß nunmehr den Katholiken Preußens die Ausübung der Religion wieder in befriedigender Weise gesichert sei, ferner in der Ansprache an das Kardinalskollegium vom 23. Mai verkündete: *certe asperrimo illi certamini finis impositus, . . . proptereaque Deo singulares gratias et agimus et habemus*, sahen diejenigen Katholiken, die dem Papste ihren Dank darbringen wollten, in der Zentrumspreffe sich aufs heftigste geschmäht und angegriffen; es genügt in dieser Beziehung an die Erklärung des Grafen Brühl vom 14. Mai v. J. zu erinnern. Die Elemente, die im Frühling 1871 ohne, ja gegen den Willen des damaligen Papstes in so überraschender Weise den Kampf gegen Reich und Staat begonnen und sechzehn Jahre lang durchgeführt hatten, wollten in ihren Plänen nicht durch seinen Nachfolger gestört sein.

Man wende nicht ein, die Zentrumsführerschaft habe durch ihr Verhalten in der Zollfrage der Regierung ein Entgegenkommen und eine Bereitwilligkeit zu friedlicher Mitarbeit bethätigt; ein andres Verhalten hätte einfach die Existenz der Partei und ihrer Parlamentsfraktion in Frage gestellt. Überwiegend aus ländlichen Wahlkreisen hervorgegangen, konnte sie sich nicht in geraden Gegensatz zu deren materiellen Bedürfnissen stellen. Die Stärkung des Staates durch Bewilligung der Zölle war daher für Herrn Windthorst ein unausweichliches Gebot der Lage gewesen, die damit verbundene Herstellung einer konservativ-kerikalen Mehrheit sollte ihm weitere günstige Aussichten eröffnen. Ebenso konnte die Partei ihre Mitwirkung auf dem Gebiete der Sozialgesetzgebung nicht verjagen. Dagegen hatte ihr Verhalten in der Septennatsfrage bewiesen, wie wenig ihr an der Förderung des innern Friedens gelegen und wie gering die Widerstandskraft der einsichtigeren Elemente gegen die Windthorst'sche Politik und deren Ziele war. Dieselbe Unbotmäßigkeit, welche die Zentrumsführerschaft hierbei dem Papste gegenüber an den Tag gelegt hatte, bekundete sie auch angesichts des Friedensschlusses. Konnte sich das Zentrum der Annahme des Kirchengesetzes füglich nicht entgegenstellen, so ließ dagegen die Sprache der Zentrumspreffe niemanden im Zweifel, mit welchen Gesinnungen der Friede angenommen wurde. Ging doch ein schlesisches Blatt so weit, zu erklären, daß „der Papst das Zentrum verleugnet habe.“ Im August versammelten sich die Bischöfe zwar in Fulda und gaben nach Beratung der Guldigungsadresse ihrem Dank in einem gemeinsamen Hirtenbriefe Ausdruck, worin sie die Gläubigen aufforderten, „beim Anblick besserer Zeiten freudigen Gefühlen Raum zu geben,“ aber im September folgte die Trierer Katholikenversammlung, die eine derartige Dankes Kundgebung nicht für erforderlich erachtete, auf der dagegen Herr Windthorst den Kampf um die Schule von neuem ankündigte. Ein in Schlesien gemachter Versuch, die katholischen Pfarrer zu verpflichten, eine Stelle, an der das staatliche Einspruchsrecht geübt worden sei, überhaupt nicht anzu-

nehmen, ward zwar von dem Fürstbischof zu Breslau unterdrückt, bleibt aber bezeichnend für den Geist der Auflehnung gegen höchste päpstliche Entscheidung, wie er bei diesem Kirchengesetz in kaum je erhörter Weise hervortrat. Im Februar stellte Herr Windthorst auf dem Landtage seine bekannten Schulanträge, aus seinem Verhalten bei der Beratung des Kultusetats hätte niemand entnehmen können, daß diese doch fast ein Jahr nach dem Friedensschlusse stattfand.

Die schweren Schickungen, die dann über Deutschland hereinbrachen, drängten wie so viele andre Fragen auch die kirchliche in den Hintergrund; erst mit der Wahlbewegung für die Landtagswahl erschien das Centrum wieder auf dem Plane. Die Verhältnisse hatten sich inzwischen wesentlich geändert. Das Drei-Kaiser-Jahr hatte die Tragfähigkeit des jungen Reiches der denkbar schwersten Probe unterworfen, und das Reich hatte sie glänzend bestanden. Aus der Einmütigkeit der Trauer war im Süden wie im Norden eine entschlossene Einmütigkeit der nationalen Gesinnung erwachsen, für partikularistische Regungen, die ehemals mit zu den stärksten Nährwurzeln des Centrum's gehört hatten, schien fortan nur noch geringe Aussicht zu sein. Deutschlands ausschlaggebende Stellung war eher befestigt als gemindert, im Innern war die Nation in weitesten Kreisen von einer unverkennbaren Beruhigung und Zuversicht erfüllt.

Unter einer so gestalteten Gesamtlage erging am 4. Oktober, als der Kaiser auf dem Wege nach Rom bereits in Wien weilte, der aus dem Monat Juni (!) datirte Wahlauftrag des Centrum's. Nicht ohne Mühe war aus ihm zu ersehen, ob er vor oder nach dem 16. Juni redigirt war, zweimal sind darin Stellen aus dem Erlasse Kaiser Friedrichs vom 12. März citirt. Auch hier also der Versuch, den König gegen den König auszuspielen. Gleich Herrn Richter findet auch das Centrum „in den feierlichen Königsworten jüngster Zeit unsere ganze Haltung seit dem Bestande der Partei bestätigt.“ Als ob die von Kaiser Friedrich befürwortete „gesunde Grundlage der Gottesfurcht“ die von Herrn Windthorst verfochtene wäre!

Wer geglaubt hatte, das Centrum werde zu den Wahlen eine der neuen politischen Lage Rechnung tragende, sie erleichternde Haltung annehmen, hatte sich somit verrechnet. Des Kirchenfriedens ward zwar „dankebar“ als eines „nicht zu unterschätzenden Anfanges“ gedacht, jedoch hinzugefügt: „Noch ist die Freiheit unsrer heiligen Religion in Preußen und in Deutschland nicht erstritten, die Aufgabe, die wir uns vorgesetzt, noch nicht gelöst.“ Also auf das finis impositus des Papstes die erneute Ankündigung der Fortsetzung des Streites, auf die Erklärung des päpstlichen Breves, daß die Katholiken nunmehr in angestörter Freiheit ihre kirchlichen Bedürfnisse befriedigen könnten, die Behauptung, daß diese Freiheit erst erstritten werden müsse! Daran knüpfte sich in behaglicher Breite von neuem der Schulantrag, der den gesamten Religionsunterricht einfach in die Hände der „kirchlichen Oberen“ legt. Welche Früchte der preussische Staat davon zu gewärtigen hätte, haben uns die polnischen Landes-

teile zur Genüge gelehrt, als im Frühling 1866 katholische Geistliche im preußischen Schlesien für den Sieg der österreichischen Waffen beteten, gegen welche die Angehörigen derselben Gemeinden im Felde standen. Das war eine Leitung des Religionsunterrichts im Sinne des Windthorst'schen Antrags! Dann in der zweiten Hälfte des Wahlaufs einige banale Phrasen über die Sozial- und Wirtschaftspolitik, die bekanntlich gar nicht vor das Forum des Landtags gehört, und als eigentliches Lockmittel für den ländlichen Wähler, der etwa bis dahin von dem Aufrufe wenig oder gar nichts verstanden hatte, wurde endlich in gesperrter Schrift „die schärfste und ungleich drückende Anspannung der Steuerkraft“ gegeißelt und gerechtere Verteilung der direkten Steuern gefordert — die unvermeidliche, ihre Zugkraft stets bewährende Dekoration jedes Wahlprogramms, in welchem man Gemeinverständliches sonst nicht zu sagen hat.

Dem Wahlaufsatz der Parteileitung folgten noch besondere für Rheinland und für Westfalen. Der letzte schloß sich einfach dem „Wahlprogramm“ der Partei an, der der Rheinlande erging sich des breiteren gegen die Nationalliberalen, „die namentlich in der Rheinprovinz ihre Zeit wieder für gekommen erachten,“ und stellte eine verfehlte Wirtschaftsgegebung sowie eine „vollständige Versumpfung der Sozialreform“ in den Vordergrund. So gab man sich in der Rheinprovinz wenigstens Mühe, dem offensiven Vorgehen der Partei den Charakter einer notgedrungenen Defensiv „für Wirtschaftspolitik und Sozialreform“ zu verleihen. Vielleicht war für diese „Notwehr“ auch das Eintreten des Erzbischofs von Köln erbeten und erlangt worden, der zum allgemeinen Erstaunen einen aus Neuß den 10. Oktober datirten Erlaß in die Welt sandte mit der Weisung, denselben am Sonntag vor der Wahl von allen Kanzeln zu verlesen. Auch darin ist von „Bereitwilligkeit und Thatkraft für die Beseitigung der sozialen Notstände“ die Rede, dem Klerus wird jedoch nicht allein die persönliche Wahlbeteiligung aufgetragen, sondern auch ein „Hinwirken durch Wort und Beispiel auf die Wahl von Abgeordneten, welche Gott fürchten und den König ehren, dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Der „Moniteur de Rome“ war in der Lage, der telegraphischen Mitteilung dieses erzbischöflichen Wahlschreibens hinzuzufügen: „Andere Erlasse werden publicitt werden“, und in der That stellte sich auch alsbald der Bischof von Münster in nachbarlicher Kollegialität mit einem Wahlerlaß vom 15. Oktober ein, worin er es „als eine besondere Obliegenheit seines oberhirtlichen Amts“ erachtete, seine Diözesanen „mit allem Nachdruck aufzufordern,“ bei dieser Gelegenheit ihrer Gewissenspflicht eingedenk zu sein. In diesem Erlaß ist zwar von Wirtschaftspolitik und Sozialreform keine Rede, sondern nur von der Durchführung christlicher Grundsätze und dem christlichen Charakter der Schule; zum Schluß aber kommt die gleiche Weisung an die Geistlichkeit, „mit Eifer und in angemessener Weise für gute Wahlen einzutreten.“ Auch die Verlesung von allen

Kanzeln wird für den Sonntag vor der Wahl angeordnet. Mit dem „Wahlaufruf des polnischen Provinzial-Wahlkomités in Posen“ wollen wir hier nicht rechten, auffallend ist darin aber die Wendung: „Nur für diese Kandidaten, die durch unsre höchste Wahlbehörde aufgestellt sind, werden die von euch gewählten Wahlmänner stimmen.“ Hiernach giebt es also innerhalb oder außerhalb Preußens eine „höchste Wahlbehörde“, die den polnischen Preußen die Kandidaten aufnötigt. Da der Wahlaufruf des Zentrums, sogar unter Berufung auf Kaiser Friedrich, die Verfassung so sehr in den Vordergrund stellt, so erfahren wir von dieser Seite vielleicht auch gelegentlich, in welchem verfassungsmäßigen Verhältnis diese polnische „höchste Wahlbehörde“ steht. Dann wäre es aber auch erwünscht, über die Verfassungsmäßigkeit der bischöflichen Wahlbeeinflussung Aufschluß zu erhalten. Wenn die Oberpräsidenten von Rheinland und Westfalen in ähnlicher Weise mit Wahlerlassen aufgetreten wären und den Beamten der Provinz aufgegeben hätten, „mit Eifer für gute Wahlen einzutreten“, wie das die Bischöfe ihren Beamten gegenüber gethan haben, so würde wahrscheinlich die Zentrumspreffe laut über Vergewaltigung geklagt und das Zentrum lange Reden über dieses Thema für den Landtag vorbereitet haben. Fast noch bedenklicher ist das Verhalten des Bischofs von Fulda, der zwar keinen Hirtenbrief erlassen, jedoch das Fuldaer Wahlkomité der Zentrumsparthei ermächtigt hat, den Urwählern von seinem Einverständnis mit den Bestrebungen des Zentrums und des Komités Kenntnis zu geben, denen er in seiner Diözese den besten Erfolg wünsche. Also hier sogar ein unumwundenes ausgesprochenes Eintreten für die Partei!

Der Staat hat fortan mit dieser, jedenfalls nicht im Sinne des Kirchenfriedens liegenden Stellungnahme der Bischöfe für eine bestimmte Partei zu rechnen, für eine Partei, die im Gegensatz zum Papst erklärt, daß der Religionsstreit noch lange nicht beendet sei. Als Obliegenheit ihres Oberhirtenamts vermögen wir uns das nicht zu denken. Wollen die Bischöfe damit die mancherlei schwerwiegenden Bedenken rechtfertigen, die gegen das Kirchengesetz geltend gemacht wurden, und deren Überwindung herbeizuführen vielleicht das schwerste Stück Arbeit des Kanzlers an dem Friedenswerke gewesen ist? Die Wahlbeeinflussung von geistlicher Seite wiegt jedenfalls unendlich schwerer als jede Wahlbeeinflussung vonseiten irgend eines weltlichen Beamten, der im schlimmsten Falle in das irdische Wohlergehen, nicht aber in das Seelenheil der Wähler eingreift.

Wir stehen der Thatsache gegenüber, daß preussische Bischöfe es auch jetzt noch als mit ihrem Amte vereinbar erachtet haben, die Offensive gegen den Staat, welche Herr Windthorst ankündigte, mit allen Mitteln ihres Bischofsamtes zu unterstützen, eine Offensive, die übrigens eben so deutlich, als in dem Wahlprogramm selbst, auf der Katholikerversammlung in Freiburg, dem Vereinsjubiläum in Mainz u. s. w. hervorgetreten ist. Ihre besondere Illustration

erhält diese Thatsache dadurch, daß die bischöflichen Erlasse zu der Zeit erschienen sind, wo der Kaiser in Rom weilte. Vom 10. Oktober datirt das Wahlschreiben des Erzbischofs von Köln, am 12. Oktober besuchte Kaiser Wilhelm den Papst.

Ist auch für jedermann, dem unsre Geschichte seit 1866 geläufig ist, vollkommen begreiflich, daß Herr Windthorst den vom Papste für beendet erklärten Kampf fortzuführen für notwendig erachtet, weil seine ganzen politischen Pläne darauf gebaut sind, die Bevölkerung in Unfrieden und Aufregung zu erhalten, so erscheint doch die Handlungsweise der Bischöfe nur dann verständlich, wenn man sie in jene große Bewegung eingliedert, die unverkennbar die gesamte katholische Welt durchzieht. Zum Teil vielleicht durch das Jubiläumsjahr des Papstes, die zahlreichen Pilgerfahrten und vielfachen Kundgebungen Leo's XIII. hervorgerufen oder doch genährt, greift sie doch zum größern Teile in das kriegs- gefahrswangere Jahr 1887 zurück und hat ihren Ausgangspunkt in der Situation, welche durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Grafen Nobilant bezeichnet wurde. Der Dreibund gewährte Italien eine Bürgschaft für seine Hauptstadt, wie es sie bis dahin noch nicht besessen hatte, aber damit war den deutsch- und friedensfeindlichen Bestrebungen zugleich ein neuer Angriffspunkt gegeben. Bündnisverträge schließen für die verbündeten Staaten die Verbürgung des Besitzstandes ein und jede Erörterung desselben aus. Von diesem Gesichtspunkte muß die Anfeindung beurteilt werden, welcher das deutsch-österreichische Bündnis, welcher der Dreibund in gewissen Kreisen Österreichs begegnet. Finden wir doch die Vertreter dieser Richtung unter dem Aufruf vom 2. November, der die Katholiken Österreichs, „die katholischen Männer aller Länder, aller Zungen der habsburgisch-lothringischen Monarchie“ zum zweiten österreichischen Katholikentag auf den 25. bis 29. November nach Wien beruft. „Große Fragen der Gegenwart“ sollen auf diesem Katholikentage verhandelt werden, den die Einberufer unter den Schutz des göttlichen Herzens Jesu stellen. Sie bezeichnen die Versammlung als „eine patriotische That,“ „weil jede Stärkung katholischen Geistes eine Stärkung Österreichs bedeutet, denn Österreichs Grundvesten lagern tief im katholischen Christentum.“ Diesem Katholikentage soll Prinz Vichstenstein präsidiren, der Urheber der bekannten Schulanträge im österreichischen Reichsrat, die zwar einseitigen auf den sehr bestimmt ausgesprochenen Wunsch des Kaisers Franz Joseph verlag worden sind, aber der Katholikentag hat gar keinen andern Zweck, als der Politik, wie sie durch den deutschen Adel Österreichs betrieben wird, der so un deutschen Bestrebungen seinen Einfluß leiht und sich völlig in den Dienst derselben stellt, als Stütze zu dienen. Der Eintritt des Grafen Schönborn in das Ministerium Taaffe ist ein weiterer und deutlicher Schritt auf diesem Wege, während von Osten her von Tag zu Tag erkennbarer eine ernste Gefahr gegen das Reich heranzieht.

Einer mehr und mehr erstarkenden katholischen Bewegung, die vielfach

bereits an das Jahr 1875 erinnert, begegnen wir auch in Frankreich. Sie hat dort, wie in Osterreich, einen hervorragend politischen Charakter und ausgesprochen politische Ziele. Jede durchgreifende Veränderung der innern Lage Frankreichs vollzieht sich in dieser Richtung. Wir haben neuerdings gesehen, wie die Republik der Freidenker sich nach außen hin in den Dienst des Papstes stellt, und wie die katholischen Missionen, besonders in Asien, mit französischen Missionen gleichbedeutend sind. Wenn die Republik von 1849 Rom dem Papste zurückgab, weshalb sollte die Republik von heute davor zurückschrecken — wäre nur der Dreibund nicht da. So sind die Anstrengungen, die sich gegen den Letztern richten, eng verquickt mit den Bestrebungen auf Wiederherstellung der weltlichen Papstmacht, und wie der Papst noch am 24. Oktober die neapolitanischen Pilger ermahnte, sich immer als ausdauernde und furchtlose Freunde dieser edlen Sache zu zeigen, wie er bei einem andern Anlaß kürzlich sagte: „wenn der Papst sich bedrückt fühlt, so sind die Katholiken unzufrieden,“ so hat diese katholische Agitation in Deutschland und Osterreich den wenn auch nicht genannten Zweck, durch die Unzufriedenheit der Katholiken einen Druck auf die Regierungen zu üben, ihre Aktionskraft zu lähmen, womöglich die Auflösung des Dreibundes herbeizuführen. Die *Civiltà cattolica* hat in ihrem am 3. November erschienenen Heft hierüber recht deutlichen Aufschluß gegeben. Diese Aufgabe des Herrn Windthorst ist allerdings „noch nicht gelöst.“

Aus diesem Grunde ist der Kirchenfrieden für ihn so wenig ein Hindernis zur Wiederaufnahme des Streites, wie der Wahlerlaß des Bischofs von Münster für ihn ein Hindernis war, in Hagen die Wiederwahl Eugen Richters vorzuschreiben, obgleich diese doch zu dem bischöflichen Erlaß, der die Wahl von Männern empfiehlt, die von Religion und Gottesfurcht durchdrungen sind, im denkbar größten Gegensatz steht. Die Schulfrage ist eben Mittel zum Zweck. Herr Windthorst weiß genau, daß der preussische Staat die Art an die eigne Wurzel legen würde, wenn er die Schule aus der Hand geben wollte, und daß dazu kein preussischer Staatsmann sich bereit finden lassen wird. Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Je entschiedeneren Widerstand der Staat leistet, um so länger kann der Kampf fortgesponnen werden, dieser Kampf, welcher der Kitt für die Centrumspartei, die Nährwurzel der Zentrumspreffe und das einzige Piedestal der Windthorst'schen Führerschaft ist. In dieser außerordentlich bequemen Position hat der Führer des Zentrums die Partei völlig und dauernd in seiner Hand und kann sie zu seinen sonstigen Zwecken wie die Steine im Brettspiel brauchen. Wohl hat Herr Windthorst dem Fürsten Bismarck für den Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses Komplimente gemacht und dieses Bündnis als eine seiner bedeutendsten Thaten gepriesen. Aber wir zweifeln nicht, daß der Kanzler da einen Augenblick mißtrauisch gegen sich selbst geworden ist und sich die Sache noch einmal

genau angesehen hat. Für den Welfenstaatsmann sind freilich dabei andre Erwägungen maßgebend als für den deutschen Reichskanzler. Der letztere wird dafür zu sorgen wissen, daß die seinigen maßgebend bleiben, und der Dreibund wird seine Kraft auch dann bewähren, wenn etwa Frankreich früher oder später, auf die Stärke der katholischen Bewegung in Deutschland und namentlich in Oesterreich vertrauend, Rom zur „Befreiung“ des Papstes angreift. Frankreich wird sein ersichtlich wieder erstarkendes Ausdehnungsbedürfnis stets durch eine „Idee“ zu legitimiren suchen, denn nur für eine solche wird die Nation fortzureißen sein. Mit der bloßen „Revanche“ ist es nichts, dazu ist Elsaß-Lothringen dem größten Teil der Franzosen viel zu gleichgiltig, und ein Revolutionskrieg im Namen des vierten Standes, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Namen des dritten Standes, dürfte auch nicht im Geschmack der Nation liegen, die den Sanskulottismus doch nur vorübergehend als ein Extrem der Mode erträgt. Aber für die „Befreiung des Papstes“ wäre das Risiko ein geringeres, vorausgesetzt, daß es zuvor gelingt, Deutschland zu neutralisiren. Zu solcher Politik würde die Republik jetzt vielleicht noch bereitwilliger sein als eine sie beerbende Monarchie. Das päpstliche Rundschreiben an die Nuntiatoren aus Anlaß des Kaiserbesuchs sanktionirt im voraus alle derartigen Bestrebungen, es stellt die gegenwärtige Lage als eine „für den Papst gänzlich unwürdige, die ganze katholische Welt verletzende“ hin. Schon sehen wir als zeitgemäße Erscheinung auch die russischen Sendboten im Vatikan auftauchen und den französischen Einfluß in Madrid bereits die Besetzung der spanischen Votschasterposten erreichen.

Mit dem großen Geschick, welches die vatikanische Diplomatie in der Beherrschung und Führerschaft der Massen bethätigt, hat sie sich soeben in kluger Voraussicht auch mit an die Spitze der Bewegung gegen die Sklaverei gestellt. Die Gärzernich-Versammlung in Köln war stark von klerikalen Elementen durchsetzt, Führer des Zentrums sind in der Agitation thätig, die ihnen einen neuen Zugang des Einflusses auf die Massen eröffnet. Ist es einerseits begreiflich, daß die römische Kirche sich einen möglichst großen Anteil an den zu bekehrenden Negervölkern zu sichern sucht, denen die Kultur Europas sich jetzt unzweifelhaft nähert, so sind anderseits die achtzigtausend Franks, welche Kardinal Lavignerie dem in Köln begründeten katholischen Afrilaverein zur Verfügung gestellt hat, doch eine Ziffer, die im Auge behalten werden muß.

Die dieser Betrachtung vorgelegte Überschrift ist weit davon entfernt, etwa zu besagen, daß für uns Deutsche, für die deutsche Politik, die römische Frage, d. h. die Frage der Hauptstadt Rom, irgend vorhanden wäre. Als Victor Emanuel auf dem Monte Citorio vor dem italienischen Parlament die siegesfrohen Worte sprach: „Wir sind in Rom 'angelangt, und hier werden wir bleiben,“ war diese Frage auch für Deutschland erledigt. Wohl aber zeichnet sich auf dem Hintergrunde der jetzt beendeten preussischen Landtagswahl, durch

das Verhalten des Zentrums im Zusammenhange mit einer weithin erkennbaren katholischen Bewegung, eine römische Frage ab, die ersichtlich dazu bestimmt ist, den Weltfrieden aus den Angeln zu heben, und die daher der Aufmerksamkeit aller Patrioten hiermit empfohlen sei.'



Kleinere Mitteilungen.

Ein Kritikerstreit. Wir verschonen unsre Leser nach Möglichkeit mit den Einzelheiten wissenschaftlicher Polemik, ganz besonders wenn sie sich auf dem Gebiete abspielt, auf dem bekanntlich von jeher das Maasß der aufgewendeten Walle in einem beträchtlichen Mißverhältnis zu dem des behandelten Gegenstandes steht, nämlich auf philologischem Gebiete. Da wir aber nun einmal — wir gestehen es, zu unserm Bedauern — Anlaß zu einer solchen gegeben haben, und zwar ahnungslos durch Aufnahme eines uns nach dieser Richtung hin sehr ungefährlich dünkenden Aufsatzes, so ist es unsre Pflicht, wenigstens unser Verhältnis dazu kurz darzulegen, ohne unsern Lesern den Genuß einer Fortsetzung des Streitens zuzumuten. H. Dünkers Besprechung von Kuno Fischers Festvortrag bei der letzten Goetheversammlung über Goethes Iphigenie (in Buchform bei C. Winter in Heidelberg erschienen), der wir in Nr. 40 Raum gewährten, hat den Zorn des Verfassers in ungewöhnlich hohem Grade erregt.* Die Frage, ob die Iphigenie in religiös-christlichem oder anti-humanem Sinne aufzufassen sei (eine Frage, die uns nebenbei sehr wohl eine doppelte Beantwortung zugulassen scheint) hat hierbei zu Wirkungen geführt, die dem Anlaß nicht nur wenig entsprechend, sondern — sowohl im „religiös-christlichen als anti-humanen Sinne“ — seiner wenig würdig erscheinen dürften. Grade von dem Vertreter einer so versöhnlichen Interpretation der Iphigenie, wie es die erstgenannte ist, sollte man einen weniger beleidigten und persönlich gereizten Ton erwarten einem Gegner gegenüber, der in der ruhigsten Weise nichts andres gethan hat, als die „andre Seite“ einer offenbar zwiespältigen Sache zu beleuchten. Daß sich der Zwiespalt sehr wohl einen läßt, daß, wie Fischer auf S. 45 seiner Schrift selbst anführt, der „christliche Charakter“ der Dichtung keineswegs erst von ihm herausgefunden worden ist, auf der andern Seite ihr rein humaner Charakter (die Griechin im Barbarenlande) damit sehr wohl bestehen kann, diese Erkenntnis scheint beiden Verfassern bei ihrer Sondermeinung in Verlust geraten zu sein. Dünkers Argumente sind nicht die unstigen, ebensowenig wie der Ton des Fischerischen Artikels der der Allgemeinen Zeitung, und wenn wir in der angeführten Nummer eine Seite umschlagen und in dem vierteljährlichen „Verzeichnis der Herren Verfasser“ unter den ersten H. Dünker finden, so fragen wir uns vergeblich, warum gerade die Grenzboten ihre Besorgnis vor „elenden Artikeln“ bis auf die Beiträge der Fachgelehrten ausdehnen sollten, die einmal „andrer Meinung“ sind.

*) S. die Beilage zur Allg. Z. Nr. 195: „Herr Dünker als Kritiker.“

Litteratur.

Metaphysik. Eine wissenschaftliche Begründung der Ontologie des positiven Christentums. Von Theodor Weber. Erster Band: Einleitung und Anthropologie. Gotha, Perthes, 1888.

„Der Geist als solcher ist kein Erscheinungsmoment in dem Leben des ihn sehenden absoluten Seins oder Realprinzips, sowie die ihm immanenten Erscheinungen Momente seines eignen Lebens sind. Diesem radikalen, alle wahrhaftige Erkenntnis verderbenden und unmöglich machenden Irrtum soll die vorliegende Schrift, wenn anders unsre Absicht mit derselben in Erfüllung geht, eben den Todesstoß versetzen, wenigstens insoweit, daß er von keinem Kundigen in Zukunft ferner noch als Resultat der Wissenschaft, wir sagen: der Wissenschaft sich ausgeben und geltend machen kann.“ Nun weiß der Leser hoffentlich, was „die vorliegende Schrift soll.“ Wir — wir müssen es gestehen — wissen es leider nicht. Es liegt vielleicht daran, daß wir zu den Unglücklichen gehören, die „sich in die Irrgänge und Wirrnisse der Kantischen Erkenntnistheorie schon (!) verloren haben.“ Aber der Verfasser ist doch ab und zu so mitleidig, uns ein Knäuel hinzuzwerfen, so daß wir aus unserm Labyrinth heraus wenigstens ahnend den Bahnen seines metaphysischen Vikorenamts zu folgen vermögen. Solch ein Knäuel findet sich z. B. S. 307, wo „auf Grund unbezweifelbarer Thatsachen die Wesensdiversität des ganzen Menschen von Gott behauptet“ wird. Diese „unbezweifelbaren Thatsachen“ findet der Verfasser zum Teil in der Anatomie der Großhirnwindungen und in der Physiologie der Ovarien und Samenröhren, teils in der Philosophie Anton Günthers. Sollen wir dem mit so mannigfaltigen Waffen ausgerüsteten Kämpfer der „wahren Wissenschaft“ etwas verraten? Wir bezweifeln sehr vieles in den gegenwärtigen Theorien der Großhirnwindungen, und wir bezweifeln sehr vieles in der Philosophie Anton Günthers. Aber niemals haben wir bezweifelt, daß der Mensch nicht Gott ist. Das Buch vermengt in seltsamer Weise transzendental-philosophische Fragen mit nüchternster exakter Naturforschung. Ob das gerade zu einer „Ontologie des positiven Christentums“ nötig ist, lassen wir dahingestellt. Uns dünkt, daß man eine solche aus ganz einfachen, schlichten praktischen Forderungen des Gemüts nach wie vor besser zu Stande bringen wird. Eins aber müssen wir jedenfalls verneinen, daß nämlich Webers Buch eine „wissenschaftliche Begründung“ der besagten „Ontologie“ in seinem Sinne enthält. Hierzu sind seine philosophischen Ausführungen zu einseitig und in der Beherrschung des gegenwärtigen Standes der Philosophie zu mangelhaft. Seine naturwissenschaftlichen Belege sind vollends zu spärlich, um auch nur in Bezug auf das, was sie beweisen wollen, Interesse zu erregen. Daß eben das, was sie beweisen wollen, über jedem Beweise steht, will der gläubige Verfasser, ein treu ausharrender Verehrer des geistreichen Wiener Neu-Scholastikers Anton Günther, ebensowenig einsehen, wie seine ungläubigen Widersacher, in deren theoretischen Materialismus er sich „philosophisch“ ganz vortrefflich zu finden bekennt.

Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gautama zc. Von Subhādra Vidjhu. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1888.

Unter diesem Titel verbirgt sich kein Beitrag zur Völker- oder Religionskunde, sondern ein ganz ernsthafter Versuch, uns zum Buddhismus zu bekehren.

Daß er sich (laut Vorwort) bereits auf ein erfolgreiches ähnliches Unternehmen im vorigen Jahre stützen kann, wirft wieder einmal ein absonderliches Schlaglicht auf die seltsamen Bahnen, in denen sich das unbefriedigte religiöse Bedürfnis der Zeit bewegt. Die hier beleuchtete steht ja durch ihren pessimistischen Quietismus, ihr „Mirwana,“ ihre Seelenwanderung und Tierheiligung in naher Beziehung zum Schopenhauerianismus, Wagnerianismus und Vegetarianismus, zu all jenen krankhaften Ismen, deren orientalische Passivität und Ueberspanntheit europäischer Aktivität und kritischer Vernunft so fremd wie möglich sind und bleiben sollen.

Novellen von Victor v. Strauß: Eine Schuld. Renate. Das Glück. Zweite Ausgabe. Zwei Bände. Heidelberg, Winter, 1888.

Wenn ein Erzähler von dem festen Grunde einer bestimmten Weltanschauung dichterisch zu schaffen unternimmt, so pflegt meist die Kunst darunter zu leiden. Damit soll nicht der Besinnungs- und Gedankenlosigkeit in der dichterischen Litteratur das Wort geredet werden, aber wahr ist es doch, daß der Dichter kein Systematiker sein darf. Jeder große Dichter trägt, wie jeder große Mensch, ein System von Überzeugungen lebendig in sich herum. In jeder seiner Handlungen offenbart es sich; allein, ebenso wie jedem großen Praktiker, als System find ihm seine Überzeugungen nicht zu Bewußtsein gekommen. Sie bilden einen geschlossenen Zusammenhang, aber er hat kaum je in seinem auf die That gerichteten Sinn Neigung gehabt, ihn als solchen zu erforschen. Der Dichter ist konsequent, aber nicht mit Gründen, sondern im unmittelbaren Gefühl; sein Denken und sein Thun offenbaren eine hohe Einheit, aber nicht die Logik des Gelehrten oder Philosophen, sondern den Organismus eines Charakters, einer künstlerischen Natur. Ist der Schriftsteller sich mit wissenschaftlicher Einsicht über sein Gedankensystem klar geworden, dann pflegt der Künstler in ihm ebensoviel verloren, als der Philosoph gewonnen zu haben.

Das ist ein alter, in der deutschen Litteratur wohlbekannter Zwiespalt, an den wir nur erinnert haben, weil Victor von Strauß, nach seinen Novellen zu schließen, ihn gleichfalls verkörpert. Strauß ist Gelehrter und Dichter zugleich. Seine Wissenschaft, die Religionsphilosophie, leitet leicht zur Poesie hinüber. Als religiöser Denker darf er sich den gemüthvollsten, innigsten und feinsten Geistern der Gegenwart getrost zur Seite stellen. Die Lehren des Evangeliums erhalten durch seine schlichten, aber im edelsten Deutsch gefaßten Worte den wärmsten und eindringlichsten Erklärer. Sein Christentum ist gerade in unserer materialistischen Zeit von wahrhaft Ehrfurcht gebietendem Adel und von mild entschiedener Kraft. Wenn man sich religiöse Lyrik oder religiöse Prosa von seiner Feder denken will, so müßte sie sich den besten Erzeugnissen auf diesem Gebiete würdig anreihen. In seinem Christentum lebt kein Fanatismus, kein Zorn, keine Bekehrungsleidenschaft, sondern nur die Milde des seiner Einsicht bewußten Weisen, die Güte des Menschen, der seiner Sache sicher ist und Geduld hat, weil er weiß, daß der Irrende den Weg schon allein zurückfinden wird. Sein Ton ist weit entfernt von pastorenhafter Salbung, hat gar nichts predigerhaftes, und ist dabei doch zu Herzen dringend in seiner vornehmen Ruhe.

Aber um in der Erzählung, in der Novelle zu wirken, fehlen ihm doch einige Eigenschaften, die sich durch die angeführten Tugenden nicht ersetzen lassen. Strauß kann den Philosophen weder in der Sprache noch in der Gestaltung seiner Dichtungen verleugnen; er ist nicht objektiv und unbefangen genug für die Epik. Er merkt es offenbar nicht, daß seine Dialoge zu sein, zu säubertlich und

zugespißt sind, um als Abbild der Wirklichkeit zu erscheinen; er merkt es nicht, daß er überhaupt den Ton nicht nach den Charakteren stimmen kann, daß seine Menschen alle so schön und gut sprechen, wie Victor von Strauß selber. Da kommt die geforderte Täuschung der Kunst nur schwer auf. Und weil er diese Objektivität nicht mehr besitzt, so gelingt auch nicht die zweite, nicht minder wichtige epische Objektivität, welche den Schein erwecken soll, daß die erzählte Geschichte ohne Zutun des Erzählers Lohn und Strafe, Sühne und Schicksal überhaupt an ihre Figuren ganz parteilos verteile. Eben weil Strauß ein systematischer Kopf ist, kann er nicht mehr seine Tendenz verbergen, seine Erzählungen gewinnen einen lehrhaften Charakter, und damit ist der schönste Teil ihrer Wirkung verloren. „Menate“ ist eine Tendenznovelle gegen die Vorurteile der Adlichen auf ihre Geburt; „Das Glück“ eine Tendenznovelle gegen die Gottesläugner. Ueberall ist eine genaue Kenntnis des wirklichen Lebens zu erkennen; einzelnes metat natürlich wahr wie ein Porträt an; auch die Erfindung der Novellen ist anmutig ohne die geringste Sucht nach Originalität; die Führung der Handlung ist nach der einmal angenommenen, allerdings minder gewöhnlichen Voraussetzung geschieht, natürlich, zwanglos und doch überraschend. Aber die Tendenz sßt dem Erzähler zu sehr im Nacken, er beleuchtet immerfort die leitende Idee seiner Geschichte, und spricht dabei so schön und anziehend, daß er damit sich selbst im Wege steht, wenn dann die Handlung ihre inzwischen stark geschwächte Spannung erproben soll. Daher kommt es, daß ein gehaltvoller Mann nicht unterhalten kann. Und doch kann er, ohne zu unterhalten, auch nicht seine Tendenz verbreiten! So steht ein Streben dem andern hindernd im Wege.

Die Novelle „Das Glück“ ist die längste und bedeutendste von den dreien. Strauß hat sich wohl gesagt: Diese Geldjäger und Reider, welche das Glück nur im Besitz suchen, sie betrügen sich selbst. Machen wir einmal die Probe! Lassen wir einen solchen halbgebildeten, gut veranlagten jungen Menschen, z. B. einen sozialistischen Schreier plötzlich zu Geld kommen, etwa durch einen Haupttreffer. Was wird geschehen? Glaubt ihr, daß er sein Geld mit den Gefellen seiner Armut und seines Hasses teilen wird? O nein! sogleich wird er sich durch den Besitz geabelt fühlen, in die ihm höher dankende Gesellschaft der Besigenden einzutreten streben und gerade so propzig auf sein Geld sein, wie die andern Reichen! Was würde Herr Rog Kreßer dazu sagen? Gewiß löst Victor v. Strauß mit seiner Antwort keineswegs die soziale Frage, aber einen großen Theil der Wahrheit trifft er, wenn er den Klassenneid auf den Rückgang der Sittlichkeit zurückführt. Seine Novelle erzählt dann die natürlich sich ganz individuell gestaltenden Schicksale seines plötzlich reich gewordenen Schlossers Ludwig Sturm, der seinen ganzen Haupttreffer in leichtsinnigem und eitlem Treiben verschwendet, um nach untergabener Gesundheit die Erkenntnis zu gewinnen, daß das Glück nicht im Gelde liege, sondern im Glauben an Gott und in der Liebe. Ein edles Liebespaar wird diesem Karren wirksam gegenüber gestellt.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Bihl. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Der Zollanschluß Hamburgs und Bremens.

1.



In der Nacht vom 14. zum 15. Oktober hat auf Anordnung des Bundesrates der Anschluß der Hansestädte Hamburg und Bremen an die deutsche Zollgemeinschaft stattgefunden. Es hat damit der letzte Akt der ruhmreichen preussisch-deutschen Zollvereinsgeschichte geendet, die letzte Episode einer Entwicklung, der die jüngeren beinahe rat- und teilnahmslos gegenüberstehen, deren Krisen aber unsre Väter und die Ältern unter uns bisweilen in zwei große feindliche Heerlager gleich den mittelalterlichen Guelfen und Ghibellinen spaltete. Wie in allen frühern Phasen des großen fünfzigjährigen Krieges, sperrte sich auch in diesem Falle ein nicht geringer Teil der anzuschließenden Bevölkerung mit leidenschaftlicher Verbundenheit gegen ihr eignes und des Vaterlandes Wohl. Wie so oft, behielt auch in diesem Falle die kluge Besonnenheit und die ruhige Festigkeit Preußens zuletzt den Sieg über alle entgegenstehenden Vorurteile und unbelehrbaren Gehässigkeiten. Wiederum mußte der gefürchtete Anschluß an Preußen durch die bessere Einsicht des Hamburger Senats über die Köpfe der Bürgerschaft hinweg bewerkstelligt werden. Und wiederum ist die Hamburger Bevölkerung, nachdem die vollendete Thatsache ihren Zauber auf sie zu üben begonnen hat, auf dem besten Wege, die Notwendigkeit und Heilsamkeit der einst so heftig bekämpften Änderung nachträglich dankbar anzuerkennen.

Man weiß, daß der hanseatische Handel aus eigener Kraft, ohne Hilfe von Kaiser und Reich oder gar vom Frankfurter Bundestage, die Stellung einer Weltmacht errungen hat in Zeiten, wo Deutschlands Ansehen tief danieder lag. Wohl hatte das ehrwürdige Lübeck, nachdem die Nationen des Nordens, die es einst mit seinem Kapital und seinen Waffen beherrscht hatte, mündig gewor-

den, und nachdem seine baltische See durch das Aufblühen des ozeanischen Verkehrs ein bescheidenes Binnenmeer geworden war, von seiner einstigen Bevölkerung zwei Drittel und von seinem Handel beinahe fünf Sechstel eingeblüht. Gleichwohl wußte die ehemalige Königin der Ostsee sich nicht nur einen soliden Grundstock althansischen Wohlstandes zu bewahren, sondern sogar, auch ohne die Privilegien der alten Hanse und trotz der bösen Nachbarschaft der Dänen, als Kommissionär Hamburgs ihre alten Beziehungen zu dem aufblühenden Finnland, zu den russischen Küstenländern und zu Schweden und Dänemark neu zu beleben. Und was die Hansestadt an der Ostsee verloren hatte, wurde durch die beiden glücklicheren Schwesterstädte an der Nordsee, die sich, als der große Hansebund zerfiel, mit Lübeck verpflichtet hatten, den alten Namen und die alte Verbindung aufrecht zu erhalten, doppelt und dreifach wieder eingebracht. Nachdem am 4. Juli 1776 die dreizehn englischen Kolonien in Nordamerika ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande erklärt hatten, und Englands Feinde an der Seite der Rebellen sich anstreckten, ihre Rache für alte Demütigungen zu nehmen, begannen beide sofort, während ein greuelvoller Kaperkrieg alle Meere verunstaltete, unter neutraler Flagge ihre große Schifffahrt. Insbesondere unternahm es das anfänglich rascher und kräftiger vorwärtts schreitende Bremen, in der sichern Erkenntnis, daß seine Zukunft namentlich von dem Gedeihen seines nordamerikanischen Eigenhandels abhängt, das rauchlustige Deutschland mit den Tabaken von Virginia und Maryland zu versorgen und sich selbst an Stelle Londons zum ersten Tabaksmarkte emporzuarbeiten. Als es außer Zweifel war, daß die größer und größer werdenden Schiffe des transatlantischen Verkehrs nicht mehr bis zu dem allzusehr landeinwärts gelegenen Weserplatze hinaufgelangen konnten, kaufte der Bürgermeister Johann Smidt — derselbe, der Bremer mit Leib und Seele, schon als Jenaer Student in Anti-Kenien gegen die Dioskuren von Weimar aufgetreten war, weil Schiller sich unterstanden hatte, der Weser die demütige Äußerung in den Mund zu legen: „Weider von mir ist gar nichts zu sagen,“ der während des Befreiungskrieges durch rührige diplomatische Thätigkeit vor allen die Wiederherstellung seiner geliebten Hansestädte durchgesetzt hatte, dem sein Lebenlang der Ratsschlag unvergessen blieb, den ihm einst ein alter Basler Bürgermeister gegeben hatte: „wir haben uns immer ein wenig größer gemacht, als wir waren, und haben uns gut dabei gestanden“ — von dem gegen Oldenburg aufgereizten Hannover an der völlig schiffbaren Unterweser einige hunderte Morgen des Außendeichlandes von Lehe und gründete darauf das neue Bremerhaven. Da die oldenburgischen Ingenieure daran verzweifelten, an der Mündung der Weser einen Leuchtturm herzustellen, übernahmen die Bremer die unlösbare Aufgabe und führten sie glücklich zu Ende. Aus kleinen Anfängen, ohne Staatsunterstützung, aus eigenster Kraft schuf Hermann Heinrich Meier die stolzeste Dampferflotte, die heute der Ozean trägt, den Norddeutschen Lloyd.

Wenn in der alten Rangordnung, welche die drei Hansestädte beibehalten hatten, Lübeck obenan, Bremen in der Mitte, Hamburg zuletzt stand, so sollte doch gerade die Hafenstadt an der Elbe sich nicht nur zum ersten Handelsplatze des europäischen Festlandes vom Finnischen Meerbusen bis zur Straße von Gibraltar und von Gibraltar bis zum Schwarzen Meer, sondern zum dritten Handelsplatze der Welt erheben. Während die übrigen Hansestädte die vor Alba flüchtenden reformirten Niederländer mit doppelter Steuer bis zum Entel belegten und vom Eintritt in die Zünfte ausschlossen, ward Hamburg das gastfreundliche Asyl sowohl für sie, als auch für die Engländer, für französische Hugenotten, spanische und portugiesische Juden, für alle die Verlorenen, welche die Brandung der Religionskriege an den Strand warf. Weit mehr noch als die beiden Schwesterstädte hatte Hamburg der Neutralität zu danken, die ihm der Pariser Vertrag von 1717 während etwaiger deutsch-französischer Kriege zugesichert, und die der Reichsdeputations-Hauptschluß im Jahre 1803 noch einmal ausdrücklich bestätigt hatte. Unvergessen sind noch heute in Hamburg die glücklichen Tage der Revolutionskriege, wo der Ertrag der Zölle sich vervierfacht, die Häusermiete sich sechsfacht hatte, und die Zahl der einlaufenden Schiffe in acht Jahren von 1504 auf 1960 gestiegen war. Freilich wurden dann dem Hamburger Handel durch die Kontinentalsperre, durch die Einverleibung in das französische Kaiserreich, durch die unbarmherzige Hand Davoust's schwere Wunden geschlagen. Aber unmittelbar darauf sollte es sich in den vom Mutterlande abgefallenen spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika und in dem von Portugal sich lösenden neuen Kaisertum Brasilien sein eigenstes Handelsgebiet erwerben, wie Bremen das seinige in den Vereinigten Staaten von Amerika gefunden hatte. Als der große Brand von 1842 ein Drittel der Stadt in Schutt und Asche legte, bauten sie die Hamburger in Windeseile wieder auf. Obwohl das welfische Hannover den Stader Zoll von allen eingehenden Seeschiffen erhob, übernahmen sie freiwillig die Sorge und die Kosten für das Fahrwasser der Niederelbe und schufen allein mit ihren Mitteln jene viel bewunderten Hafendassins, Quais und Docks, die erst in unsern Tagen durch das Riesenwerk der Zollanschlußbauten überholt werden sollten. Aus eigenen Kräften errichteten sie ihre zahlreichen Dampferlinien, die nicht das wenigste dazu beitrugen, daß heute die deutsche Handelsmarine die dritte, wenn nicht die zweite der Welt ist. Während dessen zogen alljährlich Hunderte von jungen Kaufleuten aus, um alle Küsten der bewohnten Erdteile mit einem Reiz von Faktoreien zu bedecken, die dem deutschen Namen überall Ehre bringen. Nur indem von diesen Hamburger merchants adventurers ein nicht geringerer Prozentsatz den klimatischen Verhältnissen, den Elementen und den Nachstellungen barbarischer Feinde erlag, als von Preußens unbefiegbaren Bataillonen und unwiderstehlichen Reiterfähren den Lob für das Vaterland gestorben ist, konnten die Grundlagen gewonnen werden, auf denen sich gegenwärtig die

weitaussehenden Pläne für die Handels- und Seegröße Deutschlands neu erheben.

Und wie es unzweifelhaft ist, daß die Hansestädte ihre unvergleichliche Blüte zum nicht geringen Teil ihrer kommerziellen Selbstregierung und jenem hanseatischen Handelsgeiste zu verdanken haben, der, wie der militärische Geist in den preussischen Offiziersfamilien, das Ergebnis einer durch Geschlechter fortgesetzten Erziehung ist, so kann es auch nicht Wunder nehmen, daß der hanseatische Handel von Hause aus vorwiegend internationaler Zwischenhandel gewesen ist. Auf ein kleines Gebiet beschränkt und von Nachbarstaaten umschlossen, die zu Wasser und zu Lande alle Zugänge beherrschten und ihnen in ihren Verkehrsbeziehungen größtenteils mehr Hinderung als Förderung brachten, war es natürlich, daß die Hanseaten den Blick auf das freie Meer gerichtet hielten. Insbesondere dem Hamburger Handel waren durch die zahlreich eingewanderten Engländer, Franzosen, Niederländer, die spanischen, portugiesischen und polnischen Juden, die sich hier alle schnell mit dem ungeheuern Selbstbewußtsein des Hamburger Bürgers erfüllten, sich aber doch selten als Deutsche fühlten, die internationalen Beziehungen gleichsam in die Wiege gelegt. Vor allen diese frembländischen Einwanderer waren es, welche die in das Freihafengebiet vom Auslande zollfrei eingeführten Rohstoffe in großen Fabriken verarbeiteten, um ihre Fabrikate sofort wieder ins Ausland zurückzuführen. Nachdem mit dem Ausgange der Napoleonischen Zeit statt der von Stein erhofften Reichszölle das alte Elend der Landeszölle und der Binnenmauthen zurückgekehrt war, sahen sich auch die Hansestädte gezwungen, wieder zu ihrer alten internationalen Handelspolitik zurückzukehren. Als in den zwanziger Jahren nach der Befreiung der südamerikanischen Republiken die Hamburger mit den alten Kolonialmächten in einen Wettbewerb um diesen ergiebigsten Teil des Welthandels eintraten, mußte der neue Eindringling in das transatlantische Transportgeschäft, zumal da es damals in Deutschland außer der Leinenhandweberei des Riesengebirges keine exportfähige Industrie gab, sich für seinen Handel selbstverständlich vor allem der englischen Fabrikate bedienen, die in den überseeischen Gebieten ausschließlich marktgängig waren. Gleichzeitig war die Ausfuhr der überreichen Ernten, welche die deutsche Landwirtschaft ihren Lehrern Lhaer und Schwarz verdankte, durch die Zollgesetze des Auslandes und den elenden Zustand der binnenländischen Straßen beinahe unmöglich. Ungleich bequemer und lohnender war es dagegen, die Bordeauxweine, die erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch die Hamburger Kaufleute in Deutschland bekannt geworden waren und allmählich die spanischen und Rhein-Weine aus unserm Norden fast verdrängt hatten, und englische Manufakturen in Deutschland einzuführen. Und als endlich in den vierziger Jahren unter dem Schutze des Zollvereins in Deutschland eine neue Industrie entstand, die sich sogar in einzelnen Zweigen ihrer Produktion wieder auf den Weltmarkt hinauswagte, konnte weder durch

einen Beschluß des Bundestages oder des Frankfurter Parlaments den überseeischen Nationen anbefohlen werden, von den Hansestädten anstatt englischer Fabrikate hinfort deutsche zu kaufen, noch konnte der Hamburger Großhändler ein Interesse darin finden, sich um eine Industrie zu kümmern, die noch an gewissen Kinderkrankheiten litt und recht oft unreeß und unfoulant bediente, und deren Vertreter, wenn irgend möglich, an dem Exporteur vorbei unmittelbar mit dem ausländischen Kunden in Verbindung zu treten liebten.

Seien wir gerecht. Es ist uns vollkommen verständlich, daß in den weitesten Kreisen der hanseatischen Bevölkerung der offene Wunsch lebte, die alte hanseatische Handelsautonomie und die stolze Einsamkeit der Vaterstädte möchten ewig dauern. Wir verstehen es, daß in diesen stolzen Gemeinden, die halb deutsch und halb weltbürgerlich, halb Städte und halb Staaten waren, jener heimatlose Weltbürgerfinn, der einst fast in jedem deutschen Kriege nach Neutralität der vaterstädtischen Flagge verlangt hatte, noch nicht ganz erloschen war. Wir begreifen es, daß die Hanseaten, genau wie die Leipziger Großkaufherren und die Frankfurter Patrizier, dem Fortschreiten des preußisch-deutschen Zollvereins bisweilen geradezu feindlich entgegentraten, weil sie von dem Aufhören der deutschen Zoll-Anarchie und von der Entwicklung einer deutschen Industrie eine Minderung und Schädigung ihres Zwischenhandels mit englischen und französischen Manufakturen befürchten mußten.

Wir verstehen und begreifen jene hanseatischen Wünsche und Stimmungen, weil sie gewissermaßen historisch geworden sind. Aber unsere vollen und ungetheilten Sympathien vermögen wir doch nur denjenigen hanseatischen Publizisten zuzuwenden, die bereits vor dem Jahre 1866 die wirtschaftliche Zerrissenheit des Vaterlandes und die unverschuldete Isolirung ihrer Plätze lebhaft beklagten, die offen zugestanden, der Zollverein könne der Hansestädte nicht entbehren, wenn er eine nationale Schifffahrts- und Handelspolitik zu treiben unternehme, und nur behaupteten, ihm fehle für jetzt die Macht und der Wille eine solche Politik zu führen, die erklärten, daß gerade die Pflicht der großen Hafenplätze, den Interessen des gesamten deutschen Verkehrs gleichmäßig zu dienen, den Eintritt der Vaterstädte in die preußische Zollgemeinschaft von selbst verbiete, solange die Zolllinien Dänemarks, der beiden Mecklenburg, des Zollvereins und des Steuervereins ihre Thore umgaben.

Selbst wenn sich hinter diesen loyalen Erklärungen partikularistische Hintergedanken verborgen hätten, so vermag man doch an ihnen formell um so weniger anzusetzen, als sie sich vollständig mit den großen handelspolitischen Plänen deckten, mit denen der preußische Finanzminister von Moß in schwülen Zeiten wieder in die Bahnen friedericianischer Staatskunst einzulenken wagte. In jener merkwürdigen Denkschrift vom Juni 1829, in der er dem Könige Friedrich Wilhelm III. über die Verhältnisse zwischen Preußen-Preßen und Baiern-Württemberg abgeschlossenen Verträge berichtete, war es klar ausgesprochen,

daß nach und nach alle deutschen Staaten, soweit sie nicht Provinzen auswärtiger, Deutschlands Interessen fremder Staatskörper seien, dem preussischen Zollsystem beitreten würden. In dieser nationalen Richtung seiner Handelspolitik hat Preußen unerschütterlich festgehalten, nachdem es sich einmal entschlossen hatte, das gesamte Deutschland mit Ausschluß Oesterreichs durch das unzertrennliche Band wirtschaftlicher Interessen unter seiner Führung für immer zu vereinen und so die Befreiung von der Herrschaft des Hauses Habsburg vorzubereiten. Gleichwohl hat die preussische Regierung die eigentümlichen Verhältnisse, die zur Zeit des deutschen Bundes, und so lange der Handel und seine Beschränkung zu den ersten Befugnissen deutscher Souveränität gehörten, die Sonderstellung der Hanseaten bedingten, allezeit unbefangen gewürdigt. Möchte immerhin die Vistsche Schule die Hansestädte als „Filiales Englands“, als „Nationalskandal“ schmähcn, und das „Manuskript aus Süddeutschland“ sie deutsche Barbaresken nennen, deren Interessen auf Plünderung des übrigen Deutschlands, auf Vernichtung ihrer Industrie gerichtet seien, in Berlin wußte man immer sehr wohl, wieviel Deutschlands Volkswirtschaft dem rührigen Handelsgesichte des hanseatischen Bürgertums zu danken habe. In jener Denkschrift hatte von Moß ausdrücklich erklärt, daß die Hansestädte erst ganz zuletzt, nachdem die süd- und mitteldeutschen Staaten und Mecklenburg und darauf auch die Küstenstaaten, also Hannover-Braunschweig und Oldenburg, dem preussischen Handelssystem beigetreten wären, dem nationalen Marktgebiete sich anschließen könnten.

So war gewissermaßen zwischen den freieren patriotischen Geistern in den Hansestädten und den Urhebern des preussisch-deutschen Zollvereins ein stiller Vertrag geschlossen, ein fester endgiltiger Termin für den Anschluß derselben in Aussicht genommen. Freilich schien gerade damit die wirkliche Ausführung dieses Anschlusses in beinahe unabsehbare Zukunft hinausgeschoben. Fast ein volles halbes Jahrhundert hat Preußen, nachdem es die Nation wieder wehrhaft und ehrhaft gemacht, dazu gebraucht, in hartem Kampfe die wirtschaftliche Einheit des Vaterlandes zu gründen. Auch nachdem der hannoversisch-oldenburgische Steuerverein sich am 1. Januar 1854 dem Zollverein angeschlossen hatte, blieben außer den Hansestädten selbst noch immer die beiden Mecklenburg und das dänische Holstein und Lauenburg außerhalb der gemeinsamen Zolllinien. Noch immer konnten sich die Gegner und die Freunde des Zollanschlusses in den Hansestädten darauf berufen, daß die für ihn stipulirten Bedingungen noch immer nicht erfüllt seien.

Da kam der Krieg von 1866. Das Gottesgericht auf den böhmischen Schlachtfeldern brachte uns statt jenes ungeheuerlichen Bundes, der sich den deutschen nannte und zu Zeiten dennoch vier fremde Reiche umfaßte, den Norddeutschen Bund als nationale Einigung unter Preußens politischer und militärischer Führung. Die Erbherzogtümer, die seit jenem 3. März 1460, wo die Landräte Schleswig-Holsteins den Dänenkönig Christian I. zum Herzoge

von Schleswig und Grafen von Holstein wählten, auf die Dauer von vier Jahrhunderten dem deutschen Leben entfremdet waren, kehrten mit dem 1815 tauschweise an Dänemark abgetretenen Lauenburg zum großen Vaterlande zurück. Auf dem Gebiete der materiellen Interessen enthielt die Verfassung Versprechungen, wovon noch eine nahe Vergangenheit kaum zu träumen wagte. Vor allem hatte die preußische Handelspolitik endlich einen durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen: der Grundsatz der Zolleinheit ward in die neue Verfassungsurkunde aufgenommen. Da es gewiß war, daß die Zollvereins-Verträge mit den süddeutschen Staaten fortbauern, und daß ebenso die Elbherzogtümer und die Großherzogtümer Mecklenburg nach den notwendigen Verständigungen mit den Vereins-Regierungen in den Zollverband eintreten würden, so war in der That das ganze Hinterland der Hansestädte dem nationalen Wirtschaftsgebiete angeschlossen. Die von den Wortführern der Hanseaten so oft herbeigesehnte Zentralgewalt war wirklich vorhanden, und sie war stark genug, die Interessen unsers Handels und unsrer Schifffahrt gegen jedermann zu wahren. Von den verschiedensten Seiten wurde daher damals behauptet, die weitere Sonderstellung der Hansestädte sei völlig sinn- und zwecklos geworden. Die Ostsee-Hansestädte protestirten aufs eindringlichste gegen ein ferneres Handelsmonopol der Hanseaten. Eine aus Chemnitz stammende Petition von 1400 Fabrikanten-Firmen Deutschlands forderte ihre sofortige Einschließung in die gemeinsamen Zolllinien. Der Abgeordnete Wiggers erklärte, daß eine weitere Einräumung der Freihafenstellung an die Hansestädte dem Gesamtinteresse des Zollvereins widerspreche, und daß ein Paragraph, der von vornherein das Zollvereinsgebiet zerreiße, überhaupt nicht in die Verfassungsurkunde gehöre. Es genüge, den Hansestädten einstweilen, etwa auf drei Jahre, ihre bisherige Stellung zu lassen, damit sie sich auf den Eintritt in den Zollverein bis dahin vorbereiten könnten. Der Abgeordnete Evans beantragte, die Hansestädte nur vorläufig als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze fortbestehen zu lassen, bis die Bundesgesetzgebung ihren Eintritt beschließen würde. Der konstituierende norddeutsche Reichstag dagegen schlug einen Mittelweg ein. Er verwarf den Antrag des Abgeordneten Evans, die Freihafenstellung der Hansestädte nur bis zum Erlaß eines Bundesgesetzes anzuerkennen, und überließ es vertrauensvoll den Städten selbst, ihre Einschließung in die gemeinschaftliche Zollgrenze zu beantragen.

Aber wie schonend man auch aus föderalistischem Partgefühl zu Werke ging, so zeigen doch Form und Inhalt der Verfassung des Norddeutschen Bundes unwiderleglich, daß der Gesetzgeber die Ausschließung der Hansestädte nur als eine einstweilige und vorübergehende betrachtete. Nach Artikel 30 derselben bildet der Bund ein Zoll- und Handelsgebiet. Artikel 31 gewährt den drei Hansestädten eine Ausnahme von diesem Hauptgrundsatz, doch mit der ausdrücklichen zeitlichen Beschränkung: „bis sie ihren Einfluß beantragen.“ Die Verfassung selbst bestimmte also bereits die Formen der Wiederaufhebung

des Artikels 31. Erfolgt der von der Verfassung vorausgesetzte Antrag der Hansestädte, so wird damit nur der Hauptgrundsatz des Artikels 30, die Einheit des Zoll- und Handelsgebiets, verwirklicht, und es handelt sich einfach um eine Ausführungsmaßregel der Reichsgesetzgebung. In den maßgebenden Kreisen der Bundesregierung hat damals jedenfalls kein Zweifel darüber bestanden, daß diese Freihafenstellung nur eine provisorische sein könne, durch die den beteiligten mit dem Auslande damals frei verkehrenden Städten ein Übergangsstadium erleichtert werden sollte. Der damalige preußische Ministerialdirektor Delbrück war der Ansicht, daß sechs bis sieben Jahre für die Hansestädte genügen würden, ihre Verhältnisse so weit zu ordnen, um in den gemeinsamen Zollverband einzutreten. Schon damals sind Anschläge gemacht worden, was die Entrepôt-Einrichtungen ungefähr kosten würden, ohne deren Herstellung die Einziehung Hamburg in den Zollverein nicht möglich sein würde. Auch Hamburg selbst faßte damals den Anschluß als überwiegend im Interesse des Bundes und der gesamten nationalen Entwicklung auf und war der Meinung, daß ihm wohl ein Zuschuß von sechs bis zehn Millionen Thalern für die notwendig werdenden Zollanschlußbauten zu teil werden dürfte. Von allen Seiten ward in jenen jugendfrohen Tagen unsrer neuen politischen Einheit zugegeben, daß die einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel der deutschen Zolleinheit so bald als irgend möglich beseitigt werden müsse. Nur weil Preußen die Freihafenstellung durchaus als ein Provisorium ansah, schloß es, wesentlich aus Rücksicht auf Hamburg, das preußisch gewordene Altona von der Zolllinie aus, obgleich die Anschließpartei in Altona zu jener Zeit sehr stark war, und in Schleswig-Holstein anfangs nahezu jedermann erwartete, mit der Provinz werde auch ihr größter Handelsplatz in die Zollgrenze eintreten. Nur weil man in Berlin der Überzeugung lebte, daß die Hansestädte nun ihrerseits den ersten Augenblick benutzen würden, um das Endergebnis vorzubereiten und die Zollscheidewand zwischen sich und der übrigen Nation hinwegzuräumen, beantragte Preußen, die neue Zolllinie auf der Elbe oberhalb Hamburgs, bei Bergedorf zu ziehen und somit die gesamte Unterelbe, die von Hamburg bis Cuxhafen durch die Annexion Hannovers und Schleswig-Holsteins unzweifelhaft ein preußischer Fluß geworden war, auf eine Strecke von zwölf deutschen Meilen als Zollausschlußgebiet zu belassen. Solche, das eigne Land schädigende, weit über alle rechtlichen Verpflichtungen hinausgehende freiwillige Selbstverleugnung würde, einem mächtigen Nachbarstaate gegenüber, den Vorwurf schimpflicher Schwäche verdienen. Den Hansestädten erwiesen, bewies sie nur, wie dringend die preußische Regierung wünschte, mit allen ihren kleinen Bundesgenossen in freundschaftlichem Verhältnisse zu stehen, und wie zurecht sie erwartete, daß die Hansestädte die übernommene Ehrenpflicht erfüllen würden, die Verheißung der Verfassung — jenes „bis“ des Artikels 31 — binnen kürzester Frist zur Ausführung zu bringen.



Eisenbahnreform.

Von J. G. Weiß.



In der letzten Zeit sind wiederholt Mitteilungen durch die Zeitungen gegaugen über eine Reform des Personenverkehrswezens auf den deutschen oder zunächst den preußischen Eisenbahnen. Wie viel oder wenig Wahres an diesen Mitteilungen war, wird sich vermutlich erweisen haben, noch ehe die gegenwärtigen Zeilen dem Leser zu Gesichte kommen. Wie sich aber die Sache auch immer verhalten mag, auf die Dauer wird sich das Bedürfnis nach einer größern Erleichterung des Personenverkehrs nicht abweisen lassen. Die sozialen und wirtschaftlichen Folgen einer solchen Erleichterung sind es, die in Nachstehendem einer kurzen Betrachtung unterzogen werden sollen.

Selbstverständlich könnte von einschneidenden sozialen und wirtschaftlichen Folgen einer Reform der Personentariife nicht gesprochen werden, wenn diese Reform sich lediglich auf eine Verbilligung der Fahrpreise um etliche 10 bis 20 Prozente erstreckte. Eine solche Änderung würde für das soziale Gebiet so gut wie einflusslos sein; auf wirtschaftlichem Gebiete aber würde sie lediglich die eine Folge haben, die Einnahmen der Eisenbahnen zu verringern. Nur von einer gründlichen Umgestaltung des Personenverkehrs sollte also im Ernste die Rede sein.

Eine solche hat Eduard Engel in einer vor mehreren Monaten erschienenen Schrift über „Eisenbahnreform“ vorgeschlagen. Obwohl den meisten Lesern der Inhalt dieser Arbeit schon durch die Zeitungen bekannt geworden sein wird, ist es doch nicht zu umgehen, hier in Kürze zu sagen, was Engel erstrebt. Der Kern seines Verlangens besteht darin, daß ähnlich, wie jetzt im Paketverkehr der Reichspost, die Fahrpreise nur nach Zonen abgestuft sein und eine Verbilligung auf die nachstehenden Sätze erfahren sollen:

1. Zone (bis 25 Kilometer): 1. Klasse 2 Mk. 2. Klasse 50 Pf. 3. Klasse 25 Pf.*)
2. Zone (bis 50 Kilometer): 1. „ 4 Mk. 2. „ 1 Mk. 3. „ 50 Pf.
3. Zone (über 50 Kilometer): 1. „ 6 Mk. 2. „ 2 Mk. 3. „ 1 Mk.

Durch die hiermit ermöglichte Vereinfachung der Ausgabe und Kontrolle der Billets, durch zweckmäßige Änderungen im Gepäckverkehr und manches andere, was auf den ersten Blick unbedeutend scheinen mag, unter Engels

*) In gewissen Ausnahmefällen, z. B. für Arbeiterzüge, nur 10 Pf.

Beleuchtung aber eine große Tragweite zeigt, hofft er eine wesentliche Minderung der Betriebsunkosten zu erzielen; durch eine Steigerung des Verkehrs im allgemeinen und durch das Aufrücken der Reisenden in bessere Beförderungsklassen (d. h. besonders durch gesteigerte Benutzung der ersten Klasse), somit durch bessere Ausnutzung des Wagenraumes, hofft er den gewaltigen Einnahmeausfall, der durch die Verbilligung der Fahrpreise entstehen würde, zu decken.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier die Vorschläge Engels ausführlicher zu behandeln. Insbesondere muß ich wegen der Art und Weise, wie er versucht, die Durchführbarkeit seines Gedankens durch Zahlen zu belegen, auf das Buch selbst verweisen. Der Leser wird durch die stellenweise nicht ganz parlamentarische Form desselben sich nicht abhalten lassen, den Inhalt nach Verdienst zu würdigen und wird nach meiner Überzeugung dazu kommen, in den Gedanken Engels wenigstens einen sehr berechtigten Kern zu finden.

Eine gewisse Berechtigung scheint auch der preußische Eisenbahnminister den Klagen und Anregungen Engels zuerkennen zu haben, denn wenn die Zeitungsberichte nicht ganz auf falschen Wegen gehen, haben die Erwägungen in Betreff einer Reform des Personenverkehrs in Preußen eben Engels Vorschläge zum Ausgangspunkte gehabt.

Es soll sich nun freilich die einstweilige Undurchführbarkeit derselben herausgestellt haben, und es soll beabsichtigt werden, Reformen nach anderer Richtung zu bewirken. Es ist aber auch gewiß nicht notwendig, daß gerade die Wege Engels eingeschlagen werden, wenn nur seine Ziele erreicht oder doch wenigstens annähernd erreicht werden. Letzteres aber ist dringend zu wünschen; ja es wird sich, wie gesagt, für die Zukunft als ein ganz unabweisbares Bedürfnis herausstellen. Und nun zu der sozialen und volkswirtschaftlichen Würdigung der Sache! Vergewärtigen wir es uns vor allem, was die Bewirklichung der Vorschläge Engels heißen würde.

„Es ist ein Brief da von der Post, der sechsunddreißig Kreuzer kost.“ So heißt es im Studententum, und den Musesohn, der das singt, heimelt es an, wie ein Stück Mittelalter. Wie von dem hohen Briefporto der Vergangenheit, so wird man vielleicht in Zukunft von den hohen Personalfahrpreisen der Gegenwart singen und sagen. Denn die Reform, um die es sich im Eisenbahnwesen handeln wird, wird zum mindesten von gleicher Tragweite sein müssen, wie die, welche sich im Postwesen vollzogen hat. Man wird sich nach ihrer Durchführung verhältnismäßig ebensowenig zu scheuen brauchen, in irgend einer Angelegenheit aufs Geratewohl eine Reise zu thun, wie man sich heute scheut, einen Brief zu schreiben, auf die Gefahr hin, zehn Pfennige Porto nutzlos auszugeben. Verhältnismäßig, sage ich. Wir wollen nicht außer Acht lassen, daß immerhin ein wesentlicher Unterschied bleiben wird zwischen dem, was der Schreiber eines Briefes, und dem, was der Unternehmer einer Reise

an das Geschäft wagt, das er vorhat. Aber der Unterschied wird größtenteils dadurch ausgeglichen werden, daß so ziemlich jedes Geschäft durch persönliche Verhandlung der Beteiligten rascher und besser zum Ziele geführt wird, als durch brieflichen Verkehr.

Wohl mag nun die Besorgnis natürlich erscheinen, es möchte bei einer Verkehrserleichterung so weitgehender Art die Einwohnerschaft des damit beglückten Landes mit einemmale beginnen, durcheinander zu wimmeln wie ein zerstörter Ameisenhaufen, und es möchte alle Ordnung außer Rand und Band gehen. Es ist eine alte Wahrheit, die sich an Völkern wie an Einzelwesen erwiesen hat, daß der Ordnungssinn nur dann zu gedeihen pflegt, wenn der Mensch sich in festen Heimstätten sehaft macht. Zu einem wirklich geordneten Gemeinwesen taugen überbildete Globe-trotters ebensowenig, wie urwüchsige Nomaden. Den Kern eines Volkes, auf dessen Grundlage ein festes Staatsgefüge stehen soll, müssen die an der Scholle klebenden bilden. Was soll aber aus der Sehaftigkeit werden, wenn dem Deutschen ein Ortswechsel seiner Person von dem südwestlichsten nach dem nordöstlichsten Teile seines Vaterlandes kaum schwerer sein soll, als die Versendung eines Briefes von der einen Stelle zur andern?

Es läßt sich in der That nicht läugnen, daß die nach unsern heutigen Begriffen geradegu fabelhafte Erleichterung des Personenverkehrs, von der wir zu reden haben, eine gewisse Gefährdung des Heimatsinns mit sich bringt, ja daß sich ihre Wirkungen bis in den Familienverband hinein erstrecken und in vielen Einzelfällen eine Voderung desselben zur Folge haben können. Wenn für den Arbeiter (das Wort im weitesten Sinne verstanden) die Kosten eines Ortswechsels keine Rolle mehr spielen, wird er unter Umständen fast ebensoviel in der Ferne beschäftigt sein als in der Heimat, und daß das weder für die Erhaltung der Anhänglichkeit an die Heimat und die alten Gemeindegengenossen, noch für die Erhaltung eines festen Gefüges des Familienverbandes vorteilhaft sein kann, bedarf wohl keines Beweises, ebensowenig, daß sich daraus eine nachteilige Wirkung auf das Volksleben im allgemeinen ergeben muß.

Auch die Erschwerung der Aufenthaltskontrolle zu militärischen wie zu bürgerlichen Zwecken wäre eine Schattenseite der Neuerung, die nicht unterschätzt werden darf. Es braucht nur hervorgehoben zu werden, wieviel schwieriger die Verfolgung von Übelthätern sein würde, wieviel mehr Umsicht und Schlagfertigkeit sie erfordern würde, und wieviel mehr Mißgriffe man dennoch zu befürchten hätte.

So stehen allerdings wichtige sozialpolitische Bedenken der Einführung des „Personenportos“ entgegen. Aber sind es nicht lauter Bedenken, denen man schon auf einer frühern Stufe unsrer sozialen Entwicklung ein Ohr hätte leihen müssen, wenn man ihnen überhaupt Raum geben wollte?

Ich erblicke in den Engellschen Forderungen lediglich die letzte Folge einer Reihe von Umwälzungen, die sich längst vollzogen haben. Wir leben in einer Zeit, die von räumlichen Entfernungen nichts mehr wissen will. Seit das Fernrohr so weite Blicke in das All ermöglicht hat, sind die Entfernungen auf unserer Erde für die menschliche Vorstellung in ein Nichts zusammengeschrumpft. Daß sie sich auch thatsächlich mit einer Geschwindigkeit überwinden lassen, von der frühere Geschlechter keine Ahnung hatten, haben die Erfindungen unsers Jahrhunderts gelehrt, mit denen die Beseitigung staatlicher Schranken der freien Bewegung des Volkes und seiner Güter Hand in Hand gegangen ist. In letzterer Beziehung hat man freilich mehrfach über das Ziel hinausgeschossen, man hat manchen sauern Schritt wieder zurückmachen müssen, und mancher weitere derartige Schritt wird vielleicht noch zu thun sein. Aber im großen und ganzen darf man nicht sagen, daß es Thorheit gewesen sei, den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen; man muß vielmehr anerkennen, daß die Neuerungen der letzten Jahrzehnte in ihrem Kerne meist gut und wertvoll sind, so viele Auswüchse auch noch Beachtung und Beseitigung verlangen mögen.

Die Einwendungen, die sich gegen eine große Erleichterung des Personenverkehrs vom sozialpolitischen Standpunkte aus machen lassen, waren sämtlich schon gegen das Gesetz über die Freizügigkeit zu erheben; sie wurden auch erhoben. Ungefundenes Wachstum der Städte, Rückgang der Landgemeinden, oft Zerreißung der Familien (deren Ernährer die höhern Löhne der Stadt verdienen wollten, ohne das billige Leben der Angehörigen auf dem Lande in den Kauf zu geben), das sind wirklich — und stellenweise in großem Umfange — Folgen der Freizügigkeit gewesen, und durch die Erleichterung des Personenverkehrs dürften sie in mancher Beziehung noch verschlimmert werden. Aber wie die Freizügigkeit ungeachtet aller Bedenken zur Thatsache wurde, so wird wohl auch das Verlangen nach einer Reform der Personentaxen gegenüber den gleichen Bedenken das Feld behaupten müssen. Denn in einer Zeit, wo amerikanisches Getreide und australisches Fleisch zum Schaden unsrer Produzenten auf unsern Märkten mit den einheimischen Produkten konkurriren, wo sich der Geschäftsmann durch das Telephon stundenweit mit seinen Geschäftsfreunden unterhält, und wo der Telegraph für ihn über Meere hinweg redet, in einer solchen Zeit ist es doch nur natürlich, wenn der Mensch es nicht einsehen will, warum gerade die Fortbewegung seines Körpers noch so große Hindernisse entgegenstehen sollen, Hindernisse, die noch dazu nicht einmal in materiellen Schwierigkeiten begründet sind, sondern ihre Wurzeln lediglich in einer veralteten Tarifpolitik haben, die, wie Engel sehr richtig nachweist, aus der Zeit der Postkutschen mit herübergenommen worden ist.

Daß man im Falle einer Tarifreform bemüht sein müßte, Maßregeln zur Vinderung ihrer sozialpolitischen Nachteile zu treffen, ist natürlich. Was die Aufenthaltskontrolle betrifft, so sind die Erfahrungen, die man seit Einführung

der Freizügigkeit auf diesem Gebiete gemacht hat, soviel sich übersehen läßt, nicht entmutigend, und so ließe sich wohl hoffen, daß hierin auch weiterhin mit den wachsenden Schwierigkeiten sich die Mittel zu ihrer Bewältigung werden finden lassen. In Bezug auf die zu befürchtende Untergrabung des Heimats- und Familiensinnes werden nicht so leicht Gegenmaßnahmen zu finden sein. Gute Lehren pflügen wenig zu helfen. Aber glücklicherweise würde eben die Tarifreform selbst auch wieder in mancher Hinsicht günstig wirken. Gegenwärtig bringt der ländliche Arbeiter wohl einmal das Geld zusammen, um unter Zurücklassung seiner Familie in eine entfernte Stadt zu ziehen. Sieht er aber dort seine Hoffnungen getäuscht, so veranlaßt ihn die Kostspieligkeit der Rückkehr gleichwohl zu bleiben. Er schlägt sich durch, wie es geht, sinkt von Stufe zu Stufe und geht im Proletariat unter. Die Tarifreform würde dem Getäuschten jeden Tag die Rückkehr ermöglichen, indem ihn diese in der Regel nur einen Betrag kosten würde, den ihm der erste beste, der ihm auf der Straße begegnete, schenken würde. Nicht minder würde es die Tarifreform demjenigen, der außerhalb seiner Heimat den gesuchten Verdienst gefunden hätte, ermöglichen, seine Familie häufiger zu besuchen, sie nachkommen zu lassen oder wohl gar selbst seinen früheren Wohnsitz beizubehalten.

Mit dieser Berührung der Arbeiterverhältnisse streifen wir das wirtschaftliche Gebiet. Während vom sozialpolitischen Standpunkte nach allem Gesagten eine bedeutende Verbilligung der Personentarife doch manchem eher wie ein notwendiges Übel als wie ein Gewinn erscheinen möchte, zeigt sich auf der wirtschaftlichen Seite die Sache in weit günstigerem Lichte.

Und zwar wird sowohl der Arbeitsmarkt als der Warenmarkt davon berührt; der erstere natürlich vorwiegend.

Die Wurzel alles Elends in den Arbeiterverhältnissen liegt recht eigentlich in der Schwierigkeit, Angebot und Nachfrage räumlich zusammen zu bringen. Was hilft es den Arbeitern an dem einen Ende Deutschlands, wenn am andern Ende des Reiches vorübergehend so viel Nachfrage nach Arbeitskräften ist, daß sie auf keine Weise gedeckt werden kann! Nichts, gar nichts. Wären aber die Beförderungssätze so billig, daß ein Mann einer Beschäftigung von etlichen Wochen zu liebe es schon wagen dürfte, eine Reise von etlichen hundert Kilometern hin und zurück zu unternehmen, so könnte allezeit ein für Arbeitgeber und Arbeiter gleich heilsamer Ausgleich bewerkstelligt werden, und es wäre so einem großen Teile des wirtschaftlichen Elends in wirksamer Weise abgeholfen. Natürlich müßte eine gewisse Organisation des Arbeiterstandes geschaffen werden, namentlich müßte ein rasch und sicher wirkender Nachrichten- dienst über Angebot und Nachfrage eingeführt werden. Ansätze dazu sind ja hier und da vorhanden, und es würde sich nur um eine zweckentsprechende Weiterentwicklung handeln.

Wie die arbeitssuchenden eigentlichen Lohnarbeiter, würden auch Stellen-

suchende aller Berufsclassen — und wir leben ja in einer Zeit, wo die Stellensuchenden stets einen großen Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen — aus der Tarifreform einen nicht zu unterschätzenden Vorteil ziehen, und auch ihre Arbeitgeber würden an diesem Vorteil teilnehmen. Denn die Befetzung einer auch nur auf ein Vierteljahr hinaus festen Stelle ohne persönliche Bekanntschaft mit dem Bewerber ist doch eigentlich ein Übel und führt selten zu gutem. Wer eine Stelle zu vergeben hat, wird den Vorteil zu schätzen wissen, den es ihm bieten würde, wenn er Gelegenheit hätte, alle ernstlichen Bewerber persönlich kennen zu lernen. Unter den heutigen Verhältnissen könnte aber ein junger Kaufmann ein Vermögen in Reisekosten vergeuden, wenn er jede Bewerbung um eine Stelle persönlich anbringen wollte.

Was den Einfluß einer Tarifreform auf den Warenmarkt anlangt, so hat wenigstens der Kaufmann nie verkannt, daß das persönliche Betreiben einer Sache in der Regel allem brieflichen Verkehr vorzuziehen ist, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er in allererster Linie die Vorteile der Neuerung mit Freuden begrüßen würde. Schon heute hält er es nicht für richtig, mit Reisen allzu sparsam zu sein. Dennoch ist er oft genötigt, eine Ware, die er lieber erst selbst gesehen hätte, nach einem kleinen Muster zu kaufen, das ihm kein rechtes Urtheil erlaubt, oder er zieht Erkundigungen ein über einen Mann, dem er Kredit geben soll, und er wird getäuscht, indem die schriftliche Auskunft in ihrer Kürze und Knappheit Bedenkliches verschweigt, während eine kurze mündliche Unterredung mit dem Befragten alles wissenswerthe ans Tageslicht gezogen hätte. Das sind nur zwei Beispiele aus der Fülle von denkbaren Fällen, in denen die hohen Personensfahrpreise dem Geschäftsverkehr hinderlich sind. Ähnliche Vorteile wie der Handel hätte natürlich auch die Industrie von der Tarifreform. Freilich darf man nicht vergessen, daß Reisen nicht nur Geld, sondern auch Zeit kosten, und daß im großen Verkehr eine Reise wohl häufig auch wegen der Zeitersparnis unterbleibt. Sicherlich aber fielen die Geldersparnis ins Gewicht bei den landwirtschaftlichen Produzenten und den kleinen Zwischenhändlern, die den Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte vermitteln. Denn bei dem geringen Nutzen, mit dem die Landwirtschaft arbeitet, spielen verhältnismäßig kleine Unkostenbeträge oft eine große Rolle.

Und wie dem Landwirte, ergeht es auch den kleineren Produzenten aller Klassen. Daß endlich auch die Konsumenten sich besser dabei stehen würden, wenn Kauf und Verkauf aller Waren in der Regel persönlich abgeschlossen werden könnten, bedarf kaum der Erwähnung.

Dieser Überblick wird genügen, darzuthun, daß auf wirtschaftlichem Gebiete die Tarifreform nach allen Seiten Vorteile verspricht. Freilich ist dies nur der Fall unter der Voraussetzung, daß sie durchgeführt werden könnte, ohne die Einnahmen der Eisenbahnen so weit zu schmälern, daß die Entlastung der Reisenden wesentlich auf Kosten der Steuerzahler geschähe. Die Notwendigkeit

dieser Einschränkung läßt sich keineswegs dadurch verleugnen, daß man sagt, die Erleichterung des Personenverkehrs werde mittelbar auch denen Nutzen bringen, die nicht fahren, und es sei deshalb ein Zuschuß aus dem gemeinen Säckel wohl gerechtfertigt. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß jede Verkehrs-erleichterung nicht nur dem vorhandenen Bedürfnis entgegenkommt, sondern auch neues Bedürfnis hervorruft. Das ist in unserm Fall kein Schaden, solange die Einnahmen die Kosten decken, oder wenigstens Aussicht ist, daß dies künftig der Fall sein werde. Sobald aber die Preise so niedrig sind, daß sich ein dauernder Fehlbetrag ergibt, der durch eine Eisenbahnsteuer (für sich oder als Bestandteil einer andern Steuer) gedeckt werden muß, wird die Sache bedenklich. Denn wenn jeder bemüht ist, durch häufige Benutzung der Bahn seinen Kopfsteil an der Steuer wieder herauszuschlagen, steigt der Aufwand der Bahnen noch mehr, und mit ihm der durch Steuern aufzubringende Fehlbetrag. Es sind damit also gewissermaßen aus dem gemeinen Säckel Prämien für Luxusfahrten ausgeworfen, und das wird doch niemand wollen. Die ausgesprochene Einschränkung der Vorschläge Engels erheischt also volle Berücksichtigung, und es würde ein beklagenswerter Irrtum sein, zu Beförderungsfähigen zu greifen, die ungeachtet der Verkehrssteigerung und der möglichen Ersparnisse die Möglichkeit einer Rentabilität der Personenbeförderung ausschließen. Wie hoch die Sätze sein müßten, die eine Rentabilität noch ermöglichen würden, das könnte freilich wohl der scharfsinnigste Fachmann nicht ausrechnen. Es müßte eben kühnen Griffes eine Probe gemacht werden. Ein paar Millionen wäre eine solche Probe schon wert; besonders wenn sich dann wirklich Beförderungsfähige ergäben, die vielleicht mit den von Engel vorgeschlagenen nicht ganz stimmen, aber doch annähernd in dem angestrebten Umfang eine Verkehrs-erleichterung bewirken würden.



Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands.

Von R. Pape.

(Fortsetzung.)



ürttemberg, zu dem wir nun kommen, bezeichnete man in frühern Zeiten im Lande selbst mit Vorliebe als das schwäbische Reich und seine Krone als die Schwabekrone, und in gewissen Kreisen ist das noch heutzutage der Fall. Für eine derartige Bezeichnung, namentlich wenn sie bei Gelegenheit eines patriotischen Trinkspruches gebraucht wird, fehlt es auch nicht an einer gewissen Berechtigung.

Denn der größte Teil der Deutschen schwäbischen Stammes gehört wirklich zum Königreiche Württemberg. Das ist aber auch alles, und das ist schließlich nicht viel; denn eine ganze Menge von Schwaben gehören doch auch zu andern deutschen Staaten, nämlich etwa 500 000 zu Baiern, etwa 150 000 zu Baden und nahezu 70 000 in den Fürstentümern Hohenzollern zu Preußen. Außerdem ist die Bevölkerung Württembergs durchaus nicht rein schwäbisch; im Süden des Landes wohnen Alemannen, im Nordosten Franken.

Man ist aber vielfach weiter gegangen, namentlich zu den Zeiten des Rheinbundes und des deutschen Bundes. Da hielten es angeblich patriotisch, in Wahrheit partikularistisch gesinnte Schriftsteller, welche die sogenannte vaterländische, richtiger einseitig-württembergische Geschichte darstellten, für ihre Pflicht, diese mit der Entstehung des alten Herzogtums Schwaben zu beginnen. Ihr Staat war eigentlich dieses wiedergeborne Herzogtum, seine Fürsten die unbestrittenen Rechtsnachfolger der alten Schwabenherzöge, namentlich der Hohenstaufen. Die Landesfarben, Schwarz und Rot, waren die alten Farben Schwabens und der Hohenstaufen. Dieses erlauchte Kaisergeschlecht hatte den goldenen Reichsadler eingefügt, und die Reichsfarben, Schwarz-Rot-Gold, waren fertig. Diese Farben, die längst jeden Sinn und jede Bedeutung (eine geschichtlich begründete haben sie überhaupt nie besessen) verloren haben, und die das letztemal, wo sie eine politische Rolle spielten, das gemeinsame Abzeichen der Feinde Preußens und Neudeutschlands waren, galten längere Zeit als das Sinnbild von Gesamt-Deutschland, als das Banner, um das sich eigentlich alle Patrioten hätten scharen sollen. Da es aber im Grunde die Farben Württembergs waren, so bildete dieses Land gewissermaßen den Kern des Vaterlandes, und seine Bewohner waren die echten Deutschen, die Germanen schlechthin.

So weit bei einer solchen Darstellung der Partikulargeschichte dieses süddeutschen Staates nicht tendenziöse Mache, ja geradezu Geschichtsfälschung im Spiele war, war es eine harmlose Fabel, erfunden ad majorem Sueavorum gloriam. Denn in Wahrheit ist gerade die Geschichte des Landes Württemberg in einem so ausgesprochenen und ausschließlichen Maße die Geschichte seiner Dynastie, wie das bei keinem andern Staate Deutschlands der Fall ist. Der wirkliche Zusammenhang dieser Geschichte mit der des Herzogtums Schwaben und seiner Herrscher besteht in nichts weiter, als daß die Stammgüter des Hauses Württemberg in Schwaben lagen, und daß die Schwabenherzöge die Landesherren dieses alten Adelsgeschlechtes waren.

Daß eine Grafschaft dieses Namens bereits durch Chlodwig, den Merowinger, begründet worden sei, ist nichts als eine Sage, die nur dazu dienen sollte, das Alter und somit Glanz und Ruhm des Geschlechtes zu erhöhen. Daß Kaiser Heinrich IV. dem „freien Herrn“ Konrad von Wirtineberg um das Jahr 1190 die Grafenwürde verliehen habe, ist wenigstens nicht unzweifelhaft nachgewiesen. Ein gutbeglaubigter Bericht, daß ein anderer Konrad um 1120 erst auf dem Rotenberg

bei Cannstadt die Burg erbaut habe, nach der das Geschlecht sich fortan nannte, läßt sich nicht wohl damit in Übereinstimmung bringen. Die ursprüngliche Form des Namens „Wirtineberg“ weist uns auf seine Bedeutung hin; Wirtin heißt im mittelalterlichen Deutsch Hausfrau, Ehefrau; in Schillers „Tell“ z. B. erkundigt sich Walthar Fürst bei Stauffacher nach „Frau Gertrud, seiner angenehmen Wirtin,“ und diese selbst redet ihren Gatten an als „mein lieber Herr und Ehwirt.“ Schiller hat diese Ausdrücke bekanntlich der Chronik Tschudis entnommen. Jener Konrad benannte also die neue Burg zu Ehren seiner Gemahlin Wirtineberg, d. h. Frauenberg oder Frauenburg.

Die ununterbrochene Reihe der Regenten beginnt erst mit Ulrich mit dem Daumen, darum wohl auch zubenannt „der Stifter.“ Dieser benutzt den Verfall der Macht und endlich den Untergang der Hohenstaufen, um seine Besitzungen zu vergrößern und sich reichsfrei zu machen. Das thaten damals alle irgendwie mächtigen Herren im vormaligen Herzogtume Schwaben, geistliche und weltliche, und eine große Anzahl von Städten. Zu seinen Stammbesitzungen mit Cannstadt, Stuttgart, Leonberg, Schorndorf und der frühern Burg der Hohenstaufen Waiblingen erwarb er noch die Grafschaft Urach und die Orte Wittingen und Mürtingen. Außerdem verließ ihm Konradin die Vogtei über die Reichsstadt Ulm. Sein Sohn, Eberhard der Erlauchte, erwarb durch Kauf die Grafschaft Kaltw und die Herrschaft Neuffen, und durch kaiserliche Beleihung die Orte Göppingen, Aßperg, Marbach u. s. w. Da das Stammchloß Württemberg von den Bürgern der Reichsstadt Ehlingen zerstört worden war, verlegte er im Jahre 1320 die Residenz nach Stuttgart. Sein Sohn Ulrich, den man als vierten zählt, vergrößerte ebenfalls seinen Besitz, und zwar meistens durch Kauf, so um die Herrschaft Winnenden, die Grafschaft Gröningen, die Grafschaft Baihingen und eine Reihe von Orten, die ehemals zu der sogenannten schwäbischen Pfalz gehört hatten, unter denen Tübingen mit seiner starken Burg Hohen-Tübingen am wichtigsten war. Er brachte den ersten linksrheinischen Besitz an sein Haus durch Erlaufung der Herrschaft Horburg an der Ill im obern Elsaß. Die Macht dieses Grafen Ulrich war bereits so bedeutend, daß ihm Kaiser Ludwig der Baier des Reiches Sturmflahn verlieh; in dieser Beziehung sind also die Württemberger wirklich die Nachfolger der alten Herzöge von Schwaben.

Eine besonders bekannte Figur ist namentlich durch die Dichtungen Uhlands Graf Eberhard der Greiner geworden; Uhland nennt ihn den „alten Kaufhebart,“ und hierauf ist wohl die ziemlich verbreitete Verwechslung zurückzuführen, daß dieser Eberhard und der „Graf im Barte,“ von dem gleich noch die Rede sein soll, dieselbe Persönlichkeit seien. Er erwarb die Landschaft zwischen Stuttgart und Tübingen, Schönbuch genannt, die Orte Böblingen, Laufen am Neckar, Ehingen, namentlich aber die Güter der Herzöge von Teck. Die folgenden Regenten können überschlagen werden; es genügt, zu erwähnen, daß unter ihnen

die Orte Balingen und Bintigheim, die gefürstete Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard), ein Teil der Stadt Sulz am Neckar, Hornberg, Wilsberg, Bulach, Blaubeuren, Heidenheim und einige andre Güter zu dem bisherigen Besitze des Hauses hinzukamen.

Der letzte Graf und der erste Herzog von Württemberg ist jener Eberhard „im Barte“ (1480—1496), von dem es heißt, daß er sein Haupt ruhig jedem seiner Unterthanen in den Schoß habe legen können. Zunächst vereinigte er durch den Vertrag von Münsingen wieder alle Besitzungen seines Hauses; denn seine Vorfahren hatten sich auch nicht ganz von dem Erbfehler der meisten deutschen Dynastien, nämlich den ewigen Länderteilungen, ferngehalten. In diesem Vertrage heißt es zwar: „Ganz Württemberg soll gleichsam in einen Körper vereinigt bleiben, dessen ewige Unzertrennlichkeit bestätigt wird.“ Diese Bestimmung hinderte aber keineswegs, daß später noch oft genug Teilungen des Landes vorkamen, die hier nicht einzeln erwähnt werden sollen. Im Jahre 1495 verließ Kaiser Maximilian I. dem „Grafen im Barte“ auf dem Reichstage zu Ulm die Würde eines Herzogs von Württemberg und Teck, einen Titel, den seine Nachfolger bis zu ihrer Erhebung in den Kurfürstenstand im Jahre 1803 führten. Er nannte sich von da an Eberhard I.

Während der Zeit von etwas mehr als zweihundert Jahren, in der Württemberg ein Herzogtum war, hat wohl kein deutsches Land mit seinen Fürsten und zum großen Teile durch die Schuld seiner Fürsten mehr und schwerere Leiden und Drangsale auszustehen gehabt als gerade dieses. Unter dem dritten Herzog Ulrich wüthete der Kussstand des „armen Konrad“ mit seinen entsetzlichen Greueln. Infolge einer Fehde mit der Stadt Reutlingen geriet der Herzog in einen Krieg mit dem schwäbischen Bunde. Er wurde aus seinem Lande verjagt und mußte sechzehn Jahre in der Verbannung leben; näheres hierüber ist aus Hauffs „Lichtenstein“ allbekannt. Das Land war jahrelang in österreichischem Besitze. Nach seiner Wiedereinsetzung führte er die Reformation ein (1535). Seine Theilnahme am schmalkaldischen Kriege brachte sein Gebiet zum zweitenmale in die Hände der Kaiserlichen und ihn selbst in die Verbannung. Nach seinem Tode folgte, namentlich unter seinem Sohne Christoph, eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und Wohlfahrt. Schreckliche Plagen und Verwüstungen aber brachte der dreißigjährige Krieg. Herzog Eberhard III. schloß sich den Schweden an, um deren Schutz für sein Land zu erlangen, darauf dem Bündnisse „der obern vier Reichskreise.“ Er kämpfte mit in der für die Protestanten unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, deren Verlust ihn zwang, nach Straßburg in die Verbannung zu flüchten. Zum drittenmale wurde das ganze Land vom Feinde weggenommen, und der Kaiser riß viele Orte und Ämter davon ab, um seine Kriegsobersten zu belohnen. Erst nach vier Jahren konnte der Herzog zurückkehren, und erst im westfälischen Frieden erlangte er sein ganzes Gebiet wieder und erhielt die kaiserliche Belehnung.

Um die bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in Württemberg herrschenden Zustände zu kennzeichnen, genügt es, die folgenden Namen zu nennen: Eberhard Ludwig mit seiner allmächtigen Mätresse, der Grävenitz; Karl Alexander, unter dem der Hofjude Süß, bekannt durch Hauff, die Regierung führte; Karl, der sogenannte Karl-Herzog, mit seiner schönen Geliebten Franziska von Hohenheim, dem „Franzelen.“ Der letztere wollte Ludwig XV. und Friedrich II. in einer Person sein; wie er das verstand, ist durch die Schicksale Schubarts und Schillers bekannt genug.

Obgleich also das Ländchen wirklich schwer heimgesucht wurde, vergrößerte es sich dennoch immerfort. Unter den teils durch Belehnung, teils durch Kauf erworbenen Orten und Herrschaften mögen hier erwähnt werden: Maulbronn, Weinsberg (bei Heilbronn), Neustadt (unweit Waiblingen), Besigheim, Mundelsheim, Löchgau, Hesißheim, Walheim, Reichenbach (bei Freudenstadt), Altensteig, Liebenzell, Winnenden, das zeitweilig einer Nebenlinie gehört hatte, Sternneck, Justingen, Bönnigheim. Die Grafen von Löwenstein nahmen ihr Gebiet von den Herzögen zu Lehen. Dazu kamen dann noch zwei elsässische und sieben burgundische Herrschaften, die bei der Krone Frankreich zu Lehen gingen; diese bildeten mit Wömpelgard die linksrheinischen Besitzungen Württembergs. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts berechnete man das Herzogtum Württemberg auf 145 Quadratmeilen. Das Land war von österreichischen, reichsgräflichen, reichsritterschaftlichen, geistlichen und reichsstädtischen Gebieten vielfach durchsetzt. Nach der vollstümlichen Teilung zerfiel es in das Ober- und das Unterland, deren Grenze die sogenannte Weinsteig bei Stuttgart bildete, daher man auch von dem Lande ob der Steig und unter der Steig sprach. Amtlich unterschied man dagegen die hochfürstlichen Ämter und Städte, die hochfürstlichen Kammer-schreibereigüter und die Klosterämter.

Im Jahre 1797 bestieg Herzog Friedrich den Thron, der letzte, der diesen Titel führte. Anfänglich nahm er an dem Kriege gegen die Franzosen eifrigen Anteil; diese drangen mehrfach in das Land ein und zwangen im Jahre 1800 den Herzog zur Flucht nach Wien. Im Frieden zu Lunéville mußte er seine linksrheinischen Besitzungen, die Grafschaft Wömpelgard und die oben bezeichneten Unterherrschaften, endgiltig an Frankreich abtreten, 20 Quadratmeilen. Der Reichsdeputationshauptschluß überwies ihm dafür als Entschädigungen: die gefürstete Probstei Ellwangen, die Abteien und Klöster Zwiefalten, Mothenmünster, Schönthal und noch andre, die bisherigen Reichsstädte Neutlingen, Eßlingen, Weil, Rottweil, Giengen, Aalen, Hall, Gmünd, Heilbronn und ein Reichsdorf. Dieses Gebiet, das man als Neuwürttemberg bezeichnete, umfaßte 30 Quadratmeilen; das Land wuchs also um 8 Quadratmeilen, im ganzen bis auf 153. Weber erwähnt in seinem „Demokritos,“ daß damals eine große staatsrechtliche Schrift erschien, betitelt: „Über die Kurwürdigkeit Württembergs.“ Da hiernach niemand daran zweifeln konnte, daß das Land wirk-

lich „kurwürdig“ war, so wurde es noch in demselben Jahre (1803) ein Kurfürstentum.

Zwei Jahre später nahm der neue Kurfürst, gleich Baiern, an dem Kriege gegen Österreich teil; allerdings wurde er halb und halb durch den Marschall Ney zum Abschlusse des Bündnisses mit Frankreich gezwungen. Die Belohnungen, die er dafür empfing, waren verhältnismäßig, d. h. wenn man die bisherigen Gebiete der beiden Staaten mit einander vergleicht, noch viel bedeutender, als die, welche Baiern damals erhielt. Im Frieden zu Preßburg kamen an Württemberg: die seither österreichische obere und niedere Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Grafschaft Vondorf, die Landvogtei Altdorf (ohne Konstanz), die sogenannten Donaufstädte Waldsee, Munderkingen, Riedlingen, Memgen, Saulgau, Ehingen, der Teil des Breisgaus, der von Württemberg umgeben war, mit der Herrschaft Triberg (später größtenteils wieder an Baden abgetreten), die früher bairische Herrschaft Wiesensteig, die seit 1803 badische Stadt Vöberach, die Grafschaft Scheltringen, die Deutschordens-Kommenden Kuppenberg und Alshausen, die Abtei Wiblingen; dazu kamen viele, ehemals teils geistliche, teils weltliche Gebiete, die im Reichsdeputationshauptschlusse zur Entschädigung reichsgräflicher und freiherrlicher Häuser gebient hatten, nämlich: Ohjenhausen, Roth, Schuffenried, Weihenau, Vaindt, Egloff, Gutenzell, Hagbach, Zburg, Königsegg-Kubendorf, Neu-Kavensburg, Mietingen, Weingart, die südlichen Besitzungen des Fürsten von Thurn und Taxis, die Grafschaft Limpurg, Lande der Fürsten von Löwenstein, von Hohenlohe (ohne Schillingen und Kirchberg) und von Reifferscheid-Webburg. Dazu erlangte Württemberg endlich noch die Oberherrlichkeit über sehr zahlreiche Besitzungen der Reichsritterschaft, die nicht einzeln aufgezählt werden können. Das waren im ganzen 189 Quadratmeilen, so daß der Staat, der bis dahin 153 Quadratmeilen umfaßt hatte, mit einem Schlage sich auf mehr als das doppelte vergrößert hatte. Bei einem Besitze von 342 Quadratmeilen, die damals von annähernd 1 200 000 Menschen bewohnt wurden, konnte dem Landesherren natürlich die Kurfürstentwürde nicht genügen. Am 1. Januar 1806 ließ er sich zum Könige ausrufen und nannte sich fortan Friedrich I.

Gleich Baiern trat auch Württemberg noch in demselben Jahre dem Rheinbunde bei; kleinere Gebietsaustauschungen mit jenem Königreiche und mit Baden waren nicht von wesentlicher Bedeutung. Im Kriege gegen Preußen 1806 und 1807 kämpften und bluteten die Krieger Württembergs für den fremden Unterdrücker. Für seine Teilnahme am Kriege gegen Österreich 1809 erhielt es zunächst vorweg, gleichsam als Handgeld, wie es ehemals bei den erworbenen Landsknechten hieß, Mergentheim, den bisherigen Besitz des Hoch- und Deutschmeisters, nebst seinem Gebiete. Etwas erheblicher waren die Belohnungen, die der Friede zu Wien und die nachfolgenden Verträge dem Könige brachten. Es waren besonders Gebiete, die früher Baiern zuerteilt worden waren, welche jetzt

in württembergischen Besitz übergangen; die meisten sind früher, bei der Gebietsentwicklung Baierns genannt worden; die damit verbundenen kleinern Austauschungen können übergangen werden. Der Zuwachs betrug im ganzen 12 Quadratmeilen, so daß damit das Königreich eine Ausdehnung von 354 Quadratmeilen erlangte, die heute von etwa 2 Millionen Einwohnern bevölkert sind.

Damit war die Gebietsentwicklung des zweitgrößten Staates in Süddeutschland abgeschlossen. Denn weder der Krieg von 1866, in welchem Württemberg auf Seiten der Feinde Preußens, dem ja sein damaliger leitender Minister, Herr von Bismarck, etwas voreilig das bekannte *Vae victis!* zurief, noch der Krieg von 1870, in welchem die Söhne Württembergs vereint mit ihren deutschen Brüdern kämpften und die altberühmte Tapferkeit des Schwabenstammes aufs neue glänzend bewährten, haben in dieser Beziehung eine Änderung hervorgebracht.

Die meisten der Landesteile, die das heutige Königreich bilden, haben vormals dem schwäbischen Reichskreise angehört; doch ist auch die Zahl der Gebiete, die zum österreichischen, fränkischen und niederrheinischen Kreise gerechnet wurden, nicht gering. Es ist aber schwierig, hierüber ganz bestimmte Angaben zu machen; denn wenn man auch das alte Herzogtum Württemberg und Teck als ein abgeschlossenes Ganzes betrachtet und davon absieht, die Einzelgebiete, aus denen es hervorgegangen war, besonders in Anrechnung zu bringen, und wenn man ebenso die vielen Gebiete der frühern Reichsritterschaft ganz aus dem Spiele läßt, so kann dennoch die Zählung sehr verschieden sein. Man weiß dann immer noch nicht, ob man z. B. die Besitzungen des deutschen Ordens, die unter dem Hochmeistertum Mergentheim standen, die Besitzungen der Fürsten von Hohenlohe, Thurn und Taxis, Waldburg, der Grafen Löwenstein, Königsegg u. mit ihren verschiedenen Linien besonders zählen oder zu Einheiten zusammenfassen soll. Ebenso weiß man nicht, was man mit den Gebieten machen soll, von denen ein Fess zu Württemberg, ein andrer zu Baiern oder zu Baden gehört. Jedenfalls mag zum Schlusse festgestellt werden, daß die Anzahl der in Württemberg einverleibten Territorien, die noch 1792 reichsunmittelbar waren, nahezu 70 beträgt. Auf den heutigen Donaukreis allein rechnet Daniel z. B. 44. Von einer geschichtlich begründeten Zusammengehörigkeit dieser einzelnen Landesteile, die erst im Anfange dieses Jahrhunderts die Laune des gewaltigen Franzosenkaisers und allerlei Zufälligkeiten mit einander verbunden haben, kann ebenso wenig die Rede sein wie bei Baiern, und wenn man die Größe der beiden Länder vergleicht, so ist Württemberg bei weitem willkürlicher und bunter zusammengestüekelt und gewürfelt, als dies bei dem Nachbarkönigreiche der Fall ist. Weit mehr als die Hälfte seines Gebietes — nämlich von 354 Quadratmeilen 209 — hat ursprünglich gar nichts mit ihm zu thun gehabt. Irgend welches Recht auf Erwerbung oder richtiger Aneignung ist niemals vorhanden

gewesen, und man hat auch eigentlich niemals versucht, ein solches vorzuschützen. Um solche Kleinigkeiten kümmerte sich der erste Träger der „Schwabekrone,“ König Friedrich, nicht allzuviel.

Doch das ist lange, lange her, und auch hierüber ist Gras gewachsen. Die Bewohner jener verschiedenen Landesteile haben sich an einander gewöhnt und leben zufrieden unter einer guten Regierung. Zum Heile Deutschlands und um einer Neubildung und Umgestaltung desselben Raum zu schaffen, mußte der Zersplitterung des Vaterlandes ein Ende gemacht werden, und ebenso wie die andern Süddeutschen, haben auch die Württemberger, die anfangs einen zähen Partikularismus zeigten, sich in die neuen Verhältnisse gefunden. Daß sie jetzt gute Deutsche und treue Anhänger des neuen Reiches sind, haben sie erst vor kurzem glänzend bewiesen, als der jugendliche Herrscher, der jetzt die deutsche Kaiserkrone trägt, ihr Land und ihre Hauptstadt mit seinem Besuche beehrte.

Am auffallendsten, man möchte fast sagen, am unnatürlichsten, ist das Mißverhältnis zwischen den angestammten Gebieten des Herrscherhauses und dem willkürlich im Anfange dieses Jahrhunderts dazugeworfenen Landesteilen bei dem Großherzogtume Baden. Nur etwa der fünfte Teil dieses Landes war erblicher Besitz der alten Markgrafen; vier Fünftel sind erst im Zeitalter Napoleons dazugekommen. Von einer geschichtlichen Stammeszugehörigkeit der Bewohner der vielen Einzelgebiete und Gebietsstücken kann ebensowenig die Rede sein, wie bei den übrigen Rheinbundsstaaten. Bei der Bildung des Staates war nur die Dynastie maßgebend; deren Interessen und die früher mehrfach bezeichneten Zufälligkeiten verschiedener Art haben die Gebietsentwicklung bestimmt, beeinflusst und herbeigeführt.

Die Geschichte des in Baden herrschenden Geschlechts beginnt mit dem Grafen Berchtold (oder Berthold) dem Bärtigen (gestorben 1078). Er entstammte einem edelfreien Geschlechte, das im Breisgau, im obern Albgau (an den Quellflüssen der Donau) und in der Ortenau begütert war, und dem Otto III. Markt, Zoll und Münze zu Billingen („auf der Bertholdsbaar“) verliehen hatte. Daß er ein Nachkomme der alten Allemannen-Herzöge gewesen sei, ist unbegründet und nichts als eine Sage, wie die Hofgeschichtsschreiber solche fast bei allen erlauchtesten Geschlechtern erfunden haben, um dadurch den Glanz des Hauses, dem ihre Feder gewidmet war, zu erhöhen. Daß seine Großmutter eine Schwester Friedrichs, des ersten staufischen Herzogs von Schwaben, gewesen sei, ist möglich, aber nicht unzweifelhaft nachgewiesen. Dagegen ist die Überlieferung, eine seiner Stammütter „Hildegard aus dem Stamme der Vertilonen“ sei eine Gemahlin Karls des Großen gewesen, wieder in das Reich der Sage zu verweisen. Er erlangte, wahrscheinlich durch seine erste Heirat, die Belehnung mit Kärnten und der Mark Verona. Auf dem letztern Besitze beruhte wohl der Markgrafentitel, den seine Nachkommen Jahrhunderte lang führten; daß sie ihn, wie es wohl heißt, „zur Unterscheidung

von Familien geringerer Herkunft“ willkürlich angenommen haben sollen, ist nicht wahrscheinlich. Er erwarb auch zahlreiche Erbgüter in Schwaben und kämpfte auf Seiten Friedrichs von Schwaben gegen Kaiser Heinrich IV. Er nannte zuerst sein Geschlecht nach der Burg Bähringen im Breisgau, ein Name, der seinen Nachkommen verblieben ist. Das Dorf Bähringen, in dessen Nähe die Trümmer der alten Burg noch zu sehen sind, liegt im jetzigen badischen Kreise Freiburg.

Der älteste Sohn dieses Fürsten, Berthold II., begründete die ältere Hauptlinie des Bähringer Hauses, die bereits im Jahre 1218 erlosch. Dieser, der Begründer von Freiburg im Breisgau, führte den Herzogstitel und erlangte große Gebiete in der mittlern und westlichen Schweiz als Lehen des Reiches. Auch die Statthaltertschaft über den Teil von Hochburgund, der östlich von Jura lag, brachte er an sein Haus. Eine Reihe von Städten in der Schweiz, so namentlich Bern und Freiburg im Aechtlande, verdanken diesem Fürstengeschlechte ihre Entstehung. Bei dem Aussterben dieser älteren Linie der Bähringer kam jedoch kein Teil ihres reichen Besitzes an die jüngere Linie dieses Hauses, mit der die sogenannte „Totteilung“, d. h. eine völlige Sondernung der Eigentums- und Lebensgemeinschaft, eingetreten war. Der letzte jener ältern Bähringer vermachte durch Testament einen Teil seines Gebietes, Zürich, dem Kaiser, Bern, Freiburg in der Schweiz und Solothurn dem Reiche als freie Städte, seine burgundischen Besitzungen seiner Schwester Anna, die mit dem Grafen von Kyburg vermählt war, und die schwäbischen Besitzungen nebst Freiburg im Breisgau seiner Schwester Agnes, einer vermählten Gräfin von Urach. Erst viele Jahrhunderte später fiel ein Teil dieser altbähringischen Lande der jüngeren Linie des Hauses zu.

Diese jüngere Linie stammt ab von dem zweiten Sohne Bertholds des Bärtigen, Hermann I., der noch in ziemlich jugendlichem Alter der Welt entsagte und sich in das Kloster Clugny in Frankreich zurückgezogen hatte, wo er vier Jahre vor seinem Vater gestorben war. Dessen Sohn Hermann II. nannte sich zuerst nach der alten Burg Baden oder Hohenbaden, die ihm seine Gemahlin Judith, die Erbtochter des gräflichen Hauses Kals, nebst Wadnang als Mitgift zugebracht haben soll. Dieses alte Schloß, das wegen seiner herrlichen Aussicht in die Rheinebene jedem Besucher von Baden-Baden bekannt ist, wurde durch die französischen Nordbrennerhorden im Jahre 1689 fast völlig zerstört und ausgebrannt.

Unter seinen Nachfolgern muß Hermann V. erwähnt werden, der mit Fremtrud, einer Tochter des welfischen Pfalzgrafen bei Rhein, vermählt war. Die Rechte und Ansprüche seiner Gemahlin auf die Hälfte der Stadt Braunschweig und andre Gebiete in Norddeutschland trat er an Kaiser Friedrich II. ab und erhielt dafür von diesem Durlach und Ettlingen. Als Besitzungen der badischen Bähringer werden damals folgende aufgeführt: Burg und Stadt

Baden, Durlach, Pforzheim, Ettlingen, die Schlösser und Gebiete Mühlberg, Grözingen, Steinbach, die jetzt württembergischen Orte Badnang, Besigheim, Altensteig und verschiedene Pfandschaften. Unter ihm tritt auch die erste Ländertheilung ein; sein jüngerer Bruder, Heinrich, stiftet die nach der Burg Hachberg (später Hochberg) im Breisgau genannte Nebenlinie; von dieser sondert sich dann später noch die Linie Sausenberg. Beide Linien starben aus, und ihre Ländereien fielen wieder dem Hauptstamme des Hauses zu. Hermann V. starb im Jahre 1243, und über seinem Grabe führte seine Witwe das Cisterzienserkloster Lichtenthal auf, das ebenfalls keinem Besucher von Baden-Baden unbekannt ist.

(Schluß folgt.)



Friedrich Vischer.



Als Friedrich Theodor Vischer wenige Wochen nach seinem von der ganzen Nation gefeierten achtzigsten Geburtstag in Gmunden zur schmerzlichen Überraschung der gebildeten Welt schnell verschied, da stand das Bild seines persönlichen Charakters viel größer und klarer vor unsern Augen, als sein System der Ästhetik. Bei seinem Tode waren die Grundlagen dieser jetzt noch in den Anfängen stehenden Wissenschaft, um deren Ansehen und Vertiefung Vischer sich die meisten Verdienste erworben hatte, schwankender als jemals. Er selbst hatte schon vor einem Jahrzehnt sein eignes Gebäude Hegelscher Dialektik als ein Kartenhäus umgeworfen, und er starb, ohne seinen Plan, das Jugendwerk umgearbeitet neu herauszugeben, durchgeführt zu haben. Wenn man demnach auch von Vischer immerdar als vom Ästhetiker sprechen wird, so ist doch damit sein Charakterbild noch lange nicht erschöpft. Vischer war auch ein Dichter, sein Roman „Auch Einer“ wird manchen Roman Spielhagens oder Auerbachs überleben; er war ein Humorist als der biedere „Schartenmaier“, ein genialer Satiriker als der Verfasser des dritten Teils der Tragödie „Faust“, ein Lyriker in seinen „Lyrischen Gängen.“ Er war, und dies nicht zum wenigsten, ein leidenschaftlich für die Bildung der deutschen Einheit entflammter Politiker, auch er hatte 1848 seinen Platz an der Seite Uhlands in der Paulskirche gefunden, auch er mußte wie mancher andre deutsche Mann das Brot der Verbannung essen, und doch konnte er vom „Laster des politischen Schriftstellers“ bis in seine hohen Lebensjahre nicht lassen. Vischer hatte auch ein

offenes, satirisch scharfes Auge für die Kleinigkeiten des Alltagslebens, für das „untere Stockwerk“: er hechelte die geschmacklosen Frauenkleidermoden vom Reifrock bis zum Pariser Hinterpolster grobianisch durch; er schrieb gegen die Bierpantzerei, wenn auch nicht aus derselben rein sittlichen Entrüstung wie Thering gegen den Trinkgeldeunfug. Kurz und gut: Friedrich Vischer war nicht bloß ein systematischer Philosoph, nicht bloß Ästhetiker und Litterarhistoriker, sondern einer der glänzendsten Schriftsteller Deutschlands im gegenwärtigen Jahrhundert. Sein mächtiges Naturell war nicht allein für das enge Dasein des Stubengelehrten geschaffen, sein Sinn war für die ganze Mannigfaltigkeit deutschen Lebens empfänglich und seine Leidenschaft ließ ihn nicht ruhen, er mußte überall, wo er sich mitzureden berufen fühlte, sein Wort hören lassen. Und wie schön, wie reich, von welcher sinnlichen Kraft und Bildung war sein Wort! Wir zählen Vischers Prosa wie die Fallmerayers, Hebbels, Schopenhauers zu der schönsten und markigsten der deutschen Sprache. Von all den Originalschriftstellern war er aber der beweglichste, der gesündeste und zweifellos auch der liebenswürdigste Mensch.

Die Lebensgeschichte eines solchen Mannes, der in seinem Geistesgange vorbildlich alle wissenschaftlichen und politischen Wandlungen der Nation seiner Zeit miterlebte, ist daher von allgemeinem geschichtlichen Werte. Noch mangelt es an einer Biographie Vischers; sein Sohn, der Kunsthistoriker Robert Vischer, soll sich mit der Abfassung einer solchen und mit der Ordnung des litterarischen Nachlasses des Vaters beschäftigen. Inzwischen hat man Ursache, jeden Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Charakters des großen Schriftstellers mit Dank hinzunehmen. Viel des Neuen können uns allerdings nachgelassene Briefe und Schriften eines Mannes wie Vischer nicht bieten. Wenn Uhland während seines ganzen Lebens der größern Öffentlichkeit nur als Dyrker und Politiker bekannt war, und uns erst sein Nachlaß mit seinen klassischen Studien über die ältere deutsche Litteratur und über Volkspoesie bekannt machte, so war sein langjähriger Freund Vischer minder verschlossen. Schon die ununterbrochene akademische Lehrthätigkeit brachte vielen Vischers Persönlichkeit nahe; neben seinen Forschungen liefen stets journalistische, wie man weiß, häufig aufsehenerregende Arbeiten her, und in seinen Schriften war er so individuell, so offenerzig, daß nichts wesentliches von seinen Gesinnungen, Neigungen und Abneigungen verborgen geblieben ist. Hat er es doch kaum verbergen können, daß er in die Schrullen seines „Auch Einer“ ein gutes Teil eigner, humoristisch angeschauter Schwächen hineingebichtet hat. Immerhin aber erscheint auch der subjektivste und offenerzigste der Schriftsteller vor der Öffentlichkeit mit einigem Zwange, im Sonntagskleide, akademisch vornehm bemüht, recht unpersönlich zu scheinen. Im Hausrock hingegen, ganz ungebunden von öffentlichen Rücksichten zeigen ihn seine Privatbriefe, die er an die Familie und an Freunde gerichtet hat. Was für ein Schatz ist uns Lessings Briefewechsel!

wie gemüthlich näher tritt uns Schiller in seinen Briefen! und welchen Wert tollends haben für uns Goethes Jugendbriefe gewonnen! Darum heißen wir auch eine schöne Reihe Freundesbriefe Vischers, die ihr Empfänger Julius Ernst von Günthert, ein Landsmann des Verstorbenen, herausgegeben hat, aufs wärmste willkommen.*)

Musterhaft kann man die Ausgabe allerdings nicht nennen und das ist zu bedauern, wenn man auch dem Herausgeber nicht gern einen Vorwurf daraus machen wird. Vischer war nicht darnach angethan, mit Männern, die ihm gleichgiltig waren, schöngestige Briefe zu wechseln, das Briefeschreiben war ihm vielmehr eine schwere Last bei seiner ohnedies stark von Berufspflichten und literarischen Arbeiten in Anspruch genommenen Zeit. Wenn er sich dennoch ein Jahrzehnt lang (1861—1871) an einen und denselben Mann fleißig in Briefform mittheilte, so mußten es starke Bande sein, die ihn an den Freund fesselten. Die Bekanntschaft Güntherts, der als Hauptmann in der Festung Ulm in Garnison stand, hatte Vischer zufälligerweise im Theater von Ulm, bei einer Vorstellung des Trauerspiels „Montrose“ von Laube, im Frühjahr 1861 gemacht. Sie saßen zusammen in derselben Loge. Im Zwischenakt machte der Hauptmann eine Bemerkung über das Stück, Vischer fand sich davon so angeregt, daß er in seiner geistreichen Weise sich des weitern über die Dichtung und die Kunst im allgemeinen erging. Günthert gefiel ihm, er nahm die Einladung, ihn zu besuchen an, und seitdem entspann sich ein schriftlicher und persönlicher Verkehr zwischen Zürich, wo Vischer damals Professor war, und Ulm

Gleich aus dem zweiten Briefe erschen wir, was beide vereinigte. Am 4. Januar 1862 schreibt Vischer aus Zürich: „Ihre freundlichen Zeilen sind mir in die winterliche Stube unter die Bücher, zwischen denen ich begraben liege, wie ein Blumenblatt hereingefallen; ein Neujahrgruß, woher man ihn nicht erwartete, von einer Seite, wo uns eine geistige Verührung durch geschriebenes Wort mehr Liebe gewaun, als wir wußten, thut so recht besonders wohl, und ich erwidere ihn mit herzlichem Dank und Händedruck. Gleich starkes Gefühl für Kräftigung und Ehre unsers Vaterlandes, von Ihnen in poetischer, von Thatendrang glühender Form ausgesprochen, hat uns zusammengeführt; ein Band, das aus so starkem Stoffe besteht, ist wohl danach beschaffen, Männer dauernd zu vereinen.“ Also Politik und Poesie, insbesondre die still, aber mit Begeisterung gehegte deutsche Einheitsidee führte die beiden Männer zusammen, die Freunde bis zum Abgang des ältern von ihnen geblieben sind. Jedenfalls muß Günthert ein ausgezeichnete Mensch gewesen sein, wenn er Vischer in langen Jahren so fesseln und zu den vertraulichsten Mittheilungen aller Art veranlassen konnte. Bezeichnend für die Wärme seines

*) Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Allen Freunden gewidmet von Julius Ernst von Günthert. Stuttgart, Bong, 1889.

Gefühls für Günthert ist, daß er ihm aus Zürich, am 2. November 1863, eine auf dem historischen Friedhof von S. Lucia gepflückte Rose schickte. Ebenso brachte er ihm 1872 aus Italien ein am Grabe Tassos gepflücktes Epheublatt mit. „Meine Freude war, daß er auch an jener halbmythischen Stelle meiner dachte,“ fügt Günthert hinzu. Mehr vielleicht, als künstlerisch geboten war, hat sich der Herausgeber dieser Briefe selbst in den Hintergrund geschoben; denn um einen Briefwechsel richtig würdigen zu können, muß man beide Korrespondenten klar vor Augen haben. Wir erfahren nur mittelbar etwas von Güntherts Thätigkeit und Lebensumständen. In seiner stillen Garnison betrieb er fleißig philosophische und poetische Studien, bei denen ihm Vischer mit Kritik und Rat behilflich war. Zu Beginn der Bekanntschaft war der Hauptmann Günthert schon Familienvater, es traf sich, daß Vischer Pate seines bald darauf gebornen Sohnes wurde, der nach dem großen Freunde auf den Namen Fritz getauft wurde. Dadurch wurde der Verkehr zwischen Ulm und Zürich noch vertrauter, es kam ein familiärer Zug hinein. Wir können uns von der Erscheinung Güntherts durch einige Zeilen Vischers eine Vorstellung machen, die den Empfang seiner Photographie beantworten. Anfangs Januar 1866 schreibt Vischer aus Zürich: „Vorigen Sonntag morgens, unmittelbar ehe ich nach Basel abreiste, erhielt ich Ihre Zusendung, das Bild mit den reingefühlten Versen. Es gehörte dies unter die Freuden, welche mir die Feiertage verschönerten. Ich darf im Plural reden, weil ich ein paar angenehme Tage in Basel zubrachte. Ihr Bild ist sehr gut, selten gelingt eine Photographie so; ein kompakter, fixer, braver Soldat und lebendiger, Zutrauen erweckender Mensch sieht einen aus diesem Bilde an . . . —“

Indem wir diese Punkte und diesen Gedankenstrich genau dem Texte des Buches nachzeichnen, stoßen wir auf die fatale Seite desselben. Man findet nämlich diese unaangenehmen Punkte in den abgedruckten Briefen Vischers sehr oft; sie bedeuten immer eine Auslassung, eine rücksichtsvolle Streichung Güntherts. Vischer gab sich in seinen Briefen mit echt schwäbischer Urwüchsigkeit und Derbheit, mit Rabelaisischer Leidenschaft im Ausdruck. Hier zu dämpfen, zarte Mädchenseelen vor nicht salonfähiger Sprache, vor Wendungen aus der Kneipe zu bewahren, dort auch vielleicht lebende Personen zu schonen, ließ sich der Herausgeber nur allzusehr angelegen sein. Oft errät man aus den beibehaltenen Anfangsbuchstaben, wer gemeint ist, so wenn Vischer einmal von einer „Zusammenfäblung G.s“ spricht; da erinnert man sich an den köstlichen kritischen Gang gegen den „Sonntagsnachmittagsprediger für alte Weiber.“ Oder wenn es heißt: „N.s Figuren erscheinen mir doch in besserem Lichte, dagegen fürchte ich, seine Pilanterie nach geistreichen diota, diese Weistreiterei = Schrauberei = Spiegelei nicht scharf genug [in dem für die Augsburgische Allgemeine Zeitung geschriebenen Artikel, von dem vorher die Rede war] gepackt zu haben. Persönlich ist er gutmütig, aber auch eitel, aufopfernd,

liebenswürdig, freundschaftswürdigend, aber auch daran schließend, von dem „einander Liebhaben“ mit schmozelicher Fettigkeit gern redend, bei Vornehmen sich gern bewirten und verehren lassend“ (Zürich 11. Februar 1866) — so weiß man, daß Berthold Auerbach mit dem A. gemeint ist, umso sicherer, als ja kurz zuvor die Mitteilung, daß Vischer sich mit einer Kritik des Auerbachschen Romans „Auf der Höhe“ beschäftige, ohne Kürzung des Namens gedruckt worden war. Warum also hier die Kürzung? Warum ferner die durch den Punkt zwischen „auch“ und „eitel“ ange deutete Weglassung eines Wortes? Wer hat das Recht, einen Text Vischers zu hofmeistern? Ebenso wird der Name Rümekns, dessen „Shakespearestudien eines Realisten“ Vischer sehr beschäftigten, da er ja darin ein (freilich nicht ganz ebenbürtiges) Seitenstück zu seiner ebenfalls eine feststehende Autorität angreifenden Kritik des zweiten Teiles des „Faust“ fand, immer unterdrückt und durch ein X — ersetzt. Wozu diese Rätsel aufgaben? Und wenn schon Günthert hier ohne ernste Begründung, da ja Vischers Gesinnung aller Welt kund ist, kürzt, streicht, wegläßt, nur andeutet, Worte, halbe Sätze oder ganze Abschnitte, welches Vertrauen kann man weiter auf seine übrige Redaktion haben? Muß man nicht befürchten, daß er auch sonst etwas kleinmütig und ängstlich verfahren sei? Das ist es, was man an dieser Ausgabe der Briefe Vischers zu bedauern hat. Hat man sich einmal zu einer solchen entschlossen, so hätte man es ohne Rückhalt thun sollen. Man ist heutzutage doch wahrlich daran gewöhnt, den Text eines Schriftstellers vom Range Vischers zu respektiren; man hat ferner ein viel zu lebhaftes Gefühl für das realistische Porträt, um sich selbst durch Flecken im Bilde nicht die Liebe zu ihm stören zu lassen; und es gehört zu der Individualität Vischers, Meister des Wortes zu sein, auch wenn es nicht parfümirt ist. Dieser sein Charakter wurde durch Güntherts zu weit getriebene Behutsamkeit einigermassen verwischt. Nur vorläufig nehmen wir daher mit dieser Ausgabe der Briefe Vischers vorlieb und hoffen, daß wir später noch eine vollständigere, nicht in usum delphini hergerichtete erleben werden.

Das Jahrzehnt, worin diese Briefe geschrieben wurden, ist jedenfalls eines der bewegtesten unsers ereignisreichen Jahrhunderts. 1861 stand Napoleon III. auf der Höhe seiner Macht, er beherrschte zum Schmerze aller deutschen Patrioten die europäische Politik. Man weiß, daß der alte Schwabe und Demokrat von Haus aus kein Freund Preußens war. Einmal spricht er die Befürchtung aus, daß es von Frankreich ins Schlepptau gezogen werde, wie Oesterreich, erkennt aber bald seinen Irrtum. Über Napoleon äußert er im März 1865: „Sie stecken wohl auch schon im Leben Cäsars? Doch naiv von dem Manne der Klugheit, seinen Glauben an die Mission der Kronenträuber und angeblichen Volksbeglückter so offen in einem tendenziösen Geschichtswerk niederzulegen und ihn und sich so der Kritik zu exponiren?“ Am 9. September 1870, nach Sedan, schreibt er über ihn: „Napoleon ist von Anfang an kein

anständiger Mensch gewesen. Es geschah ihm überflüssig Ehre, wenn man ihn nicht standrechtlich behandelte, oder vielmehr (da er sich ergeben hat) ihn bei mäßiger Kost einsperrte. . . — Das ganze Jahrzehnt hindurch gab es Kriege in Europa, oder man steckte in Kriegsbesürchtungen. Zuerst erschütterte die schleswig-holsteinische Frage den Frieden, dann der Krieg von 1866, und endlich der große Krieg des Jahres 1870, der die deutsche Einheit gebat. Vischer nahm an allen diesen Vorgängen den lebhaftesten Anteil; er schrieb Zeitungsartikel, Broschüren, die freilich bald von den Ereignissen überholt wurden. Vor dem Kriege gegen Dänemark schreibt er am 14. August 1863: „Ich kann von dem Laster des politischen Schriftstellers nicht lassen; so wird dem Artikel in der Allg. Ztg. gegen die Schwäzer in Lachaux de Fonds mit nächstem eine Broschüre folgen, die unsre zwei Parteien, Kleindeutsch und großdeutsch, zu einem Kompromiß auf: Parlament mit verbesserter föderativer Zentralgewalt zu bestimmen sucht.“ Am 23. August: „Das Reformprojekt hat mich weniger herabgestimmt als Sie. Eine einheitliche Spitze ist jetzt rein unmöglich, wir müssen uns mit der föderativen noch begnügen. Die Einheit muß im Volkswillen, d. h. im Parlament liegen. Dahin müssen wir den moralischen Druck legen.“ Günthert, der Soldat, trat hingegen für einen die Militärgewalt vereinigenden Kaiser an der Spitze der Nation ein. In dieser Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz ärgerte sich Vischer nicht wenig über den Mangel an Nationalgefühl bei den Deutschen. Am 2. November 1863 erzählte er eine Szene, die vielleicht die Anregung zu der bekannten Stelle in dem Romane „Martin Salander“ seines Freundes Gottfried Keller gegeben hat, in der ein deutscher Handwerker sich über seine eigne Nation verächtlich äußert und verb zurechtgewiesen wird. Er schreibt: „Von der Ehrlosigkeit der Deutschen, der Selbstwegwerfung vor den Schweizern mache ich immer neue Erfahrungen. Erst vor einigen Tagen schimpfte vor mir ein ganz anständiger Kaufmann auf Preußen, daß es noch nicht revolutionire, und sagte zu einem Schweizer: ja, wenn wir nur einige 100 Schweizer drüben hätten, da ging's anders. Ich konnte dazu nicht schweigen, aber was hilft es, wenn man den einzelnen zurechtweist? Was seit 200 Jahren über unser Volk ergangen ist, hat doch eine arge Gesinnungslosigkeit hervorgebracht; es kommt mir oft vor wie die Juden.“ Dann aber, als die deutsche Einheit in blutigen Kriegen geschmiedet wird, ist ihm dieses deutsche Volk noch immer nicht lebhaft genug. Am Vorabend des Krieges von 1866 schreibt er aus Zürich: „Den grauenhaften Krieg, der uns droht, würde ich nicht beklagen, wenn der deutsche Michel —. Jetzt fängt er an, unter Gähnen sich an der Stirn zu reiben. Die ganze Zeit her, da seit manchem Monat ein Volk, das Feuer im Leib hat, mit Stachelsporen hinter seinen Regierungen gewesen wäre, schlief es den zähen Schlaf der Kröte, die in einen Stein eingeschlossen in Starrsicht Jahrhunderte leben kann. Ein Kind konnte längst sehen, was uns droht. Der Michel kartelte, fr—, f—, tanzte und glogte den,

der ein Wort von politischem Interesse sprach, mit Stetinsblicken an, »Stupidität« ist der Ausdruck, den die gegen Deutschland sonst billige Schweizerzeitung, der »Bund« dafür braucht. Lateinisch torpor. Banlerutte, Verzweiflung, Hungersnot müssen kommen, ihn in Bewegung zu bringen.. — " Die Siege Preußens verstimmten den alten Republikaner tief; er wollte sich nicht mehr mit der Politik beschäftigen. So schrieb er am 18. Juni 1867 aus Tübingen: „Eigentlich aber könnt' ich nur erwarman, wenn wieder ein Freiheitshauch käme. Ich werde ihn nicht erleben. Unserer kann mit der Politik bloß thun, so lange moralische Faktoren wirken; in einer Zeit, wo alle Politik in Staatsraison aufgeht, kann er bloß bitter schweigend zusehen.“ Vischer war verstimmt gegen Bismard, weil dieser Napoleon in der Luxemburger Frage nachgab; die folgenden Jahre aber stimmten ihn um. Am 9. September 1870 schreibt er aus Baden-Baden: „Sie wissen, daß ich kein • Demokrat bin; ich hätte den giftigen Kanailen eine Kugel vor die Stirne jagen können, als sie bei Beginn des Krieges gegen Preußen statt gegen Frankreich schürten.“ Und hell lobert seine Begeisterung auf, als sich der durch lange Jahre aufgehäuften Haß Napoleons in dem Kriege von 1870 Luft macht. Schon am 1. Januar 1868 hatte er dem Freunde geschrieben: „Und nun Prosit neu Jahr! Es bringe Ihnen gute, inhaltvolle, ruhig fließende Tage! Wenn es nicht anders sein kann — und mir will es so scheinen — der Nation den Krieg, der ja doch einmal kommen muß! Nun und dann bei allen Göttern: recht ausreichende Wix für die Franzosen!“ Als der Krieg, der lange vorhergesehene, ausbrach, da wollte der dreizehnjährige Vischer allen Ernstes selbst mit ins Feld ziehen: „Das Kriegsministerium soll nun doch seinen Konsens zu einem normal militärischen Freikorps gegeben haben. Ich will zusehen, ob es nicht nach Soldatenspielerci aussieht, ob es nach Wahrscheinlichkeit wirklich auch zu thun bekommt. Dann will ich an die Versicherungsbank, worin ich auf — eingezeichnet bin, schreiben, ob ich alles verliere, wenn ich ins Feld gehe. Es zuckt in mir, dies zu thun. Am Ende wär' es auch die beste Vadekur gegen den Katarrh.“ fügt er humoristisch in seiner „Auch Einer“-Weise hinzu. Aber am 18. August 1870 meldet er: „Mir hat das Schicksal jeden Gedanken, mitzuthun, mit einem festen Knopf, einem Übel unterschnürt, das ihm — diesem Dämon, der mir das Komische tragisch in den Weg wirft — ganz gleich steht: ich könnte keine Stunde marschiren vor einem Pühnerauge, das jeder Behandlung spottet.“ Er war aber doch in Frankreich, um die Schlachtfelder zu betrachten; sein eigener Sohn stand ja im Felde. Die Notwendigkeit, die Einheit Deutschlands mit allen Opfern aus diesem Kriege zu gewinnen, erkannte Vischer gleich; er spricht darüber sich merkwürdig und seinen ganzen politischen Charakter zusammenfassend in einem Briefe vom 2. November 1870 aus: „Western erscheint eine Deputation aus Baihingen: sie wollen mich zum Abgeordneten, um endlich den Hopf wegzubringen. Ich kann nicht. Es ist eine Pflichtenkollision. Meine Pflichten gegen Amt und

Litteratur sind doch wichtiger. Die Leute drängen sehr, haben Bedenkzeit bis Sonntag geboten, ich muß aber ablehnen. Ich verstehe auch das Einzelne in Verfassungsfragen zu wenig. Ich kann aber doch wohl durch meine Feder mehr wirken, als in einer Kammer. Auch wird es so kommen: angenommen, unsere Regierung sei zu den nötigen Opfern bereit, so ist der Nordbund, d. h. Preußen, nicht zu den nötigen Freiheitskonzessionen, namentlich nicht zum Nachgeben im ungeheuern Militärbudget, in der dreijährigen Dienstzeit bereit. Wir müssen es versuchen, darin etwas zu erreichen, und wir werden jetzt nichts erreichen. Aber wir müssen doch in den Nordbund, es darf absolut der Moment nicht veräußert werden. Das ist aber nun eine Stellung für einen Abgeordneten, zu der ich nicht recht taue. Man kann für den Satz: »wir müssen beitreten, obwohl wir in den innern Verfassungsfragen schwere Opfer bringen« eine durchdachte politisch-wohlerwogene, dialektische Rede halten — aber solche Rede kann ich nicht halten.“

Jeder Freund der Litteratur wird Vischers Entschluß preisen, der ihm die Muße ließ, einige seiner wertvollsten Schriften noch gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens zu veröffentlichen.

Im Jahre 1861, als der Briefwechsel mit Günther begann, lebte Vischer in Zürich, ohne Familie, als Junggeselle. Aus den Briefen sehen wir, daß er sich sehr übel in Zürich befand. Fortwährend hat er mit Katarren, Erkältungen, Rheumatismen zu kämpfen, er klagt über das schlechte Essen, das schlechte Bier, die schlechte Wohnung. Aus Zürich muß er um jeden Preis wegkommen, denn sonst geht er physisch dort zu Grunde, er fürchtet am Magenkrebs oder gar an der Wassersucht zu sterben. Endlich ergeben im Jahre 1864 Anfragen aus Stuttgart an ihn, ob er die erledigte Professur für Kunstgeschichte am Polytechnikum übernehmen möchte. Vischer zögert, trotz seiner Sehnsucht, aus Zürich wegzukommen, er fühlt sich doch mehr als Philosoph und Litteraturhistoriker tüchtig, die Kollegenhefte für die Kunstgeschichte hat er nicht ausgearbeitet — inzwischen wird ein anderer, gleichfalls aus Zürich berufener Gelehrter B. angestellt. Vischer ist von dieser Behandlungsweise nicht eben erbaut. Die Professoren des Stuttgarter Polytechnikums haben korporativ für ihn beim Minister gestimmt, ohne Erfolg. Dafür bot ihm das Ministerium die Kanzel für Litteraturgeschichte in Tübingen an: er konnte sich nicht gleich entschließen, denn Tübingen war ihm, gegen Zürich gehalten, ein unerträgliches Dorf. Vischers Klagen über das Züricher Leben steigern sich immer mehr; so oft er nur kann, eilt er nach Ulm oder München oder an die Nordsee oder nach Italien, um sich zu erholen. Anfang Januar 1866 kann er melden, daß man ihm durch die Vermittlung Auerbachs die Professur für Kunstgeschichte in Karlsruhe angeboten habe. Aber er lehnte ab. „Übersehen Sie nun meine Lage: in Karlsruhe eine willkommene Stätte und ein Amt, das nicht für mich paßt; in Tübingen ein Amt, das mit meinen Studien übereinstimmt, und ein Aufenthalt, dessen tödliches Einerlei einem Kloster gleicht; in Zürich das Amt

ebenfalls entsprechend, aber keine menschliche Existenz und heillofes Kreuz um eine Wohnung.“ Denn gerade in dieser Zeit, als er nicht wußte, wie lange er noch in Zürich werde bleiben können, hat im der böse Dämon in Gestalt seines Hausherrn den Streich gespielt, ihm die Wohnung zu kündigen; wie konnte er sich bei der Unsicherheit seiner Stellung auf die kostspielige Miete einer neuen, bequemen Wohnung in Zürich einlassen? Gegen Tübingen wehrte er sich auch später noch, nachdem er die Professur dort, von der Not gedrängt, unter der Bedingung angenommen hatte, abwechselnd in Stuttgart am Polytechnikum und in Tübingen an der Universität zu lesen. Das Hin- und Herreisen wurde aber eine Qual, raubte sehr viel Zeit und hinderte am Schaffen. Vischer setzte alle Hebel in Bewegung, die Verlegung der Tübinger Universität in die königliche Hauptstadt durchzusetzen; dem Kriegsminister machte er den Vorschlag, eine Kaserne aus dem Gebäude der Tübinger Hochschule zu machen, dem Kultusminister setzte er die wissenschaftlichen Vorteile der Übersiedelung der Kliniken auseinander — alles vergeblich. „Eine merkwürdige, irrationale Rechnung ist mein Leben: der Wirkungskreis sehr schön, namentlich auch der in Stuttgart, — und daneben nicht etwa ein untergeordnetes Übel, eine zu verschmerzende Unbequemlichkeit, sondern eine Unmöglichkeit. Ich kann mich nicht resigniren, Tübingen zu ertragen, kann es nicht wollen. Um keinen Preis hier absterben!“ Vischer erreichte schließlich die Erlaubnis, ein Semester (im Sommer) in Tübingen, das andre, das Wintersemester, in Stuttgart zu lesen. Aber lange Zeit dauerte diese Ruhe auch nicht; kurz darauf, im Juni 1868, wurde er der gewissenhafte, lange überlegende, schwer entschlossene, einer neuen Versuchung, sich noch bequemer einzurichten, durch einen Ruf nach München ausgesetzt. Dieser Ruf verursachte ihm vieles Kopfzerbrechen. Am 22. Juni 1868 schreibt er: „Ich bin in einer unendlich schweren Kollision —:

1. München — pro.

Kunstschätze, Atelier, Künstlerumgang, großes, tragendes, den Geist in seiner Richtung nährendes Element.

Wirken auf zwei Anstalten. Denn obwohl nur ans Polytechnikum berufen, doch das Hören der Studenten uneingeschränkt. —

Mit prächtigen Pensionsverhältnissen.

Physisches Leben (die schärfere Luft, gesundes Getränk etc.) mir zuträglich.

2. Contra oder pro bleiben [in Tübingen nämlich] —:

Pietät gegen das engere Vaterland, die liebevolle Aufnahme.

Schön begonnener Wirkungskreis.

Gebildete Menschen, bildsame Jugend.

Wiegt Nr. 2 durch sein moralisches Gewicht alle Punkte unter Nr. 1 auf? Ja?*)

*) Man hat oft auf die (trotz Hegel) überraschende Verwandtschaft der Naturen „Auch Einer“ Vischers und Schopenhauers hingewiesen. Als Schopenhauer einen sündigen Wohn

Mit diesen Erwägungen war Vischer aber noch lange nicht fertig; einer der mitwirkenden Beweggründe war auch die Aussicht, beim jungen König Ludwig II. ein Gegengewicht gegen den Einfluß Richard Wagners bilden zu können. Es ist nicht abzusehen, wie anders sich vieles in Kunst und Litteratur würde gestaltet haben, wenn Vischer die Berufung nach München angenommen hätte. Bis in den Dezember des Jahres zogen sich die Verhandlungen hin. Da endlich schreibt er: „Soll ich Ihnen sagen, wie endlich der Entschluß des Bleibens zur Welt kam — ich weiß es kaum mehr. Ich spürte eben, daß zwei Haken in der Seele waren, von denen der Entschluß, zu gehen, gepackt war und nicht los wollte: Gewissen — religio — Pietät — wie wollen wir den einen nennen? Bekanntes, befreundetes Element heißt der andre. Mündlich kann ichs vielleicht deutlicher machen. Ich bin zufrieden mit meinem Entschluß. Unter den aufrichtigen Gratulanten ist namentlich Strauß.“

Vischer blieb also dauernd in Stuttgart, der Minister hatte ihm auch erspart, immer zwischen den zwei Hochschulen auf der Reise sein zu müssen. Dort hatte er bis in die Mitte der siebziger Jahre seinen Kreis alter, geliebter Freunde: Mörike, Notter, im Kriegsjahre war auch Günthert hinzugekommen, der endlich von Ulm nach Stuttgart versetzt worden war, während die Jugendfreundschaft mit Strauß durch dessen Buch „Der alte und der neue Glaube“, dem Vischer nicht zustimmen konnte, bald in die Brüche ging. Denn Vischer ist nicht wie Strauß Darwinist und Materialist geworden, sondern blieb bis an sein Lebensende ein philosophischer Idealist, den „idealistischen Monismus“ hielt er schließlich für die Folgerung der Philosophie seit Kant. Günthert teilt die merkwürdige letzte Begegnung Vischers mit Strauß mit. Es war im Jahre 1873; Strauß war totkrank aus Karlsbad zurückgekehrt. „Vischer war lange Zeit im Streit mit sich, ob er Strauß besuchen solle, ob nicht. Ich sprach ihm lebhaft zu, den alten Freund nochmals zu sehen, zu sprechen — er sei sterbend — ihm aber werde es eine Genugthuung für das ganze Leben sein. Vischer entschloß sich endlich dazu. Er wird kalt von Strauß empfangen, und als er die Rede auf das Buch bringt, kurz mit dem Bescheid abgefertigt, daß Strauß die Diskussion darüber als abgeschlossen betrachte. Vischer wahrt seinen Standpunkt; Strauß werde das Manuscript gelesen haben? Dieser verneint es. »Auch nicht den Brief?« Strauß schüttelt den Kopf. Tief verletzt entfernt sich Vischer. »Nicht einmal den Brief hat er geöffnet!« klagte er mir schmerzlich. »Er ist eiskalt, glüht nur für den Ruhm! Und wir waren so innig verbunden wie Menächmen!« Der Bruch war vorhanden — der Tod, der Ubersöhner, versöhnte auch hier!“

In Stuttgart war Vischers Zeit am meisten von der Arbeit für seine Vorlesung suchte und zwischen Mannheim und Frankfurt a. M. schwankte, stellte er in ganz ähnlicher Weise schematisch die Vorzüge und Nachteile beider Wohnsitze einander gegenüber. Vergl. Gwinner, Schopenhauers Leben, 2. Ausgabe, 1878, S. 391.

lesungen in Anspruch genommen. Von jeher, auch in Zürich, pflegte er seine Kollegienhefte mit großer Sorgfalt auszuarbeiten, aber niemals hat er sie in eine bleibende Gestalt bringen können, immer hatte er neues anzusetzen, immer sah er von neuem die Quellen durch und studirte fortlaufend die gelehrten Werke darüber. Er nahm seine Vorlesungen sehr ernst; nur den Honig von seinen Studien gab er den Hörern, was ihn zwei Stunden kostete, war in zehn Minuten gesprochen. Es ist auch bekannt, daß Vischers Vorlesungen ein großes Publikum heranzogen, seine Zuhörer waren nicht blos Studenten, sondern auch Herren und Damen aus den besten Stuttgarter Kreisen, und je mehr er Hörer hatte, desto peinlicher nahm er es mit seiner Vorarbeit. Günthert schildert ihn einige Male in seiner fesselnden, aber auch leicht erregten und gestörten Art, zu sprechen. Ein dummes Gesicht im Zuhörerraum, eine zu spät kommende Dame, die knarrend die Thür öffnete, konnten ihn so verstimmen, daß er die Vorlesung unterbrach. Was Vischer in seinen Vorlesungen anstrebte, spricht er öfter aus. Hier eine Äußerung vom 15. März 1867: „Der Kl—ele hat meinen Tübinger Vortrag in der Merkuranzeige recht veranmmergelt. Auch über den Stuttgarter hat niemand gesagt, um was einzig es sich handelt. Ich will nicht, will mindestens nicht unbedingt gelobt sein, aber ich durfte erwarten, daß man den Maßstab erkenne und nenne, den ich selbst lege. Ob ich ihm genüge, ist eine andre Frage. Dieser Maßstab ist die Forderung, eine solche Stunde zu benutzen, um den Menschen Bilder des Großen in die Seele zu führen, ihnen Schwung, tonus zu geben. Um das zu machen, muß man die eigne Seele ganz daran geben, mit dem innersten Leben dabei sein. Da gleichzeitig Aufgabe ist, sich den Gegenstand ganz objektiv zu halten, so handelt es sich um etwas sehr Schweres: ganz subjektiv und ganz objektiv zu sein, und ich bin der Letzte, der meint, die große Aufgabe gelöst zu haben. Aber meinen Willen sollten die Kerle begreifen, erkennen, daß ich straff mit meinem Innersten bei der Sache bin und ins Große strebe. Da sprechen die Käsefeelen.. von »köstlicher Detailmalerei«, und der Kl—ele verwandelt mir meinen Wein in eine altbackene Laugenpreßel. Sie ahnen nicht, was Pathos ist, weil sie keines haben.“ Günthert bemerkt mit Recht: „Auf Vischers Kolleg waren die Worte des Faust anzuwenden: Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, Wenn es nicht aus der Seele dringt z.“

Anzunehmen, daß diese Arbeit an den Kollegienheften Vischer an der Umarbeitung seiner Ästhetik gehindert habe, wäre aber doch sehr verfehlt. Vielmehr verfolgt ihn der Gedanke an sie die ganze Zeit hindurch vom Beginn des Briefwechsels an. Am 2. Mai 1863 schreibt er: „Meine Arbeit würde diesen Sommer die Vorstudien für die neue Ausgabe der Ästhetik sein; nichts Angenehmes, denn es gilt, mehrere dicke Bücher zu lesen, die höchst ermüdenden Inhalts sind und doch durchgearbeitet sein wollen. Mein Hauptaugenmerk muß sein, die Frage über das Verhältnis von Form und Inhalt im Schönen

genauer zu nehmen, als in der ersten Ausgabe: ein feiner, heisser Punkt, ein Eimer voll Wasser, der behutsam getragen sein will, damit man nichts verschütte. Im Schönen soll kein Stoffinteresse walten und doch kein bloßes Forminteresse: man soll warm sein für den Inhalt und doch ohne Tendenz, Begehren oder Verabscheuen rein harmonisch gestimmt — hier liegt der Haß im Pfeffer.“ Am 8. Juni 1864 klagt er: „Jetzt heißt's: arbeiten . . . Wenn ich nur nicht so verdammt ungern an die Umarbeitung der Ästhetik ginge! Ich habe halt nicht Picht genug, ich weiß halt nicht recht: was? Was ist das Wahre?“ Ein Jahr später, am 5. August 1865, ist er noch immer nicht vorwärts gerückt. „Ich habe in Wahrheit nie eine Arbeit so ungern gemacht. Ich drehe mich — und gar nicht erst seitdem ich diesen Aufsatz („Kritik meiner Ästhetik“?) schreibe — mit einem wahren Ächzen der Denkmühlträger um einen Punkt, in welchem ich nicht zu voller Klarheit gelange. Mein Buch schrieb ich mit Selbstvertrauen, bald nachher kam es ins Wackeln und wackelt noch. Ich muß aber schreiben, die Kerle sind wie Spitzhunde hinter mir her, ich muß einmal ausschlagen. Weiß ich nichts rechtes, so muß ich mindestens zeigen, daß meine Gegner nichts besseres wissen.“ Aber noch sechs Jahre später ist er nicht fertig, denn am 21. April 1871 schreibt er: „Daneben lese ich Ästhetik, und in meinem Manuskript, etwa dem 10., genügt mir wieder nichts; das Schöne ist ein furchtbar schwerer Begriff; er baut sich aus einer ganzen Reihe von Begriffen zusammen, und ob man ihn zur Klarheit bringt, dies hängt namentlich davon ab, daß diese Reihe in die rechte Ordnung gestellt wird. Hier aber gerate ich jedesmal in ein logisches Chaos, daß mir schwindelt; setze ich einen dieser integrierenden Begriffe an diese Stelle, so bricht mir eine Nacht an jener u. s. w. Dabei steht das Buch, die neue Ausgabe, wie ein Gespenst vor mir; ich soll es machen, und mir fehlt die ganze Naivität des Vertrauens, worin ich die erste Ausgabe schrieb; ich traue mir nicht zu, es recht zu wissen — ohne alle falsche Bescheidenheit und falschen Respekt vor den Herren Ästhetikern, die es besser wissen wollen.“ Es liegt ein Stück Gelehrtenragel in diesen Briefstellen, die keines Kommentars bedarf.

Zum Schluß möchten wir noch auf eine andre, mehr heitere Thatsache hinweisen, welche durch diese Vischerschen Briefe und Güntherts Mittheilungen außer Zweifel gestellt wird. Es ist bekannt, daß Vischer lange nicht zugeben wollte, daß er sich selbst in dem Helben seiner „Reisebekanntschaft,“ wie er den Roman „Auch Einer“ nannte, ziemlich naturgetreu geschildert habe. Aber für die Kenner dieses köstlichen Buches werden schon die oben erwähnten Leiden Vischers unter Katarrhen und Rheumatismen Beziehungen zwischen Dichter und Helben hergestellt haben. Auch die demokratische Gesinnung, der Haß gegen alle Ordensverleihungen, die Flucht vor dem Verkehr mit Persönlichkeiten des Hofes ist echt Vischerisch, und Günthert weist jedesmal heiter auf „Auch Einer“ hin. Umgekehrt klingt folgende Schilderung Güntherts von dem

Benehmen Wischers beim Einpacken in Ulm ganz so, als wäre sie dem Roman entnommen: „Beim Abschied (Juni 1866) leistete ich dem Freunde Beistand beim Packen seiner mannigfachen Gegenstände, die er sämtlich auf Sofa, Tisch und Stühle ausgekrant hatte — doch mehr mit den Augen, wie er wünschte, als mit der Hand. Dabei war er stets eigen und possirlich. Es fehlte ein Hemd, siehe da, es war bereits eingepackt. Dort lag noch ein Schnupftuch — er hielt es schon im Koffer verwahrt. Nun rutschte ihm ein Stückchen Seife aus, das er eben in einen Streifen Zeitungspapier wickelte. Dann wird der Rasirpinsel vermist und endlich — ein Werk des Dämons, der ihn plagte — zwischen dem Tischchen und dem Spiegel über ihm eingeklemmt gefunden. Und der Kellner kommt nicht mit der Rechnung! Als ihn wiederholtes, gesteigertes Zerren am Glockenzug herbeigerufen hat und er begahlt ist, will Wischer noch einige Worte gemüthlich sprechen und dazu eine jener kurzen österreichischen Regiezigarren rauchen, die er so sehr liebt. Da fehlt das Messerchen zum Abschneiden, welches ihn nach Griechenland und seither überall hin begleitet hat — ein teures Andenken. Es ist verlegt, verdeckt durch die »Ulmer Schnellpost«, befindet sich ganz in der Nähe, wird erst nach längerem Suchen entdeckt! All dies geschieht ihm zum Poffen — denn die Gegenstände haben eine Seele, und all diese Seelen gehören Teufelchen, welche ihn necken, ärgern, verfolgen! Das war Wischers Gespensterglauben!“ Aber über Mörikes Geisterseherei konnte er doch lachen.

Wien.

Moritz Ueder.



Der Kupferstich und die vervielfältigenden Künste der Neuzeit.

Von Adolf Rosenberg.



ie Klagen über die stetig wachsende Konkurrenz, die dem ehrwürdigen Urvater der graphischen Kunst, dem Kupferstich, dem Kindern und Kindeskindern bereitet wird, ertönen immer stärker und beweglicher. Während die einen auf diese Klagen nur ein höhnißches: „Es geschieht dem alten pedantischen Herrn schon recht!“ zur Erwiderung haben, weisen die andern mit Entrüstung auf die heilige Mission des reinen Linienstichs, der allein würdig und berufen sei, die Meisterwerke der klassischen Kunst zu verdolmetschen und in völliger Harmonie mit ihrer erhabenen Einfachheit wiederzugeben. Aber den Kupferstechern ist

mit der Entrüstung nicht gebient. Sie müssen Aufträge haben, um zu leben, und dieser Notwendigkeit steht die Thatsache gegenüber, daß Kunsthändler, Gesellschaften und Vereinigungen, die sich die Pflege des Kupferstichs angelegen sein lassen, in der Erteilung von größern Aufträgen immer zurückhaltender werden, weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß sich die Gunst des Publikums, der großen Masse der Käufer, mit denen der Kunsthandel rechnen muß, andern Sternen zugewendet hat. Diese Beobachtungen und geschäftlichen Erfahrungen sind nicht allein in Deutschland, sondern ebenso gut in Frankreich und in Belgien gemacht worden, und die belgische Akademie der Wissenschaften hat sich sogar veranlaßt gesehen, für das Jahr 1889 die Aufgabe einer Preisarbeit zu stellen, worin die Ursachen des Verfalls der Kupferstecherkunst entwickelt und die besten Mittel angegeben werden sollen, „mit denen diesem Kunstzweig zu seinem alten Glanze verholfen werden kann.“ Mit der Angabe solcher gründlich heilsamen Mittel, die dem kranken Manne wieder auf die Beine helfen können, wird es nur seine Schwierigkeiten haben. Leicht ist es, die Ursachen oder wenigstens die meisten derselben zu ermitteln, welche die Kupferstecherkunst in Bedrängnis gebracht haben, ohne daß ein Verschulden durch Rückgang der Technik oder innere Gründe nachweisbar wäre.

Kunstforscher und Ästhetiker haben in den letzten Jahren einen wahren Sturmloaf gegen alles Farblose unterhalten. Sie haben das Publikum wegen seiner Farbenblindheit, wegen seiner Verständnislosigkeit für das Element der Farbe in der plastischen und dekorativen Kunst wie im Kunstgewerbe so lange ausgeholfen, bis es endlich aus seiner Trägheit erwacht ist und nun alles nicht farbig genug haben kann. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese plötzlich erwachte Farbenfreudigkeit dazu beigetragen hat, daß der Kupferstich seine bevorzugte Bedeutung für den Zimmerschmuck verloren hat. Aber der Abbruch auf diesem Gebiete ist ihm nicht etwa, wie man im Hinblick auf die Farbenlust doch zunächst annehmen sollte, durch den Ölfarbenruck verursacht worden. Der Ölfarbenruck steht vielmehr nach wie vor bei allen feiner gebildeten Kunstfreunden in geringer Achtung, und die Versuche, den Farbenruck mit Hilfe der Photographie und des Lichtdruckverfahrens zu veredeln, welche vornehmlich durch die „Vereinigung der Kunstfreunde für die Publikationen der königlichen Nationalgalerie“ in Berlin gefördert werden, haben erst in neuester Zeit mehr und mehr Boden gewonnen. Nicht die farbigen Wiedergaben von Gemälden und sonstigen Kunstwerken, sondern die Radirung und der mit Hilfe und auf Grundlage der Photographie ermöglichte Lichtdruck mit seinen verschiedenen, mehr oder weniger raffinierten Abarten (Photogravüre, Heliogravüre u. s. w.) sind die gefährlichen Nebenbuhler des Kupferstichs, die ihm einerseits durch die größere Schnelligkeit der darstellenden Technik und dem entsprechenden Wohlfeilheit, andererseits durch eine dem Auge gefälligere, dem malerischen Sinn ungleich mehr entgegenkommende Wirkung sein Arbeits- und Absatzfeld streitig machen.

Die materielle Lage des Kupferstichs scheint von jeher insofern ungünstig gewesen zu sein, als das auf die Bearbeitung einer Kupferplatte mit dem Grabstichel verwendete Zeitmaß nicht im richtigen Verhältnis zu dem aus dem Verkauf der Abdrücke erzielten Gewinne stand. Zu dieser Überzeugung muß schon Dürer gelangt sein. Denn aus rein künstlerischen Gründen allein, etwa um eine freiere, kräftigere und farbiger Wirkung herbeizuführen oder eine plötzliche Eingebung der Phantasie schneller festzuhalten, lassen sich seine etwa seit 1510 gemachten Versuche, die eine schnellere Vollenbung des graphischen Bildes bezweckten, nicht erklären. Seit dem genannten Jahre versuchte Dürer nämlich die Zeichnung statt mit dem Stichel mit der sogenannten kalten oder trocknen Nadel auf der Kupferplatte einzuritzen, und Thausing hat es in seiner Biographie des Meisters wahrscheinlich gemacht, daß er sich auch bereits einer Säure bedient habe, um die Ritze der Nadel zu vertiefen, daß die Säure aber nicht stark genug gewesen sei, eine dauerhafte Zeichnung herzustellen, die eine die Mühe lohnende Anzahl von Abzügen erlaubte. Es ist auch umgekehrt möglich, daß die Säure die Kupferplatte zu stark angriff, und die Linien der Zeichnung infolge dessen zu grob ausfielen. Denn Dürer versuchte später mit der Nadel auf Eisenplatten zu radiren, die nachweislich geätzt wurden, ohne daß das Ergebnis ein viel erfreulicheres war. Aus diesen mißglückten Versuchen hatte Dürer jedoch einsehen lernen, daß die Nadel gleichwohl ihren guten Dienst leisten könne, und er verband sie deshalb mit der Arbeit des Grabstichels, den er freilich die Hauptrolle spielen ließ. Dürer wird daher mit Recht als Vater der Radirung angesehen, obwohl er von dieser Technik noch keinen ausgedehnten Gebrauch gemacht hat. Nach seinem Vorgange handhabten noch andre deutsche und niederländische Stecher des 16. Jahrhunderts die Radirnadel neben dem Grabstichel; aber sie vermochten diesem vereinigten Verfahren nicht alle Vorteile zu entlocken, die darin verborgen liegen, und überdies führte die zur höchsten Blüte gesteigerte Entwicklung, welche die Radirung durch die Niederländer, insbesondere durch Rembrandt, im 17. Jahrhundert erlebte, eine entschiedne Trennung der Nadel- von der Grabstichelarbeit herbei. Wenn auch keine ausdrücklichen Zeugnisse dafür vorliegen, so ist doch wohl anzunehmen, daß schon damals zwischen den berufsmäßigen Kupferstechern und den Maler-Radirern, die ihre eignen Gedanken und Erfindungen in Kupfer ätzten, ein Gegensatz bestand. Aber dieser Gegensatz war deshalb noch nicht so scharf ausgeprägt wie heute, weil die Kupferstecher sich sehr selten an so große Aufgaben wagten, wie sie im 19. Jahrhundert ganz allgemein geworden sind, und daher mit der Produktion der leichter und schneller arbeitenden Radirer annähernd gleichen Schritt halten konnten.

Nachdem die Radirung noch während des 18. Jahrhunderts ihre Herrschaft behauptet hatte, begann etwa seit der Mitte des Jahrhunderts der Kupferstich, und zwar in der reinen und strengen Form der Pinienmanier, zunächst in Italien, in den

Vordergrund zu treten, und durch die Thätigkeit von N. Morghen, Bonghi und deren Schülern gelang es ihm, ein so entschiedenes Übergewicht über alle andern Arten der graphischen Reproduktion zu gewinnen, daß seine Autorität seit der Wende des Jahrhunderts auf Jahrzehnte hinaus unbefritten und unangetastet blieb. Dieser Aufschwung des Kupferstichs und seine Begünstigung durch die Kunstliebhaber und das von ihnen beeinflusste Publikum ist freilich nicht allein den Eigenschaften der Grabsticheltechnik zuzuschreiben. Er fällt auch mit einer Veränderung im Kunstgeschmack zusammen, der sich bereits zu der Zeit, wo in der zeitgenössischen Kunst noch der Rokoko-Stil in üppigster Blüte stand, mit stark ausgeprägter Vorliebe den malerischen Schöpfungen der Italiener des 16. Jahrhunderts zugewendet hatte. Die Geschichte unserer öffentlichen Gemäldegalerien legt Zeugnis dafür ab, daß noch bis in die vierziger Jahre unsers Jahrhunderts hinein anfangs die Fürsten, später die Sammlungs-Vorstände ihr Hauptaugenmerk auf die Italiener richteten, und aus dieser vorherrschenden Neigung einer langen Periode des Kunstgeschmacks erklärt es sich, daß eine Reproduktionsart, die, wie der Linienstich, den damals am höchsten geschätzten Leistungen der Malerei mit entsprechenden Mitteln der Darstellung völlig gerecht werden konnte, von der allgemeinen Gunst getragen wurde. Er durfte sich sogar herausnehmen, in der Absicht, nur die nackte Form oder gar nur die Zeichnung wiederzugeben, seine Darstellungsmittel auf das nüchternste und dürftigste Maß zu beschränken, und so entstanden, unterstützt durch die Kartonmalerei der neuklassischen deutschen Schule, jene sonderbaren Abarten des Karton- und Umrißstiches, welche geraume Zeit ihr Unwesen, namentlich in illustrierten Werken, getrieben haben.

Aber das malerische Ideal einer Periode ist ebenso sehr den Launen der Mode oder dem Wechsel unterworfen, wie alle Richtungen und Strömungen des Menschengesistes. Seit dem durch die Belgier herbeigeführten Umschwung der neuern Malerei, der im Anschluß an die nationalen Großmeister des 17. Jahrhunderts das Element der Farbe, die koloristische Wirkung wieder in den Vordergrund der künstlerischen Bestrebungen drängte, hat sich auch das Gefühl der Kunstfreunde für das rein Malerische in der Kunst mehr entwickelt. Über Rubens und van Dyck hinaus gelangten Liebhaber, Kenner, Bilderkäufer und Bilderverkäufer sehr bald zu jenen Meistern, deren Schöpfungen auf kleinstem Raume die verhältnismäßig größten koloristischen Reize entfalten, zu der Bildnis-, Genre-, Landschafts- und Stilllebenmalerei des flämischen und holländischen Niederlands. Wir müßten eine Geschichte des modernen Kunstgeschmacks schreiben, wenn wir im einzelnen schildern wollten, wie sich die Neigung der reichen Sammler für Gemälde der niederländischen Schule seit dem Anfange der fünfziger Jahre bis auf die Gegenwart allmählich bis zum Fanatismus gesteigert hat, bis zu der im Hinblick auf die übliche Rangordnung der Künstler ungeheuerlichen Thatsache, daß auf einer berühmten Versteigerung eine Bauern-

firmes von Teniers höher bezahlt worden ist als eine Madonna Raffaels. Nur darauf sei hingewiesen, daß dieser materiellen Überschätzung der Niederländer nicht etwa ausschließlich die erst jetzt zu besserem Verständnis gelangten, rein künstlerischen Eigenschaften der in Frage kommenden Gemälde zu Grunde liegen. Die Engländer haben von jeher eine große Vorliebe für die niederländischen Maler der Blütezeit befaßt, und diese Vorliebe hat sich allmählich auch auf den Kontinent ausgebreitet, zum Teil wohl künstlich genährt durch Zwischenhändler, Agenten und sogenannte „Experten“, die ein finanzielles Interesse daran hatten, dem Kunstmarkt durch Mobilisierung alten Gemäldebestandes neue Nahrung zuzuführen. Für denjenigen, der nicht selbst Kunsthändler ist oder Gelegenheit oder Verpflichtung hat, allen Schleichwegen des modernen Kunsthandels, allen Wandlungen und Schwankungen des internationalen Kunstmarktes nachzuspüren, ist es unmöglich, den Rattenkönig zu entwirren, der aus wildem Spekulationstrieb, aus niedrigen Intriguen, aus schlauer Benutzung der Eitelkeit von Finanzbaronen, aus der Ausbeutung von Notlagen, in welche bisweilen öffentliche Institute, Kirchen und verschwenderische Lords geraten, aus systematischer Reklamemacherei und hundert andern Kunstgriffen zusammengeflochten worden ist. Für unsern Zweck genügt es, die Tatsache festzustellen, daß die auf solchen Wegen herbeigeführte Veränderung des Kunstgeschmackes, deren Berechtigung als heilsam und notwendig zur Herstellung des Gleichgewichts wir übrigens unumwunden anerkennen, einen nachteiligen Einfluß auf das weitere Gedeihen derjenigen Richtung des klassischen Kupferstiches üben mußte, der sich fast ausschließlich auf die Nachbildung von Gemälden italienischer und silberwandter Meister der neuern Zeit beschränkt.

Wohl hat ein ausgezeichnete Vertreter der Grabsticheltechnik, Eduard Mandel, zu wiederholten Malen den Versuch gemacht, die koloristischen Eigenschaften eines Tizian und van Dyck durch die Mittel seines immerhin auf eine kleine Anzahl von Wirkungen beschränkten Verfahrens wiederzugeben. Aber es waren nur Portaltöpfe, bei denen das Interesse an der Person und der Bildung der einzelnen Züge, die durch rein zeichnerische Mittel dargestellt werden konnten, den durch die trockene Technik verschuldeten Mangel in der Widerspiegelung des koloristischen Gewebes einigermaßen ersetzen konnte. Bei den in den fünfziger und sechziger Jahren entstandenen französischen Kupferstichen nach figurenreichen Kompositionen der Venezianer, insbesondere nach Paul Veronese, wird jedoch der Mangel an malerischer Haltung und kräftiger koloristischer Wirkung so schwer empfunden, daß selbst die besten dieser Arbeiten, trotz ihrer sorgfältigen Durchbildung in den Einzelheiten, nur den Schatten der Originale wiedergeben. Hier darf auch nicht verschwiegen werden, daß die geringern Erzeugnisse des französischen Kupferstiches, der Jahrzehnte lang den europäischen Markt beherrscht hat, durch Verflachung des physiognomischen Ausdrucks und durch gedankenlose Manieriertheit der Darstellung sehr viel dazu beigetragen haben,

die Abneigung feinführender Kunstfreunde gegen den trocknen Linienstich zu verstärken.

Zeigte sich also der Kupferstich mit denjenigen Mitteln, auf die er sich unter dem Einflusse der Italiener zurückgezogen hatte, einer entsprechenden Wiedergabe der spezifisch malerischen Schöpfungen der Niederländer und der nach gleichen Wirkungen strebenden Venezianer nicht gewachsen, so erstand in der Radirung plötzlich ein Ausdrucksmittel, das allen Anforderungen in überraschendem Maße entgegen kam. Es war freilich nicht mehr die Malerradirung des 17. Jahrhunderts, die den Künstlern ein bequemer und leichter Befehl war, Einfälle des Augenblicks auf der Kupferplatte festzuhalten oder in der Entfaltung der feinsten Reize des Hellbunkels durch einfache Nadelstriche in dem bloßen Gegensatz von Schwarz und Weiß zu schmelgen. Die Radirung trat jetzt mit dem vollen Gewicht einer reproduzierenden Kunst als ernsthafte Nebenbuhlerin des Kupferstichs auf. Der Gedanke der alten Galeriewerke, die fast zwei Jahrhunderte lang das Herrschafts- und Nahrungsgebiet der Kupferstecher gewesen waren, wurde wieder aufgenommen, und mit großer Schnelligkeit entstanden jene langen Reihen von Radirungen nach Gemälden der Braunschweiger, Kasseler und Wiener Galerien, nach Frans Hals, Rembrandt und andern Niederländern, die zumest William Unger verdankt werden, der als Begründer oder doch als der erfolgreichste und thätigste Vertreter dieser neuen Richtung der Radirung anzusehen ist. Jetzt war endlich eine Art künstlerischer Reproduktion gefunden, welche das höchste Maß von malerischer Wirkung mit verhältnismäßig großer Schnelligkeit der Arbeit und dadurch erreichter Wohlfeilheit verband, und es war daher natürlich, daß sich Verleger und Unternehmer mit großem Eifer auf die Pflege der Radirung warfen. Sie fanden überall ein bereitwilliges Entgegenkommen zahlreicher Kräfte. Denn die Führung der Radirnadel fordert eine viel geringere künstlerische Disziplin und Entfagung, als die Handhabung des Grabstichels. Wie Pilze schossen in allen größeren Kunststädten berufsmäßige Radirer aus der Erde, die sich ausschließlich in den Dienst der Galeriedirektoren und Verleger zur Wiedergabe alter und neuer Bilder stellten, und die Radirung wurde sogar auf den Akademien zünftig, auf denen sich die Lehrer des Kupferstichs, wenn sie nicht zum alten Eisen geworfen werden wollten, bequemen mußten, Unterweisung in dieser bis dahin über die Achsel angesehenen, halb dilettantenhaften Technik zu erteilen.

Die weitere Entwicklung der Radirung in der neuesten Zeit gewährt ein Schauspiel, das einem Wettrennen nicht unähnlich ist. Nach den großen Erfolgen, welche die Radirer mit ihren Blättern nach niederländischen Meistern errangen, Erfolgen, die zum guten Teil auch in den Stoffen, nicht bloß in der Technik begründet lagen, befaßten sich die deutschen Maler darauf, daß die Führung der Radirnadel einst auch zu den Privilegien ihrer Kunst gehört hatte. Die französischen Maler, insbesondere die Realisten der neuern Land-

schaftsmalerei, hatten niemals verlernt, flüchtige Eindrücke mit der Nadel festzuhalten, und in England war die Radirung schon seit dem Anfange der sechziger Jahre eine Art Sport geworden, an dem sich auch Dilettanten beteiligten. Dort wie hier gewannen diese Bestrebungen Mittelpunkte in Vereinigungen von Künstlern und Kunstfreunden, die einerseits die Malerradirung übten und ausbildeten, andererseits die Erzeugnisse derselben selbst kauften oder unter das Publikum brachten. In neuester Zeit sind auch in Deutschland ähnliche Vereine gegründet worden: der Düsseldorfer Radirklub, die Gesellschaft für Radirkunst in Weimar und der Verein für Originalradirung in Berlin. Dieses Eingreifen der Maler in ein Gebiet der Technik, das schließlich über das Stadium geistreicher Improvisation und launenhafter Willkür zu einem mannigfach gegliederten Organismus, welcher Studium und Lehre erforderte, hinausgediehen war, diente nur dazu, die berufsmäßigen Radirer, deren Darstellungsmittel sich im Verein mit einer raffinierten Druckmethode immer weiter entwickelt hatten, zu größern Anstrengungen anzuspornen. Aus den Blättern für Galleriewerke, aus den Illustrationen für sogenannte Prachtwerke erhoben sie sich zu der Bearbeitung umfangreicher Platten, deren Abdrücke für den Wandbesmuck bestimmt waren und den Kupferstich aus seiner letzten, nur noch mühsam behaupteten Stellung zu vertreiben suchten. Die ersten Wagnisse dieser Art wurden von französischen Künstlern unternommen, deren Verleger es nicht unterließen, dem Wettlauf der Radirung mit dem Kupferstich noch einige stark gewürzte Zusätze zu verleihen. Sie spekulirten auf die Leidenschaft eiferüchtiger Sammler und forderten unverschämt hohe Preise unter dem Vorwande, daß nach einer in Ziffern begrenzten Zahl von Abzügen die Platte zerstört und jedem der drei- oder vierhundert Abnehmer ein Stückchen der Platte eingehändigt werden würde. Soviel wir wissen, ist dieser schlau auf die Sammelwut berechnete Humbug, der doch keinen vernünftigen Menschen über den wirklichen Wert eines radirten oder gestochenen Blattes täuschen kann, zuerst bei der Radirung Ch. Waltner's nach Rembrandt's „Nachtwache“, beiläufig bemerkt, einer Nachbildung, die von dem Originale eine ganz unrichtige Vorstellung giebt, in Szene gesetzt, seitdem aber, wie alle Narrheiten, häufig wiederholt worden. Die materiellen Erfolge, welche die alten Meistern nachschaffenden Radirer mit ihren großen Platten errangen, ließen wiederum die Malerradirer nicht schlafen. Sie griffen nach ebenso großen und noch größern Kupferplatten und bedeckten sie meist mit landschaftlichen Ansichten und Architekturstücken, deren Ausführung sich natürlich mit dekorativen, sozusagen summarischen Andeutungen begnügen mußte, wenn nicht abermals ein Mißverhältnis zwischen aufgewandter Arbeitskraft und dem daraus zu erzielenden Gewinn entstehen sollte. Hatte sich die Radirung schon in der Nachbildung von Gemälden alter Meister in großem Maßstabe Aufgaben gestellt, die ihrem innersten, auf intime malerische Wirkung gerichteten Wesen zuwider waren, die aber wegen des bedeutamen geistigen Inhalts der

Originale immer noch, trotz unzulänglicher Lösung, das Interesse des Stoffes für sich hatten, so fielen alle Entschuldigungsgründe für ungebührliche und ungerechtfertigte Ausdehnung bei den sogenannten „Originalradierungen“ weg, die uns die bekanntesten oder gleichgiltigsten Gegenden, bald mit etwas impressiv-nistischem Anstrich, bald mit der protokollarischen Beinlichkeit des Bedutenmalers vor Augen führen. Bei diesen großen Blättern läßt sich nicht mehr entscheiden, welchen Anteil an der malerisch-dekorativen Wirkung die Nadel des Radirers oder das Raffinement des Druckverfahrens hat, das bei den mit großem Pomp angekündigten „Originalradierungen“ der Neuzeit sehr oft eine viel größere und wichtigere Rolle spielt als das Talent des Malerradirers.

Nach diesem Vorgehen wäre nun zwischen der reproduzierenden Radierung und der Originalradierung Sonne und Schatten gleichmäßig verteilt gewesen und eine Bahn gewonnen worden, auf der sich die beiderseitigen Kräfte hätten messen können. Aber die unheilvolle Haft der Spekulanten, die den früher als still und heilig ausgerufenen Hain der Kunst, nicht gerade zum Mißvergnügen der Hain- und Tempelwächter, wie Korybanten durchtoben und ihre gefüllten Geldbeutel verlockend zeigen, machte noch ein drittes Reizmittel für den übersättigten Gaumen der feinschmeckerischen Sammler ausfindig. Es mußte einmal ein berühmter oder auch nur ein im Kurszettel des Kunstmarktes hochnotirter Maler überredet werden, eines seiner beliebtesten Bilder selbst zu radieren. In einer solchen Verbindung mußte auch der blasirteste Sammler den Gipfel des Hochgenusses erkennen, und da ihm überdies die Genußthuung geboten war, daß er für sein teures Geld den Genuß nur mit wenigen zu teilen brauchte, haben wir es erlebt, daß die mit ängstlicher und tastender Nadel ausgeführte Radierung eines englischen Malers nach seinem Bildnis einer hübschen jungen Dame höher bezahlt worden ist, als die entsprechenden Abdrucksgattungen von Mandels „Siztinischer Madonna“, an welcher der Meister zehn Jahre lang gearbeitet hat.

Einem so heftigen Ansturm, der in seinem taktischen Vorgehen ebenso geschieht die Leidenschaften der Sammler ausnutzte, wie er den Sparjamkeitsbedürfnissen der durch die von allen Seiten eindringende Konkurrenz hart bedrängten Kunsthändler und Verleger entgegen kam, vermochte der schwerfällige Kupferstich, der mit der Massenproduktion des modernen Kunstverlagsgeschäfts nicht gleichen Schritt halten kann, keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen. Er wurde an die Wand gedrückt, hatte aber als stummer, wenn auch betrübter Zuschauer die Genußthuung, zu sehen, wie sich unter seinen Ersatzmännern und Nachkommen ein Kampf entspann, ähnlich dem zwischen den eisernen Mannen, die aus Jasons Saat der Drachenzähne dem Erdboden entsprossen.

Die stetig wachsende Vervollkommnung in der photographischen Aufnahme von Gemälden alter Meister gab Kunstforschern und Kunstfreunden die Mittel an die Hand, die Arbeiten der Radirer auf ihre Zuverlässigkeit und Verwend-

barkeit für wissenschaftliche Zwecke zu prüfen, und das Ergebnis dieser Prüfungen war häufig so enttäuschend und entmutigend, daß sich der Wunsch nach einem zuverlässigeren Reproduktionsmittel immer lebhafter rege machte. Die Photographie selbst vermochte diesen Ersatz anfangs nicht zu bieten, weil sie den schweren, undurchsichtigen Schatten der alten niederländischen Gemälde nicht beizukommen vermochte, welche die Radirnadel so geschickt aufzuhellen verstand. Überdies war das alte Kopirverfahren so umständlich und ungleichmäßig, daß die Bedingung eines wohlfeilen Preises, die bei vergleichenden weit ausgedehnten Studien unumgänglich ist, nicht erfüllt werden konnte. Erst nach der Erfindung des photographischen Druckverfahrens wurde auch dieser Übelstand beseitigt, und im Laufe weniger Jahre ist jenes Verfahren durch Franzosen und Deutsche so leistungsfähig gemacht worden, daß es nach der Seite der Massenerzeugung der Radirung vollständig den Boden untergraben hat. Bei der Herstellung der Galeriewerke vermag jetzt die Radirung nicht mehr mit der Heliogravüre und Photogravüre zu wetteifern, welche die Eigenschaft eines gefälligen, bestechenden Aussehens mit dem Vorzuge wissenschaftlicher Genauigkeit verbindet, den unser kritisches Zeitalter von Veröffentlichungen dieser Art fordert. Durch die schnelle Verbreitung des photographischen Lichtdrucks und seiner Abarten, die zum Teil für die Buchdruckerpresse verwendbar sind und dadurch den vornehmeren Gattungen der graphischen Künste noch mehr Abbruch thun, ist jetzt auch bereits die reproduzierende Radirung in eine Notlage geraten, und Grabstichel und Radirnadel singen ein gemeinsames Klage lied.

Einsichtigen Beurteilern kann es freilich nicht verborgen bleiben, daß auch die Heliogravüre, der mechanische Lichtkupferdruck, trotz gewisser Nachhilfen auf der Platte mit Nadel und andern Werkzeugen, in ihrer Leistungsfähigkeit begrenzt ist. Sie giebt den nachgebildeten Gemälden einen weichen, matten Glanz, der nicht immer dem koloristischen Charakter der Originale angemessen ist. Man kann ihre Wirkung auf das Auge am ehesten mit der der Schabkunstblätter vergleichen, die sich im vorigen Jahrhundert einer großen Beliebtheit erfreuten, und wie diese sich besonders brauchbar in der Nachbildung gewisser Meister erwiesen, die nach starken Helldunkleffekten strebten, wie z. B. J. Hals, Rembrandt, Dou, Rubens, Honthorst, Schalken u. a., so wird man auch, sofern man den Schwerpunkt auf vollkommen treue, charakteristische Wiedergabe der koloristischen Haltung der Originale legt, den Wirkungskreis der Heliogravüre beschränken müssen. Einen Versuch, verschiedene reproduzierende Künste, insbesondere den Kupferstich, die Radirung und die Heliogravüre, nach dem Maßstabe ihrer Leistungsfähigkeit zu beschäftigen und danach die Aufgaben zu stellen, hat kürzlich die Verwaltung der Berliner Gemäldegalerie gemacht. Zu den beiden ersten Lieferungen eines in großem Maßstabe angelegten Galeriewerkes sind Stecher und Radirer herangezogen worden, deren Beteiligung im großen und ganzen so abgegrenzt worden ist, daß den erstern die Italiener des 15. und des 16. Jahrhunderts,

soweit sie nicht der venezianischen Koloristenschule angehören, übertragen worden sind, während den Nadrern die Wiedergabe der Koloristen, also der spätern Niederländer, der Venezianer des 16. und der Spanier des 17. Jahrhunderts zugefallen ist.

In dieser Scheidung liegt ein Fingerzeig, wie etwa das Arbeitsgebiet des Kupferstichs begrenzt werden könnte, um ihm wieder zu dem alten Ansehen zu verhelfen, das zum Teil vielleicht nur dadurch gelitten hat, daß der Kupferstich sich an Aufgaben gemacht hatte, zu deren Lösung seine beschränkten Mittel nicht ausreichten. Es wäre auch in Hinblick auf die oben erwähnten Versuche Dürers den Kupferstechern anzuraten, auf eine Erweiterung ihrer Darstellungsmittel zu denken und, statt in der starren Abgeschlossenheit des reinen Linienstiches zu verharren, die Radirnadel noch mehr zur Mitarbeitererschaft heranzuziehen, als es bisher der Fall gewesen ist. Doch damit geraten wir auf ein Gebiet, das wir nicht betreten wollten. Es lag uns nur daran, in Form eines geschichtlichen Überblicks auf einige der Ursachen hinzuweisen, die mitgewirkt haben, den Kupferstich aus seiner frühern Stellung zu verdrängen und den Umfang seiner Thätigkeit wesentlich zu beschränken. Einen wirklichen Verfall der Kupferstecherkunst, d. h. ein Herabsinken von einer zu irgend einer frühern Zeit erreichten Stufe vermögen wir nicht zu entdecken. Wenn man Blätter wie Mandels „Siztinische Madonna“, Johann Burgers „Aurora“ nach Guido Reni und Rudolf Stangs „Abendmahl“ nach Leonardo da Vinci ins Auge faßt, gewinnt man vielmehr die Überzeugung, daß sich die Technik unablässig vervollkommenet, soweit es innerhalb der einmal gesteckten Grenzen möglich ist. Die mißliche Lage des Kupferstichs ist demnach mehr auf rein wirtschaftliche und auf Gründe der Konkurrenz zurückzuführen, von denen wir einige hervorgehoben haben. Ob diese Notlage durch äußere Umstände, etwa durch Staatshilfe oder durch das Eingreifen von Gesellschaften und Vereinen zu beseitigen ist, oder ob nicht vielmehr die Kupferstecher selbst darauf werden bedacht sein müssen, durch größere Beweglichkeit ihrer Technik oder durch andre Reformen der Konkurrenz zu begegnen, das sind Fragen, die sich unsrer Meinung nach nicht auf dem Wege theoretischer Auseinandersetzungen lösen lassen. In kritischen Zeiten hat stets die That mehr gegolten, als die kluge Meinung oder der gute Rat. Wenn der Kupferstich noch die Lebenskraft besitzt, die er nunmehr vierhundertundfünfzig Jahre hindurch bewährt hat, so wird er sich auch ohne fremde Hilfe im Kampfe mit Mächten behaupten, die selbst auf sehr unsicheren Füßen stehen und zum Teil mehr den Charakter von vorübergehenden Erscheinungen haben.



Kleinere Mitteilungen.

Die Verfolgung von Majestätsbeleidigungen. Die gerichtliche Sühnung von Beleidigungen, die Privatpersonen zugesügt werden, ist in ihrer zum Teil recht wenig befriedigenden Weise auch in diesen Blättern schon besprochen oder doch mit kurzen Bemerkungen gestreift worden. Hier soll die Strafverfolgung einer andern Art von Beleidigungen besprochen werden, nämlich der, welche durch Worte, also nicht thätlich, gegen das Staatsoberhaupt begangen werden, gegen die Person, in der Staat und Staatsleben ihren lebendigen Mittelpunkt und Höhepunkt, ihren verkörperten Ausdruck, gewissermaßen sich selbst erblicken. Dabei möchte ich die Aufmerksamkeit auf Bestimmungen hinlenken, die früher für dergleichen Strafverfahren im Königreiche Hannover bestanden. Sie dienen m. E. wesentlich dazu, die Widersärtigkeiten solcher bedauerlichen Vorkommnisse zu mildern; eben deshalb wird diese Besprechung auch auf die Teilnahme nichtjuristischer Leser dieser Zeitschrift hoffen dürfen.

Man kann sich zu einer widerfahrenen Beleidigung verschieden stellen, sie stolz außer Acht lassen, etwa mit satirischer Zugabe, wie Friedrich der Große, als er die gegen ihn an eine Straßenede geheftete Schmähschrift niedriger hängen ließ, oder Genugthuung in gerichtlicher Bestrafung des Beleidigers suchen, oder sich durch Selbsthilfe rächen, durch Erwidern der Beleidigung oder durch Zweikampf. Letzterer wird sich aus Vernunftgründen nie, immer nur aus dem Gefühle rechtfertigen oder begreiflich machen lassen; einen unerwünschten Nährboden findet er in der für Gebildete gänzlich unzureichenden Form der gerichtlichen Sühnung. Deshalb wird selbst die Berechtheit eines Rousseau, der in seiner *Nouvelle Héloïse* (I, Brief 57) so ziemlich alles anführt, was sich gegen die Sitte oder Unsitte des Zweikampfes sagen läßt, nichts gegen ihn fruchten. Je nach Sinnesart und Stimmung, selbstverständlich aber unter Berücksichtigung der begleitenden Umstände bei der Beleidigung (Persönlichkeit des Thäters u. s. w.), wird man zu dem einen oder dem andern Mittel greifen.

Ähnlich wird man sich nun auch in den Fällen der (wörtlichen) Beleidigung des Landesherrn entscheiden. Man kann sich über die Schamlosigkeit eines Angriffs, besonders wenn er durch die Presse erfolgt, so erzürnen, daß unbedingt die schwerste Sühne erforderlich erscheint. Man muß aber auch an Vorkommnisse denken, wo irgend ein „dunkler Ehrenmann“, halbberauscht, sich in einem vielleicht ganz kleinen Kreise ungeziemende Aeußerungen erlaubt hat, die, auf der Goldwaage geprüft, sich als wirkliche Majestätsbeleidigungen nicht verkennen lassen. Gewiß wird man in der Behandlung solcher Straftthaten eine Unterscheidung dringend erwünscht finden; die Majestät steht doch zu hoch, als daß solche freche Unziemlichkeiten an sie heranreicheten. Ich möchte an das stolze und prächtig tönende Wort Guizot's in einer seiner Kammerreden erinnern: „Gäusen Sie die Beleidigungen gegen mich so hoch, wie Sie wollen, die Höhe meiner Verachtung gegen Sie werden Sie doch nicht erreichen!“ Man sollte solche geringwertige Fälle unbesorgt der Mißbilligung Wohlgesinnter überlassen, sie möglichst bald vergessen machen und am allerwenigsten zum allgemeinen Vergerniß an die große Glocke eines öffentlichen Strafverfahrens hängen. Es ist ja dabei auch zu beachten, daß der Gefränkte selbst, der Landesherr u. s. w., in den seltensten Fällen von der Beleidigung persönlich Kenntniß erhält.

Das Peinliche für die verfolgende Behörde ist nun, daß sie (§ 152 der Str.-P.-D.), wenn nicht im Einzelfalle Veranlassung vorliegt, bei dem Vorgesetzten — Justizminister oder Oberstaatsanwalt — einen besondern Befehl, öffentliche Klage nicht zu erheben (Gerichtsverfassungsgesetz § 147), für sich zu erwirken, gehalten ist, alle dertartigen Majestätsbeleidigungen strafrechtlich zu verfolgen. Unterlassungen wird sie auf diesem heiklen Gebiete doppelt bedenklich finden. Auch eine reichliche Anwendung der Befugnis aus § 168, Abs. 2 der St.-P.-D. — „Einstellung des Verfahrens“ nach ermitteltem Sachverhalte — vermag gegen die straffe Gesetzesvorschrift in dem angezogenen § 152 nicht zu helfen. Und wenn dann später der Straffall vor das erkennende Gericht gelangt, so ist dieses selbstverständlich erst recht gebunden, den strengen Buchstaben des Gesetzes auf ihn anzuwenden.

Die Entscheidung darüber, ob überhaupt eine Strafverfolgung eintreten solle und nicht vielleicht der betreffende Fall eine solche gar nicht wert sei, müßte jedesmal in eine höhere Hand gelegt werden. Unser Reichsstrafgesetzbuch verlangt das nicht, schließt es aber auch nicht aus. Eine solche Befugnis könnte natürlich nicht jeder Staatsanwaltschaft als einer verhältnismäßig untergeordneten Behörde erteilt, wohl aber m. E., und zwar trotz § 152 der Str.-P.-D., nach der deutschen Gerichtsverfassung (§ 147) durch eine bloße „Verwaltungsverordnung“ der höchsten Landesjustizbehörde vorbehalten werden.

In der That bestand eine derartige Vorschrift in Hannover. In dem § 141 des hannoverschen Kriminalgesetzbuchs von 1840 und der revidirten Strafprozeßordnung von 1859 § 39 hieß es: „Wegen der genannten verbrecherischen Handlungen, insofern solche blos in wörtlichen oder bildlichen Beleidigungen bestehen, haben die Gerichte (die Staatsanwaltschaften) von Amts wegen keine Untersuchung wider deren Urheber einzuleiten, sondern darüber an das Ministerium der Justiz zu weiterer Verfügung zu berichten.“ Ein früheres Mitglied dieses Lehrern hat dem Schreiber dieses Aufsatzes ausdrücklich bestätigt, daß diese Einrichtung sehr wohlthätig gewirkt habe, und daß eine große Anzahl von Majestätsbeleidigungssachen (ohne besondere Ermächtigung des Königs) unter den Tisch gefallen sei.

In der That, wenn irgendwo Zweckmäßigkeitsrückichten, ja geradezu politische Erwägungen Einfluß auf die Entscheidung der Frage gewinnen dürfen, ob Strafverfolgung eintreten soll oder nicht, so ist es hier. Sie muß allerdings von einem höhern Standpunkte aus getroffen werden, und es darf zunächst nur die Vornahme unausschießbarer Handlungen, zur Sicherung der Beweise u. s. w., den Staatsanwaltschaften überlassen bleiben.

Es will mir scheinen, als wiese die angeführte hannoversche Vorschrift gutes Gold in einem vergessenen Schachte auf — ein Beispiel, das sich so häufig in der Rechtsgeschichte wiederholt.



Litteratur.

Volkstheater und Lokalbühne. Von Anton Dettelheim. Berlin, Druck von S. Hermann, 1887.

Diese kleine Broschüre tritt für das geplante „Volkstheater“ in Wien ein. Welche Gründe den Verfasser bestimmt haben, sich diesem Ziele auf dem Wege

der Polemik zu nähern, ist uns nicht recht ersichtlich geworden. Erst wird Böhm wegen seiner Lästerungen Goethes und Schillers abgestraft. Dann wendet sich Bettelheim gegen Hans Herrig, der behauptet hat, daß wir heute kein deutsches Volkstheater besäßen. Was Bettelheim gegen diese Behauptung vorbringt, ist aber nur geeignet, sie zu bekräftigen. Raimund und Nestroy, die entgegeng gehalten werden, sind ja lauge tot, und der Einzige, der in der Gegenwart starke Befähigung für das Volkstheater bewiesen hat, L. Angenruber, kann nicht aufkommen. Auch in Einzelheiten verrät der Verfasser Unklarheit. Wie kann man die Walzeroperetten von Johann Strauß gute deutsche Singspiele nennen und mit Dittersdorf zusammenstellen!

Über die menschliche Freiheit. Prorektorsrede von Kuno Fischer. Zweite Auflage. Heidelberg, C. Winter, 1888.

Man kann spitzfindiger und schulmäßiger oder auch pathetischer, aber sicher nicht schlagender und zweckentsprechender einen großen Vorwurf in eine knappe, feine, man muß hier fast sagen zierliche Form fassen. Das philosophische Problem wird in seiner Tiefe zum Ausdruck gebracht, ohne doch seine tiefsten Abgründe oder seine dornenvollsten Zugänge anders als auch nur dem Kundigen zu verraten. So wird das Allerwichtigste, wirkliche Klärung, im Zuhörer oder Leser erreicht, ohne daß sich der Fachmann etwas vergiebt. Kuno Fischer wird sich Rechenschaft darüber abgelegt haben, weshalb er die theologisch-spekulative Seite, die die gesammte Kirchengeschichte und auch außerhalb ihrer die gewaltigsten Geister außermächtigt erregte, noch mehr aber die psychologisch-physiologische Seite zurücktreten ließ. Namentlich die letztere zeigt (ganz besonders in ihrer gegenwärtigen, von England ausgehenden Popularisierung), wie mit Aufhellung einzelner Strecken die Verdunklung, ja die Verfehlung des Hauptziels Hand in Hand gehen kann. Hier aber galt es, ein in unserer Zeit nicht mehr bloß akademisch und kirchlich wichtiges Thema in einen möglichst weiten Gesichtskreis zu rücken. Wir möchten an dieser Stelle dazu beitragen durch Mitteilung einer uns längst geläufigen Ausführung, der wir uns freuen hier an wichtigem Platze zu begegnen: „Wir erwarten (von den Naturalisten und ihren Wortführern), daß sie die Freiheit vollkommen verneinen, sie thun es auch oder wollen es thun, aber es trifft sich, daß gerade sie, für welche aus Gründen der Natur die Freiheit und der Zweck eine bare Unmöglichkeit ist, zum Besten der Gesellschaft, also im Hinblick auf einen Zweck, die Freiheit im größten Umfange fordern. Es scheint, wenn man sie hört, daß sie von dem mittelalterlichen Satz: was physikalisch wahr ist, könne theologisch falsch sein, eine etwas veränderte Anwendung machen und meinen: was physikalisch unmöglich ist, könne politisch notwendig sein.“ Dem gegenüber hätte das Verhältnis der Gegner, die „auf die Freiheit hinzuweisen pflegen als Fundament und Träger aller sittlichen Ordnung,“ wohl eine breitere Behandlung zugelassen. Für manche höchst eigenartige und bezeichnende Verschiebung der Gegensätze war übrigens die letzte päpstliche Encyclica „über die Freiheit“ lehrreich. Fischers Vortrag ist bereits 1875 gehalten. Rühmen wir noch zum Schluß seine im edelsten Sinne des Wortes ergebende Wirkung auf das „praktische Vermögen,“ die sittliche Kraft des Hörers.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Brunow in Leipzig.

Beilag von Fr. Wilh. Brunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Don der Romfahrt bis zu den preußischen Landtagswahlen.



Die Herausgabe des „Tagebuchs“ hatte glücklicherweise den gesunden Sinn des Volkes und die Treue der Fürsten nicht berührt. Der Kaiser, der sich über Detmold und Stuttgart zum Geburtstage der Kaiserin Augusta nach der Mainau, von da über Lindau und Rempten nach München begab, wurde überall mit herzlichem Jubel empfangen. Selbst König Karl und Königin Olga von Württemberg fanden sich zur Begrüßung in Stuttgart ein, wenn es ihnen auch, wie es scheint, etwas schwer geworden ist. Der Kaiser verstand es, mit Worten, die überall dem Kreise der Hörer auch geschichtlich angepaßt waren, die Herzen zu ergreifen. Von München ging er nach Wien. Die Worte, die hier von den Kaisern von Oesterreich und Deutschland in ihren Trinksprüchen gesprochen wurden, besonders die von der Kameradschaft beider Heere, bezeichneten in ihrer Kraft und Bedeutung das Verhältnis beider Staaten als ein auf gegenseitiger Treue fest erbautes. Das waren nicht Worte, bloß von der Gelegenheit eingegeben, sondern Worte, von denen „jedes einzelne einen Kommentar aufwog,“ Worte von so schwer wiegendem Gehalt, daß ihre Tragweite sich auch dort geltend machte, wo der Friedensbund beider Herrscher und Staaten der Gegenstand gehässigster Anfeindung ist. Man merkte es beiden Neben an, daß die Monarchen sich des geschichtlichen Augenblicks wohl bewußt waren, der damit gegeben war.

Aber womöglich noch mehr als in Wien, war man sich in Rom, ja in ganz Italien dessen bewußt, daß mit dem Kommen des deutschen Kaisers Stunden und Tage von weltgeschichtlicher Bedeutung naheten; ganz Italien war schon Wochen vorher in einer fieberhaften Aufregung, und Rom wie Neapel

wetteiferten mit einander in dem Bestreben, die Verbrüderung des apenninischen Königreichs und des deutschen Kaiserreichs glanzvoll zu feiern. Denn das war es, dem aller Glanz und alle Herrlichkeit gelten sollte, die Verbrüderung der beiden Reiche, wie sie sich im Angesichte des Vatikans vollzog. So sehr auch jegliche Demonstration, mit der der Vatikan getroffen werden konnte, wie sich von selbst versteht, vermieden werden sollte, so wenig konnte doch durch die ganze Halbinsel hin die Freude erstickt werden, die der patriotische Italiener bei jedem Ereignis empfindet, das die Unmöglichkeit der ihm bis in den Tod verhassten politischen Papstwirtschaft der Welt deutlich aufweist. Und das that die Begrüßung des italienischen Königs durch den deutschen Kaiser in seinem Palaste zu Rom.

Während der Reise des Kaisers kamen schlimme Nachrichten aus Ostafrika. Aber jedes eine koloniale Politik befolgende Land hat die Erfahrung von schweren Opfern an Geld und Menschen machen müssen, und es gehört nur etwas patriotischer Sinn dazu, zu wissen und zu verlangen, daß, je größer die Vergewaltigung ist, desto größer die Sühne sein muß. Wer freilich denkt, daß unsre Freisinnigen diesen patriotischen Sinn hätten, der den deutschen Namen nicht beschimpfen läßt, der irrt sich. Die gehässigsten englischen Berichte wurden mit Freuden von diesen Blättern abgedruckt; je mehr der Unglücksbotschaften kamen, desto lauter jubelten die freisinnigen Heuchler, daß ihre Warnungen sich jetzt erfüllen; ja sie brachten die Schmach zu stande, der ostafrikanischen Gesellschaft zu raten, ihre Besitzungen aufzugeben und damit auch diese für Deutschland verloren gehen zu lassen. Diese Jammerseelen werden ja hoffentlich erfahren, daß, wenn die deutsche Regierung einen Schutzbrief ausstellt, sie diesem auch Kraft und Wirkung zu geben vermag. Und so glauben wir, daß die Kooperation Deutschlands und Englands gegen den afrikanischen Sklavenhandel, zu der jetzt auch Portugal beigetreten ist, und die zunächst in einer großartig ausgebrehten Blockade besteht, doch nicht die einzige und letzte Maßregel sein wird, mit der sich Deutschland zur Erfüllung seiner kolonialisatorischen Aufgaben in Afrika begnügt. Endlich ist auch England auf den Vorschlag Deutschlands, zugleich mit der Blockade ein Einfuhrverbot von Waffen und Pulver nach dem innern Afrika eintreten zu lassen, eingegangen. Damit ist die Kulturarbeit in Afrika für die europäischen Nationen unendlich viel leichter geworden; eine energische Unterdrückung des Sklavenhandels, die bisher vielfach unter dem Einfluß der englischen Handelshäuser in Sansibar selbst und unter der Benutzung der französischen Flagge nicht möglich war, ist in Zukunft zu hoffen. Wenn aber der Sklavenhandel für die Araber nicht mehr möglich ist, so wird auch die Sklavenjagd aufhören, und damit schwindet die bis jetzt über dem unglücklichen Erdteil stehende Gefahr, daß seine Eingebornen allmählich ausgerottet und so die Kräfte für die Kultivierung des Bodens vernichtet werden. Zwar weisen Kenner afrikanischer Verhältnisse darauf hin, daß bei den steten innern

Kriegen der afrikanischen Häuptlinge eine andre Gefahr erstehe, nämlich, daß, wenn der siegende Häuptling seine Gefangenen nicht mehr an den Händler absetzen kann, er ihnen nun, um sie nicht ernähren zu müssen, die Köpfe abschlägt. Indeß gerade die Aussicht, Gefangene zum Verkauf zu bekommen, hat jetzt vielfach den Grund zu Kriegen gegeben, die nur eine andre Art von Jagd auf Sklaven waren. Machen die Häuptlinge die Erfahrung, daß auch die Kriege nicht lohnen, so werden diese zwar noch lange nicht aufhören, aber gemindert werden. Auf jeden Fall hat hier Deutschland ein großes Werk der Kultur vor sich, und wenn unsre Regierung hier eine Aktion in der einen oder andern Weise nach reiflicher Überlegung eintreten zu lassen für gut hält, so wird der Reichstag wohl nicht die Mittel verweigern, auch wenn der Freisinn sich die größte Mühe giebt, unsre Aufgabe in Afrika, die, wie gesagt, eine große Kulturaufgabe ist, zu vereiteln. Wir wollen nicht gesäet haben, um den Engländern auch diesmal allein die Ernte zu lassen. In andern Ländern, die kolonialisatorische Erfahrungen haben, würden Vorkommnisse, wie die in unsern ostafrikanischen Niederlassungen, gar nicht viel Gerede machen; man weiß da, daß dergleichen mit solchen Unternehmungen verknüpft sind; nur unsre freisinnigen Philister erheben ihr Gewinsel und hoffen damit für ihre Partei Geschäfte zu machen. Da ist das Mißgeschick, welches die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft betroffen hat, ein „Krach,“ und wenn die Nationalzeitung einen kraftvollen Schutz des Reichs für seine Angehörigen verlangt, so ist das „derselbe Humberg, um den es sich bei dem Rühren der Kriegstrommel zu der Zeit der vorjährigen Faschingswahlen handelte.“ Wer den Ruhm und die Sicherheit des Vaterlandes will, der ist ein „nationaler Humbergschlager.“ Sollte Bismarck für die in Afrika durch die aufgehezte Bevölkerung mißhandelten Deutschen eintreten wollen, so hat „seine Macht ihre Grenze“ erreicht; denn „in gewissen äußersten Fällen ist auch die öffentliche Meinung ein Stück Verfassung.“ Jetzt sind leider nur „Kanonen und Panzerschiffe das allergrößte Stück der deutschen Verfassung.“ Anstatt für „abenteuerliche Unternehmungen der Profitwut“ soll die Reichshilfe für den „unbeschreiblichen Notstand der Frauen und Kinder unsrer arbeitenden Klassen“ in Anspruch genommen werden, deren „eine immer wachsende Zahl in das zermalvende Getriebe der Großindustrie gerissen wird.“ Da niemand mehr den „unbeschreiblichen Notstand der Frauen und Kinder“ in dem „zermalgenden Getriebe der Großindustrie“ verschuldet, als die Patrone und Progen der Volkszeitung, aus der die citirten giftigen Auswürfe genommen sind, so zeigen auch solche, die Leidenschaften aufreizenden Artikel, wie weit die Verblendung dieser Partei geht.

Es tritt immer wieder aufs neue zu Tage, wie dem Freisinn ebenso wie den Ultramontanen die nationale Gesinnung vollständig abgeht. Wie der erstere Deutschland am liebsten im Schlepptau Englands sähe, so würden die letztern am liebsten ein Regiment sehen, wie es das geplagte Vaterland unter

Karl V. hatte. Deshalb mag wohl auch von gewisser Seite dafür gesorgt worden sein, daß der Kaiser, als er beim deutschen Gesandten am Vatikan das Wohl des Papstes ausbrachte, das Glas erhalten hatte, das einst Karl V. benutzt hatte. Das nennt man „mit der Faust gewunken“; es wird aber nicht viel helfen. Rom bleibt doch die Hauptstadt Italiens, und Bismarck thut dem Papste nicht zum zweiten Mal den Gefallen eines Kulturkampfes, nachdem er die Bravour des Fortschritts auch auf kirchenpolitischem Gebiete kennen gelernt hat. Der blöde Hödur mag für das Ausprüngen seines giftigen Hasses sich ein andres Feld aussuchen!

Aus der Romfahrt selbst wollen wir nur der Rede des Kaisers gedenken, die er an demselben Tage, wo der Papstbesuch stattfand, als Erwiederung auf den Toast des Königs Humbert hielt. Sie ist von der größten Tragweite und zeigt, daß die Italiener Recht hatten, wenn sie über Papst und Klerisei samt dem ganzen wunderlichen Ceremoniell, das für den deutschen Kaiserbesuch mit dem auswärtigen Amte verabrebet worden war, sich lustig machten; denn daß der Papst nichts von politischer Bedeutung erreicht hat, zeigt die Rede Kaiser Wilhelms. Die von den Vätern überkommene Bundesgenossenschaft mit dem italienischen Königshause findet in seinem Herzen ein lebhaftes Echo. Der Kaiser erwähnte, daß beide Länder ihre Einheit unter der Führung ihrer großen Herrscher mit dem Schwerte erkämpft hätten; „unsre Völker werden fest zusammenstehen zur Aufrechthaltung dieser Einheit.“ Also Rom ist und bleibt die Hauptstadt des italienischen Königs, und darein muß sich auch der heilige Vater finden.

Hierbei wollen wir daran erinnern, daß der „arme Gefangene im Vatikan“ zu seinen andern die Welt aufklärenden Encykliken jüngst auch eine Freiheitsencyklika erlassen hat, worin er als der von Gott begnadigte unfehlbare Lehrmeister der Welt eine Frage entschieden hat, die zu entscheiden die erleuchtetsten Geister seit drei Jahrtausenden sich vergeblich bemüht haben. Die Welt weiß nun, wie sie mit der „wahren Freiheit“ dran ist, die nur im Papsttum wirklich werden kann. „Die Kirche kann aber — wie es in derselben weisen Encyklika heißt — den Zeitumständen nachgeben und sich den Einrichtungen anbequemen, welche die Klugheit verlangt, wo die sichere Hoffnung eines großen Gutes sich zeigt.“ Also die Kirche kann nachgeben, kann z. B. auch einen protestantischen Regerkaiser mit Schmeicheleien empfangen, wenn ein großes Gut sich in Aussicht zeigt. Aber „wenn die Kirche bei der eigentümlichen Lage des Staates die Duldung gewisser moderner Freiheiten für ersprießlich hält, wird sie, wenn die Zeiten sich zum bessern gewandt haben werden, von ihrer Freiheit Gebrauch machen, das ihr von Gott anvertraute Amt zu erfüllen.“ Schönen Dank für die offene Sprache! Die Herren Jesuiten glauben wahrscheinlich einem großen Diplomaten unserer Zeit nachahmen zu müssen. Daß sie nicht „von ihrer Freiheit Gebrauch machen,“ dafür wird ja gesorgt werden.

Wenn die Nationalzeitung beim Antritt der kaiserlichen Reisen den Wunsch aussprach, daß der Abschluß, den die europäischen Staatsmänner im Herbst über das Ergebnis des diplomatischen Feldzugs des Sommers ziehen würden, die Hoffnungen der Völker auf Fortdauer des Friedens krönen möge, so haben diesen Abschluß die zwei bedeutendsten Staatsmänner Europas damit gezogen, daß Crispi dem Reichskanzler nach Friedrichsruh von dem Enthusiasmus telegraphirte, mit dem Kaiser Wilhelm in der Hauptstadt Italiens empfangen worden sei. „Ich wünsche, daß das Echo des Jubels, wovon Rom wiederhallt, bis zu Ihnen gelange . . . Möge unser Bündnis stets ein so herzliches und inniges bleiben zum Ruhme der beiden Völker und zum Besten des Friedens von Europa.“ Der Reichskanzler aber gab diesen Wunsch eben so herzlich zurück mit der Versicherung seines festen Willens, „diese Freundschaft aufrecht zu erhalten und immer inniger zu gestalten.“ So waren denn, als am 19. Oktober der Kaiser von Rom abreiste und am 21. wieder in Potsdam eintraf, die Kaiserstage von Wien, Rom und Neapel vor dem aufmerkenden Europa zwar wie im Fluge vorüber gerauscht, aber die Bande des mitteleuropäischen Bündnisses waren doppelt fest geworden, und damit der Völkerfriede selbst. Unzufrieden waren nur die Klerikalen in allen Ländern. Man hatte das Gefühl, daß der Papst mit dem dreifachen Ansatze, das Thema seiner Unabhängigkeit zu besprechen, sich in unbegreiflicher Weise bloßgestellt habe, und diesem Gefühle gab man nun auf eine Art Ausdruck, die den Geist des Papsttums kennzeichnet. Der *Moniteur de Rome* erklärte, daß die Unabhängigkeit des Papsttums nur in der Abwendung der Völker von der Tripelallianz liege, und setzte auf Frankreich seine Hoffnung. Der *Osservatore Romano* sah in der italienischen Truppenentfaltung nur eine Veranstaltung der Regierung, papstfreundliche Rundgebungen der römischen Bevölkerung unmöglich zu machen; kurze Zeit darauf aber sah dasselbe Blatt in derselben Truppenentfaltung, die bekanntlich auf dem Wege des Kaisers zum Vatikan entwickelt worden war, die unhaltbare Lage des Papsttums, da nicht einmal ein protestantischer Fürst ohne Schutz gegen die Beleidigungen des Pöbels den Papst in seiner eignen Stadt besuchen könne. Die Beleidigungen des Pöbels bestanden nun darin, daß er dem deutschen Kaiser sein *Evviva* zurief, wo dieser sich blicken ließ. In der That, man merkte, daß der Kaiser dem Papste „keine Illusionen gelassen hatte.“

Wie die Ultramontanen wieder anfangen, auf Frankreich ihre Hoffnung zu setzen in der Weise, daß sie keinen Augenblick zögern würden, die Welt in Brand zu stecken, wenn sie nur darauf rechnen könnten, ihre Pläne einigermaßen dabei durchzusetzen, so haben sie in Deutschland an den Deutschfreisinnigen allzeit willige Gehilfen. Was das für Brandstifter sind, sieht man aus solchen Gedankenergüssen, wie sie die „Volkzeitung“ z. B. in dem Artikel Nr. 250: „Ein Jubiläum,“ zum Besten giebt: „Der heutige Tag (21. Oktober) ist der traurigste Gedenktag, der bisher in den Jahrbüchern des deutschen

Reiches verzeichnet worden ist. Heute vor zehn Jahren gewann das Sozialistengesetz Kraft. Seitdem hat es mit unbelehrbarer Gewalt an den Grundfesten unsers nationalen Gemeinwesens gerüttelt und dieselben in einem Maße erschüttert, welches niemals mehr gut gemacht werden kann. Niemals mehr. Denn die deutschen Arbeiter müßten Fischblut in den Adern und leeres Stroh in den Köpfen haben, wenn sie jemals vergeben und vergessen könnten, was ihnen durch das Sozialistengesetz zugefügt worden ist. Heute ist es überflüssig zu sagen, wie hoch die Vorwände waren, unter denen das Sozialistengesetz erlassen wurde.“ Das schreibt eine Partei, die einst aus Angst, das Gesetz könnte nicht verlängert werden, so viel Leute im Reichstage abkommandierte, als zur Durchbringung des Gesetzes notwendig waren, und die damit bewies, daß sie recht gut begriff, daß diejenigen, die eine Ausnahmestellung in der bürgerlichen Gesellschaft dadurch einnehmen, daß sie deren Bestand selbst als unberechtigt bekämpfen, es nur sich selbst zuzuschreiben haben, wenn sie unter Ausnahmegeetze gestellt werden. Welches Maß von Freiheit unser Staat gewährt, kann jedermann aus solchen Artikeln, wie den angeführten, am besten erkennen.

Eine womöglich noch unpatriotischere Gesinnung der Freisinnigen spricht aber aus ihrem Kolettiren mit den Ultramontanen. Waren dieje von verhaltener Wut über die Blamage erfüllt, die der Papst durch sein Verhalten gegenüber dem Kaiser sich zugezogen hatte, und konnten sich alle nationalgesinnten Deutschen nur freuen über die würdevolle Vertretung des Reiches durch den Kaiser und Herbert Bismarck, so sahen die freisinnigen Nörgler in solcher stolzen Freude nur das Entzücken der „richtigen Falstaffs. Duckmäuserig und feige . . . großmäulig und prozenhaft, wo sie (die Nationalgesinnten) . . . nur die blasse Möglichkeit wittern, daß sich »die Reichsherrlichkeit« in persönlichen Kränkungen eines alten und wehrlosen Mannes geäußert hat.“ So die Volkszeitung. Diesen Leuten ist also der Papst ein „alter und wehrloser Mann.“ Was den „alten Mann“ betrifft (auf das „wehrlos“ kommen wir noch), so hindert ihn sein Alter nicht, „die Entschlossenheit der Kirche zum moralischen Kampfe“ zu verkünden, eine Entschlossenheit, von der die Bischöfe von Köln und Münster in ihren Hirtenbriefen über die Landtagswahlen sofort ein Beispiel gaben. Auch diese Hirtenbriefe waren aber dem Freisinn nur das Gegenstück geistlicher Wahlbeeinflussung zur obrigkeitlich weltlichen. Wenn die Freisinnigen selbst die Brodverteuerung, an der sie am meisten durch Begünstigung der Getreidespekulation und durch indirekte Aufforderung zur Preissteigerung an die Bäcker schuld sind, auf die Pölle zurückschieben und so das arbeitende Volk gegen die Regierung hegen, so ist das keine Wahlbeeinflussung. Diese giebt es überhaupt nur bei der Regierung, die das unsittliche Kartell gemacht hat, womit sie die Nationalliberalen einsing, welche nun sogar „den letzten liberalen Schimmer, der ihnen noch aus bessern Tagen vielleicht anhaftete, bewußt und gründlich abgestreift haben.“ Denn „wer sich zum Kartell-

humburg der Faschingswahlen von 1887 hergegeben hat (d. h. wer nicht deutsch-freisinnig gewählt hat), der hat ein für allemal den Anspruch auf liberale Gesinnung eingeblüht.“ Wie traurig! Die Nationalliberalen sind nur noch eine von den beiden eblen Doggen, „die beide mit Peitsche und Zuckerbrod bearbeitet wurden, um sie an möglichst gleiche Gangart zu gewöhnen, und siehe da, bei den Faschingswahlen von 1887 bewährte sich glänzend das Ergebnis dieser Erziehung.“ So steht zu lesen in dem Organ für jedermann Nr. 253.

Neben Schmähartikeln auf die Regierung und die nationalen Parteien laufen dann zur Abwechslung auch wieder Heßartikel einher, die den Kaiser gegen den Kanzler einnehmen sollen. Da schreibt z. B. die „Vossische Zeitung“: „Es ist neuerdings Sitte geworden, Ansichten und Handlungen der Regierung, welche im Volke vielfach verstimmen konnten, auf den Kaiser persönlich zurückzuführen, während man Beschlüsse, welche Zustimmung ernten müssen, nicht dem Kaiser, sondern dem Fürsten Bismarck in Rechnung stellt. . . . Man will geflissentlich das Odium dem Kanzler abnehmen und dem Kaiser zuschieben. . . . Man will die Verantwortlichkeit für die Veröffentlichung jener seltsamen Äußerung des Kanzlers [von den befürchteten Indiskretionen an den englischen Hof] einfach auf den Kaiser abwälzen.“ Diese Heßartikel, die mit ihrem „Man“ recht schlau angelegt sein sollten, wurden vom Kaiser einfach damit beiseite geschoben, daß er unter dem gastlichen Dache von Friedrichsruh bei seinem Kanzler Einkehr hielt. Und was sich dieser böse Kanzler sonst noch alles zu Schulden kommen läßt! Wenn er z. B. in der „Norddeutschen Allgemeinen“ schreiben läßt, daß sich Frankreich selbst aus dem Kreise der gebildeten Nationen damit ausschließt, daß in ihm die Mörder deutscher Soldaten freigesprochen werden, wehrlos Gemißhandelte wie die Freiburger Studenten in Belfort keinen Advokaten, in ihrem Vermögen benachteiligte, wie es in Nancy vorkam, keine Rechtshilfe finden können, weil sie Deutsche sind, wenn das das Kanzlerblatt rügt, so ist das ein gegen das vortreffliche französische Volk erlassener „Wannspruch“ des Kanzlers.

Dagegen wird den ultramontanen Bestrebungen die freundschaftlichste Unterstützung von den fortschrittlichen Brüdern zu teil. Von Zeit zu Zeit zeigen sie sich immer wieder als die echten päpstlichen Schlüsselsohnden. Als die „Germania“ die Nachricht brachte, daß die französische Regierung die von Crispien den italienischen Missionen im Orient entzogenen Unterstützungen zahlen würde, und diesen Entschluß sehr ehrenvoll für Frankreich fand, bemerkte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, dieser Entschluß habe eine reichsfeindliche Tragweite, wie schon daraus hervorgehe, daß die „Germania“ die Nachricht bringe. Diese Bemerkung war ganz richtig; denn jener Entschluß war ein bereites Zeugnis dafür, daß in Frankreich der Gedanke einer Annäherung an den Vatikan Boden gefaßt hat. Jedermann, der den Haß Frankreichs gegen Italien und gegen Deutschland kennt, muß also die Bemerkung der „Norddeutschen“ sachgemäß

finden. Die „Volkszeitung“ fand aber die Bemerkung der „Norddeutschen“ kindisch. Natürlich! Wie kann man auch die gute „Germania“ noch reichsfeindlich finden und den Franzosen solche Thorheiten zutrauen, daß sie über ihren Revanchegelüsten selbst die feindliche Gesinnung gegen die Kirche aufgeben könnten! Das ist ja „kindisch“, wie es von Herbert Bismarck abseuflich war, dem „wehrlosen Greis“ im Vatikan alle Hoffnung zu nehmen. Inzwischen hat der „wehrlose Greis“, wie der römische Korrespondent des Daily Telegraph berichtete, mit Rücksicht auf den kaiserlichen Besuch in Rom die Äußerung gethan, er habe zwar von der deutschen Regierung einige wertvolle Zugeständnisse erlangt, könne aber als Kirchenoberhaupt nicht einverstanden sein, daß die deutsche Regierung den Unterricht der katholischen Kinder in Deutschland allein beaufsichtigen wolle. Also Seine Heiligkeit unterstützt den Windthorst'schen Antrag auf Akerisierung der Schule und macht das Zentrum mobil. Und das nennt der deutsche Freisinn „wehrlos.“

Über den Empfang der städtischen Deputation durch den Kaiser im Berliner Schloß können wir kurz hinweg gehen. Was die Deputation thun konnte, um die kaiserlichen Worte dunkel zu machen, das hatte sie gethan. Sie hatte gerade diejenige Stelle in der kaiserlichen Anrede unterdrückt, die den Unwillen des Kaisers begründete, die Worte, in denen der Kaiser sich beschwerte, daß die Berliner Presse fortwährend seinen Vater zitiere und gegen seine Person ausspiele; das verletze ihn als Sohn aufs tiefste, und er verbitte sich das. Kann sich die Verlogenheit dieser Partei stärker kundgeben, als in dieser Unterdrückung der Worte des Kaisers? Und welche dumme Miene nahmen sie an, als hätten sie die Worte nicht verstanden! Verbreiteten sie doch die Mähr, daß es die nationalliberalen Blätter seien, die von den kaiserlichen Worten hätten getroffen werden sollen. Allerdings meinte die „Volkszeitung“, die Deputation hätte sich etwas mehr auf der Höhe der Situation befinden sollen. Sie deutete an, es habe ein Cato Johann Jacoby gefehlt. Die Antwort auf ihren Wunsch nach Catonen hat sie durch die Wahlen zum Abgeordnetenhaus erhalten. Trotz der jüdischen Überwucherung in der ersten und zweiten Wahlklasse ist Cato Hänel in Altona, Cato Träger in Hamm-Soest, Cato Alexander Meyer in Breslau durchgefallen. Das sind freilich traurige Ausichten. „Die Verkürzung der Volksrechte, schreibt das Organ für Jedermann am 2. November, die Vermehrung der Volkslasten, welche das Cartell seit den Fäschingswahlen von 87 vollbracht hat, sind doch im hohen Grade geeignet, die freisinnige Sache zu fördern; weshalb macht sich die Wirkung eines so reaktionären Treibens denn so gar nicht im Ausfalle der Wahlen geltend?“ I nun, die Welt ist eben so elend beschaffen, daß nicht allen „die Demokratie der schöne Ehrenname“ ist, wie den politischen Mumien, die sich „deutschfreisinnig“ nennen. Einen Trost haben aber die Mumien doch, und der sitzt im Berliner Rathause. Da finden sich noch Catone die Menge, und die werden sicherlich jetzt endlich auftreten, nachdem der Kaiser hat erklären

lassen, welche Partei er mit seiner Bemerkung an die städtische Deputation gemeint hat. „Wir wissen glücklicherweise, schreibt die „Volkszeitung“ in Nr. 263, daß es auch im Rathause viele Männer giebt, welche Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben [wie Jacoby mit dem Männerstolze], und wir hoffen, daß dieselben nunmehr ihren Willen durchsetzen werden, [vermutlich einen Cato Jacoby über den Kaiser zu schicken]. Die bürgerliche Ehre Berlins steht auf dem Spiele, und giebt man sie aus feigen Rücksichten preis, so wird diese mächtige Stadt niemals mehr ihr stolzes Haupt erheben können, niemals mehr! Was das doch für ein schönes Wort ist, dieses „Niemals mehr.“ Waren oben die Grundfesten des Staates in einem Maße erschüttert, „welches niemals mehr gut gemacht werden kann, niemals mehr,“ so darf hier Berlin „sein stolzes Haupt niemals mehr erheben, niemals mehr!“ Die Deutschfreisinnigen zählen im neuen Abgeordnetenhanse anstatt der frühern 40 ganze 29 Catone.



Eine Geschichte der Parteien in Rußland.

1.



o oder auch eine Geschichte des russischen Liberalismus könnte man wohl richtiger eine offenbar von einem gründlichen Kenner der betreffenden Verhältnisse verfaßte und zugleich vorzüglich geschriebene Schrift bezeichnen, die vor kurzem unter dem Titel „Der russische Nihilismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Karl Oldenberg“ im Verlage von Dunder und Humblot in Leipzig erschienen ist. Ueber die im Titel genannte Erscheinung im russischen Volksleben besitzen wir bereits eine förmliche kleine Litteratur in deutscher und französischer Sprache, doch sind die betreffenden Schriften meist oberflächliche und für Parteizwecke bestimmte Ware, und wenn man von Turgeniens „Neuland“ absteht, gab es bisher nur ein Buch, das uns einen richtigen Begriff von dem Gegenstande vermittelte: die „Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland“, welche der Deutschrusse Alphons Thun 1883 veröffentlichte. Diese Schrift ist aber, wenn sie auch auf gründlichem Studium der einschlagenden russischen Quellschriften, namentlich einer reichhaltigen Sammlung nihilistischer Geheimlitteratur beruht, zu weitreichend angelegt, um das große Publikum zu fesseln, und enthält nichts über die neueste Entwicklung, welche die Sache ge-

nommen hat. Die vorliegende Schrift vermeidet diesen Mangel und führt die Darstellung bis zur Gegenwart fort, sodaß wir in ihr ein vollständiges Bild der interessanten Erscheinung besitzen, der sich außerdem gute Kritik des dabei benutzten Materials und geschickte Gruppierung der Thatfachen nachrühmen läßt.

Von höchster Wichtigkeit für die Geschichte Rußlands war es, daß seine Einführung in die geistige Sphäre der westlichen Völker mit den Mitteln und auf den Wegen des aufgeklärten Despotismus begonnen wurde. Peter der Große stellte sich die Aufgabe, die gesamte Denk- und Lebensweise seines Volkes von Grund aus umzubilden, und scheute dabei dem seinen Neuerungen wenig geneigten Adel gegenüber selbst vor den rücksichtslosesten Maßregeln nicht zurück. Durch Zwang zum Staatsdienste bei Verlust der Adelsrechte, durch Einführung des Dienstabels, durch allerlei Förderung des Streberthums, durch halb-militärische Drillung des Zivildienstes wurde ein Beamtenstand geschaffen, dessen Charakter sich aus knechtischer Fügsamkeit, aus unaufhörlicher Sorge um Gönnerschaft und Emporkommen und aus brutalem Hochmut im Verkehr mit Untergebenen zusammensetzt, dessen Unredlichkeit im Amte zum Sprichworte geworden ist, und dem als höchstes Lebensziel eine Stellung in den Petersburger Salons gilt. Diese sittliche Entartung des russischen Adels, die wie ein Sauerteig das gesamte gesellschaftliche und staatliche Leben durchdringt, wurde später durch massenhafte Zufuhr ausländischer Kultur vollendet. Das Eindringen des Deutschtums gerade in die höheren Würdenstellen gewöhnte die russische Gesellschaft daran, das Fremdländische als überlegen anzusehen, und ebnete der französischen Bildung und Sitte die Bahnen für ihren Siegeszug, der sich unter Katharina II., der Freundin Voltaires und der Enzyklopädisten, vollendete. Die durch den Glanz ihrer Außenseite gewinnende, aus Aufklärung und Empfindsamkeit gemischte Litteratur der Franzosen verschlang die heimischen Bildungselemente ohne ernsthaften Widerstand. Blasphemie, Triviolität und eine stets zunehmende Unfähigkeit zu selbständigem Urtheil, eine hoffnungslose geistige Leere bildeten fortan die Charakterzüge dieser Gesellschaft, die trotz ihrer Verfeinerung allen barbarischen Lastern und Leidenschaften den freiesten Spielraum ließ. Die höheren Klassen in Rußland waren einer doppelten Abhängigkeit verfallen, sie wurden in ihrem Denken und Streben vom Hofe in Petersburg und von dem, was in Paris Tagesordnung und Mode war, bestimmt. Doch entwickelte sich dagegen schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts allmählich eine gewisse Gegenwirkung, und zwar von zwei Seiten her; auf der einen standen die Vertreter des unverdorbenen altrussischen Adels, berbe Naturen, erfüllt von Verachtung und Haß gegen die entnervende Herrschaft des Fremdländischen, die in der Einsamkeit ihrer Landwirtschaft oder im Soldatendienste ihre Befriedigung suchten, auf der andern Seite erhob sich, vom Geiste der romantischen Schule in Deutschland angeregt, ein Kreis von Schriftstellern, der, weniger radikal als jener, sich auf kritische Sondirung der sittlichen Schäden beschränkte, an

benen die russische Gesellschaft litt. Ein politischer Oppositionsgeist war in diesen Gegenströmungen anfangs nicht zu bemerken. Die Regierung war liberal, weil sie aufgeklärt war. Erst die französische Revolution öffnete ihr die Augen über die politische Bedeutung der Aufklärung, und jetzt erfolgte ein Umschwung, der unter andern die bis dahin in Rußland geduldeten Freimaurer traf. Unter Kaiser Paul, dem despotischen Gegner aller Ideen, die der Revolution zu Grunde lagen, war von freierer Regung des Liberalismus nicht die Rede. Dagegen wurde er unter dessen Nachfolger Alexander, dem Enkel Katharinas, dem Jüngling des Jakobiners Laharpe, für einige Zeit so vollständig entseßelt, daß ihm die Zukunft des Landes zu gehören schien. Der Kultus des nationalen Wesens und die Feindschaft gegen Frankreich, die sich während des Kampfes mit Napoleon entwickelten, verdrängten ihn nur vorübergehend aus den Gemütern. Die Einwanderung Tausender von Franzosen, die nach der Restauration stattfand, verstärkte ihn, das Beispiel der deutschen Nachbarn, die sich ihm nach ihrem Befreiungskriege zugewandt hatten, reizte zur Nachahmung, und so verbreitete sich der junge Liberalismus binnen kurzem über alle Kreise der Gebildeten. Bei der Mehrzahl hatte er allerdings nur die Bedeutung einer oberflächlichen Mode, bei dem jüngern Geschlecht aber, namentlich unter dem Offiziersstande, schlug er als schwärmerische Überzeugung tiefere Wurzeln. Junge Garbeoffiziere, die zwischen 1815 und 1820 aus ihren Garnisonen in Frankreich mit Abscheu vor den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen der Heimat und mit dem Entschlusse, sie gründlich zu ändern, zurückgekehrt waren, wurden zu Führern der Bewegung, die, als Alexander in der zweiten Hälfte seiner Regierung unter dem Einflusse Metternichs sich von den liberalen Ideen abwandte, einen oppositionellen Charakter annahm und sich in geheimen Gesellschaften verkörperte. Es entstand ein „Nordbund“ und ein „Südbund“ mit dem Zwecke, den seiner hohen Stellung unwürdig gewordenen Zaren zu ermorden und dann, wie die einen wollten, das Reich in eine verfassungsmäßig beschränkte Monarchie oder, wie die andern beabsichtigten, in eine Anzahl verbündeter Republiken zu verwandeln. Man bereitete für den Mai 1826 einen Militäraufstand vor, der infolge des Todes Alexanders in Petersburg schon im Dezember 1825 ausbrach, hier aber mißlang und im Süden infolge von Verrat unterblieb. Zar Nikolaus, der Sieger über die Verschwornen, strafte zunächst mit Hinrichtungen und Verbannungen und führte dann ein Regierungssystem ein, das von dem seines Bruders und Vorgängers völlig verschieden war, und das zum leitenden Grundsätze die Verwerflichkeit der westlichen Zivilisation in Sächcn von Staat und Kirche und die Notwendigkeit für Rußland, eigne Wege zu gehen, haben sollte. Dieser Gedanke wurde während einer dreißigjährigen Regierung mit größter Rücksichtslosigkeit durchgeführt. Eine strenge Zensur der Presse und eine grobe Reglementirung und mißtrauische Überwachung der höhern Unterrichtsanstalten wurden durch eine mit fast schrankenloser Machtfülle ausgestattete

Scheimpolizei ergänzte. Die Aussicht auf Prügelstrafe, vor der weder Rang noch Geschlecht schützte, warnte vor unvorsichtiger Äußerung liberaler Meinungen und Wünsche. Dieses Abschreckungs- und Verhütungssystem that denn auch seine Wirkung, und dazu kamen noch die imponirende Persönlichkeit des Selbstherrschers, der es handhabte, die Gewalt seines überlegenen Willens und der Stolz auf die Machtstellung, die Rußland unter ihm in Europa einnahm, so daß es kein Wunder war, wenn die russische Gesellschaft bald huldigend vor dem Throne auf den Knien lag, und wenn selbst die bescheidenste Ausstellung an einer kaiserlichen Entschließung hinreichte, den, der sie wagte, in allen Salons unmöglich zu machen. Man war hier zufrieden, ja man fühlte sich wie in der besten der Welten, und es erscheint nicht als Verrücktheit, es ist nur der klassische Ausdruck dieser Stimmung, wenn ein damaliger Staatsmann sagte: *Le passé de la Russie est admirable, le présent est plus que magnifique, et l'avenir surpassera tout ce que l'imagination humaine peut concevoir.* Das war aber zu unnatürlich, um Dauer zu haben. Der trotz Zensur und Polizei fortwirkende Einfluß der liberalen Ideen des Westens, der täglich sich aufdrängende Vergleich des prahlerischen Selbstlobes, in dem man sich von obenher erging, mit den thatsächlichen Zuständen, mit der Hohlheit des gesellschaftlichen Lebens, mit der Herrschaft von Brutalität und Unbildung, mit der Unredlichkeit des Beamtenstandes und mit dem Elende des Landvolkes untergruben langsam den Bestand des Einflusses zwischen Hof und Gesellschaft, und es kam, etwa von 1836 an, statt der Mode, die der Zar als unfehlbar betrachtete, eine andre auf, die gewohnheitsmäßiges Absprechen über alle Regierungsmaßregeln als wesentliches Erforderniß bei Leuten von Bildung und als unentbehrliche Würze jeder Unterhaltung, die geistreich sein wollte, ansah. Anfangs nur ein allgemeines Räsonniren, nahm die neue Mode bei ihren fortgeschrittenen Anhängern bald eine demokratisch-sozialistischen Färbung an, die sie wesentlich von dem konstitutionellen Liberalismus der ersten zwanziger Jahre unterschied, mit dem sie aber das gemein hatte, daß sie teilweise von Frankreich stammte, wo damals die Schüler St. Simons von sich reden machten. Den Ernst und den Mut zu offenem Auftreten befah diese neue Opposition, die sich namentlich gegen die Leibeigenschaft kehrte, nicht, und als einziges Zeichen der geheimen Gährung erschien an der Oberfläche eine veränderte belletristische Litteratur. Der durch Gogol beliebt gewordene ironisch-satirische Realismus, der sich getreue Wiedergabe der Wirklichkeit zur einzigen Aufgabe machte, war ganz dazu angethan, diesen heimlichen Interessen Nahrung zu bieten. Den Argwohn des vorwiegend gegen den ältern Liberalismus abgerichteten Zensors geschickt vermeidend, bildete diese litterarische Gattung die Kunst, zwischen den Zeilen zu schreiben und zu lesen, zu einer nirgends sonst erreichten Vollkommenheit aus. Wie früher, strömte die oppositionelle Bewegung am radikalsten in einigen Kreisen junger Leute, zu denen das erste Petersburger Kadettenkorps und die dortige Artillerieschule ge-

hörten, und denen sich ein dritter anreichte, der sich an der Moskauer Universität gebildet hatte. Moskau galt schon seit den Tagen Peters des Großen als Mittelpunkt der altrussischen Opposition, seine Hochschule wurde daher besonders streng überwacht. Den Studierenden waren nicht nur Fleiß und loyale Gesinnung „vorgeschrieben,“ sondern ihre ganze Lebensweise, die Einteilung ihrer Zeit, die Kleidung u. s. w. waren mit militärischer peinlichkeit an Reglements gebunden, die Thätigkeit der Professoren war so eingezwängt, daß sie nicht viel mehr als mechanische Vorleser waren. Kurator der Anstalt war ein alter General, der mit seiner Befugnis, Zucht zu üben, tölpelhaft zugriff. Dienstfertige Angeber belauschten das tägliche Leben der Lehrenden wie der Lernenden. Dennoch gelang es, in heimlichen Vereinigungen die Wissenschaft zu pflegen, namentlich die Früchte der streng verpönten deutschen Philosophie zu pflücken und den befreienden Gedanken in der Verborgenheit einen Altar zu errichten. Gemeinsam wurden die Geheimnisse der Schule Schellings und Hegels zu entzählen versucht, die Genossen stärkten sich gegenseitig im Haße der Bedrückung, die sie erdulden mußten, in der Verachtung der geistigen Armutigkeit und sittlichen Verkommenheit, die sich in der vornehmen Welt breit machten, und in der Sehnsucht nach einer bessern Zukunft, welcher Bahn zu brechen sie sich vor allem berufen fühlten. Die Gedanken der Berliner Philosophen verwandelten sich in ihrer Mitte in revolutionäre Pläne, die Hegelsche Lehre von der geschichtlichen Entwicklung wurde Anlaß zu der später bedeutungsvoll werdenden Theorie von einer gewaltigen Zukunft des befreiten Russenvolkes, von dem Verufe der Slawen, einst in Europa die erste Rolle zu spielen.

Über die Gestaltung dieser Zukunft war man verschiedener Meinung. Die eine Gruppe, die wir, wegen der Einwirkung, welche Schlegelsche Theorien auf sie geübt hatte, die romantische nennen wollen, suchte mit Anlehnung an das schroffe Moskauer Altrussentum alles Heil in einer Renaissance der Kultur entlegener byzantinischer Jahrhunderte Rußlands. Von dem Standpunkte der offiziellen Verherrlichung des nationalen Wesens und Besitzes trennten sie ihr weiterstrebender Radikalismus, ihre Verurteilung der Reformen Peters des Großen und ihr Haß gegen das am Hofe wohlgelittene deutsche Element, vorzüglich aber ihre bis zu demokratischer Übertreibung gesteigerte Vorliebe für das Volkstümliche. Von diesem Lager gingen die Anregungen aus, welche die Erforschung des russischen Altertums hervorriefen. „Allein gänzlich auf Grübeleien über die hierdurch gewonnenen Ergebnisse angewiesen, dem praktischen Leben entrückt, verirrt sich die Heißsporne dieser slawophilen Richtung in tiefsinnige Deutung des Formalismus der rechtgläubigen Kirche und in ausschweifende Bethätigung ihres unverfälschten Russentums, die Ähnlichkeit mit der Deutschtümelei der zwanziger Jahre hatte, nur daß sie sich vielfach verrückter und abgeschmackter geberdete.“

Neben dieser Richtung entwickelte sich unter den Moskauer Studenten eine

zweite, die zum Teil von denselben Voraussetzungen ausging, aber zu andern Meinungen und Wünschen gelangte. Sie beruhte, wie jene, auf Idealismus und Haß der gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse, aber sie kannte keine Vorliebe für das Urrussentum und das byzantinische Kirchenwesen. „Ihre Anhänger erkannten vielmehr die Aneignung der europäischen Bildung und die Verwirklichung des europäischen Freiheitsgedankens als notwendige Bedingung für das Gedeihen der russischen Nation, und daß dabei das neueste Erzeugnis des Westens, die von St. Simon gepredigte Reform der Gesellschaft, die Hauptrolle spielte, daß eine bloß politische, nicht zugleich soziale Umgestaltung als Halbgut verworfen wurde, war selbstverständlich.“ Entsprechend den Grundsätzen des Liberalismus und unter dem Einflusse der polenfreundlichen Stellung, die dessen Heimat, der europäische Westen, einnahm, gestaltete sich das Staatsideal dieser panslawistischen Richtung oder Schule zu einem Bunde von Republiken der slawischen Stämme des Reiches und der Nachbarländer.

Die großen Parteien der späteren Jahrzehnte, die in den Glaubensbekenntnissen dieser akademischen Kreise keimten, haben hier die Persönlichkeiten gefunden, welche ihre Führer wurden. Belinski, Herzen, Ogarew, Batunin, die beiden Aksakow, Katkow und Schomjakow sind, was sie waren, sämtlich hier geworden. Übrigens fühlten sich die beiden Gruppen, die romantische und die republikanisch-sozialistische, damals nicht so wohl durch ihre abweichenden Meinungen geschieden, als vielmehr durch ihren Idealismus und die gemeinsame Gefahr verbunden, und mit Harthausens Entdeckung des russischen Gemeindefreiges vereinigte sie auch ein sachliches Bindeglied. Diese bisher von den werdenden Parteien nicht beachtete Einrichtung ist ein in Großrußland erhalten gebliebener uralter Brauch, nach welchem die zu einer Gemeinde vereinigten Bauern ihr Land gemeinschaftlich besaßen, und zwar so, daß Wald, Weide und Wasser ungeteilt blieben, während die Ackerfläche aller neun Jahre unter alle Gemeindeglieder zu möglichst gleichen Teilen neu verlost wurde. Die Leibeigenschaft hatte daran nur insofern geändert, daß das Land von da an aus Ritter- und Domänengütern bestand. Der Gutsherr war Eigentümer des Gutes und der auf ihm gebornen Bauern, denen er einen beträchtlichen Teil des Landes zur Nutzung überließ, und die wieder die alte Verteilungsweise anwendeten. Neu war eigentlich nur die persönliche Abhängigkeit des Bauern vom Gutsbesitzer, seine Pflicht, ihm zu frohnen, und dessen Verpflichtung, ihn in Notfällen zu unterstützen. In Moskau machte die Harthausensche Entdeckung sowohl bei den Slawophilen als bei den sozialistischen Panslawisten großes Aufsehen. Die Slawenfreunde sahen darin die herrlichste Offenbarung des russischen Volksgeistes, die volkswirtschaftliche Verwirklichung der christlichen Nächstenliebe, ein unschätzbbares Kleinod, das der Bauernstand, das echte Volk, durch die Jahrhunderte der Knechtschaft gerettet hatte, das bisher nur geahnte „Prinzip,“ mit dem das Slaventum die Nachwelt zu beglücken berufen sei, sobald es

nach philosophischer Notwendigkeit die Romanen und Germanen in der Stelle der Vormacht Europas abgelöst habe. Die Sozialisten erblickten ihre Idee in ungeahnter Weise verkörpert und beeilten sich, dem Gemeindefest in ihrem Programme die oberste Stelle einzuräumen.

Die nächste Aufgabe war nun für die Slavophilen wie für die Panslawisten, für die Einführung des Brauches in den Provinzen des Reiches, wo er noch nicht oder nicht mehr Geltung hatte, zu wirken und vor allem die Rittergüter zu beseitigen. Aber dabei gab es vorläufig Schwierigkeiten, vor denen es beim guten Willen bleiben mußte. Hartzhausen machte seine Entdeckung 1842. Aber schon 1832 hatte die Moskauer Studentenvereine das Unglück betroffen, daß die Polizei ihrem Philosophiren auf die Spur kam und nächstlicher Weise einzelne von ihnen verhaftete und verschwinden ließ. Bald nachher erreichte die leitenden Geister des sozialistischen Kreises ein ähnliches Schicksal. Seitdem war in der öffentlichen Stimmung jene oben geschilderte Umwandlung vor sich gegangen: man war zufrieden mit der Gegenwart Rußlands, ja man war stolz auf sie. Da brachte das Jahr 1848 dem Zaren die sehr unwillkommene Aufklärung, daß er nur nach der Oberfläche geurteilt hatte, als er, auf die revolutionäre Fäulnis des Westens herabsehend, sein Rußland in dieser Hinsicht prahlend als rein und glücklich gepriesen hatte. Im März 1848 ging beim Minister des Innern die Anzeige ein, in einer Adelsversammlung der hauptstädtischen Provinz seien zensurwidrige Schriftstücke, die ein Ministerialbeamter Petraschewski verfaßt habe, ausgeteilt worden, und die daraufhin angestellte Nachforschung und Untersuchung lieferte den Beweis, daß nicht nur in der Residenz, sondern auch in mehreren Provinzialstädten vornehmlich von jungen Leuten besuchte Gesellschaften bestanden, in denen Politik getrieben, über die Regierung mit Einschluß des Monarchen mit Geringschätzung gesprochen und über staatsgefährliche, selbst kommunistische Lehren verhandelt worden war, und deren Bestehen sich bis 1842 zurückverfolgen ließ. Man erfuhr ferner, daß von diesen Gesellschaften die Verbreitung illoyaler Gesinnung unter dem niederen Beamten- und Bürgerstande mit Erfolg versucht worden war, daß man dort an Aufwiegelung der leibeigenen Massen gedacht hatte, und daß unruhige Köpfe sich mit fertigen Plänen zum Sturze des Absolutismus und zur „Einführung der Anarchie“ trugen.

Die nächste Folge der Entdeckung dieser „Verschwörung der Petraschewzen“ war die Verhaftung von 33 besonders belasteten Personen und das Todesurteil über 21 derselben, das vom Kaiser in lebenslängliche Verbannung verwandelt wurde; dann wurden die bureaukratischen Kräfte zu äußerster Gegenarbeit gegen alles, was revolutionär heißen konnte, angespannt. Die dritte Abteilung der kaiserlichen Kanzlei wurde zu einer Reichsbehörde erhoben, der sich auch die Minister unterzuordnen hatten. Die Unduldsamkeit der Zensur stieg ins Unglaubliche. Wer ins Ausland reisen wollte, mußte dazu die allerhöchste Er-

laubnis einholen und 500 Rubel erlegen. Vom Weiterbau der begonnenen Eisenbahnen war nicht mehr die Rede. Das Unterrichtsministerium wurde einem Manne übertragen, der an den Universitäten nicht mehr über Philosophie und Staatsrecht lesen ließ, und die Zahl der Studirenden für die einzelne Hochschule auf 300 beschränkte, ja der Zar ging ernsthaft mit dem Gedanken um, diese gefährlichen Anstalten ganz abzuschaffen. Nikolaus war dem Cäsarenwahnsinn verfallen, er hielt sich als Selbstherrscher für unfehlbar, der geringste Widerspruch eines Unterthanen reizte ihn zu gefährlichem Aufbrausen, er wählte selbst den Gesetzen der Volkswirtschaft gebieten zu können. Unheimliche Schwüle lagerte sich über das Reich, man fühlte eine Krisis herankommen. Sie kam mit dem Krimkriege und dem frühen Tode des Zaren. Je gewisser des Sieges die Nation den Kampf mit den Türken und den Westmächten aufgenommen hatte, desto furchtbarer war die Enttäuschung, welche die Mißerfolge des Feldzugs brachten. Die ungeheuern Menschenverluste, die Unfähigkeit der Feldherrn, von der nur der Deutsche Totleben, der geschickte Verteidiger Sewastopols, eine Ausnahme machte, die ganz unglaubliche Unehrllichkeit der Verpflegungsbeamten ließen die bisher gepflegte Selbstgenügsamkeit, als sie allmählich bekannt wurden, in ihr Gegenteil umschlagen, und jede regierungsfeindliche Regung begann sich zu hell aufflammendem Grimme zu entzünden. Bis in entlegene Provinzialstädte hinein besprach man ungeschweht die schweren Gebrechen des Reiches, und eine handschriftliche Litteratur, die in Hunderttausenden von Abschriften verbreitet wurde, schürte, die Jenjurstellen vermeidend, das Feuer des Hasses und der Verachtung, welches die öffentliche Meinung ergriffen hatte. Es war wie eine rettende Botschaft vom Himmel, als man erfuhr, der Kaiser sei gestorben. Man wußte nichts genaueres über die Gesinnung des Thronfolgers, aber man hatte die Empfindung, es müßte mit ihm anders werden. Wie und wodurch, blieb unklar, bis Herzens „Offnes Schreiben an Alexander den Zweiten“ erschien. Dieses Manifest eines begeisterten Verehrers des westlichen Liberalismus verkündete der Welt in volltönenden Phrasen, nunmehr sei die Stunde gekommen, das Unrecht einer dreißigjährigen Regierung zu sühnen, mit den humanen Ideen des Jahrhunderts Frieden zu schließen und dem russischen Volke zu geben, was ihm gebühre, zunächst aber zur Aufhebung der Leibeigenschaft zu schreiten. War bisher eine öffentliche Meinung nur in der Bildung begriffen und noch nicht einheitlich, war sie nur negativen Inhalts, nur Kritik gewesen, so bekam sie durch diese Ansprache mit einem positiven Inhalte einheitliche Ziele, Klarheit und Selbstgefühl. Herzen, der uneheliche Sohn eines russischen Magnaten und einer Deutschen, hatte, zuletzt als Flüchtling in London lebend, schon vorher durch seine Zeitschrift „Kolokol“ für die liberale Bewegung in Rußland gewirkt, sein Brief an den neuen Kaiser machte ihn zum unbeschränkten Gebieter über sie. Willenloser war selbst an Zar Nikolaus' Hofe die gezwungene Unterwürfigkeit nicht gewesen, als jetzt die freiwillige Hingebung der meißterlosen Menge an den

talentvollen Führer, der ihr einerseits das Wort aus dem Munde nahm, anderseits ihr Gedanken gab. Fast ein volles Jahrzehnt dauerte diese Herrschaft. Die Maßregelung des „Kolokol“ durch die Zensur verlieh ihm nur größern Reiz und that seiner Verbreitung wenig Eintrag, wie schon die Thatfache beweist, daß 1859 auf der Nowgoroder Messe gegen hunderttausend Exemplare des Blattes mit Beschlag belegt werden konnten. Herzen wirkte darin durch selbstverfaßte Leitartikel, mehr aber noch durch Enthüllung der Mißstände des bürokratischen Regiments in Rußland. Berichterstatter in allen Theilen des Reiches meldeten ihm Zuverlässiges über alle Vorkommnisse von politischer Bedeutung und teilten ihm selbst Staatsgeheimnisse mit. Die Furcht, in den „Kolokol“ zu kommen, lähmte die Willkür des Beamtentums bis in hohe Sphären hinauf. Man kann Herzen mit dem Verfasser unsrer Schrift den „Vater der russischen Revolution“ nennen und mit ihm sagen, mit dem offenen Briefe an den Zaren sei eine neue Ära angebrochen.



Die Berechtigungen.

Zur deutschen Schulreform.

Von J. von Unger.



Unsre Angelegenheit kommt in Fluß. Der Geschäftsausschuß für deutsche Schulreform hat dem Kultusminister von Gofler die oftbesprochene Petition mit 22409 Unterschriften überreicht. Eine Eingabe ähnlichen Inhalts ist von demselben Ausschusse an den Fürsten Reichskanzler gerichtet worden. In einer 1½ stündigen Unterredung hat Herr von Gofler sich dem Ausschusse gegenüber in durchaus wohlwollender und entgegenkommender Weise ausgesprochen und ihn aufgefordert, die Ausführbarkeit der Einzelheiten des in der Eingabe an den Reichskanzler dargelegten Programms näher zu begründen.

Es darf unter diesen Umständen wohl nicht bezweifelt werden, daß Herr von Gofler weitere Schritte in der Schulreformangelegenheit thun wird. Vermuthlich wird er, dem in der Petition ausgesprochenen Verlangen gemäß, dem deutschen Volke Gelegenheit geben, sich darüber auszusprechen, was es an den jetzigen Schulverhältnissen für tadelnswert und welche Verbesserungen es für notwendig erachtet. Bereiten wir uns also darauf vor, eine Antwort zu geben,

sobald die Anfrage ergeht. Säumen wir nicht, uns über die einzelnen Punkte zu verständigen, denn ihre Anzahl ist groß. Leicht wird das nicht sein; die Geister werden heftig auf einander schlagen. Aber in vielen, und wahrscheinlich den wichtigsten Dingen, wird schließlich eine Übereinstimmung oder doch ein bestimmtes Ergebnis erzielt werden. Dann wird nichts im Wege stehen, in diesen Punkten die Wünsche des Volkes zu erfüllen, die Erledigung der streitig gebliebenen aber der Zukunft vorzubehalten.

Zur Beförderung der Verständigung soll auch das nachfolgende dienen. Das Tabeln und Beurteilen der bestehenden Verhältnisse ist leicht, aber es reicht nicht aus. Es kommt vielmehr darauf an, verständige und ausführbare Verbesserungsvorschläge zu machen. Wir wollen heute einen sehr wichtigen Punkt erörtern: die Berechtigungen.

Er handelt sich bei dieser Frage um zwei Gegenstände, die durchaus nichts mit einander zu thun haben: die Zulassung zum Fachstudium auf der Universität, und die Zulassung zum Dienste als Einjährig-Freiwilliger.

Der Streit über den ersten Punkt ist bereits seit längerer Zeit in vollem Gange. Er dreht sich namentlich um die Frage: Sollen zum Studium der Medicin (und auch der Rechtswissenschaft) junge Leute ohne Kenntnis des Griechischen zugelassen werden? Für die Ärzte hat dies neuerdings wiederum sehr entschieden Prof. Preyer in Jena gefordert. Die Ärzte selbst sind in zwei verschiedene, sich zum Teil heftig befehdende Lager gespalten.

Es wird nun wohl im Ernste niemand behaupten, der jetzige Arzt bedürfe zu seinem Fachstudium der griechischen Sprache. Die Weisheit der alten Ärzte, soweit sie jetzt noch oder wiederum als Weisheit erscheint, liest er bequem in deutschen Büchern; die vielen nachgerade zu einer wahren Kalamität gewordenen, für ein philologisches Ohr zum Teil entsetzlich gebildeten griechischen oder gräko-lateinischen Kunstausdrücke kann er auswendig lernen, auch ohne sich mit Dual, Optativ, Medium geplagt zu haben. Noch weniger läßt sich ein Nutzen des Griechischen für das Fachstudium des Juristen nachweisen. Der Schwerpunkt liegt in Wahrheit gar nicht in dem Nutzen für das Fachstudium, sondern darin, daß zur Zeit die Kenntnis der griechischen Sprache als ein Kennzeichen der Zugehörigkeit zu den höchstgebildeten Ständen gilt, und daß es unerläßlich erscheint, daß der Arzt und der Beamte diesen angehören. Ich stehe nicht an, es für die Ärzte geradezu als gefährlich zu erklären, wenn sie für sich allein die Befreiung vom Griechischen erstritten, ohne daß zu gleicher Zeit den Juristen dieselbe Erleichterung zu Teil würde. Sie würden in den Augen des Publikums sofort zu Gelehrten zweiter Klasse herabsinken. Es handelt sich bei dieser ganzen Angelegenheit überhaupt nicht darum, was notwendig oder nützlich ist, sondern was der Sitte und Auffassung des Volkes entspricht. Diese läßt sich aber nicht im Handumdrehen durch ministerielle Verfügungen ändern; zu einer solchen Umwandlung bedarf es langer Zeit.

Daher erscheint es als das richtige, diese Frage aus der Angelegenheit der allgemeinen Schulreform für jetzt völlig auszuschneiden und ihre Vertreibung den zunächst dabei interessirten Ständen zu überlassen. Griechisch wird auf unsern Gymnasien unter allen Umständen gelehrt werden müssen. Für uns reicht es aus, zu erstreiten, daß dies im richtigen Umfange und nach der richtigen Methode geschehe.*) Brechen wir vor allem zunächst mit den weitverbreiteten und von den Philologen sorgfältig genährten Irrtume, die Kenntniß der griechischen Sprache sei zugleich Kenntniß des Griechentums. Verlegen wir aber die Beantwortung der ferneren, im Grunde untergeordneten Frage, wer unter den Schülern des Gymnasiums gezwungen werden soll, am Unterrichte im Griechischen teilzunehmen, getrost auf eine spätere Zeit; es reicht aus, wenn das nächste Jahrhundert die Entscheidung trifft.

Um so bringender bedarf einer baldigen Lösung die Frage der Berechtigung zum Dienste als Einjährig-Freiwilliger.

Die (in Frankreich neuerdings wieder aufgehobene) Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen ist eine durchaus notwendige Ergänzung zur allgemeinen Wehrpflicht. Vor dem Gesetze sollen alle Deutschen gleich sein. Eben darum aber dürfen nicht alle über einen Kamm geschoren werden. Es sind offenbar zwei ganz verschiedene Dinge, ob der Bauerjunge dem Pfluge entzogen wird, der Maurer der Kelle, um in der gut eingerichteten Kaserne besser untergebracht, besser genährt und gekleidet zu werden als daheim, und sich körperliche Gewandtheit, Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Pflichttreue und vieles andre anzueignen, was für sein ganzes Leben von höchster Wichtigkeit für ihn ist —, oder ob der Sohn einer höher gebildeten Familie aus allen gewohnten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens herausgerissen werden und mit 20 Mann auf einem Zimmer zusammen liegen soll, die im Vergleich zu ihm roh sind, ob er Kartoffeln schälen, den Pferdestall reinigen, jeder Freiheit der Bewegung entsagen und 3 Jahre seines Lebens opfern soll, die für die Begründung seiner Zukunft gerade die wichtigsten sind. Darum bestimmt die deutsche Wehrordnung, daß junge Leute von höherer Bildung, die sich während der Dienstzeit selbst erhalten und bekleiden, nicht drei Jahre, sondern nur eins bei der Fahne zu sein brauchen. Den Begriff der „höhern Bildung“ bestimmt das Gesetz genauer als die Reise für Obersekunda eines Gymnasiums.

Diese den Forderungen der Gerechtigkeit durchaus entsprechende Einrichtung hat großen Segen, daneben aber höchst bedenkliche Folgerungen nach sich gezogen. Zu den letztern gehört in erster Linie eine sehr beklagenswerte Verschiebung der Schulverhältnisse.

Die jetzige Gliederung der Schulen — für die untern Volksklassen die Volks-

*) Man vergleiche den Artikel desselben Verfassers in Nr. 24 der Grenzboten von 1888.

schule, für den Mittelstand die Bürgerschule, für die höhern und höchsten Klassen der Bevölkerung die Gymnasien (Real- und humanistische) — ist naturgemäß und hat sich bewährt. Freilich verfolgt eine große Anzahl von Männern (an ihrer Spitze der Ausschuß für Schulreform) den Plan, an die Stelle dieser drei neben einander herlaufenden Schulen eine Einheitschule zu setzen, die auf ihrer untersten Stufe die Kinder aller Volksklassen aufnehmen und von der sich später die Bürgerschule und zuletzt das Gymnasium abzweigen soll. Ich behalte mir vor, die schweren Bedenken, die gegen eine solche Einrichtung sprechen, später an passendem Orte auseinanderzusetzen. Für jetzt halte ich mich an das Bestehende.

Der Wunsch, ja das Bedürfnis, die militärische Dienstpflicht nicht in drei, sondern in einem Jahre abzuthun, reicht tief in den besitzenden Bürgerstand hinab. Wer irgend in der Lage ist, die Kosten des einen Dienstjahrs zu bestreiten, sucht seinem Sohne diese Erleichterung zu verschaffen. Dazu ist jetzt Vorbedingung der mehrjährige Besuch eines Gymnasiums oder einer dem Gymnasium gleichstehenden Anstalt. Seinen ganzen Verhältnissen nach gehörte zwar der junge Mann auf die Bürgerschule. Diese hat aber nicht das Recht, ihn zum Dienst als Einjährig-Freiwilliger zu entlassen. Des einen Dienstjahrs wegen wird er also von der Bürgerschule aufs Gymnasium gedrängt.

Das ist sehr schlimm, zuvörderst für die jungen Leute selbst. Anstatt in der lateinlosen Bürgerschule dasjenige zu lernen, was sie für ihren künftigen Stand und Beruf brauchen, dies aber gründlich und tüchtig, werden sie mit Lateinisch und Griechisch geplagt und erfahren sehr wenig von dem, was ihnen später im praktischen Leben noththut. Die Bürgerschule (freilich auch noch wesentlicher Verbesserungen fähig und bedürftig) würde ihnen einestheils eine angemessene, andernteils eine abgeschlossene Bildung mitgeben. Statt dessen erhalten sie auf den untern Klassen des Gymnasiums eine ihren künftigen Lebensverhältnissen durchaus nicht entsprechende Halbbildung. Sie wissen, wenn sie Untersekunda verlassen, viel zu viel und viel zu wenig. Das macht sie auf der einen Seite untüchtig, auf der andern anspruchsvoll. Es liegt auf der Hand, daß die Bekanntschaft mit der altklassischen Litteratur und der Zug von Idealität, den das Gymnasium seinen Schülern einflößt, nicht damit zusammenpaßt, daß man die Hände dann in die Kohgerbergrube steckt oder einen Handel mit Kolonialwaaren betreibt. Daher bei so vielen jungen Leuten Geringschätzung des eignen Berufs, Unzufriedenheit mit der sozialen Stellung und das Drängen nach etwas, das, wenn auch nicht in Wirklichkeit, so doch ihrer Auffassung nach, höher und besser ist. Noch weit schlimmer aber gestaltet sich die Sache meist bei solchen, denen das Gymnasium überhaupt die Lust verdorben hat, das bürgerliche Gewerbe zu ergreifen, durch welches der, freilich kein Lateinisch und Griechisch verstehende Vater ein geachteter, vielleicht auch wohlhabender Mann geworden ist, die sich vielmehr berufen fühlen, es noch viel weiter zu

bringen. Dieß Verlassen des durch die Geburt und die Verhältnisse angewiesenen Berufs führt in außerordentlich vielen Fällen erst recht zum „Verfehlen des Berufs.“ Es schafft vor allem das gebildete Proletariat, dessen große Gefährlichkeit in der Eingabe an den Reichskanzler mit vollem Rechte hervorgehoben, und das vom Kultusminister in seiner Unterredung mit dem Ausschusse unumwunden als ein Hauptschaden unserer Schulverhältnisse anerkannt worden ist.

Aber auch die Lehranstalten selbst leiden schwer unter der jetzigen Sachlage. Das königlich sächsische Schulgesetz vom 22. August 1876 sagt (§ 2) ausdrücklich: „Aufgabe der Gymnasien ist, zum selbständigen Studium der Wissenschaften durch allseitige humanistische, insbesondere altklassische Bildung in formeller und materieller Hinsicht vorzubereiten.“ Es sind aber wesentlich die Bestimmungen über den Dienst als Einjährig-Freiwilliger, welche die Gymnasien dieser schönen Aufgabe entfremdet und sie, wenigstens in den Klassen bis Obersekunda, zu Erziehungsanstalten jener Berechtigung herabgedrückt haben. Es steht fest, daß nur etwa ein Drittel der ins Gymnasium eintretenden es bis zur Reifeprüfung durchlaufen. Was ist also die größere Hälfte der Schüler? Ballast! Welche Verschwendung an Zeit, Geld und Lehrkräften! Wie ganz anders könnten die Gymnasien ihrem Ziele zustreben, wenn nicht das Zentnergewicht derjenigen an ihnen hinge, die es nur bis zur Untersekunda bringen wollen!

Und ferner: im Sinne des Gesetzes sollen die Gymnasien gewissermaßen aristokratische Anstalten sein, bestimmt, die Söhne der höhern Volksklassen aufzunehmen und sie den höchsten Berufsarten zuzuführen, namentlich dem Staatsdienst. Jetzt findet auf ihnen ein höchst bedauerliches Durcheinanderwerfen der Stände statt. Das entspricht freilich den liberalen Theorien, in deren Fahrwasser wir es auch bis zum allgemeinen Wahlrecht (ein geistreicher Franzose nannte es neulich mit Anwendung auf sein Vaterland ein Rasirmesser in der Hand eines Affen) gebracht haben. Aber dem wahren Wohle des Staates wie des Einzelnen entspricht es nicht; dem dient weit besser das Erhalten, und wo es erforderlich ist, das Wiederaufrichten verständiger und wohlthätiger Schranken, die einem jeden genügenden und gebührenden Raum zur Entfaltung seiner Kräfte anweisen, nicht aber ihm ungemessene Bahnen eröffnen, in denen er leichter das Falsche als das Richtige erreicht, selbst kein Glück findet und das Glück anderer gefährdet.

Die jetzt in Betreff der Gymnasien obwaltenden Verhältnisse hat Herr von Gohler selbst als durchaus ungesund bezeichnet. Nicht nur daß die Gymnasien infolge des Mangels der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst in den Klassen bis Obersekunda an einer sehr bedauerlichen Überfüllung leiden, auch ihre Anzahl ist viel zu groß geworden. Naturgemäß sollte, dem Verhältnis der Bewohnerzahl des Landes entsprechend, nächst der Volksschule die Bürgerschule den breitesten Raum einnehmen. Namentlich sollten sich die kleineren

Städte mit guten Bürgerschulen begnügen. Aber das gestatten die Bestimmungen über den Dienst als Einjährig-Freiwilliger nicht. Die Familien der kleineren Städte können nicht füglich ihre Söhne, damit sie demnächst als Einjährig-Freiwillige dienen, mit dem neunten Jahre aufs Gymnasium in einer größeren Stadt schicken. Was bleibt also der kleineren Stadt übrig, als sich selbst ein Gymnasium zu schaffen, daß dann natürlich für das vorhandene Bedürfnis viel zu groß ausfällt und ganz unverhältnismäßige Kosten veranlaßt. Herr v. Gofler selbst hat ausgesprochen, daß eine Menge seit 1870 in Preußen errichteter Gymnasien nicht lebensfähig sei. Aber nicht das allein: auf der andern Seite verkümmern die Bürgerschulen, denen jetzt gerade die besten Schüler künstlich entzogen werden. So leiden alle Teile. Etwas besser steht es in Sachsen. Dank den (relativ) guten Schuleinrichtungen haben sich hier die Bürgerschulen im Kampfe ums Dasein mit den Gymnasien noch einigermaßen behauptet; es liegt aber auf der Hand, daß sie es auf die Dauer auch nicht können werden. Die Bürgerschulen wieder in ihr Recht einzusetzen erscheint dringend erforderlich. Das werden vor allem auch die Lehrer der Gymnasien und der Bürgerschulen wünschen.

Wie aber wird eine solche Wandlung herbeizuführen sein? Nur durch eine zweckentsprechende Regelung der Verhältnisse der Einjährig-Freiwilligen. Aber wie? Soll an dem Grundsatz der Wehrordnung etwas geändert werden, daß nur eine „höhere Bildung“ zum Dienst als Einjährig-Freiwilliger berechtige? Durchaus nicht! Schon deshalb nicht, damit nicht auch hier, wie leider auf so vielen andern Gebieten, die rohe Macht des Geldes allein einen Vorzug des einen Staatsangehörigen vor dem andern begründe. Wohl aber könnte dem Grundsatz eine etwas veränderte, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechendere Anwendung gegeben werden. Die Frage wird in kurzen Worten so lauten: Soll auch denjenigen, welche die Bürgerschule durchlaufen haben, der Dienst als Einjährig-Freiwilliger gestattet werden, und unter welchen Bedingungen? Prüfen wir einmal, was die Bürgerschule leistet.

Vergleicht man die Bestimmungen der deutschen Wehrordnung (Anl. 2. I. § 2) über die von den Einjährig-Freiwilligen nachzuweisenden Kenntnisse mit den königlich sächsischen Vorschriften über die Lehrgegenstände in der obersten Klasse der Bürgerschule, so ergibt sich folgendes. Die Wehrordnung fordert Lateinisch und Griechisch in ziemlich bedeutendem Umfange, auch etwas Englisch, die Bürgerschule kennt diese Disziplinen überhaupt nicht. Im Deutschen, in der Geschichte und in der Geometrie stimmen beide etwa überein; nur eine größere Kenntnis der deutschen Litteratur verlangt die Wehrordnung. Im Französischen, in der Geographie und in der Arithmetik fordert die Wehrordnung etwas mehr, in der Physik etwas weniger.

Hiernach wird man den Bildungsgrad eines aus der obersten Klasse der Bürgerschule abgegangenen für etwas geringer erklären müssen, als den des-

jenigen, der sich auf dem Gymnasium die Reife für Obersekunda erworben hat. Auch der Umstand, daß die Gymnasiasten nur in den alten Sprachen gut, in den übrigen Disziplinen mittelmäßig oder schlecht beschlagen zu sein pflegen, so schwer er zu Gunsten der Bürgerschule ins Gewicht fällt, wird an diesem Urteile nichts ändern. Soll man trotzdem den Bildungsgrad, welchen die Bürgerschule mitgibt, als ausreichend für den Dienst als Einjährig-Freiwilliger erklären?

Mit dieser Frage betreten wir das militärische Gebiet. Sie wird von den militärischen Behörden zu entscheiden sein, und darum ist es völlig korrekt, daß der Ausschuß für Schulreform sich auch an den Reichskanzler gewendet hat. Um so mehr wird es aber mir, einem alten Offizier, gestattet sein, meine Ansicht über den in Rede stehenden Punkt auszusprechen.

Ich meinerseits möchte diese Frage nicht ohne weiteres mit Ja beantworten. Aus den Reihen der Einjährig-Freiwilligen sollen die Unteroffiziere der Reserve und der Landwehr hervorgehen. Nun ist freilich nicht zu bestreiten, daß der Bildungsgrad weitaus der meisten aktiven Unteroffiziere dem eines jungen Mannes nicht gleichkommt, der die oberste Klasse der Bürgerschule mit guten Zeugnissen verlassen hat. Denn die aktiven Unteroffiziere sind meist aus dem Stande der Handwerker und der kleinen Gewerbetreibenden hervorgegangen; selten hat einer von ihnen die Bürgerschule ganz durchlaufen oder das Gymnasium besucht. Sie sind auch nicht einmal die begabtesten oder gebildetsten Söhne ihres Standes. Denn ein junger Mann von Fähigkeiten und Kenntnissen findet in vielen andern Berufszeigen eine weit lohnendere Verwendung, als in dem schlecht bezahlten Stande der Unteroffiziere, der immer mehr zu einer Durchgangsstufe für Zivilanstellung herabsinkt. Nun scheint es mir aber keineswegs ungerecht, vielmehr ganz in der Ordnung, vom Landwehrunteroffizier eine etwas höhere Bildung zu verlangen, als vom aktiven, damit auf diese Weise die dem ersteren naturgemäß anhaftende geringere Dienstkenntnis in den Augen der Untergebenen aufgewogen und ausgeglichen werde. Ja sogar ein recht merklicher Unterschied in dieser Hinsicht ist wünschenswert. Ein solcher tritt aber bei denen, die das Gymnasium besucht haben, weit schärfer hervor; die Gymnasialbildung ist eben eine wesentlich andre als die, welche die Bürgerschule mitgibt. Vielleicht wird es aber möglich sein, das in genügendem Maße auszugleichen. Man füge den Bürgerschulen eine oberste Klasse hinzu, eine Selecta für diejenigen, welche als Einjährig-Freiwillige dienen wollen, und verwende das neunte Schuljahr einestheils zu einer zweckmäßigen Erhöhung der Unterrichtsziele, andernteils zur Befestigung des bisher gelernten, sodas es zur rechten Stunde zur Verfügung steht, und auch längere Dauer beweist, als es jetzt meist der Fall ist. Die Bürgerschule selbst könnte dies nur als einen höchst erfreulichen Fortschritt, als eine Erhebung auf eine höhere Stufe begrüßen.

Das böte aber zugleich eine vortreffliche Gelegenheit, auch für den militärischen Dienst etwas höchst wertvolles zu erreichen: man könnte für die von der Bürgerschule kommenden die Berechtigung zum Dienst als Einjährig-Freiwillige an die Bedingung des einigermaßen fertigen Sprechens einer fremden modernen Sprache knüpfen. Von wie großer Wichtigkeit es ist, sich mit Freund und Feind verständigen zu können, weiß jeder, der im Felde gestanden hat. Für den Dienst als Ordnungszug, als Quartiermacher, bei Fouragirungen und Requisitionen, im Vorposten- und Patrouillendienste, in den Lazareten u. s. w. ist die Kenntnis der Sprache des feindlichen oder des verbündeten Landes ganz unschätzbar. Aber auch für die jungen Leute selbst wäre das Sprechen einer fremden Sprache eine äußerst wertvolle Mitgabe für ihr ganzes Leben; denn unsere Zeit wirft die Menschen bunt durch einander. Den Gymnasien endlich dürfte eine solche Einrichtung als Sporn dienen, auch ihrerseits in dieser Hinsicht dasjenige zu leisten, was die Gegenwart fordert.

Ist meine Idee schwer durchführbar? Ich glaube nicht. Fast in jeder kleineren Stadt Deutschlands wird sich irgend eine Persönlichkeit finden, ein Lehrer, ein Kaufmann u. s. w., der des Französischen oder des Englischen soweit mächtig ist, um den Unterricht in dieser Sprache zu übernehmen.*) Im Notfalle ließe man jemand ein paar Mal in der Woche von auswärts kommen, wie den Tanzlehrer. Das Italienische, Spanische, Holländische, Dänische, Russische müßte natürlich den Bürgerschulen der größern Städte vorbehalten bleiben. Sollten aber meinem Vorschlage wirklich unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen, dann würde ich mich entscheiden dafür erklären, unter zwei Übeln das kleinere zu wählen, und auch diejenigen zum Dienste als Einjährig-Freiwillige zuzulassen, welche die oberste Klasse der Bürgerschule mit guten Zeugnissen verlassen haben.

Den Grundsatz, von der Reserve und Landwehr etwas mehr zu verlangen als von der aktiven Truppe, würde ich aber auch auf die Offiziere ausdehnen. Die für die aktiven Offiziere jetzt vorgeschriebene allgemein wissenschaftliche Prüfung (Fähnrichsprüfung) verlangt weniger als die Reifeprüfung der Gymnasien. Daher gebe man den Anspruch auf Beförderung zum Reserve- oder Landwehroffizier ausschließlich denjenigen Einjährig-Freiwilligen, die die Reifeprüfung auf einem humanistischen oder Realgymnasium bestanden haben. In Baiern besteht diese Einrichtung sogar für die aktiven Offiziere seit längerer Zeit, und sein Offiziercorps ist stets vollzählig. Nach dem Gleichen trachtete schon vor 40 Jahren der um das Unterrichtswesen der preussischen Armee so hochverdiente General v. Peucker. In einer Unterredung mit ihm äußerte ich meine Bedenken in Betreff der Durchführbarkeit einer solchen Forderung. „Mer-

*) Schwerlich. An guten Lehrern in den modernen Sprachen ist Mangel, die meisten können eben die fremde Sprache nicht sprechen. D. Red.

fen Sie sich, junger Freund, erwiderte er, man muß das, was zweckmäßig oder notwendig ist, nur entschieden verlangen, dann wird es geleistet.“ Ein Mangel an Offizieren in Folge einer solchen Maßregel würde aber für die Landwehr noch weit weniger zu fürchten sein als für die Linie, da ja ein sehr großer Teil der Einjährig-Freiwilligen die Univerſität beſucht oder beſucht hat.

Ich ſehe aber einen andern Einwurf gegen die Zulaffung der Bürgerſchüler zum Dienſt als Einjährig-Freiwilliger voraus: die Befürchtung, es werde dadurch ein noch größerer Andrang zu dieſem Dienſte entſtehen. Es iſt mir durchaus nicht unbekannt, daß ſchon jetzt die Einjährig-Freiwilligen eine Laſt für die Kompagnien ſind, und zwar keine geringe. Ihre Ausbildung erfordert einen unverhältnißmäßigen Aufwand an Zeit und Mühe, während ſchon die übrigen Aufgaben des Dienſtes von den vorhandenen Offizieren und Unteroffizieren nur mit allergrößter Anſtrengung bewältigt werden können. Inſbeſondere für den Kompagniechef, der ja für alles verantwortlich gemacht wird, ſind die „ſakramentſichen Einjährigen“ ein wahres Kreuz. Der Satz: Was hilft mir der Mantel, wenn er nicht gerollt iſt? will ihnen durchaus nicht eingehen; ſind ſie erſt aus der Kaſerne, ſo machen ſie lauter Dummheiten, beſonders wenn ſie Geld haben. Kurz, man ſollte ſie lieber ganz abſchaffen.

Ich kann dem nicht beſtimmen. Daß eine größere Anzahl von jungen Leuten ſich zum Dienſt als Einjährig-Freiwilliger drängen würde als jetzt, wenn man auch den Bürgerſchulen jene Berechtigung erteilte, iſt mir unwahrscheinlich. Denn nicht die Frage: Welche Anforderungen werden geſtellt? giebt dabei den Ausſchlag, ſondern lediglich die: Iſt das nötige Geld für das Dienſtjahr vorhanden? Ich glaube, es würden ſich genau dieſelben Perſonen, und in derſelben Anzahl, zum Eintritt als Einjährig-Freiwillige melden, nur daß ſie nicht die untern Klaſſen des Gymnaſiums, ſondern die Bürgerſchule durchlaufen hätten und nun eine andre Bildung mitbrächten.

Aber ſelbſt wenn ihre Zahl ſich mehrte und daraus eine noch größere Arbeitslaſt für die Kompagnien erwüchſe, ſo wäre das kein Nachteil. Die Einjährig-Freiwilligen ſind ein durchaus nicht zu unterſchätzendes Element in der Armee, eine wertvolle Mittelstufe zwiſchen Offizier und Mannſchaft. Machen ſie im Frieden oft dem Aufſichtsoffizier und dem Hauptmann den Kopf heiß — im Felde ſind ſie gut. Sie ſtehen der Mehrzahl nach an Bildung hoch über dem gemeinen Mann. Die Frucht der Bildung aber iſt das Ehrgefühl. Täuſchen wir uns nicht: der kriegeriſche Mut, den Tacitus an unſern Vorfahren preiſt, iſt nicht mehr die hervorragende, noch weniger die durchgehende Eigenſchaft des zu frieblicher Beſchäftigung herangezogenen deutſchen Volkes. Auf den Kampfplatz bringt unſern Soldaten nicht die Kriegsluſt, nicht der Enthuſiaſmus für eine Sache, ſondern die auf dem Exerzierplatze „angedrillte“ Diſziplin, die Gewohnheit des Gehorchens. Fliegen freilich erſt die Kugeln, dann kommt auch der Trieb der Selbſterhaltung und der Rache hinzu

und entfesselt die Leidenschaft bis zum völligen Selbstvergehen. Nichts aber treibt mehr dazu, der Gefahr Trotz zu bieten, als das Beispiel. Geht der Offizier mit Todesverachtung voran, so folgt der Soldat ebenso brav. Und in dieser Hinsicht steht der Einjährig-Freiwillige dem Offizier am nächsten.

Auf der andern Seite theile ich freilich in vollem Maße die Überzeugung, daß in der deutschen Armee sowohl vom Offizier als vom Unteroffizier des Dienstes zu viel verlangt wird, und daß in diesem Punkte Abhilfe dringend noththut. Aber nicht etwa durch Beschränkung der Ziele — diese werden vielmehr mit jedem Jahre höher gesteckt werden —, sondern durch Vermehrung der Anzahl der Offiziere und Unteroffiziere. Daß dies eine unabweisbare und nicht lange mehr hinauszuschiebende Nothwendigkeit ist, weiß jeder, der einen tiefern Blick in unsre militärischen Verhältnisse gethan hat. Heute erhebe ich meine vereinzelte Stimme dafür — bald werden es die Späßen von den Dächern pfeifen.

Zum Schluß berühre ich noch eine Frage von untergeordneter Bedeutung, leblich weil sie in der Unterredung zwischen dem Kultusminister und dem Ausschuß für Schulreform zur Sprache gekommen ist. Soll die Befähigung des Einjährig-Freiwilligen durch eine Prüfung dargethan werden, oder, wie es jetzt meist der Fall ist, durch das Zeugnis über den einjährigen erfolgreichen Besuch einer bestimmten Klasse einer Unterrichtsanstalt? Das erstere scheint einfacher und gerechter, in Wahrheit ist es keins von beiden. Wer Gelegenheit gehabt hat, den Prüfungen der Einjährig-Freiwilligen beizuwohnen, der weiß, daß es kaum etwas Traurigeres giebt. Die meisten der zu prüfenden haben es nicht erwarten oder nicht erreichen können, die Lehranstalt bis zu der vom Gesetz bestimmten Klasse zu durchlaufen; sie haben also auf eine andre Weise sich das zur Prüfung nötige in den Kopf bringen müssen, z. B. auf einer sogenannten Presse. Das ist dann aber auch darnach. Ich habe erlebt, daß ein junger Mann den Rhein durch die Porta Westphalica fließen ließ, ein anderer den Namen des karthagischen Feldherrn im zweiten punischen Kriege nicht wußte, ein dritter „meine Ahnen“ mit *mes ánes* übersetzte, ein vierter auf die Frage aus der Geometrie: Kann ein Tisch, der auf drei Beinen steht, wackeln? mit größter Treuherzigkeit Ja antwortete. Geben sich die Examinatoren auch die erdenklichste Mühe, die leichtesten Fragen zu thun, legen sie den jungen Leuten selbst die Antworten in den Mund, es hilft nichts, die Hälfte plumpst durch. Zieht man nun ferner in Betracht, daß jede Prüfung im Grunde ein Hazardspiel ist, daß der wirkliche Stand der Bildung und Begabung eines jungen Mannes weit sicherer und gerechter durch die Lehrer der Anstalt beurteilt werden kann, der er angehört hat, daß endlich die Prüfungen einen sehr bedeutenden Aufwand an Zeit, Geld und Arbeitskraft erfordern, so dürfte es wohl unzweifelhaft zweckmäßiger erscheinen, als Regel beizubehalten, daß der Einjährig-Freiwillige

eine gewisse Klasse einer mit dieser Berechtigung versehenen Unterrichtsanstalt ein Jahr hindurch mit Erfolg besucht habe, und nur da eine Prüfung zuzulassen, wo die Unmöglichkeit vorlag, dieser Anforderung nachzukommen. Namentlich die Abschaffung der Preßen würde eine wahre Wohlthat sein, vor allem wenn den Preßen der Einjährig-Freiwilligen auch die Fähdriehspressen nachfolgen.



Unfre Zeit im Spiegel ihrer Kunst.

Betrachtungen bei Gelegenheit der Münchener Jubiläumsausstellung.



enn das alte Wort ohne weiteres wahr ist: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist, so muß der ästhetische Sinn ein hervorragender Zug im Charakterbilde unsrer Zeit sein. Alljährlich veranstaltet die königliche Akademie der Künste zu Berlin eine große öffentliche Kunstausstellung, in deren Sälen etwa eine Million Besucher mit den Geisteskindern unsrer Künstler lebhaften Verkehr pflegen. Dieses Jahr brachte daneben Jubiläumsausstellungen in Wien und München, Ausstellungen in Brüssel, Antwerpen, Kopenhagen, nicht zu reden von denen in Barcelona und Melbourne. Von der Jubiläumsausstellung in München wissen wir, daß trotz dieser Konkurrenz ihr Besuch die kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Und wer diese Ausstellungen alle nicht besuchen konnte, der ließ sich von ihren bedeutendsten Erscheinungen in seinem Heim besuchen in Form jener Nachbildungen aller Art, in deren Herstellungsweisen unsre Zeit, weil sie einem dringenden Bedürfnis entgegenkommen, es so staunenswert weit gebracht hat und durch deren Vermittlung der Umgang mit der Kunst zu einer beinahe täglichen Gewohnheit aller Gebildeten geworden ist.

Nur eine Bestätigung dieser Diagnose scheint die Überfülle von künstlerischen Hervorbringungen in unsern Tagen zu bieten. In Berlin wies der Katalog über 1300, in München über 3000 Nummern auf. Das überreiche Angebot läßt auf eine nicht minder große Nachfrage schließen. Und jedenfalls ist die Zahl der fördernden und kaufenden Gönner und vermutlich auch Kenner der Kunst, die früher nur in den höchsten Kreisen zu finden waren, in steter Zunahme begriffen. Man kann heute schon von einem „Publikum,“ ja von einem Kunstmarkt reden.

Aber gerade diese Thatsachen gebieten Vorsicht. Auf den Bergen wohnt die Freiheit. Auf dem Markte muß sich die Ware nach dem Geschmack des Käufers richten. In dem Maße, als die Kunst von den einsamen Höhen herab-

stieg und hereingezogen wurde in das öffentliche Interesse, konnte sie sich dem Einflusse des öffentlichen Lebens und Interesses nicht entziehen. Der Künstler unsrer Zeit lebt nicht mehr in stiller Beschaulichkeit in kleinen, abgeschlossenen Zauberkreisen, sich seine eigne Welt aus sich herausbildend, sondern er steht mitten in der Alltagswelt der Wirklichkeit; ihre Bilder drängen sich an ihn heran; ihre Stimmen verlangen Gehör. Und mindestens die Vermutung, der Verdacht liegt nahe, daß es nicht die Welt der Künstler sei, das Reich des Schönen, der von dem Zauberstabe der Phantasie in der Hand der Edelsten in Fleisch und Blut verwandelten Ideale, was die Menge lockt, sondern daß sie in den goldnen Rahmen ihre eigne Welt, in dem Geiste, der sie dort hineingezaubert hat, den eignen Geist wiederfindet und darum so mächtig davon angezogen wird. Dazu kommt, daß es den Psychologen an sich zweifelhaft erscheinen muß, ob unsre Zeit besonders disponirt sei für den Genuß des Schönen. Was wir im Kunstgewerbe, was wir in den Einrichtungen der Wohnungen, in den Moden beobachten, ist doch mehr ein Sinn für das Prunkende, das Eigenartige, das Barocke, das Vielerlei, als der Sinn für die edle Einfachheit, die vornehme Ruhe, das Ebenmaß und die Klarheit des Schönen. Auch das Schöne enthüllt sich, giebt sich zu genießen nur dem gesammelten, andächtigen Geiste, dem Glauben. Unsre Zeit aber ist voll Unruhe, erfüllt mit dem zersplitterndsten Vielerlei, beschäftigt mit den Realitäten des Lebens, voll Wogens und Gährens in den Elementen der geistigen Anschauungen wie des sozialen Lebens. Ihr ist darum That und Thatfache alles, Gedanke, Anschauung mehr oder weniger Lust, Laune. Einer solchen Zeit gegenüber ist die Vermutung berechtigt, daß sie in die lichten Höhen, wo ewige Wahrheiten sich zu Lichtgestalten verkörpern, sich zu erheben wenig Lust verspüre, vielmehr auch im Rahmen der Kunst ihre eigne Welt suche und liebe. Sollte nun diese Vermutung zutreffen und also jener Einfluß des Zeitgeistes auf die Gebilde der Kunst zugestanden werden müssen, dann wird kaum jemand uns ein so sicherer Barometer für die Höhenlage und Luftverhältnisse unsrer Zeit sein, als der Künstler, der, mit dem feinsten Rezeptionsvermögen ausgestattet, kraft seines Talents, wiederzugeben, was er bewußt oder unbewußt im Herzen trägt, uns ohne Verzeichnung dieser Zeit, ihre Interessen und ihre Eigenart; vor Augen führen wird ja in den abgeklärten Gebilden der Kunst wird sich dieser Geist der Zeit am reinsten, frei von allen zufälligen Zuthaten, die ihm im Alltagsleben die Macht der trägen Gewohnheit und äußerer fremdartiger Einflüsse beimischen mögen, spiegeln. Tritt er uns doch in der reinen Luft, dem klaren Licht, dem festtäglichen Gewande entgegen, welche die irdischen Gebilde umwallen in den hehren Hallen der Kunst.

So ist es unter jener Voraussetzung eine interessante Aufgabe für jeden, der unsrer Zeit ins Antlitz und ins Herz sehen möchte, ihre Kunst daraufhin zu prüfen, welches die Interessen sind, die sie fesseln, welches die Stimmung, die in ihr den Grundton bildet, welches die geistigen Kräfte, die besonders

thätig sind. Diese Aufgabe aber ist um so bedeutungsvoller, als bei dem lebendigen Verkehr zwischen Publikum und Kunst die Rückwirkung der letztern auf den Charakter, die Vorstellungsweise und die Empfindungsweise des erstern viel größer sein wird, als in frühern Zeiten. Man hat das Recht, die Kunst als ein hervorragendes Erziehungsmittel und Bildungselement für unser Volksleben daraufhin zu prüfen, was wir uns von ihrem Einflusse versprechen dürfen, eventuell dahin zu wirken, daß nur und daß immer reiner das Edelste, was unsre Zeit an geistigen Gütern besitzt, in ihren Schöpfungen zur Darstellung und so durch sie zu Macht und Einfluß komme. Unter diesen Gesichtspunkten aber wird vielleicht der Laie, der nicht einmal Kunstrezensent von Fach ist, nicht zu den Unberufenen zu rechnen sein, wenn er seine Eindrücke öffentlich auszusprechen wagt. Denn mit der Unbefangenheit des Nichtkenners steht er den Fragen der Technik und der Schule gegenüber, und durch das Interesse dafür, wie gemalt wird, wird bei ihm das andre dafür, was gemalt wird, nicht beeinflusst oder gar beeinträchtigt, wie es bei unsern Kunstrezensenten in den Tagesblättern der Fall zu sein pflegt.

Suchen wir nun nach den eigentümlichen Zügen im Kunstschaffen unsrer Zeit, so wird sofort der erste, der hervorstechendste, uns die Richtigkeit unsrer Voraussetzungen beweisen, daß, in höherem Maße als je, die Kunst ein Spiegelbild unsrer Zeit sei. Ein flüchtiger Überblick über das beinahe verwirrende Vielerlei, das uns von den Wänden des Glaspalastes entgegenschaute, macht uns gewiß: wir befinden uns mitten in der Wirklichkeit. Im Vollsinne des Wortes malt unsre Kunst das Bild ihrer Zeit.

bleiben wir zunächst beim Formalen stehen. Da geht durch alle Bilder der beherrschende Zug nach Naturwahrheit. Nicht nach dem Inhalte oder der Auffassung, sondern nach der gewählten Methode, dieses Ziel der höchstmöglichen Illusion der Wirklichkeit zu erreichen, unterscheiden sich die Schulen. Darin beruht die eigentümlichste Mannigfaltigkeit in dem Vielerlei. Dort das Hell Dunkel der Atelierbeleuchtung, hier das nackte harte Freilicht; dort warme leuchtende Farben, hier mattes fahles Grau; dort feine Detailausführung, hier breite Pinselführung, mehr oder weniger massige Farbflecke; dort klare scharfe Umrisse, hier nirgends eine Linie, überall nur in einander übergehende Farbtöne. Unser „dort“ und „hier“ ist nicht willkürlich gewählt. Die moderne Malerei mit ihrem Impressionismus und ihrem Freilicht, ihren natürlichen Größen und ihren grauen Farben trat in München bedeutungsvoll in den Vordergrund; eine große Zahl der glänzendsten und wirkungsvollsten Bilder haben für sie Zeugnis abgelegt. Sie darf die Ausstellung wohl als eine Etappe in ihrem Siegeslaufe betrachten. Das Interesse in der Kunst, die Wirklichkeit, die volle Wirklichkeit und nur die Wirklichkeit darzustellen, ist in erster Linie die Wirkung des der Wirklichkeit mit dem strengen Beobachtungsblick des auch aufs kleinste achtenden Forscherauges zugewandten Interesses unsrer Zeit. Daß

es geradezu das beherrschende Interesse im Kunstschaffen unsrer Zeit ist, hinter dem alle andern zurücktreten, erklärt sich sodann zum Teil aus der beschämenden Erkenntnis, wie fern die großen Schulen der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts von der Naturwahrheit gelieben sind, wie wenig ihr Auge dafür geschärft, wie wenig ihre Maltechnik darnach eingerichtet war. Aber gewiß wirkt als drittes Motiv dabei mit, dem Geschmace des Publikums zu genügen, das in den Kunstwerken die eigne Welt wiederfinden will und in dem Maße sich für ein Kunstwerk interessiert, als ihm diese Wiedergabe gelungen ist.

Dieses Streben nach Naturwahrheit hat aber andre Eigentümlichkeiten im Gefolge, deren erste von neuem unsern obigen Satz bestätigt. Unsre Kunst strebt nur nach Wahrheit. Ob, was sie sich zum Gegenstande erwählt, schön sei, die Frage giebt es für sie gar nicht. Die Frage: Was ist schön? ist zu einer rein akademischen geworden. Für die ausübende Kunst ist ihre Lösung gleichgiltig. Weder in den Linien, noch in den Farben, noch in der Gruppierung sind die Elemente, aus denen sich etwa der Begriff „schön“ zusammenstellt, maßgebend; ob die Gestalten gefällig, anmutig, gewinnend, ob die Farben voll, warm, leuchtend sind, ob die Massen ebenmäßig verteilt sind, für das alles hat wenigstens die neuere Schule keinen Sinn. Jede Farbe, jede Gestalt, die in der Wirklichkeit vorkommt oder vorkommen kann, ist auch in der Kunst berechtigt, ganz gleichgiltig, ob sie ein ästhetisches Recht hat oder nicht. Kein geheimnisvolles Dunkel, kein leuchtender Glanz der Farbe darf das Gebilde der Kunst von dem Bilde der Wirklichkeit unterscheiden. Die Philosophie hat einmal gesagt: Alles Wirkliche ist vernünftig. Unsre Künstler sagen: Alles Wirkliche ist schön; und wieweit ein Kunstwerk der Wirklichkeit entspricht, das ist für die Kritik der Maßstab, ob es schön zu nennen sei. Ja, je weniger eine Erscheinung durch irgend etwas ausgezeichnet ist, je mehr sie zufällige Eigentümlichkeiten an sich trägt, wie sie des Lebens buntes Treiben mit sich bringt, desto „malerischer“ ist sie. Was man früher normal nannte, weil es keinerlei zufällige Eigenheiten hatte, sondern nur sozusagen den reinen Begriff der betreffenden Sache darstellte, das erscheint heute vielmehr als abnorm und nicht würdig, ein Gegenstand der Kunst zu sein. Ja einer schon in der alten deutschen Schule hervortretenden Neigung aufs neue folgend, scheint ein großer Teil unsrer Künstler geradezu eine Vorliebe für Unschönes zu haben. Schmutzige, graue, braune Töne, breite, kahle Flächen, in der Landschaft ein mit Pfügen durchzogener Landweg durch kahles Ackerland, eine langweilige, laublose, schnurgerade, aus dürftigen Bäumen bestehende Allee in ebener Gegend, kurz das Gegenteil von dem, was man eine schöne Gegend nennen würde, im Sittenbilde Spitalweiber, krummbeinige, schmutzige Dorfklinder, plumpe Bewegungen, zerrissene Stiefel, verkommene Gestalten — das ist die Liebe unsrer jungen Künstler.

Ist dem so, dann ist der Beweis erbracht, daß es nicht der ästhetische Sinn ist, der unser Geschlecht zur Kunst hinzieht. Vielmehr ist es derselbe Sinn für

die Wirklichkeit, wie er unser Kunstschaffen bestimmt, der in erster Linie auch unsere Kunstfreunde an den Kunstschöpfungen Gefallen haben läßt. Dann dürfen wir aber auch die Richtigkeit der weitem Folgerung voraussetzen, daß sich überhaupt in der Kunst unsre Zeit ihr eignes Bild schafft.

So spiegelt sich denn schon in dem eben dargelegten Realismus unsrer Kunst neben der Erschlossenheit unsrer Zeit für alles Wirkliche ihr dadurch gesteigerter Sinn für das Eigenartige, Individuelle der Erscheinungen, ihre kräftige Freude am wirklichen Leben, die seine Spuren nirgends verwischen will, auch da nicht, wo sie nur von Herbigkeit erzählen, sondern sie im Gegenteil aufsucht. Dürfen wir im erstern einen erfreulichen Gegenzug gegen die nivellirende Macht der Mode und des öffentlichen Lebens überhaupt erkennen, unter der in allen Gebieten das Einzelbaisein in seiner Besonderheit zu verschwimmen droht, so ist das zweite ein Beweis von gesunder Kraft, die, statt des Lebens Härten sich zu verbergen, ihnen ins Auge schaut und ihre Berechtigung zu begreifen sucht. Der Respekt vor dem Thatsächlichen ist immer dem Bahn einer rein ästhetisch gerichteten Bildung vorzuziehen, man müsse erst die Wirklichkeit korrigiren nach einem abgeblaßten Traumbild, ehe sie der Nachahmung, der Darstellung, des Interesses wert sei. Sodann werden wir sehen, daß das Charakteristische sich vertieft, indem darin der Ausdruck einer seelischen Stimmung erkannt oder in der Darstellung der Natur das Charakteristische zum Ausdruck einer solchen benutzt wird. Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß bei solcher Gebundenheit an das Wirkliche jene Geisteskraft in Gefahr steht, brach gelegt zu werden und zu verkümmern, die im Einzelnen und über demselben die Idee der Erscheinung entdeckt und sich berufen weiß, dieser Idee das Einzelne, das ihr gegenüber verkümmert oder einseitig oder karikirt erscheint, entgegenzubilden, eine Thätigkeit, die das Leben ebenso reich und reizvoll, ja lohnender und erhebender macht, als die feinste Beobachtung all der zufälligen Abnormitäten in den Einzelercheinungen. Der berufenste Wegführer und begeisterte Prophet bei dieser Geistes-thätigkeit war zu allen Zeiten eben die Kunst. Läßt sie uns hier im Stich, so ist das zu beklagen. Und doch spiegelt sich in dieser Mißachtung der Idee des Schönen zuletzt nur die geringe Schätzung, in der in unsern Tagen gegenüber der realen Wirklichkeit jede Idee, jedes Produkt des abstrahirenden und spekulirenden Menschengewisses steht.

Das „Schöne“ wird vielleicht von seinen gegenwärtigen Verächtern als das nur durch die Tradition, durch den Geschmack, der nur Gewohnheit sei, geadelt, als eine Schwester des Konventionellen angesehen. Jedenfalls ist es nur natürlich, daß eine Kunst, die gegen das Schöne gleichgiltig ist, gegen das Traditionelle oder gar Konventionelle geradezu eine Abneigung zeigt. Unsere Kunst sucht sich denn auch neue Formen in allen Gebieten. Wo sie solche nicht zu finden vermag, wie in der mythologischen und allegorischen Kunst, da trägt dies dazu bei, ihr Interesse abzuschwächen; das Gebiet wird nicht gepflegt.

Am auffallendsten tritt dieser Zug da hervor, wo der Natur der Sache nach die Tradition, weil sie der Pietät verwandt ist, ihre Stelle hat, in der religiösen Kunst. Selbst an Stelle des altgewohnten Christustypus versuchen viele durch eine andre Charakteristik den der Bedeutung der Person Christi entsprechenden Ausdruck zu gewinnen. Es ist die Abneigung gegen das Konventionelle, nicht irgend ein Zug des Irreligiösen, wie man so leicht auf den ersten Eindruck hin urteilt, was hier zu Grunde liegt. Wenn dennoch die religiöse Kunst nicht brach liegt, so ist das ein Beweis für die Würdigung der religiösen Kräfte in unsrer Zeit. Gewiß verrät sich in der Auflehnung gegen das Konventionelle jene revolutionäre Ader, die wir auf allen Gebieten unsers Volkslebens mehr oder weniger mächtig pulsiren fühlen, wenn auch dabei der unschuldigere, unsrer unruhigen Zeit besonders eigene Zug nach Neuem mitwirkt. Doch offenbart sich andererseits darin auch ein energisches Suchen in gesteigerter Selbständigkeit nach den besten Ausdrucksformen, eine Vorliebe für schärfste Charakterisirung, und die schon vorhin beobachtete Freude am Individuellen und Unmittelbaren, Eigenschaften, über die wir uns, doppelt gegenüber der wenig geistiges Leben verratenden und dieses wenige noch in Schlaf lullenden Macht des Konventionellen, trotz aller Extravaganzen aufrichtig freuen müssen.

Noch ein besonders erfreulicher Zug der Kunst unsrer Zeit, an welchem, wie es scheint, nur Frankreich nicht teilnimmt, ist es, daß niederer Sinnenreiz bei ihr keine Rechnung findet. Es sind nur Künstler zweiten und dritten Rangs, die ihren Mangel an schöpferischer Kraft und technischer Leistungsfähigkeit durch die Spekulation darauf auszugleichen suchen. Der Sinn für das Fleisch als solches findet so wenig Nahrung, wie die wollüstige Freude am Grausamen oder Gemeinen. Als Verirrungen, gegenüber dem Gesamteindruck befremdend, ja abstoßend wirkend, werden um so schmerzlicher empfunden werden, je höher wir die Künstler selbst zu schätzen haben, jene Tullia, in der uns eine Furie aus dem ältesten rohsten Rom in brillanter Darstellung entgegenrinst, und trotz alles Fliegenden Blätter-Humors in der Darstellung jener Besuch einer ländlichen Feuerbeschau im Atelier, die dort eine Modell-Venus findet. Das sind Ausnahmen. Nur die Bildnerei, die überhaupt an Ideenarmut krankt, greift aus Verzweiflung noch zur badenden Venus oder andern entkleideten Gestalten. Die Augen unsrer Künstler sind auf andres gerichtet. Wir werden sehen, daß es das Seelische ist, was sie fesselt, und die Wirklichkeit des täglichen Lebens. Möchte auch dies ein Symptom sein für die sittliche Höhenlage oder wenigstens Tendenz der Gegenwart.

Nicht minder charakteristisch ist es, daß unsre Kunst immer mehr davon zurückkommt, durch das Fremdartige ihres Stoffes Interesse wecken zu wollen. Es gab in unserm Volk eine Zeit des unklaren, unbefriedigten Sehens, wo alles Fremde unserm Sinne in höherm Glanze und vom Duft der Poesie umgossen erschien. Weil es fremd war, war es ein würdiger Gegenstand der Kunst.

Wochte es nun Italien oder der Orient oder die Antike sein, um diese Welten lagerte der Zauber, in den der Pinsel sich tauchen mußte, um Kunstwerke zu schaffen; sie waren der Traum der Geister, den auf die Leinwand gebannt zu sehen das Gemüt mit Wonne füllte. Das ist vorüber. Es sind einzelne vielgereiste Landschaftler, wie die Achenbachs, W. Genz, E. Körner, Poffart, von Medel, welche ihre Reiseindrücke vom Golf von Neapel oder vom Land der Pyramiden oder von Arabiens Palmen und Wüsten künstlerisch gestalten; aber vor ihren Bildern, so großartige Farbendichtungen sie zum Teil sind, fällt uns nur ein: So jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen; und mit Interesse für den Gegenstand wie mit Bewunderung für die Kunst ihrer Erzählung folgen wir ihren Berichten. Aber tiefer noch, mit der Seele schaut unser Auge hinein, und wärmer grüßt es uns zurück, wenn wir vor Darstellungen unsrer heimischen Wälder und Flächen und Seen stehen. Die Antike gar ist völlig verschollen; von ihren Göttern lehrt keiner mehr bei unsern Künstlern ein, und niemand vermißt sie. Ihre Helden und ihre Sitten und Sünden sind uns fremd geworden; wo sie noch auftauchen, wie in Piskas Maximian, dem in blauem Dunste die von ihm geopfertn Märtyrer erscheinen, während er erstarrt am Boden liegt, das Gesicht in die Marmorfliesen bergend, oder in Hildebrands Tullia oder in Alma Tademas und seiner Nachahmer antiken Genrebildern, da verraten sie durch hohles Pathos ihr Scheinleben, oder ihr Tändeln erweckt in uns den Eindruck töblicher Langweile seelenloser Wesen. All das Fremde ist verdrängt durch das Vertraute, in das wir uns liebend versenken und dem wir darum eine unererschöpfliche Fülle lebendigster Anregungen zu entlocken gelernt haben. Und wie in allen Gebieten unsrer Tage, oft genug in unberechtigter und die Gegenwart selbst verarmender Ausdehnung, so klingt auch in den Hallen der Kunst der Wahlspruch wieder: Nur der Lebende hat Recht.

Unberechtigt und als eine Verarmung zu beklagen ist die Ausdehnung dieses Vergessens des Vergangenen bei unsrer Kunst auf diejenigen Gebiete, in denen die Geschichte unsers eignen Werdens liegt, also Elemente unsers Seins uns entgegentreten würden. Es ist geradezu ein Rätsel, warum in einer Zeit, in der geschichtliche Forschung zum Sport wird und geschichtlicher Sinn zu den Grundzügen des Gebildeten zählt, ja die selbst in eminentem Sinn Geschichte schafft, die Historienmalerei fast völlig brach liegt. Nicht als ob wir der Kunst, wie sie die wohl selbst manchmal that, zumuteten, als Handlangerin der Wissenschaft zu illustriren, was die Geschichtswissenschaft uns erzählt, und gar dabei, wie es wohl öfters der Fall war, nur Illustrationen für ein Buch der Kostümkunde, bestenfalls der Kulturgeschichte zu liefern. Wir betrachten es als einen Fortschritt, daß sie sich zu höherem berufen weiß, als der flügelahmnen Phantasie des Wissensdurstigen nachzuhelfen. Aber in den Erscheinungen und Ereignissen, die der Geschichte angehören, treten Ideen, Interessen, Charaktere, Konflikte zu Tage, die eine größere menschliche Gemein-

schaft als Gesamtheit berühren. Sie gewinnen, indem sie hinausliegen über den Kreis des eignen Erlebens des Betrachters, auf der einen Seite eine gewisse dramatische Objektivität und haben dennoch zugleich die höchste und gewichtigste Bedeutung für die Beschauer alle, deren Vertreter auf der Bühne der Geschichte ihrer aller Geschichte darstellen und entscheiden. Jeder einzelne lebt, streitet, leidet in jenen geschichtlichen Personifikationen der Gesamtheit mit. Es sind ewige Wahrheiten, es sind allmenschliche Erlebnisse, eingekleidet in ganz konkrete zeitlich bestimmte Erscheinungen. Wenn es anders der Beruf der Kunst ist, nicht bloß Tatsächliches naturgetreu zu kopiren, sondern das Einzelne auf die Höhe des Allgemeingiltigen zu heben, das Zeitliche in seiner bleibenden Bedeutung zu verewigen, durch das Reale überall die Idee durchleuchten zu lassen, kurz die Dinge darzustellen, nicht bloß wie sie sich auf der Netzhaut jedes, auch des tierischen Auges spiegeln, sondern wie sie sich im menschlichen Geiste zu geistigen Tatsachen verklären, giebt es dann einen Stoff, von dem man mit mehr Recht sagen könnte, daß er für sie geschaffen sei, zu dessen Darstellung sie selbst unmittelbarer recht eigentlich berufen und geschaffen erscheint, als die Geschichte? Eine wie gewaltige, wie unmittelbare Wirkung ihrer Gestalten und Szenen müßte gerade die sogenannte moderne Kunst erzielen, mit ihrem aller Romantik von halb Traum, halb Leben baaren Realismus, der Gestalten zu schaffen vermöchte, an deren Wirklichkeit man glauben würde, mit ihrer hochentwickelten Fähigkeit, kräftig zu charakterisiren und scharf zu individualisiren, die uns davor sichert, nicht nur lebende Bilder in einer Pose zu erhalten, deren Absichtlichkeit, wenn auch nicht verstimmt, so doch das Interesse abkühlt.

(Fortsetzung folgt.)



Kaiser Max und seine Jäger.



er einmal an einem schönen Sommertage auf der hohen Plattform des Schlosses Ambras bei Innsbruck gestanden und einen Blick hinab auf das Innthal zu seinen Füßen geworfen hat, der wird das Landschaftsbild, das sich ihm da bot, nie wieder vergessen. An jener Stelle ist das Innthal keine halbe Stunde breit. Die mächtige Kette der nördlichen Kalkalpen, deren Gipfel nur im Hochsommer schneefrei ist, zieht sich meilenlang ohne Unterbrechung vom Ruffsteiner Kaisergebirge bis über Innsbruck und Zirl hinaus von Nordost nach Nordwest.

Auf diesen massigen Gebirgszug gewährt die Plattform des Schlosses Ambras einen umfassenden Ausblick; wie eine himmelhohe Mauer steigen die bewaldeten Wände mit erdrückender Unmittelbarkeit vor unsern Augen auf und sperren jede weitere Aussicht nach dem Norden ab. Weit im Osten, im magischen Blau der Ferne, sieht man die nackten Felsen des unwirtlichen Kaisergebirges rötlich weiß in der Sonne leuchten, und unten in der Nähe erheben sich die zahlreichen Türme des uralten Städtchens Hall, gleich vorn aber die große weiße, kasernenartige Mauer des Irrenhauses, welches die Romantik des verfallenden Städtchens freilich sehr unpoetisch durchbricht. Hall war einst eine blühende Bergmannsstadt; der Inn war vor wenigen Jahrhunderten noch bis da hinauf schiffbar, und Hall war die letzte Haltstelle der Flößer. Kaiser Maximilian I. hatte für Hall, wie mehrere seiner Vorgänger eine besondere Vorliebe. Jetzt ist Hall verarmt, still wie ein Friedhof, vielleicht besuchen es zur Sommerzeit Brustleidende, um sich bei den Salindämpfen Heilung zu holen; sonst zieht es nur wenige dichterisch fühlende Touristen an, die Sinn für mittelalterliche Städteromantik haben. Aber unser Ausblick vom Schloß Ambras gleitet darüber hinweg längs dem breiten, flachen Flußbette hin, über die fruchtbaren Felder und saftigen Auen, über die vielen schönen Wäldchen, über die Landstraße, die wie weiße, zur Bleiche in die Sonne hingelegte Leinwand sich dahinschlängeln, und über die merkwürdige Eisenbahn, die auf einem von zahllosen Bogen durchbrochenen Viadukt die Thalebene überschreitet, um in die Landeshauptstadt einzufahren. Auch Innsbruck ist dem Kaiser Max sehr viel schuldig, es verdankt ihm auch sein bedeutendstes Denkmal: in der Hofkirche zu den Franziskanern steht das berühmte Grabmal des Kaisers. Auch die Gegend von Innsbruck bietet Erinnerungen an Kaiser Max. Jenes Landschaftsbild von der Ambraser Plattform wird im Westen durch die steile Martinswand abgeschlossen, auf der sich der Sage nach Kaiser Max beim Jagen verirrt hatte, ohne den Rückweg finden zu können; ein Engel rettete ihn. Gegen den Süden zu erweitert sich die Landschaft in mehrere Thäler, die bei Innsbruck ausmünden: das Brennerthal, das Stubai- und das Oberinntal. Auch das Schloß Ambras selbst ist eine Sehenswürdigkeit. Die Romantik aber, die es umgiebt, lenkt die Erinnerung nicht auf Kaiser Maximilian, sondern auf den spätern, protestantensfeindlichen Erzherzog Ferdinand und seine schöne bürgerliche Frau Philippine Welfer, mit der er lange Jahre auf dem Schlosse in verliebter Einsamkeit lebte, bis die Ehe vom Kaiser anerkannt wurde. Oskar von Redwitz hat die Geschichte in einem thränenfeligen, aber wirksamen Schauspiel behandelt. Der Park des Schlosses Ambras, der in eine tiefe Schlucht hinabführt, die ein schäumender Alpenbach mit großem Lärm durchbraust, ist mit seiner schattigen Kühle und seinem Tannenduft von unsagbarer Poesie und Schönheit, jedenfalls schöner als irgend eine Redwitzsche Dichtung; wir wurden da immer an Jean Paul'sche Gartenbilder gemahnt. In nächster Nähe des Schlosses, im Walde verborgen, liegt

der sogenannte Tummelplatz, in alten Zeiten ein Turnierplatz, jetzt eine Art von Friedhof, reich besteckt mit schlichten Kreuzen. Zu den napoleonischen Kämpfen war der „Tummelplatz“ Schauplatz blutiger Gefechte, daher die fromme Weihe des Ortes, der nebenbei auch ein Wallfahrtsort für heiratslustige Mägdelein geworden ist.

Alle Grade ästhetischen Gefühles vermag diese schöne Gegend hervorzu- rufen. Steht man im Thale und läßt den Blick schweifen auf den Kranz von Bergen, der es umrahmt, so hat man das Gefühl der Erhabenheit der Natur in großem Maße; lieblich anmutig sind die Flußufer, erschreckend wirken die steilen Bergwände, träumerisch die schattigen Wälder, sentimental schön die fougissenartig von den Bergen eingeschlossenen Fernblicke ins Ober- und ins Unterinntal: eine Sehnsucht in die Ferne wird erregt und man kann sich nicht von dem Bilde trennen. Zu alledem der reiche historische Boden! Erinnerungen an wichtige, zuweilen welthistorische Ereignisse werden dort auf Schritt und Tritt erweckt. Rudolf Waumbach, der uns in seiner neuesten Dichtung in diese Gegend führt*), ist seinem ganzen Naturell gemäß in den mittlern Regionen ästhetischen Empfindens verblieben. Das Anmutige der Landschaft hat ihn vornehmlich angesprochen, die rauhere Seite der Gebirgswelt läßt er zum schärfern Kontrast nur vereinzelt hineinspielen. In der Wahl des vielbesungenen Kaiser Max zum Mittelpunkt eines epischen Gedichtes hat er aber eine sehr glückliche Hand gefunden. Von allen habsburgischen Kaisern ist dieser Kaiser Max, der „letzte Ritter,“ der letzte Herrscher des Mittelalters nach der Ein- teilung in unsern Schulbüchern, der Freund Albrecht Dürers und Hans Sachsens, der Urheber des Theuerdank und des Weiskunig, der glücklichste Herrscher Osterreichs gewesen, der durch Heirat und Erbschaft die habsburgische Hausmacht auf ihren Gipfel gebracht hatte. Ein leutseliger Mann, ein Freund des Volkes und auch ein Freund der schönen Landestöchter, ein kühner Jäger, nicht bloß auf Gamsen und Rehe, ist Kaiser Max ein prächtiger epischer Held. Gerade vor Luthers welterschütterndem Auftreten stirbt er dahin, er ist der letzte ganz deutsche Mann unter den habsburgischen Monarchen, denn nach ihm kam schon der Spanier Karl V. und die spanische Etikette beherrschte fortan den deutschen Hof zu Wien. Aber auch auf diese geschichtlich bedeutsamere Seite seines Stoffes ist Waumbach nur sehr sparsam eingegangen. Ein von kulturgeschichtlichem Ballast erfülltes Buch zu schreiben liegt zum Glück nicht in seiner anakreontisch dem Stile des Volksliedes zustrebenden Art. Er führt zunächst den Kaiser als Jäger, als gemüthlichen, leutseligen Herren ein, der auch seine Freude an prächtigen Schauspielen hat, der Dichter und Künstler jeder Art gern unterstützt. Ein schönes Kapitel stellt uns eines der berben Ritter-

*) Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung von Rudolf Waumbach. Leipzig, Liebeskind, 1888.

spiele des Zeitgenossen Vigil Haber aus Sterzing vor; sie sind erst vor wenigen Jahren von Oswald Zingerle herausgegeben worden. Das Stück wird im Burghofe des kaiserlichen Hauses „zum goldenen Dachl,“ das jeder, der Innsbruck je besucht hat, wohl kennt, gespielt. Wie einen reichen Gutsherrn, der mit seinen Leuten familiär verkehrt, hat Baumbach den Kaiser Max hier dargestellt. Wenn sich seine Jäger raufen, so läßt sie der Kaiser einsperren. Und die Gedichte, die er dichtet, müssen andre schreiben, was auch großer Herren Art ist. Also ein im Tone des Volksliedes gehaltenes Genrebild, ohne Anspruch auf bedeutendere Wirkung hat Baumbach entworfen, etwa so wie Julius Wolff mit seinem Roman „Das Recht der Hagestolze.“ Im Einklang damit steht die Sorgfalt, die er auf die Schilderung der Volksitten und Gebräuche, von Aberglauben und Märchen verwendet hat: ein sehr schöner Gesang schildert eine Sommernacht auf dem Lummelplatz, in der Dirnen und Wuben durch eines der zahlreich auf den Bergen angezündeten Johannisfeuer springen, ohne das flackernde Feuer oder gar sich selbst zu verkehren; der glückliche Sprung bedeutet eine baldige Hochzeit des Mädchens. In ein andres Kapitel hat er die Sage von den „saligen Fräulen“ verwoben. Es sind schneeweiße, goldhaarige, engelreine Feen, Beschützer des Edelwildes im Gebirge; sie werden von Riesen verfolgt und können sich nur schützen, wenn sie eines der vielen Kreuze erreichen, die der fromme Bauer eigens deswegen auf den Bergen errichtet. Ist das aber nicht möglich, so flüchten sich die „saligen Fräulen“ zu den Menschen, denen sie so lange segensreiche Dienste leisten, bis ihr Feind stirbt. Und endlich hat Baumbach auch die bekannteste Sage der Landschaft, die von der Martinswand, mit in seine Dichtung verwoben; er hat ein sehr schönes, vielleicht das schönste balladenartige Kapitel seiner Dichtung daraus gemacht. Die märchenhafte Rettung des Kaisers durch einen Engel Gottes wird natürlich rationalistisch umgedeutet, der Engel ist der Jäger Sixt Thurnwalter, der in Baumbachs Erfindung eine große Rolle spielt. Doch kann dieser Schluß nicht befriedigen. Wer Storms „Schimmelreiter“ gelesen hat, wird die Kunst, die Entfaltung einer Sage poetisch zu veranschaulichen und zu erklären, wohl nicht wenig bewundert haben. Damit kann sich Baumbach nicht vergleichen. Er hat es zwar, wie man sieht, verstanden, alte volkstümliche Züge hübsch neuzuordnen, (denn auch die Geschichte der saligen Frauen ist oft verwertet worden; eine der begabtesten Dichterinnen Tirols, Angelika von Hörmann, hat schon vor einem Jahrzehnt aus dem Stoff ein anmutiges kleines Epos geschaffen); aber gerade Baumbachs eigenste Erfindung ist zwar auch nett und anmutig, aber doch gar zu harmlos und nicht sehr originell.

Zufällig, auf einem seiner Jagdwege, trifft Kaiser Max mit dem poetischen Schuster Hans Sachs, der zur Zeit noch ein jugendlicher Wanderbursche ist, in einem Wirtshause vor Innsbruck zusammen. Auch das ist für Baumbachs genrehafte Phantasie bezeichnend, daß er die markige, männlich würdige Gestalt

Hans Sachsens, eine der edelsten des deutschen Bürgertums, die Goethes Gedicht der Nation für alle Zeit ans Herz gelegt hat, in so verkleinertem Maßstabe vorführt; der liebgewordene Name Hans Sachs wird einer nicht passenden Erscheinung beigelegt, eine *captatio benevolentiae* letzter Form; diese Verkleinerung entspricht aber ganz dem Maßstabe, der an die Figur des ritterlichen Kaisers angelegt worden ist. Die beiden treffen also zusammen, und der Wanderbursche leistet dem fremden, unerkannten, zu Roß gar stattlich erscheinenden hohen Herrn durch seine Geschicklichkeit, Jeder zusammenzunähen, einen kleinen Dienst, wosür er sich nicht bezahlt machen will. Das gefällt dem Kaiser. Ein lecker Jäger aber, der Sigt Thurnwalter, schleudert dem stolzen Schuster den Stachelreim zu:

Gott grüß' dich, fremder Waidgenos!
Dreibeinig ist dein hölzern Roß,
Und Ahl und Friesen dein Waidgeschos.

Worauf Hans Sachs, der schon bei Meister Kunnenbeck die Singekunst gelernt hat, schlagfertig erwidert:

Einst ging der Teufel schwarz einher
Mit Hörnern, Schweif und Klauen,
Und wer ihn sah, der forcht sich sehr
Und floh vor Angst und Grauen.
Doch seit der böse Belzebub
Geschlüpft ist in den Jägerrod
Weslingt's ihm, zu beschleichen
Die Armen und die Reichen.

Und seit der Lügengeist mit List
In's Jägerwams gefahren,
Mag sich jedweder gute Christ
Nuch vor den Jägern wahren.
Die Waidleut' all' im röm'schen Reich
Thun's ihrem Herrn und Meister gleich;
Sie stuntern und sie lügen,
Daß sich die Balken biegen.

Nach diese beiden Verse gefallen dem kaiserlichen Jäger, die beiden Trugliebhaber müssen Freundschaft schließen, und Hans Sachs wird mit einem guten Trunk Wein belohnt. Wer der stattliche Herr war, der so nachdenklich wurde, als Hans Sachs sein Nürnberg rühmte, will dieser vom Wirte noch erforschen. Der Wirt aber macht sich den Scherz und nennt den ihm wohlbekannten Kaiser den „Wirt zum goldenen Dachl“ in Innsbruck. Der naive Wanderbursch muß sich darob in der Stadt von einem alten Weibe auslachen lassen; denn er will im Haus mit dem goldenen Dachl einkehren, was ihm ein Hellebardier verwehrt. Trotz dieser doch wohl nicht mißzuverstehenden Aufklärung bleibt Hans Sachs — wegen eines sehr bescheidenen Effektes, den Baumbach später gewinnen will — im Dunkeln über den Ritter. Überhaupt erscheint Hans Sachs in der ganzen Dichtung Baumbachs als eine Art von Eichenborstlichem Taugenichts. Er schwärmt für eine ferne, in der Heimat hinterlassene Schöne, er gefällt allen Frauen, liebt den Wald und das freie ungebundene Leben der Wandergejellen, und wie der Taugenichts aufs Weigenspiel, so versteht er sich aufs Versmachen. Der Sigt Thurnwalter hingegen, der zweite Jäger Kaiser Maximilians, ist mehr als Charakterfigur im modern romantischen Stile gedacht; man kann sich aber auch für ihn nicht sonderlich erwärmen.

Hans Sachs ist also in Innsbruck und macht dort — Baumbach gesteht selbst, er wisse nicht wie? — die Bekanntschaft des Tausendkünstlers, des Malers und Dichters Bigil Raber, der zu Ehren des Kaisers ein Redenspiel vorbereitet und den frischen fremden Gesellen in Dienst nimmt. Hans Sachs leistet ihm dabei allerlei Hilfe und übernimmt selbst die Rolle des alten Hildebrand, der alle Degen zu besiegen und Kriemhilden dienstbar zu machen hat. Kriemhilde wird von Gilli, der sonst in Manneskleidern unter dem Namen Hiesel sich bewegenden Tochter des Meisters Bigil, gespielt. Merkwürdig ist nun, daß Kaiser Max, der vom hohen Altane dem Redenspiel zuschaut, während der Burghof voll von Menschen ist, den Handwerksburschen, der ihm kürzlich so gefallen hat, in der greisen Maske wiedererkennt. Der gute Kaiser hatte wohl gar keine andern Geschäfte und Sorgen im Kopfe. Nach dem Spiele wird Hans Sachs vor die nunmehr auch seinerseits wieder erkannte Majestät geholt, belobt und als Jägerbursch in Dienst genommen. Dem Taugenichts fällt der Verzicht auf seine Freiheit nicht leicht, er ist aber hochherzig genug, sogleich den Kaiser an das Verdienst Rabers und das gelungene Spiel zu erinnern, worauf der Kaiser lachend spricht:

Hans, du wirst dich in den Hofdienst schiden;
Kaum im Amt, und machst schon den Protektor.

Man sieht, Baumbach weiß seine ohnehin gefällige Darstellung dem Publikum mundgerecht zu machen. Schon die Namen seiner Gestalten sind morbisch stilisirt. Ein Held, der Hans, eine Heldin, die Marilen (Maria Magdalena) heißt, sind gegenwärtig bei deutschen Frauen und Fräulein schon des Namens wegen herzlich willkommen. Der Spaß, daß Hans Sachs Schuhmacher und Poet dazu ist, wird aber im Laufe der Erzählung doch gar zu oft wiederholt.

Die Handlung hebt nun eigentlich erst an. Im anheimelnden Tone des Märchens wird uns erzählt, wie auf Schloß Ambras das Hausgesinde sich zuräumt, daß ein „saliges Fräulein“ von ungewöhnlicher Schönheit bei ihnen eingekehrt sei. Es ist die schöne Marilen, eines der unehelichen Kinder, die man dem Kaiser zuschrieb. Sie wird wie eine kleine Prinzessin gehalten; der Thurnwaller Sigt hat sie aber auf der Fahrt von Wels nach dem Schlosse kennen und lieben lernen; sie liebt ihn wieder, ohne mit ihm verkehren zu können. In der Nacht singt er unter ihrem hochgelegenen Fenster das Lied:

Es jagt ein Jäger ohne Horn
In dunkler Nacht durch Fann und Dorn
Nach einer wilden Taube.
Sie trägt ein schleierweißes Kleid,
Ein Kränzlein statt der Haube.
Er denkt der Stund, da sie im Grad
Auf seinem Mantel bei ihm saß
Und ließ sich sanft umfangen.
Weh ab dich wohl, mein' Tröstlerin,
Nach dir steht mein Verlangen.

Es mag der Reif, es mag der Schnee
Die Blumen und den grünen Klee
Verföhren auf der Heiden.
Wenn zwei Herglieb beisammen sind,
Die zwei soll niemand scheiden.
Ich wünsch' dir eine sanfte Ruß,
Den aller schönsten Traum dazu
Und alles Wohlergehen.
Und bleib mir gut und denk an mich,
Bis wir uns wiedersehen.

Beim Johannisfeuer in der Sonnwendnacht treffen dann die Liebenden zusammen, Hans Sachs hat es übernommen, ihre alte Tugendwächterin zu beschäftigen. Sigt und Marilen wagen als das schönste Paar vor allen andern den Sprung über den brennenden Holzstoß; er mißlingt jedoch, da Sigt beim Erreichen der andern Seite ausrutscht und darob ausgelacht wird. Er ärgert sich darüber und zieht sich großend zurück, und er wird kindischertweise noch mehr erbittert, als gleich darauf Hans Sachs Marilen umfaßt und den Sprung glücklich ausführt. Nun erscheinen ihm Freund und Geliebte treulos. Sigt wird geradezu menschenscheu, während Hans sich eine Weile in Marilen verliebt und dafür die ihn mit Liebesanträgen verfolgende Gili herb zurückweist. Da zeigt ihm diese ein seltsames Bild, sie läßt ihn Marilen zu Füßen des Kaiser Max belauschen und sehen, wie der sie liebt. Hans weiß aber nicht, daß es Vater und Tochter sind, sondern hält beide für ein Liebespaar. Auch er wird darüber schwermütig. Auf einer Jagd tritt an Sigt sogar die Versuchung heran, seinen Nebenbuhler Hans Sachs, den er jetzt eifersüchtig haßt, aus Leben zu gehen. Aber dieser schwört ihm, daß er Marilen nicht liebe, und der verstörte Sigt leistet ihm Abbitte. Es kommt aber dann doch zu einem Streit zwischen beiden. Sigt lauert dem Kaiser Max auf, der ihm sein Liebchen geraubt hat, Hans Sachs will ihm die Waffe entreißen, darob eine Kauferei zwischen beiden, bei der Sigt den jüngeren Freund scheinbar tot auf dem Plage läßt und nun, wie von den Furien gepeicht, ziellos, friedlos in den Bergen herumirrt. Hans wird aber zum Glück von den Leuten des Schlosses Ambras, vor dessen Eingang die Kauferei geschehen ist, rechtzeitig aufgefunden und von der Verblutung gerettet. Als der Kaiser davon erfährt, läßt er ihn ohne weitere Untersuchung einsperren und auf Sigt fahnden; daß Sigt dem Kaiser nach dem Leben trachtete, will Sachs niemals verraten. Endlich durch das Geständnis Marilens von ihrer Liebe zu dem Flüchtling Sigt wird die Schuldlosigkeit des andern klar, und Hans Sachs erhält seine Freiheit wieder. Sigt Thurnwalter aber, der unstät, hungernd und frierend, von Gewissensqualen gefoltert in den Bergen herumirrt, hat das Glück, den auf der Martinswand verirrtten Kaiser, der schon für verloren gehalten wird, für den das am Fuße der Wand angesammelte treue Volk schon die letzte Messe lesen läßt, zu erretten. Sigt führt den Kaiser bis ins Thal. Aber während nun die älteren Dichter fein und klug berichten, der Erretter Maxens hätte sich im Gewühl der Volksmenge absichtlich verloren, um sich nicht danken lassen zu müssen, und daraus sei die Vermutung entstanden, der Retter wäre ein Engel Gottes selbst gewesen, läßt Baumbach, mit einem in die sonst nur zu absichtlich festgehaltene Naivität seines ganzen Gedichtes schrill hineintönenden Hiebe auf den tirolischen Klerus, unmittelbar vor unsern Augen den Messe lesenden Geistlichen die offenbare Lüge schaffen, daß nicht Sigt, sondern daß ein Engel Gottes den Kaiser gerettet habe. Den Kern der Sage, die Vergöttlichung eines Menschen, der sich jeglichem Danke für eine

große That entzieht, hat Baumbach ganz übersehen. Man wird uns wohl zu allererst Parteilichkeit für Ultramontane vorwerfen; aber weil Baumbachs Vorgang so undichterisch ist, weil ferner die ganze Gestalt des Sixt Thurnwalter so unbedeutend ist, daß wir sie schlechterdings nicht gegen den überlieferten Engel des Kaisers vertauschen mögen, und weil endlich die Lösung des Konflikts in der erdichteten Geschichte durch die Herbeizerrung der Martinwandsage gar so äußerlich ist, darum haben wir diesen Schluß der Ballade geradezu schmerzlich empfunden. Auch im „Baten des Todes“ ist Baumbach unerwartet aus dem Märchentone gefallen; wir haben dies damals an dieser Stelle ebenso getadelt. Merkwürdig, daß Baumbach seine liebenswürdigen Schöpfungen durch solch eine stilllose, stillwidrige Wendung zu verderben pflegt! Zum Glück hört Baumbachs Dichtung nicht mit dieser Pointe auf. Es folgt noch eine schöne Ballade — wie ja sein ganzes Gedicht in solche Romanzen und Balladen zerfällt —, die mit ihrem feinen Humor sehr anspricht. Sixt, noch immer flüchtig, wird gefangen, und erscheint gefesselt vor dem Kaiser, der ihm zum Lohne für die Rettung seines Lebens die Tochter zum Weibe giebt.

So legt man die Dichtung in bester Stimmung aus der Hand. Für uns leidet es bei allen kritischen Bedenken (oder vielleicht gerade wegen derselben) keinen Zweifel, daß diese neue Dichtung Baumbachs so beliebt wie alle seine frühern werden wird.



Kleinere Mitteilungen.

Nochmals die Arbeiterunterstützungsverbände. In unserm Aufsatz: „Sind die heutigen Arbeiterunterstützungsverbände Versicherungsgesellschaften?“ (in Nr. 30 u. 31 dieses Jahrganges) war der juristische Nachweis geführt worden, daß die Arbeiterberufsverbände, soweit sie ihre Mitglieder gegen Arbeitslosigkeit und ähnliche Notfälle sicherstellen, nach der Versicherungsgesetzgebung in Preußen, Baiern u. s. w. der staatlichen Genehmigung bedürfen. Am 22. Oktober hat ein derartiger Fall in dritter Instanz das Berliner Kammergericht beschäftigt. Angeklagt waren die Bremer Vorstandsmitglieder des „Unterstützungsvereins deutscher Tabakarbeiter,“ weil sie den Geschäftsbetrieb des Vereins durch Errichtung einer Zahlstelle in Hannover auf preußisches Gebiet ohne die erforderliche Genehmigung der preußischen Regierung ausgedehnt hatten. Das Kammergericht verwarf jedoch die Revision der Staatsanwaltschaft.

Obwohl nun die bündigen Erkenntnisgründe keinerlei Zweifel darüber lassen, daß diese Entscheidung lediglich aus formellen Gründen erfolgt ist, weil eine Nachprüfung der tatsächlichen Feststellung des Berufungsrichters oder die Bemängelung formeller Rechtsverletzungen in der Revisionsinstanz nicht mehr zulässig ist,

daß also eine materielle Entscheidung gar nicht ergangen ist, so hat es sich das Organ der Berliner Sozialdemokratie, das Berliner Volksblatt doch nicht verlagern können, unter hämischen Ausfällen gegen den „sündigen Juristen der Grenzboten“ die Entscheidung des Kammergerichts als eine solche darzustellen, durch welche die Eingang erwähnte Frage nunmehr endgiltig und für ganz Preußen zu Gunsten der gedachten Vereine erledigt sei, und diese Entstellung des klaren Sachverhalts hat dann durch die ganze gesinnungsverwandte Presse pflichtschuldigt die Runde gemacht. Da der klare Wortlaut der Erkenntnisgründe jeden Irrtum ausschließt, so begnügen wir uns damit, die erwähnte Presse auf diese systematische Verfälschung klarer Thatsachen hier festzunageln.



Litteratur.

Des Freiherrn Karl Ernst Wilhelm von Canitz und Dallwitz Denkschriften. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinen Kindern. Zwei Bände. Berlin, Verlag von W. Gery, 1888.

Der Verfasser dieser Denkschriften war preussischer Generalleutnant und Minister König Friedrich Wilhelms IV., zuletzt Generaladjutant desselben, und die hier zur Veröffentlichung gelangten Schriftstücke sind, in den Jahren von 1812 bis 1849 niedergeschrieben, teils kriegsgeschichtlichen Inhalts, teils Beiträge zur Regierungsgeschichte und Charakteristik des genannten Monarchen. Dem Ganzen geht eine von der ältesten Tochter des Verstorbenen herrührende Biographie desselben voraus. Dann folgen zunächst Abhandlungen und Berichte über den Feldzug von 1812 und die Yorksche Konvention, über eine Reise, die Canitz in dieser Zeit nach Wilna machte, über seine Sendung nach Konstantinopel (1828) und über den russisch-polnischen Krieg von 1831 und 1832, Betrachtungen über die Aussichten eines Angriffs Rußlands auf Preußen und Blicke auf die Verhältnisse der katholischen Kirche in der preussischen Monarchie während der letzten dreißiger Jahre sowie auf die Verfassung der evangelischen Kirche. Hiermit schließt der erste Band. Der zweite bespricht Fragen, die in dem Zeitraume von 1840 bis 1849 die Politiker beschäftigten, unter andern die Stellung Englands zu den skandinavischen Staaten im Jahre 1840, das damalige Kriegsgeschrei der Franzosen, die ersten vier Jahre der Regierung Friedrich Wilhelms IV., die preussische Verfassungsfrage und Bunsens Denkschrift darüber, den deutschen Bund und Metternichs Verhalten zu ihm, Preußens Verhältnis zu Deutschland, die spanischen Heiraten, die schweizerischen Wirren, und er bringt endlich Beiträge zur Geschichte der letzten Tage der alten (absolutistisch regierten) preussischen Monarchie und einen Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten bis 1849. Die kriegsgeschichtlichen Stücke der Sammlung bedürfen für Fachmänner keiner Empfehlung. Daß ferner die Beiträge zur Regierungsgeschichte und Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. mancherlei neues und interessantes enthalten, wird man aus der langjährigen Stellung in unmittelbarer Nähe des Königs schließen, die der Verfasser in Folge seiner verschiedenen Ämter einnahm. Auch vieles von dem, was hier über die Verhältnisse der katholischen und evangelischen Kirche in Preußen gesagt wird, beansprucht noch jetzt

Wert und Geltung, obwohl seit seiner Niederschrift mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen ist. Was endlich die Abhandlungen anlangt, die sich mit der deutschen Frage beschäftigen, so kann man sie zwar in gewissem Sinne veraltet nennen, immerhin aber bleibt ihnen die Bedeutung von Zeugnissen für die Auffassung dieser Frage von Seiten eines hochgestellten und einflussreichen Staatsmannes der Vergangenheit. Der mächtige Aufschwung, den Preußen und das um diesen Staat gruppierte, von ihm geführte Deutschland in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts genommen haben, war in der ersten Hälfte desselben und noch bis 1862 nicht vorauszu sehen, auch von sonst gut unterrichteten und talentvollen Politikern nicht, zu denen wir auch den Verfasser der Denkschriften zählen. Gewiß beschäftigte der Gedanke der deutschen Einheit unter preussischer Leitung viele Gemüther aufs lebhafteste; aber der Weg zur Verwirklichung, die Mittel und Maßregeln, die allein Erfolge bringen konnten, waren, wenn wir von dem doch nur vorbereitenden Zollverein absehen, den Augen der damals lebenden, selbst den in Preußen regierenden und zuletzt allein maßgebenden noch verborgen; erst ein Genie fand sie. Nichtsdestoweniger, ja gerade wegen jener Unfähigkeit früherer Politiker sind diese Aufzeichnungen eines derselben für den Geschichtsforscher und selbst für einen weitem Kreis von Freunden der nationalen Geschichte der Beachtung wert.

Die deutschen Standesherrn und ihre Sonderrechte. Von Dr. Hammann. Donaueschingen, Morys Hofbuchhandlung, 1888.

Im Reichstage wurde vor einiger Zeit die Steuerfreiheit, die unsre Standesherrn hie und da, namentlich in Preußen, noch genießen, stark bemängelt, und in der Presse ging man bei dieser Gelegenheit vielfach noch weiter und verlangte schlangtweh die Beseitigung jeder Sonderstellung der Mitglieder des deutschen Hochadels, und obwohl die Aussichten auf Erfüllung dieser Forderungen sofort als sehr gering erscheinen mußten, wurden sie doch wiederholt laut. Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß gegenwärtig keine besondere sachliche Leistung der Standesherrn für ihre Ausnahmusberechtigungen besteht, aber rechtlich läßt sich die einfache Abschaffung jener Sonderrechte damit so wenig begründen, als mit dem Hinweis auf die Thatfache, daß manche Standesherrn sehr reiche Leute sind. Angesichts jener Angriffe auf die höchste Klasse unsers Adels und im Hinblick auf die ihnen zu Grunde liegenden Irrtümer versucht der Verfasser unsrer Schrift, in Kürze die Entstehung, den Charakter und den Umfang der Rechte der „mediatistischen“, d. h. vormals reichsständischen, jetzt standesherrlich den Souveränen der deutschen Staaten untergeordneten Häuser darzustellen, was in fünf Abschnitten geschieht. Der erste betrachtet den Ursprung der standesherrlichen Rechte, der zweite führt die einzelnen standesherrlichen Familien vor, der dritte schildert die Stellung derselben unter dem Rechte des deutschen Bundes, der vierte die, welche sie mit ihren Privilegien zum neuen Reiche einnehmen, der fünfte endlich hat insbesondere die Standesherrn in Preußen und ihre Steuerfreiheit zum Gegenstande. Der Verfasser gelangt schließlich in Betreff Preußens zu der bestimmten Erwartung, daß das Abgeordnetenhaus einen Gesetzentwurf wegen Aufhebung der noch vorhandenen Steuervorrechte der Standesherrn gegen billige Entschädigung, wenn er eingebracht werden sollte, gutheißen würde. „Die Sonderrechte der mittelbar gewordenen alten fürstlichen und gräflichen Geschlechter sind immermehr auf den Kreis der Standes-, Ehren- und Familienrechte eingeschränkt worden; ihre mittelbare Landeshoheit ist im Laufe der Zeit verloren gegangen, und sie haben sich in volle und der Mehrzahl nach treue und

aufrichtige Unterthanen des Staates verwandelt, dem sie untergeordnet worden waren. Sie werden den Rest von materiellen Bevorrechtungen umso lieber fahren lassen, als er vielfältig dazu benutzt wird, ihr Ansehen als höchste Aristokratie des Landes zu schädigen und zu mindern. Als solche aber zu gelten und zu wirken, liegt in ihrem eignen Interesse, wie in dem eines kräftigen, freiheitlich gegliederten Staates, in welchem es Aufgaben zu erfüllen giebt, zu denen sie vorzugsweise berufen erscheinen, wie denn auch bis auf diesen Tag mancher der standesherrlichen Fürsten und Grafen in der Diplomatie, in der Staatsverwaltung und auf parlamentarischem Felde für die großen Interessen des Vaterlandes wichtige Dienste geleistet hat und noch leistet. Je besser und je länger wir uns einen unabhängigen, vom Pflichtbewußtsein gegen den monarchischen Staat erfüllten hohen Adel bewahren, umso mehr verschwindet die Gefahr, daß sich ein eigennütziger Geldadel an die erste Stelle setze, der, mit der geschichtlichen Entwicklung des Staates nicht verwachsen, (dem Verfasser schwebt natürlich die semitische Plutokratie und deren Neigung, den Staat zu „fruktifizieren“ vor), keine ideellen Güter zu behaupten hat und aus dem Dienste für die öffentlichen Interessen sich keine Ehre macht.“ Das ist vortrefflich gesagt. Mächtigen nur noch mehr Standesherrn und Edlne von solchen ihre Stellung und Pflicht im Staate recht erkennen und darnach handeln. Von der Mehrzahl läßt sich das unsers Wissens bis jetzt nicht rühmen.

Geschichte der griechischen Künstler. Von Dr. Heinrich Brunn, Professor der Archäologie an der Universität München. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert (Paul Neff), 1889. Erste Lieferung.

Der erste Band der ersten Auflage von Brunns „Künstlergeschichte“ erschien vor nunmehr sechsunddreißig Jahren. In der Vorrede nahm der Verfasser ausschließlich das Verdienst einer Vorarbeit für die Kunstgeschichte in Anspruch, einer Vorarbeit, die in erster Linie von der schriftlichen Ueberlieferung und erst in zweiter von den erhaltenen Denkmälern ausging. Das Buch machte seiner Zeit Epoche: mit scharfem kritischen Blick hatte der Verfasser auf Grund der von ihm benutzten antiken Schriftquellen eine Darstellung der griechischen Künstlergeschichte geschaffen, die in ihren Grundzügen von bleibender Bedeutung ist. Diese Bedeutung hat die Wissenschaft auch in vollstem Maße durch Wort und That — letzteres namentlich durch die umfangreiche Benutzung, die Brunns Werk in allen spätern kunstgeschichtlichen Darstellungen erfahren hat, — bereitwillig anerkannt. Der Zeitraum, der seit dem ersten Erscheinen des Buches verstrichen ist, hat aber doch der Archäologie durch die vielen glücklichen Ausgrabungen und Entdeckungen und durch den regen Eifer, mit dem alle Länder klassischer Kultur durchsucht worden sind, einen Denkmälervorrat und damit eine Erweiterung der Ideen und Gesichtspunkte zugeführt, daß bei einer Neubearbeitung eines Buches, das vor mehr als drei Jahrzehnten erschienen ist, kein Stein auf dem andern geblieben wäre. In den Kreisen der Fachgenossen ist es bekannt, daß Brunn sich seit etwa achtzehn Jahren mit dem Plane trägt, eine Geschichte der griechischen Kunst auf Grund der gefamten vorhandenen Quellen zu schreiben. Daß ein derartiges Werk des geistvollen Gelehrten mit größter Spannung erwartet wird, bedarf keiner Worte. Da kündigt nun jetzt die Verlagshandlung von Ebner und Seubert eine „zweite Auflage“ der Künstlergeschichte an und zwar von „Dr. Heinrich Brunn, Professor der Archäologie an der Universität München.“ Als wir die erste Lieferung in dem Schaufenster einer Buchhandlung liegen sahen, waren wir halb erstaunt, halb überrascht. Unser erster Gedanke war: Brunn hat sich also doch noch gegen alle

Einwendungen, die er früher gemacht hat, entschlossen, die Künstlergeschichte neu zu bearbeiten, um seine jetzigen Ansichten wiederum in einer Vorarbeit für seine demnächst erscheinende Kunstgeschichte zusammenzufassen. In dieser Erwartung ließen wir uns die erste Lieferung vorlegen. Aber wie erklaunten wir, als wir einen wörtlich getreuen Abdruck der ersten Auflage in die Hand bekamen! Natürlich rechten wir nicht mit dem Verfasser darüber, daß er seine Zustimmung zu einem unveränderten Abdruck gegeben hat, obgleich es uns bedenklich erscheint, wenn Ansichten und Lehren, welche die fortschreitende Wissenschaft längst widerlegt oder infolge der neu in den Gesichtskreis eingetretenen Denkmäler als unhaltbar erwiesen hat, sechsunddreißig Jahre später und zwar bei Lebzeiten des Verfassers wörtlich wieder abgedruckt werden. Wohl aber richtet sich unsre Anklage gegen die Verlagsbuchhandlung, deren Spekulation im vorliegenden Falle nicht im besten Lichte erscheint. Der Neudruck erscheint als „zweite Auflage“; als Verfasser wird Heinrich Brunn, der Professor in München, genannt (die erste Auflage nannte ihn nur Dr. Heinrich Brunn). Weibes muß den Glauben erwecken, daß hier eine Neubearbeitung vorliege, ein Buch, das auf der Höhe der heutigen Forschung steht. Wenn, wie es thatsächlich geschehen ist, sogar eine Zeitschrift wie Lühpows „Kunstchronik“ darauf hineinfällt, wieviel eher wird dies bei dem großen Publikum der Fall sein, auf das die Verlagsbuchhandlung augenscheinlich mit dieser „zweiten Auflage“ spekulirt hat! Aus Gründen, die sonst stets von besseren Firmen beobachtet werden, hätte schlechterdings nicht unterlassen werden dürfen, den Neudruck als solchen zu bezeichnen und zwar, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, als „zweiten, unveränderten Abdruck der ersten Auflage vom Jahre 1852.“ Eine andre Frage wäre dann immer noch die, ob der Neudruck nicht eine verkehrte Spekulation sei. Das Buch war zwar vergriffen und wurde im antiquarischen Verkehr in der letzten Zeit sehr hoch angezehrt. Aber der Kreis, der an Brunn's Buch wirklich Interesse hat, ist doch verhältnismäßig beschränkt, es ist eben lediglich der Kreis der Fachleute, und für diese, sollten wir meinen, hätten die vorhandenen Exemplare ausgereicht. Doch das wird ja die Verlagsbuchhandlung am besten zu beurteilen wissen oder aber sehr bald spätern. Im übrigen unterscheidet sich der Neudruck von der ersten Auflage nur durch andre (bessere?) Ausstattung und die vom Verfasser vorgenommene Vergleichung und nach einheitlichen Grundzügen gehandhabte Ausführung der Pausaniasstellen. Daß der schlechte Athenatopf auf dem Umschlage und die noch schlechteren Hierleisten zu Anfang und zu Ende der Einleitung dem Buche nicht zukommen, dessen scheint sich die Verlagsbuchhandlung nicht bewußt geworden zu sein. Oder soll hierdurch auf den ersten Blick der Glaube erweckt werden, die „zweite Auflage“ sei eine „ilustrirte“?

Friedrich Wied. Ein Lebens- und Künstlerbild von Dr. Adolf Kohut. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1888.

Daß in dem Jahre, wo Clara Schumann die 60jährige Jubelfeier ihres ersten öffentlichen Auftretens begeht, auch das Gedächtnis ihres im Jahre 1873 verstorbenen Vaters wieder erneuert wird, ist nur dankenswert. In der That lagen auch eine Reihe von Briefen an und von Fr. Wied vor, deren Veröffentlichung erwünscht sein mußte. Daß aber diese ungedruckten Familienerinnerungen in Kohut den rechten Mann gefunden hätten, der mit sichtender und wählender Hand ausscheidet, was wertlos ist oder verlegend wirken könnte, läßt sich nicht behaupten. Mühte es denn gerade ein Buch von 346 Seiten werden? Was wird da alles mit abgedruckt: Wied's Universitätszeugnisse, das Programm eines Kon-

zerts, dem Wied bewohnte (!), das Verzeichniß der Instrumente, aus denen das Orchester in diesem Konzerte bestand, eine Menge von Geschäftsbriefen, sogar solchen, in denen einfach ein Klavier bei Wied bestellt wird, Konzertbesprechungen aus den musikalischen Signalen, dem Leipziger Tageblatt u. s. w., Dankbriefe von Schülern und Schülerinnen, Empfehlungsschreiben, die von durchreisenden Virtuosen abgegeben worden sind, die Bitte eines Lehrers um ein Zeugniß zum Zweck der Bewerbung um eine Organistenstelle und dergleichen mehr.

Das Wertvollste in dem Buche ist Wiederholung von bereits früher gedrucktem: aus Wieds Büchern, aus Reichners Büchlein über Wied und seine Töchter, aus Basielewskis Schumannbiographie, aus Schumanns Jugendbriefen u. s. w. Von den zum erstenmale veröffentlichten Briefen sind höchstens wertvoll: der Brief Wieds an den Baron von Friden in Aich (S. 95) über Schumanns Verhältnis zu Ernestine von Friden, weiter die Briefe Ernestines an Clara, die freilich die verlassene Geliebte Schumanns nicht im besten Lichte zeigen (S. 97 ff.), dann Clara Schumanns Briefe an ihren Vater nach der Versöhnung (S. 150 ff.). Wer sich aber der Hoffnung hingeben wollte, in Kobutz Buch genaueren Aufschluß zu finden über Wieds Widerstand gegen die Verheiratung Schumanns mit Clara und über die spätere Aussöhnung mit dem Künstlerpaare, der würde sich getäuscht sehen; man erfährt darüber wenig mehr, als was man schon wußte. Wir tabeln das nicht, im Gegenteil, es ist taktvoll, diese Vorgänge nicht ans Licht der Öffentlichkeit zu gerren. Es hätte noch manches andre unterdrückt werden sollen, z. B. S. 103 in einem der Briefe Ernestines die Stelle: „Sogar in Münster hörte ich diesmal von ihm (Schumann), da ein Bekannter Namens Schmidt dort wohnt, ein Referendar, daß er jetzt so schrecklich trinken sollte und gewiß nicht imstande wäre, etwas zu arbeiten, bevor er nicht wenigstens zwei Flaschen Champagner getrunken hätte, mein Gott, wie muß dieser Mensch aussehen . . .“

Der Gesamteindruck, den man von dem Buche bekommt, ist kein angenehmer, weder in Beziehung auf den Inhalt, noch auf die Form. Was den Inhalt angeht, so fühlt man die Absicht des Herausgebers, aus Wied einen großen Mann zu machen, und das war er nun einmal nicht. „Nachstehende Blätter beschäftigen sich mit dem Leben und Wirken eines der hervorragenden Klavierpädagogen (!) und Gesangstheoretikers (!) Deutschlands — mit Friedrich Wied. Dieser als Lehrer, Schriftsteller und Mensch gleich seltne, bedeutende Mann“ — mit diesem Trompetenstoße hebt das Vorwort an, und in diesem Tone geht es fort. Wied war ein gründlicher, ja peinlich gewissenhafter Klavier- und Singelehrer, diesen Ruhm wird ihm niemand streitig machen. Er hat den Grund gelegt zu der hohen Künstlerhochzeit, die wir an Clara Schumann noch heute bewundern, auch das wird ihm unvergessen bleiben. Er war Schumanns Schwiegervater, wenn auch wider Willen — wer wird mit dem Verstorbenen heute über sein damaliges Verhalten rechten? Aber ihn als einen hervorragenden Kritiker, Schriftsteller, wohl gar Komponisten und Humoristen hinzustellen, ist Uebertreibung. Wied selbst gab sich in läblicher Selbsterkenntnis (?) den Scherznamen Das, der alte Schulmeister, und kein Name kann besser für ihn passen. Man lese nur die gespreizte, selbstgefällige Schulmeisterprosa, in der er sich z. B. über Elementarunterricht im Klavierspiel ausläßt! Sein Humor, den Kobut erfrischend findet, war frostig und gequält. Man vergleiche z. B. den musikalischen Thee bei Hans Eilig mit Schumanns Fastnachtsrede nach der neunten Symphonie Beethovens, oder die groben Bauernsprüche eines alten Musikmachers mit Schumanns musikalischen Haus- und Lebensregeln — da wird man spüren, was echter und was gemachter Humor ist! Freilich begeht man ein

Unrecht an Wied, wenn man ihn immer mit Schumann zusammenstellt, und es mag wohl wahr sein, daß die Nähe des hellstrahlenden Lichtes von Schumanns Genialität dem bescheidenen Glämmchen von Wieds Begabung ungünstig gewesen ist. Aber ein Buch wie das von Rohut fordert ja geradezu zu solcher Vergleichung heraus.

So viel vom Inhalte. Die Form ist mit dem einen Worte: Wiederlich bezeichnet. Das allgewöhnlichste Zeitungsdeutsch, tönende Phrasen, schlechter Satzbau, das traurige Bindewort „beziehungsweise“ in allen Abarten (bezieh., bezüglich, bez.), die Inversion nach „und,“ ganz und voll, stattgehabte Konzerte, kurzum das gesamte Rüstzeug des Pfennigzeilenschreibers. Ein paar Sätze gebe ich zum Beweise. S. 2: „Wied gehörte zu denjenigen, welche eine ewig verjüngende Kraft in sich haben, denn sie entspringen dem stets frisch sprudelnden Quell der Natur und der Schönheit.“ S. 34: „Sie (Wieds erste Frau) stammte aus einer musikalischen Familie, und war ihr Großvater ein berühmter Flötenfabrikant.“ S. 37: „Wied zeigte ein großes Interesse für musikalisch begabte Kinder, denn wie selten unterrichtet ein Vater selbst seine eignen.“ S. 53 (aus der Allg. Mus. Btg. vom Nov. 1828): „Unter der Leitung ihres musikerfahrenden, die Kunst des Pianofortespiels wohl verstehenden und dafür mit Liebe sehr thätigen Vaters dürfen wir von ihr die größten Hoffnungen hegen.“ (Man sieht, daß die Musikzeitungen schon vor 60 Jahren genau so erbärmliches Deutsch schrieben wie heute). S. 84: „Seine Briefe aus jener Zeit übersprudeln vom Gefühl überirdischer Seligkeit.“ S. 130: „Die größten Triumphe in allen Städten erntete Clara in Wien.“ S. 175: „Von Natur schüchtern, wußte bald der Vater, ebenso wie bei Clara, durch seine rationelle Methode Lust und Liebe zur Musik auch bei Marien zu erwecken. Schon im 5. Lebensjahre fing sie zu spielen an, und bediente er sich dazu seiner kleinen melodischen Uebungen“ u. s. w.

Am Schlusse des Buches werden zwanzig frühere Schriften Rohuts angezeigt und siebzehn lobende Besprechungen derselben aus verschiedenen Zeitungen abgedruckt. Einen Schluß aus dieser Thatsache zu ziehen überlassen wir dem Leser; die Greuzboten sind nicht unter den angeführten Zeitschriften.

Gedichte von Frieda Port. Berlin, Herp, 1888.

Mit diesen Gedichten tritt eine nicht gewöhnliche Frauengestalt vor die Öffentlichkeit, jedoch nicht zum erstenmale, denn Paul Heyse's neues Münchner Dichterbuch brachte schon vor mehreren Jahren Proben ihrer Lyrik, aber zum erstenmale selbstständig mit einem Buche. Gewidmet ist die Sammlung den dankbar verehrten Meistern Hermann Lingg und Paul Heyse. Sollten wir das Wesen dieser jungen Dichterin kurz zusammenfassen, so würden wir sagen: Frieda Port ist ein starker Geist, aber keine ebenso starke Natur. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie der Individualität entbehre; sie hat eine solche, ohne Zweifel. Sie ahmt nicht nach, sondern empfindet wahr und eigentümlich. Sie ist reich gebildet und hat sehr viel gedacht, über sich selbst, über andre, über menschliches Schicksal im allgemeinen, und ihr Denken hat jene Richtung genommen, welche die ganze Gegenwart verfolgt: die des Pessimismus. Aber sie ist nicht dogmatisch. Soviel sie auch den Tod als Erlöser preisen mag, so ist sie doch empfänglich für die Schönheit der Welt, der Blumen, der Sonne, der Künste, der Menschen. Und dieser große Gegensatz selbst beschäftigt sie. Liebe zum Leben und Sehnsucht nach Erlösung durch den Tod laufen in ihrer Seele parallel. Ebenso denkt sie über den Gegensatz unfrer Endlichkeit und unfrer Sehnsucht nach Unendlichkeit nach. Geschichtliche Denkmäler schaut sie darum nach;

denklich an. Sie ist wohl in Stunden zur Schwermut geneigt. Sie weiß, daß schließlich jeder Mensch einsam bleibt und daß sich die Brücken des Verständnisses nur schwer schlagen lassen. Sie empfindet mit dem Glend, mit der Armut, sie preist das Mitleid; aber unbefangen freut sie sich auch der Schönheit der Reichen. So stolz und so ehrlich sie bestrebt ist, in echter Reinheit, wie der Schnee, ihr Leben lang zu verharren, so entfernt ist sie davon, sittlichen Hochmut zu loben. Sie rät den Frauen, ihre Lippen, auf denen die Nymphen des Kusses wohnen, frei von herben Worten zu erhalten. Der Einsiedler, der sich das gottähnliche Leben durch feige Weltflucht erleichtert, ist nicht nach ihrem Geschmack. Ihr scharf auffassender Blick, der „im Vorübergehen“ dichterische Motive von der Straße aufliest, sieht nur sympathische Erscheinungen: die Mutterliebe, Mildthätigkeit, heimliche Jugendliebe, sinnig anregende Blumen. Ein Doppeltwesen fühlt sie in sich: größte Empfänglichkeit für die Eindrücke der Außenwelt (ein Sonnenstrahl erhebt sie schon) und den Hang zur Grübelei. Sie teilt uns viele Tagebuchblätter aus ihrer Liebeszeit mit, schöne Liebesgedichte, meist aber Bruchstücke, die bligartig ihren Zustand beleuchten. Sie schwankt lange zwischen Zurückhaltung und Hingebung, aber selbst in der Leidenschaft verliert sie nicht ihren nachdenklichen Zug: sie kann sich nicht selbst vergessen.

So etwa ist das Leben geartet, in das uns diese Gedichte Einblick gewähren. Man erkennt Frieda Port als eine echte Idealistin, die an der eignen sittlichen Vereblung arbeitet; aber es wäre ihr daneben auch etwas mehr von der Sinnlichkeit des Künstlers zu wünschen. Es würde zweifellos ihrer Lyrik zu gute kommen, wenn sie sich weniger der Grübelei und der sittlichen Selbstbildung, und mehr der Umschau in dieser Welt, für deren Schönheit sie so empfänglich ist, überließe. Weniger zu denken und mehr zu gestalten, weniger geistreich und mehr konkret, sachlich darstellend, bildend sich zu verhalten: dies möchten wir der jungen Dichterin eifrigst empfehlen. Geistreiche Menschen giebt es genug in unsrer Litteratur, künstlerische umfoweniger. Die Sprache Frieda Ports ist nicht gerade arm an Bildern und hat zweifellos die Fähigkeit, anschaulich zu werden. Allein vor der Hand ist sie noch zu häufig abstrakt, und in den verwickelten Satzbildungen, die sie ganz gegen den Geist der singlustigen Lyrik liebt, unschön. Sie schwachelt gern Zwischenfäße ein, ihre Ellipsen erzeugen oft Härte, und zuweilen entstehen geradezu Unklarheiten. Die Lyrik darf ja mit der Sprache weder umspringen, als die Prosa; die Sprünge darf aber nur die Phantasie, nicht die Grammatik machen. Wer altäaische und sapphische Strophen dichtet, darf mit der Sprache nicht so frei umgehen, wie ein am Volksliede herangebildeter Lyriker; das folgt aus dem Charakter der Kunst. Zum Schluß mag noch eines ihrer besten Liebesgedichte hier Platz finden:

Der volle Mond erhebt sich
Am Horizont, ein später
Gedanke unsrer Liebe,
Und schwebt im stillen Aether.

Wie ist es schwer, die Nähe
Des Lieben zu entbehren!
Nun ist's, als ob wir wieder
Einander nahe wären.

Denn mir zu Häupten leuchten
Ganz nah dieselben Sterne,
Wie über deinem Haupte —
Die Nacht hat keine Ferne.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Zur Geschichte der niederdeutschen Staaten Südafrikas.



Wir brachten in diesem Blatte vor einiger Zeit einen Überblick über die Geschichte der südafrikanischen Voers-Staaten bis zur Beendigung des Krieges zwischen England und der ehemaligen Republik Transvaal, die sich seit dem Frieden, der diesem für die Engländer so unheilvollen und schmählischen Freiheitskampfe ein Ende machte, die Südafrikanische Republik nennt. Die Gründe, die uns dazu bewogen, traten für einige Jahre in den Hintergrund, bestanden aber fort und wurden zuletzt durch neue verstärkt, und so dürfte es unsern Lesern erwünscht sein, wenn wir zunächst auf jenen geschichtlichen Abriß zurückkommen und die Entwicklung der Nachbarstaaten des Kaplandes durch einen Nachtrag bis zum heutigen Tage verfolgen.

Die Voers, die „weißen Afrikaner,“ reden eine altertümliche Mundart des Holländischen, sind also der Sprache nach Niederdeutsche, worauf auch viele andre von ihren Eigentümlichkeiten hinweisen. Ihre beiden Republiken empfinden bei der steten Gefährdung ihrer besten Interessen und selbst ihrer Existenz durch die selbstsüchtige, habgierige und treulose Politik der Briten das bringende Bedürfnis, sich an eine andre Macht anzulehnen, und diese kann für die nächste Zukunft nur das deutsche Reich sein, von dem sie mancherlei Förderung zu hoffen und nichts zu fürchten haben. Die Voers haben deshalb unsre Kolonie-Bestrebungen im Nordwesten ihrer Gebiete mit Zustimmung und ohne Reid oder Argwohn betrachtet, eine nach Damaraland ausgewanderte Schar von ihnen hat sich bereits unter deutschen Schutz gestellt, und mit froher Erwartung sieht die öffentliche Meinung in der Südafrikanischen Republik der Zunahme deutscher Einwanderung entgegen, welche die vor kurzem vollendete Eisenbahn verheißt, die den Freistaat mit dem Meere verbindet. Die „Volksstem“ z. B.,

das bedeutendste Blatt in Pretoria, der Hauptstadt der Republik, erklärt im Hinblick auf die neue Bahn von der Delagoa-Bucht nach dem Innern und den von ihr zu hoffenden starken Zuzug europäischer Elemente, daß es ganz entschieden besser sei, wenn sich die deutsche Einwanderung vermehre, als wenn viele Engländer und Irländer sich dem Staate zuwendeten, und wenn sie dafür nur geltend macht, daß man überall, wo deutscher Fleiß sich niedergelassen hat, den Wert des Landes steigen sehe, und daß die englischen Einwanderer nur Handelsleute unsteter Art oder Abenteurer seien, welche die Entdeckung von Gold- und Diamantenfeldern herbeigeführt habe, so hat sie unzweifelhaft noch andere Gründe, die sie vorläufig verschweigen zu müssen glaubt. Wie das Land durch seine Natur, namentlich durch sein Klima zur Einwanderung von deutschen Landleuten einladet, und wie andererseits unser Handel dahin sich beträchtlich heben kann, soll später einmal gezeigt werden. Für jetzt nur den Schluß der Skizzen, mit denen wir den mit einigen Unterbrechungen Jahrzehnte lang währenden Kampf des Hauptstaates der Boers, der Südafrikanischen Republik, mit der Tyrannei Großbritanniens und den endlichen Sieg des ersteren früher darzustellen versucht haben.

Der Friede von Pretoria, in den England 1881 willigen mußte, nachdem die ausländischen Boers seinen Truppen drei schwere Niederlagen (bei Laings Nek, Deede Poort und am Majubaberge) beigebracht hatten, verschaffte der Südafrikanischen Republik das uneingeschränkte Recht, sich unter britischer Oberhoheit selbst zu regieren; dagegen behielt sich Großbritannien in dem betreffenden Vertrage die Befugnis vor, in Pretoria einen Residenten zu halten, die Beziehungen des Staates zu andern Mächten zu beaufsichtigen und zu beeinflussen und im Osten ein Gebiet abzulösen, welches das Transvaalland von den Kaffernstämmen der Zulus und der Swazies trennen sollte.

Unter den Ereignissen, die sich seit jenem Frieden zugetragen haben, nimmt die Entstehung des Afrikanerbundes, eines Vereins, den die England feindlich gesinnte Partei der Kapkolonie gegründet hat, die erste Stelle ein. Er soll alle nach voller Unabhängigkeit von Großbritannien strebenden in der Kolonie und in den Nachbarländern, besonders in Natal, dem Oranje-Freistaat und der Südafrikanischen Republik in sich aufnehmen und verfolgt bis auf weiteres den Zweck, den Wünschen des „afrikanischen“ Elements, d. h. der niederdeutschen Patrioten in diesen Gemeinwesen, in deren gesetzgebenden Körperschaften, namentlich im Kap-Parlament, Nachdruck zu geben und Geltung zu verschaffen; als letztes Ziel aber strebt er die Errichtung eines Bundesstaates, gleich dem der nordamerikanischen Union an. Die Vereinigung des Oranje-Freistaates mit der Südafrikanischen Republik wird sich trotz der Umtriebe, mit denen die Engländer sie zu verhindern suchen, in wenigen Jahren vollziehen, und dann wird der Anschluß der britischen Kolonien Südafrikas nicht lange mehr auf sich warten lassen. Und nun kommen wir zu den Vorgängen, die in den letzten fünf oder

sechs Jahren zu weiterer Ausbreitung des niederdeutschen Volksstammes im Westen und Osten des Voersstaates nördlich vom Vaalflusse führten.

Anzufrieden mit gewissen Plänen des Präsidenden Burgers waren bereits 1876 Anhänger der alten Einrichtungen in der Ostafrikanischen Republik zu dem Beschlusse gelangt, auszuwandern und sich auf den schönen Weideplätzen der Damaras eine neue Heimat zu suchen. Am linken Ufer des mittlern Krokodilflusses bezogen die von dem Voer van Zyl geführten Emigranten ein Lager, um sich zu dem großen Zuge nach Nordwesten zu sammeln. Khama jedoch, der König der Bamangwatos, dessen Gebiet sie zu durchziehen hatten, zögerte, ihnen dies zu gestatten, und so waren sie zu längerem Aufenthalte in jenen sehr ungesunden Gegenden genötigt. Krankheiten lichteteten ihre Reihen, und schon wollten sie ohne Erlaubnis des Königs ihren Zug fortsetzen, als diese endlich erfolgte. Sie wanderten nun in nordwestlicher Richtung, durch das Dorfland, einen sanftigen Wald, nach dem Zugflusse und von da nach dem Ngamifsee, wo sie durch Strapazen aller Art an Zahl sehr geschwächt eintrafen. Von da zogen sie unter fortwährenden Gefahren und Entbehrungen nach dem Damaralande weiter, wo sie in so kläglicher Verfassung ankamen, daß sie von der Bevölkerung der Heimat unterstützt werden mußten, was auf dem Wege über die Walfischbai geschah. Im Damaralande begannen sie sich nach Gegenden mit Wasser und Weidegründen umzusehen, einige ließen sich in Humpata im portugiesischen Gebiete von Mossamedes nieder, andre im Ovamboland an einer Quelle bei Otavi, die sie Grootfontein nannten. Endlich trat ihnen der Häuptling Rambondi größere Landstriche unter dem 18. und 20. Breiten- und dem 6. Längengrade ab, und sie gründeten hier, 200 Meilen von der Walfischbai, ein neues Gemeinwesen, das sie zu Ehren Upingtons, des die Sache der Voers vielfach fördernden Ministers der Kapregierung, Upingtonia nannten.

Bald darauf jedoch bestritt die englische Regierung den Voers ihren dortigen Landbesitz, und daraufhin räumten sie zum Teil das Gebiet von Upingtonia und erwarben vom Hererohäuptling Manasse das Recht, sich in Waterberg, einer früheren Station der rheinischen Missionsgesellschaft, niederzulassen. Der Rest blieb unter der Führung des englischen Kolonisten Jordan bei Grootfontein, wollte aber, als Jordan von den durch englische Sendlinge aufgehetzten Ovambos ermordet worden war, ebenfalls wieder abziehen. Vorher suchte man jedoch durch den Kommissar des deutschen Reiches den Schutz des letztern nach und gab, als dieser Schutz im Jahre 1887 zugesagt wurde, den Abzug auf. So hat Deutschland seine Schutzherrschaft über diesen Teil Südwestafrikas um 400 Quadratkilometer ausgedehnt und hat dem Lande zugleich einen für die Zukunft sehr wertvollen Stamm mit dessen Verhältnissen vertrauter und abgehärteter weißer Bewohner erhalten, von denen überdies ins Gewicht fällt, daß sie mit dem Volke der östlichen Republiken und im weitern Sinne mit uns verwandt sind und die Engländer als Feinde betrachten.

Während sich diese Vorgänge im Westen der südafrikanischen Republik abspielten, traten im Osten derselben Ereignisse ein, die leicht einen neuen Krieg zwischen den Boers und den Engländern zur Folge haben konnten. Hier stritten sich zunächst Häuptlinge von Betschuanenstämmen um die Würde des Königs. Im Süden standen sich die Häuptlinge Gafibone und Manloroau, im Norden Montsioa und Moschete gegenüber. Je einem der Häuptlinge in den beiden Gebieten boten Scharen von Boers und englische Freibeuter ihre Hilfe unter der Bedingung an, daß im Falle ihres Sieges Land und Vieh des Unterlegnen ihnen als Lohn zugeteilt werden solle. Als dann die von den Boers unterstützten Häuptlinge die Oberhand behielten, verteilten die Boers das Land unter sich und errichteten im Gebiete der Batlapinen, an der Nordgrenze des Griqualandes den Freistaat Stellaland und in dem der Baralongs die Republik Gosen. Die englische Regierung weigerte sich, auf die Schutzherrschaft gestützt, die sie über das Gebiet der Betschuanen beanspruchte, diese neuen Staaten anzuerkennen, angeblich im Interesse der farbigen Bevölkerung, in Wahrheit aber in dem der Kapkolonie, weil die große Straße von dieser nach dem Innern Afrikas durch die beiden neuen Republiken führt. Die Boers der südafrikanischen Republik fügten sich dem Anspruch in einem Vertrage, der am 27. Februar 1884 zu London abgeschlossen wurde. Darauf sandte die britische Regierung*) einen gewissen Macdenzie nach dem Betschuanenlande, um dort Ordnung zu schaffen. Dieser Beamte machte sich aber durch sein Auftreten und vorzüglich durch Aufwiegelung der Farbigen und durch das ungebührliche Betragen des ihm untergebenen Polizeichefs Bethel bei den Boers so verhasst, daß er abberufen werden mußte. Die von ihm hervorgerufene Aufregung dauerte indes fort, da englischerseits nichts geschah, die aufgehezten Betschuanen zu beruhigen, und so glaubte sich Krüger, der Präsident der südafrikanischen Republik, als Nachbar und weil ausgewanderte Angehörige seines Staates gefährdet waren, verpflichtet, einzuschreiten, zumal da auch die ursprünglichen Eigentümer Gosens, Montsioa und Moschete seinen Beistand anriefen. In einer Proklamation vom 16. September 1884 stellte er letztere und ihr Land unter den Schutz der Republik. Die Engländer wollten darin einen Vertragsbruch sehen, die Regierung des Transvaallandes dagegen wies auf Artikel 4 des Londoner Vertrags von 1884 hin, wonach ihr gestattet war, Verträge mit benachbarten Häuptlingen abzuschließen, die gelten sollten, falls England nicht binnen sechs Monaten Einspruch dagegen erhob; als England aber erwiderte, der Artikel sei anders aufzufassen, zog sie ihr Protektorat sofort zurück. Die britische Regierung schickte endlich unter General Warrens Militär nach dem Betschuanenlande, um die

*) Wir folgen hier und im Weiteren auszugsweise der inhaltreichen Schrift Klöffels: „Die Südafrikanischen Republiken“ (Leipzig, E. S. Mayer), die soeben erschienen ist, und auf deren wertvolle Mitteilungen über die landwirtschaftlichen und kommerziellen Verhältnisse der Boersstaaten wir später einige Blicke werfen wollen.

Unruhen zu unterdrücken, und die Südafrikanische Republik war bereit, sie dabei zu unterstützen, wies jedoch das spätere Ansinnen Englands, zu den Kosten der Warrenschen Expedition beizutragen, mit dem Bemerken zurück, sie habe weder die betreffenden Wirren verursacht, noch eine Absendung militärischer Kräfte verlangt, auch habe Lord Derby ihren Abgeordneten in London gesagt, er könne die Republik nicht zwingen, zur „Verjagung der Freibeuter aus dem Betschuanenlande“ mitzuwirken. Dieser Streit endigte mit der Anerkennung der britischen Oberhoheit über das letztgenannte Gebiet und mit Feststellung der Grenzen derselben.

Um dieselbe Zeit zog sich, ebenfalls im Osten der Boersrepublik, am Vaal eine andre bedenkliche Wolke zusammen. Als die Engländer die Zulus bei Ulundi geschlagen und deren König Ketschwayo gefangen genommen hatten, zerteilten sie das Gebiet derselben in zwölf Stücke und setzten nach dem Grundsatz *Divide et impera* über jedes einen selbständigen Häuptling ein. Wie erwartet, begannen diese kleinen Machthaber sofort einander zu bekämpfen, und das Land geriet dadurch in solche Verwirrung, daß England sich genötigt fand, Ketschwayo seine Gewalt zurückzugeben. Doch trennte es den Süden des Zululandes als Reservergebiet von dem übrigen ab, nahm ihn unter eigene Herrschaft und siedelte hier die einflußreichsten Gegner des Königs an. Den Nordosten des Landes ferner erhielt der Häuptling Uipepu als Belohnung seiner den Engländern geleisteten Dienste. Dieser rückte bald darauf mit einem von dem Holländer Kohlenbrander geführten Heere gegen Ketschwayo ins Feld, schlug ihn und zwang ihn zur Flucht zu dem ihm befreundeten Stamme der Ujutus. Von da begab Ketschwayo sich in das englische Reservergebiet, wo er starb, nachdem er den Häuptlingen der Nation noch seinen Sohn Dinizulu als Erben und Nachfolger bezeichnet hatte. Dinizulus Ansprüche auf die königliche Macht und Würde wurden von der Partei seines Volkes, die für seinen Vater gewesen war, anerkannt, und er hatte auch unter den übrigen Zulus viele Freunde, aber trotzdem war er nicht stark genug, das Reich gegen den Willen Uipepus und seines Anhangs ohne fremden Beistand in Besitz zu nehmen. Der Erbe Ketschwayos nahm daher im Februar 1884 die ihm von Lukas Meyer und Jakobus van Staden, Bürgern der Südafrikanischen Republik, gemachten Anerbietungen an; darnach versprachen sie ihm, mit einer Schar von Boers aus dem Bezirke Utrecht im Transvaallande gegen Uipepu zu Hilfe zu ziehen, wofür er sie mit Gewährung von Grund und Boden in seinem Reiche für ihre Dienste belohnen sollte. Ein seit 1877 an der Grenze anlässiger Deutscher namens Adolf Schiel sowie der Beamte William Grant, der seinerzeit dem Könige Ketschwayo von den Engländern an die Seite gestellt worden war, dienten bei Abschluß dieses Vertrags als Zeugen. Im Mai 1884 rückten demzufolge 500 Boers aus dem Transvaallande, geführt von Meyer van Staden und Schiel, in das Gebiet der Zulus ein, suchten den Feind auf,

stießen in den Lebombobergen auf ihn, der aus Truppen Ufivopus und des mit ihm verbündeten Häuptlings Dham bestand, und schlug ihn in mehrstündiger Schlacht vollständig. Hierauf wurde ihnen gemäß des Vertrages ein sehr fruchtbarer Landstrich von etwa vier Millionen englischen Aclern (etwa 16200 Quadratkilometern) im Westen der südafrikanischen Republik gelegen und die Luciabucht einschließend, vom Könige Dinizulu abgetreten, und Schiel, den der König zu seinem Bevollmächtigten ernannte, erhielt ebenfalls ein ansehnliches Stück Land zu freier Verfügung. Die Boers nannten das hier erworbene Land „Neue Republik“ und wählten Lukas Meyer zum Staatspräsidenten. Die Hauptstadt, der sie den Namen Bryheib, d. h. „Freiheit“ zu geben beschloffen, sollte an einer Stelle in der Nähe des Berges Slobane erbaut werden, und nachdem damit ohne Verzug begonnen worden war, wanderten sofort viele andre Boers ein. Als nun der englische Gouverneur von Natal Kunde von den Erwerbungen der Boers im Zululande erhielt, sandte er das von Leutnant Moore befehligte Kanonenboot „Goshawk“ nach der Luciabucht und dem benachbarten Port Durnfort und ließ am 18. Dezember 1884, „um jedes Mißverständnis fremder Mächte zu verhüten“, in beiden Häfen die britische Flagge aufziehen. Dies war hinsichtlich der Luciabucht ein rein willkürliches und wiberrechtliches Verfahren, da der im Norden von Port Durnfort strömende Umlatuzifluß von England kurz vorher als Grenze für den britischen Besitz im reservierten Zulugebiete bezeichnet und anerkannt worden war und jenseits desselben das unabhängige Zululand begann, wo Dinizulu nach seinem Siege unbeschränkter Herrscher war. Der Präsident der neuen Republik erließ deshalb kurze Zeit nach dem Gewaltakte der Engländer eine Verwahrung und Erklärung dagegen, die folgenden Wortlaut hatte:

An alle, welche dies sehen oder hören, zum Gruße.

Nachdem die Regierung der Neuen Republik durch einen Brief, datirt vom 18. Dezember 1884 und unterzeichnet W. J. Moore, Kenntnis erhalten hat, daß ein gewisser William John Moore, welcher sich Leutnant und Befehlshaber von Ihrer Majestät Schiff „Goshawk“ nennt, am 18. Dezember 1884 die britische Flagge an der Küste der St. Luciabucht gehißt und auf Grund eines Vertrags mit Panda, dem Oberhaupt und Könige der Zulunation vom 5. Oktober 1843, im Namen Ihrer Majestät der Königin von England von diesem Gebiete Besitz ergriffen hat, in dem sodann laut Erklärung der rechtmäßigen Zuluhäuptlinge ein solcher Vertrag niemals von genanntem Panda abgeschlossen worden ist, noch er oder sein Nachfolger ihre Rechte oder einen Teil derselben jemals an irgend jemand abgetreten haben, ausgenommen an die zuständige Behörde der Neuen Republik, nachdem ferner ich, Lukas Johannes Meyer, Staatspräsident der Neuen Republik, im Namen des Volkes und der Regierung derselben die Herrschaft der Neuen Republik über das ganze Land, welches der König der Zululand abgetreten hat, am 16. August 1884 verkündigt habe, und da aus den Berichten der Inspektoren der Neuen Republik erhellt, daß genannter Teil der Küste der St. Luciabucht innerhalb der gesetzlichen und rechtsgiltigen Grenzen der Neuen Republik liegt und rechtmäßiges Eigentum des Volkes und der Regierung derselben ist, da ferner durch das Vorgehen des

obengenannten W. J. Moore die Rechte und Ansprüche der genannten Regierung und des Volkes der Südafrikanischen Republik [die hier plötzlich als im Hintergrunde stehend und gleichfalls an der Sache beteiligt angeführt wird] angegriffen worden sind, so lege ich, Lukas Johannes Meyer, Staatspräsident der Neuen Republik, auf Anraten und mit Einwilligung des Exekutivrates, im Namen und Auftrage des Volkes und der Regierung des Gemeinwesens und auf Ersuchen sowie mit Zustimmung Dinizulus und seines Rates [in welchem Schiel die erste Stelle einnahm] auf das entschiedenste gegen das Verfahren besagten W. J. Moore Verwahrung ein. Endlich thue ich kund und zu wissen, daß obengenanntes Gebiet das recht- und gesetzmäßige Eigentum des Volkes und der Regierung der Südafrikanischen Republik und von diesem Tage an die St. Luciabucht ein freier Hafen für alle Nationen ist — keine ausgenommen. Jedermann wird erlucht, hiervon Kenntnis zu nehmen und sich hiernach zu richten. Gott erhalte Land und Volk!

Gegeben von meiner Hand in Bryheid, Neue Republik, am 30. April 1885.
 (sign.) D. J. Esselen, Staatssekretär. (sign.) L. Meyer Staatspräsident d. N. R.

Trotzdem hißte am 10. März 1886 das Kanonenboot „Flirt“ abermals die britische Flagge in der St. Luciabucht auf, und zwar jetzt ohne fremde Zeugen. Gegen Ende des lehterwähnten Jahres erfolgte dann die Anerkennung der Neuen Republik durch die englische Regierung, und gleichzeitig wurde vereinbart, daß der lehteren der westliche Teil des Zululandes als unter ihrem Schutze stehend überlassen sein solle, wogegen England das Protektorat über den östlichen zu übernehmen befugt sei. Die am 14. September 1887 zwischen der Neuen und der Südafrikanischen Republik vereinbarte Verschmelzung dieser beiden Voersstaaten suchte England dadurch zu hintertreiben, daß es seine Einwilligung zu der Vereinigung nur unter der Bedingung zu erteilen erklärte, daß die südafrikanische Republik auf jede über das Gebiet der Zulus auszudehnende Schutzherrschaft Verzicht leiste. Die Regierungen der beiden Voersstaaten gingen aber hierauf nur für den Fall ein, daß die Zulus ebenfalls gewillt seien, auf dieses Protektorat zu verzichten. Trotz dieses Vorbehalts ist die Vereinigung der Mutterrepublik und der Tochter endlich Tatsache geworden.

Ganz ähnliche Ereignisse haben sich in der lehten Zeit auch im Swazilande vorbereitet und zum Teil schon vollzogen. Dort sind bereits seit mehreren Jahren Voers aus dem Osten der Südafrikanischen Republik eingewandert, die sich von dem Oberhäuptling oder Könige Umbandine Weideland pachteten. Als sich jedoch in der Gegend reiche Goldlager fanden, erwirkten sie und hinzugekommene englische Goldgräber sich von jenem auf 99 Jahre lautende Konzessionen zur Ausbeutung dieser Schätze. Den Engländern gelang es nun, den König der Swazis zur Ernennung des Advokaten Shepstone zum Goldkommissar zu bewegen, und dadurch wurde das Interesse der Voers in diesen Gegenden so wesentlich gefährdet, daß die Südafrikanische Republik zur Wahrun-

derselben einen Agenten abordnete, der dann u. a. von Umandine das Recht zur Anlegung einer Eisenbahn durch dessen Gebiet nach der Seelüste erlangte. Auch hier also ringen Engländer und Boers mit einander um den politischen Einfluß, und wenn bei Abschluß des Londoner Vertrags von 1884 die Unabhängigkeit des Swasilandes vereinbart wurde, so haben sich die Verhältnisse dort jetzt so gestaltet, daß eine Abänderung jener Klausel bald bringende Notwendigkeit werden wird, und gegenwärtig unterliegt es kaum noch einem Zweifel, daß die Südafrikanische Republik zuletzt den Swazikönig beerben wird.

Inzwischen gelangten auch die Unterhandlungen zwischen der letztern und der portugiesischen Regierung, die den Bau einer Eisenbahn von der Delagoabucht nach dem Innern bezweckten, zum Abschlusse, und ein niederländisch-deutsches Konsortium brachte im Jahre 1887 eine Anleihe zustande, mit der die von einer englischen Gesellschaft durch das portugiesische Gebiet bis zur Grenze der südafrikanischen Republik geführte und jetzt vollendete Bahn bis nach Pretoria weiter gebaut werden soll.

Nach den letzten Nachrichten hat England den Versuch unternommen, seine Oberherrschaft auch über Matebeleland auszubehnen, nachdem gegen Ende des Jahres 1887 die Beherrscherin des Reiches der Amatonga, mit welcher Agenten der Südafrikanischen Republik bereits über Abtretung der Kasibucht einig zu werden im Begriffe standen, zum Abschlusse eines Bündnisses mit Großbritannien bewogen und Rhaaaland unter britischen Schutz gestellt worden war. Lobengula, der König von Matebeleland schloß auch mit dem von der englischen Regierung dazu beauftragten ehemaligen Missionar Moffat einen Vertrag ab, in welchem Lobengula sich verpflichtete, ohne Genehmigung des britischen Oberkommissars für Südafrika weder Land abzutreten, noch Zugeständnisse zu machen, womit natürlich den Boers im Transvaallande ein Niegel vorgesteckt werden sollte. Doch besitzt der in der Hauptstadt des Matebelelandes wohnende Konsul der Südafrikanischen Republik einen viel älteren Vertrag, der mit dem früheren Oberhäuptling Moselikatse und ebenso mit Lobengula vereinbart worden ist, sodaß der Moffats keine Giltigkeit beanspruchen kann.

Es wird erprießlich sein, wenn wir von Zeit zu Zeit die Blicke nach den Boersstaaten Südafrikas wenden. Es entwickeln sich dort Dinge, welche die Engländer in eine üble Lage bringen werden, während wir unter Umständen erheblichen Vorteil daraus ziehen können.





Der Zollanschluß Hamburgs und Bremens.

2.



on den drei Hansestädten erkaunte jedoch nur das einzige Lübeck die Zeichen der Zeit und stellte im November 1868 aus freiem Entschlusse den Antrag auf Eintritt in den Zollverein. Nicht als ob die Lübecker weniger als die Schwesterstädte an den alt-hanseatischen Überlieferungen geahngen hätten. Aber man war in den weiter blickenden Kreisen Lübecks überzeugt, daß durch den Beitritt der Elbherzogthümer und der beiden Mecklenburg eine weitere Sonderstellung der Vaterstadt unmöglich geworden sei, daß das Hauptinteresse des lübschen Handels auf den ungehinderten Verkehr nach und von dem Vaterlande gerichtet sein müsse, daß man auch fernerhin durch die von den Zollvereinsregierungen bereitwillig zugestandenem Kontirungslager mit geringen Erschwerungen den Vertrieb fremder Manufakturen nach den Ostseeländern fortsetzen könne, und daß, wenn selbst einzelne Zweige dieses Zwischenhandels verloren gehen sollten, man andre dafür wiedergewinnen würde. Der Erfolg hat solchen Anschauungen der Lübecker Rathsherrn Recht gegeben. Auch die frühern Gegner des Zollanschlusses sind jetzt bekehrt. Es giebt heute in Lübeck außer einigen wenigen Persönlichkeiten, die sich damals für die Beibehaltung der Freihafenstellung verpflichteten, die jede andre Rücksicht ausschließe, kaum jemand, der mit dem Anschluß an den Zollverein unzufrieden wäre. Zwar gehen jetzt die französischen Manufakturen auf der Eisenbahn über Berlin nach Rußland, eine Menge russischer Artikel kommt nicht mehr nach Lübeck, der nordische Weinexport ist im Schwinden. Dafür hat aber der Lübecker Weinhandel, der vor dem Zollanschluß auf deutschem Boden seine feste Grenze in Mecklenburg fand, einen großen Theil des gesammten Deutschlands erobert; der Handel mit skandinavischem Holz und russischem Petroleum hat außerordentlich zugenommen. In dieser thatkräftigen Bevölkerung fürchtet man nicht einmal den Nord-Ostsee-Kanal und das unmittelbare Eindringen der Hamburger in die Ostsee. Während die kühnern Geister sich dahin versteigen, daß dann auch die Lübecker wieder direkt fahren würden, trösten sich die bescheidneren damit, daß der Elb-Extravaganza-Kanal, indem er der Elbe zum zweitenmale eine zweite Mündung nach der

Diese schaffe, der Travestadt die Massengüter bringen werde, deren sie für ihren skandinavischen Handel so dringend bedarf.

Auch in Bremen, dem schon Friedrich Barbarossa die Reichstreue nachrühmte, gab es stets eine große Anschlußpartei. Zwar stand der Bürgermeister Johann Smidt von Bremen, als sich in den Jahren 1828 und 1829 der sogenannte Mitteldeutsche Handelsverein bildete, der lediglich den Zweck verfolgte, die weitere Ausbreitung des preussischen Zollvereins zu verhindern, mit unter den Leitern des verfehlten Unternehmens. Triumphirend wies man in Bremen darauf hin, daß auch, nachdem am 1. Januar 1854 der hannöversisch-oldeburgische Steuerverein dem Zollvereine beigetreten, nach einer Selbstschätzung der Bremer Bevölkerung deren Vermögen von 80 Millionen Thalern im Jahre 1854 auf 127 Millionen Thaler im Jahre 1863 gestiegen sei. Aber auf der andern Seite haben die Bremer Kleinhändler, die Gewerbetreibenden und die Kaufleute, die den zollvereinsländischen Handel betrieben, niemals aufgehört, den Beitritt zum Zollverein zu wünschen. Man erlebte sogar das wunderbare Schauspiel, daß ein Stadtteil von Bremen den Anschluß verlangte, sodaß Bremen dadurch in zwei Teile zerrissen worden wäre. Wenn jene Wünsche nicht durchgedrungen sind, so geschah es nur aus dem Grunde, weil auch die Anschlußpartei gewissermaßen zweifelhaft war, weil sie den Rhebern, den Großhändlern, den Großkapitalisten zugestehen mußte, daß, wenn sich Bremen allein dem Zollverein anschliesse, sein Zwischenhandel ohne Zweifel an das reichere Hamburg übergehen werde.

So wurde denn die hanseatische Frage zur hamburgischen Frage. Aber obwohl das gute Beispiel Lübecks und das neue Aufblühen desselben im Zollverein Hamburg über sein eigenes Bestes hätte belehren sollen, so that es doch nicht das geringste, um seine Verhältnisse zu ordnen und um durch Verhandlungen mit Preußen die Modalitäten des Zollanschlusses festzustellen. Es lebte weiter, als ob Preußen für alle Zeiten dazu verpflichtet sei, den ganzen Binnerverkehr von Hamburg bis zur Elbmündung links- und rechtsseitig durch die peinlichsten Zollmaßregeln zu binden, und als ob die schleswig-holsteinischen und hannöversischen Anwohner der Unterelbe dazu bestimmt seien, ihren schönen Fluß für immer als Deutschlands Grenze, nicht als Deutschlands Strom zu betrachten. Namentlich nachdem im Jahre 1868 das Zollparlament in Hamburg zu Gast gewesen war, und nachdem im Jahre 1871 die Artikel 30 und 31 der norddeutschen Bundesverfassung als Artikel 33 und 34 in die deutsche Reichsverfassung übergegangen waren, ward von den hamburgischen Rhebern und Großkaufleuten unumwunden ausgesprochen, diese zeitweilige Ausnahmestellung sei ein dauernder Zustand für alle Zukunft. Die Hamburger haben damit nicht allein dem Vertrauen, das ihnen der konstituierende Reichstag erwiesen hatte, schlecht entsprochen, sondern sie begingen zugleich, objectiv genommen, eine schwere Unterlassungsgesünde gegen die Interessen des Freihandels. Zur Zeit des norddeutschen Bundes und in den ersten Jahren des Reichs herrschte noch

in Deutschland der Freihandel. Fürst Bismarck sprach sich selbst noch für ein Finanzzollsystem aus. Die in der Wissenschaft damals zum Gemeinplatz gewordene Erkenntnis, daß nur eine kleine Minderzahl der Waarenzölle einen erheblichen Reinertrag bringe, hatte in den Bureaux der Handelsministerien mehr und mehr Eingang gefunden. Hätten die Hanseaten damals ernsthaft den Willen gezeigt, in die deutsche Zollgemeinschaft einzutreten, so würden sie nicht bloß imstande gewesen sein, die bisherige freihändlerische Richtung der preussischen Wirthschaftspolitik zu stärken, sondern auch vielleicht eine Vereinfachung des Reichszolltarifs herbeizuführen. Statt dessen warteten sie, daß zuvor die Zollerhebung in Deutschland, wie in England, auf 13 oder 15 Artikel beschränkt würde, und ließen die für ihren Anschluß günstige Zeit des deutschen Freihandels ungenützt verstreichen, bis eines Tages die Mehrheit der Nation sich dahin erklärte, mit ihrem neuen schutzöllnerischen Zolltarif eine ehrliche mehrjährige Probe machen zu wollen.

Wenn man nach den Gründen und Ursachen dieses passiven Widerstandes der Hanseaten fragt, so ist es unmöglich, sie in irgend einer Gleichgiltigkeit gegen das große Vaterland und in einem Mangel an Nationalstolz zu suchen. Im Gegentheil, die Hanseaten sind seit der Gründung des norddeutschen Bundes den politischen Anschauungen ihrer binnenländischen Landsleute ersichtlich näher getreten; der weltbürgerliche, staatlose Kaufmannsinn ist mehr und mehr durch einen kräftigen Nationalstolz verdrängt worden; beide Hansestädte haben, seitdem sie die hohenzollernsche National-Monarchie haben kennen gelernt, wett-eifernd und beinahe eiferlüchtig auf einander, ihre Anhänglichkeit an Kaiser und Reich oft bewiesen. Nirgends mehr als in den Hansestädten ist man froh darüber, daß die Zeiten für immer vorbei sind, wo die Stellung der Deutschen im Auslande mehr auf einer wohlwollenden Duldung als auf der Achtung beruhte, die eine große Nation in Anspruch nehmen darf und muß. Es giebt keinen Hanseaten, dem nicht die Erinnerung an die blühende Pankeephrase, die einst der Präsident der Union, Mr. Jackson, dem hanseatischen Agenten ins Gesicht zu schleudern wagte: „Die Hansestädte sind Hühner, die das Pferd der Vereinigten Staaten nur aus Mitleid nicht zertritt!“ die Horn und Schamröthe in die Wangen triebe. Die einst im konstituierenden Reichstage von einem hanseatischen Staatsmanne ausgesprochene Befürchtung, daß eine deutsche Kriegsflotte ihren Handel schädigen könne, würde heute kaum noch in den Hansestädten verstanden werden. Jedes Kind in Hamburg weiß, daß die Hamburgischen Faktoreien und Plantagen in Afrika und in der Südsee nur durch das ebenso besonnene, als energische Vorgehen der Reichsregierung vor den zugreifenden Händen anderer Nationen gerettet werden konnten. Insbesondere unsere militärischen Einrichtungen, die den Hanseaten ursprünglich so fremd erscheinen mußten, als wenn sie heute in England eingeführt würden, haben sich überraschend schnell eingebürgert. Die Stadt Bremen freut sich der Heldenthaten

ihrer Söhne bei Voigny ebenso herzlich, wie es nur in einem altpreussischen Garnisonstädtchen der Fall sein könnte. Die jungen Patriziersöhne dienen als Offiziere in den preussischen Reiterregimentern und auf unsern neuen deutschen Drlogschiffen.

Was die Hanseaten vor allem hinderte, ihre Sonderstellung endgiltig aufzugeben, war die eigensinnige Schwerefälligkeit, die gerade der große Kaufmann zu zeigen pflegt, wenn ihm eine vollständige Veränderung seines Handelsbetriebes und seiner Geschäftsformen zugemutet wird. Die Hanseaten lebten ferner der festen Überzeugung, daß das Binnenland dem hanseatischen Handel nimmermehr die Gesetze seiner Existenz vorschreiben dürfe, sondern ihn unter den Bedingungen hinnehmen müsse, wie er sich einmal geschichtlich entwickelt habe. Obwohl die einflussreichsten Elemente der hanseatischen Bevölkerung ihre Schule im Auslande und größtenteils in fernem Weltteilen durchzumachen haben, obwohl die ganze Einwohnerschaft einer Stadt, die so nahe am Meere gelegen ist, sich in täglichem Wechselverkehr mit der ganzen Erde befindet, verschlossen sich doch die Hamburger mit sehenden Augen der Einsicht, daß, jemehr alle Staaten allmählich zu wirtschaftlicher Selbständigkeit zu gelangen suchen, die Bedeutung des internationalen Zwischenhandels verhältnismäßig sinken muß, daß der Hamburger Zwischenhandel schon seit drei Jahrzehnten nicht mehr gleichen Schritt gehalten hat mit dem deutschen Aus- und Einfuhrgehandele, daß für einen Platz, der das natürliche Aus- und Einfuhrorgan eines bedeutenden, hochkultivierten Hinterlandes ist, umfangreiche, zollfreie Entrepots den zeitgemäßen Ersatz für den altmodischen Freihafen bilden.

Denn in Wirklichkeit haben nur diejenigen Freihäfen, die als isolirte Plätze des Zwischenhandels ihr Hauptgewerbe möglichst schonen mußten, wie Ormuz, St. Thomas, Singapore, Aden, Gibraltar, Helgoland, die Häfen der englisch-normannischen Inseln und des Isthmus von Panama ihre Freihafenprivilegien bis zum heutigen Tage bewahrt. Dagegen haben alle übrigen großen Freihäfen in Europa, nur Hamburg, Bremen und das halbtaliensische Triest ausgenommen, auf die Dauer nicht daran festgehalten, sondern sich bemüht, sie als nachteilig und lästig wieder abzustößen. Die großen modernen Seestädte bedürfen statt jenes Ausschusses und jener Absperrung vom Zollsystem des Hinterlandes, die nur noch wie der lucus a non lucendo mit dem altfränkischen Ausdruck „Freihafen“ bezeichnet wird, einer doppelten wirklichen Freiheit. Sie brauchen vor allem einen völlig freien und unbelästigten Verkehr von und nach dem eignen Vaterlande, und zweitens als Asyl für ihren Zwischenhandel, so groß oder so klein er auch sein mag, zollfreie Entrepots oder Niederlagen. Daher sind kraft einer zwingenden wirtschaftlichen Notwendigkeit nach und nach alle großen Seehäfen mit ihrem Wohngebiete, mit ihrer konsumirenden und produziirenden Bevölkerung, dem nationalen Wirtschaftsgebiete angeschlossen worden. Es wäre für einen Eng-

länder geradezu ein undenkbarer Gedanke, daß die großen Thore des englischen Welthandels, daß London, Liverpool und Glasgow außerhalb der Zollordnungen des Königreichs sich befinden sollten! Und während in Livorno und Genua, Marseille und Havre, Antwerpen, Amsterdam und Rotterdam, London und Bristol, New-York und Baltimore die gesamte Einwohnerschaft dem Zollinlande angehört, ist in allen diesen Städten der ehemalige, die gesamte Stadt umfassende „Freihafen“ zu dem hermetisch abgeschlossenen Freihafenbezirk zusammengeschrunpft und nur einzelne Teile der Städte und der Häfen sind als Ausland außerhalb der Zollgrenze verblieben. In diesen zollfreien Entrepôts werden die vom Auslande kommenden Waren, genau wie in den frühern Freihäfen, als exterritorial betrachtet. Dem Eigentümer derselben bleibt damit sowohl die sofortige Zollverlegung für diejenigen erspart, die erst später einmal in den Verbrauch des Binnenlandes übergehen sollen, als auch die leichte Wiederausfuhr in das Ausland ohne die Lasten und Mißbräulichkeiten des Rückzollens ermöglicht. In solchen Freilagern kann der Zwischenhändler die eingeführten Waren nach Belieben für die Wiederausfuhr sortiren, reinigen, aus- und einpacken und veredeln und überdies das darin stehende Kapital durch indossirbare Lagerscheine im höchsten Grade umlauffähig machen. Indem in diesen großen Entrepôts zu bestimmten Zeiten öffentliche Versteigerungen stattfinden, ist gleichzeitig ein gewisser moderner Ersatz für die mittelalterlichen Stapel und Messen gefunden. Daß überdies solche Weltmärkte, wie Bremen für Tabak und Hamburg für Kaffee, nicht unbedingt eines Freihafens bedürfen, beweist mehr als genügend der Liverpooler Baumwollenmarkt. In allen andern Häfen der Welt werden durch diesen verständigen Dualismus die gerechten Forderungen des Zwischenhandels sowie des freien Verkehrs mit dem Binnenlande zugleich befriedigt. In allen andern Ländern ist durch dieses vernünftige System den Hafenstädten ihr voller Einfluß auf die Wirtschaftspolitik des Vaterlandes gewahrt und jeder Interessenstreit zwischen Hinterland und Handelsstadt von vornherein unmöglich gemacht. Und nicht nur haben in andern Ländern die Kaufleute solche Entrepôts so vorteilhaft gefunden, daß sie nicht selten auch zollfreie Waren darin lagern, sondern überall, in England, in Frankreich und Nordamerika, an den Mündungen der Maas, des Rheins und der Schelde, hat sich neben jenen Freilagern hinter nationalen Zolllinien eine Reihe so blühender Handelsplätze entwickelt, daß man mit Recht die Frage aufwerfen darf, ob nicht die Hansestädte trotz ihres unzweifelhaften Gedeihens relativ in den letzten Jahrzehnten hinter denselben zurückgeblieben sind. Schon zu den parlamentarischen Verhandlungen von 1867 wurde mit Recht bemerkt, daß sie bei trefflichster Lage für ein Hinterland mit 40 Millionen Menschen, an den Mündungen des dicht bevölkerten, gewerbereichen Elb- und Wesergebiets, bei der unvergleichlichen Thätigkeit ihrer Geschäftswelt, doch kaum 400.000 Einwohner zählten, während Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen bei einem Hinterlande von 8 Millionen

500,000, London, Liverpool, Glasgow und Dublin bei einem Hinterlande mit kaum 30 Millionen Menschen deren fast 4 Millionen befaßen. Selbst in der rüchrigsten der Hansestädte, in Bremen, hat die Bevölkerung kaum halb so rasch zugenommen wie in Berlin, und sogar die unvergleichlich ungünstiger gelegenen preussischen Ostseepflege sehen ihre Volkszahl weit schneller wachsen. Zwischen 1855 und 1864 hat sich die bremische Bevölkerung nur um 17,5, die aller größern preussischen Städte um 22 bis 50 Prozent vermehrt. Begreiflich genug, da die Vorteile der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit den Hauptstädten wegen der trennenden Zollscheidewände nur in geringem Maße zu gute kamen.

In Hamburg und Bremen blieben trotzdem die großen Wohnstädte selbst dem Vaterlande gegenüber Ausland; nur die Zollvereinsniederlagen, wo die deutschen Fabrikanten zollvereinsländische Artikel unter Zollverschluß zu lagern berechtigt waren, um sie, wenn sich die Voraussetzungen des Exports nicht erfüllten, zollfrei ins Binnenland zurückzuführen, gehörten zum Inlande. Und in unsern beiden großen Seeplätzen fuhrn die Wortführer der handelspolitischen Sonderstellung der Hansestädte fort, die angeblich ganz unerhörte Blüte derselben allein aus ihrer Freihafenstellung herzuleiten. Nur weil sie ihre Freihafenstellung sich bewahrt hätten, sei das Geschäft mit Rohstoffen aus den großen Londoner Entrepots nach dem kleinen Bremen, und das mit Cassia und Kopal aus den Docks von New-York nach Hamburg übergegangen. Nur weil Bremen in seiner Freihafenstellung so unbeengt und unbeschränkt sei, könne es den ostindischen Reis in Bremen schälen und dann nach demselben Amerika ausführen, von woher noch vor 30 Jahren aller Reis gekommen sei. Nur so lange das Hamburger Geschäft in seinem alten Wohnungskörper bleibe, in den es einmal hineingewachsen sei, und der sich dann seinerseits den Anforderungen des Handels angelegt und angeschmiegt habe, und solange sich neben jedem Kontor in jedem Hause und in jeder Straße und an allen Fleeten die Speicher erhöhen, sei Hamburg imstande, mit der unvergleichlichen Billigkeit das Ausland mit fremden Waren zu versorgen und seine ungeheure Rolle im Seeverkehr aufrecht zu erhalten. Nur solange die Hamburger dank ihrem Freihafen sich so leicht nach Hamburg fremde Erzeugnisse kommen lassen könnten, vermöchten sie ihre großen Ausfuhren nach ihren überseeischen Etablissements zugleich mit deutschen und fremden Fabrikaten von Hamburg aus zu machen. Möge immerhin Hamburg an die Größe des Handels von London nicht im entferntesten Manneichen, so sei doch London nur ein Weltmarkt in einzelnen großen Artikeln, die sich in den Entrepots niederlegen und von dort versenden ließen. Dagegen ziehe es der kleine Großhändler aus dem ganzen Norden vor, sich in Hamburg zu versorgen, weil er, indem er von einem Speicher zum andern gehe, nicht einen, sondern alle Artikel kaufen könne. Nur weil es infolge seiner Freihafenstellung neben Hamburg keinen zweiten Ort in der Welt gebe, wo sie imstande wären, alle Waren, ausländische sowohl wie deutsche,

jederzeit zu erhalten, hätte in Hamburg eine so große Menge ausländischer Exporteure ihren Wohnsitz genommen. Und dazu sei die Freihafenstellung nicht minder ein deutsches, als ein hamburgisches und bremisches Interesse. Es sei auch für den deutschen Konsumenten und Produzenten von der größten Wichtigkeit in möglichster Nähe den bestverehenen und billigsten Markt zu haben. Da aber derjenige Markt, der den größten Umlreis in dieser Weise zu versorgen habe, diese Bedingung am besten erfüllen könne, so könne auch nur das deutsche Binnenland dabei gewinnen, wenn die Hansestädte nicht nur auf Deutschland angewiesen wären, sondern womöglich die ganze Welt mit ihren Artikeln versorgen könnten. Und endlich in demselben Verhältnisse, wie die Hanseaten gezwungen wären, zu importiren, um ihre große internationale Kundschaft zu befriedigen, seien sie doch auch wieder gezwungen, zu exportiren, da man doch mit barem Gelde seinen Import nicht bezahlen könne. Bei solchem Export liege es aber auf der flachen Hand, daß die Hansestädte vorzugsweise auf deutsche Fabrikate angewiesen seien. Mit einem Worte: obwohl die Einfuhr der Hansestädte aus fremden Entrepots einen immer größern Bruchteil ihrer Einfuhr überhaupt ausmache, und obwohl die hanseatischen Schiffe im Auslande überall hinter nationalen Zolllinien oder in zollfreien Docks ohne jede Beschwerde löschten und luden, so blieben doch die Hamburger und Bremer Exporteure dabei, daß der hanseatische Handel in Folge seiner ganz eigentümlichen Natur nur bei der Aufrechterhaltung der vollen Freihafenstellung gedeihen könne. Sie blieben dabei umsomehr, als der neue schutzöllnerische Zolltarif den althanseatischen Überlieferungen so schnurstracks zuwiderlief, und als die Fanatiker des absoluten Freihandels sie täglich und eindringlich ermahnten, ihre Bollwerke zu hüten und zu wahren, um von hier aus das in die Irtrümer und Irrgänge der Schutzoll-Politik hineingeratene Deutschland für den Freihandel zurückzuerobern. Sie schlossen ihre Augen absichtlich gegen die unleidliche Erschwerung des kleinen Verkehrs mit der Nachbarschaft, gegen das Fehlen aller sonst in den Hafensstädten naturgemäß angesiedelten Industriezweige, gegen die entsetzlichen Folgen des unausrottbaren Schmuggels an ihren Staatsgrenzen. Sie überhörten geflissentlich, daß die deutsche Nation von Jahr zu Jahr dringlicher und lauter ihre Einbeziehung in die deutsche Wirtschaftsgemeinschaft verlangte.

Denn ohne Zweifel war es nicht eine gefälschte öffentliche Meinung, erfunden von gewissen Interessenten, die in gutem Glauben ihr vermeintliches Interesse für das Interesse des großen Vaterlandes hielten, und dann von einer gewissen begeisterten Publizistik, die sich dieser Dinge bemächtigt hatte, sondern es war die Mehrzahl der Urteilsfähigen und der zum Urteil berechtigten, die bei jeder Gelegenheit, wo es sich um Beratungen des Zollvereins oder um deutsche Verfassung handelte, dies Verlangen erneuert hat. Als der nationale Gedanke im Jahre 1848 im Volke Raum gewann, ist die Frage nicht etwa nur leise berührt worden, sondern sie ist damals fast so brennend gewesen,

wie nur jemals im Jahre 1880. Es gelang damals den Vertretern Hamburgs nicht, ein so offenes Ohr bei den Vertretern der Reichsgewalt zu finden, eine so objektive Erwägung der wichtigsten Verhältnisse des Hamburger Handels, als es in den jüngsten Tagen der Fall gewesen ist, und man ist damals sehr nahe daran gewesen, der ganzen Freihafenstellung ein gründliches Ende zu bereiten. Nachdem in den fünfziger Jahren infolge des allgemeinen Datniederliegens des politischen Lebens auch die Anschlußfrage in der öffentlichen Besprechung zurückgetreten war, ist sie dann wieder in den sechziger Jahren seit der Schleswig-Holsteinischen Bewegung gleichsam zu einer Tagesfrage geworden und nicht wieder zur Ruhe gekommen. In allen volkswirtschaftlichen Abhandlungen wurden seitdem die Freihäfen als eine Regelwidrigkeit behandelt, als eine Einrichtung, die man sobald als möglich beseitigen müsse. Die Rathschläge der Zeitungen aller Parteien gingen darauf hinaus, Hamburg möge sich bestreben, eine Ausgleichung der Interessen herbeizuführen, eine technische Lösung für diese Frage zu finden, die den berechtigten Forderungen Deutschlands Genüge leiste und doch die eignen wirtschaftlichen Interessen ausreichend sicher stelle. Alle, die aus Hamburger Kreisen an Kongressen und öffentlichen Versammlungen in Deutschland teilnahmen, mußten übereinstimmend die Ansicht mit nach Hause bringen, daß es unmöglich sei, den Freihäfen in seiner dermaligen Gestalt zu einer organischen Einrichtung des deutschen Wirtschaftslebens zu machen, und daß die Mehrheit der deutschen Nation die Freihafenstellung der Hansestädte niemals, wie es die Hamburger Publizisten forderten, für ein nationales Bedürfnis erachten würde.

Wenn aber Hamburg seine Pflichten gegen das Vaterland vergaß, so vergaß sie doch nicht der große Staatsmann, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die deutsche Einheit zu schmieden. Nachdem er das Reich mit seinem erhabenen Monarchen in großen Kriegen gegründet, nachdem er es über die Gefahren übermächtiger Koalitionen hinweggeleitet und mit Oesterreich ein neues Bundesverhältnis herbeigeführt hatte, viel inniger, als es jemals zur Zeit des Frankfurter Bundestages bestanden hatte, hielt er es für seine patriotische Pflicht, den Rest seiner Tage dazu zu verwenden, vor allem die bestehenden Reichseinrichtungen zu vollenden und zu befestigen. Nicht zuletzt um dem Reiche dauernder sichere Einnahmequellen zu verschaffen, hatte er seine neue Wirthschaftspolitik begonnen. Um den sozialen Unfrieden im Reiche zu bannen, hatte er in Übereinstimmung mit der Meinung seines kaiserlichen Herrn, daß der deutsche Kaiser, wie die früheren Könige von Preußen, ein König der Bettler bleiben müsse, durch seine sozialen Reformen die Müheligen und Beladenen eingeladen, Vertrauen zu fassen zur deutschen Nationalmonarchie. Nicht unter dem Druck einer berechtigten oder unberechtigten, öffentlichen Meinung, sondern in dem festen Glauben, daß er seine Augen den auf innerm Gebiete erwachsenden Aufgaben nicht mehr verschließen dürfe, daß das Reich und der größte Staat,

Preußen, durch seine Nachsicht eine unvollkommene Ausführung der Reichsgesetze nicht unterstützen dürfe, in der vollen Überzeugung von der Nützlichkeit, Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit seines Verfahrens, unternahm er es, die endliche Ausführung des Artikels 33 der Reichsverfassung, die Herstellung eines einheitlichen Zoll- und Handelsgebietes zu sichern. Im Jahre 1879, also nach zwölf Jahren vergeblichen Wartens, wandte sich die Reichsregierung an den Hamburger und Bremer Senat mit der Anfrage, ob sie glaubten, daß in einer naheliegenden Zeit der Eintritt ihrer Städte in das Zollgebiet zu erwarten sei. Die Antwort Hamburgs und damit auch Bremens war rundweg ablehnend. Da war es denn doch wohl an der Zeit, den Gutmütigkeitszugeständnissen ein Ende zu machen, die man den Hanseaten in der Rechnung gewährt hatte, daß der Artikel 34 der Verfassung ein Provisorium sei und daß sie freiwillig und ehrlich dem Reiche mit einem Definitivum entgegenkommen würden, um den Artikel 33 derselben zur Ausführung zu bringen. Auf die Dauer ward es doch unerträglich und setzte uns dem Gespött aller Nationen aus, daß ein Reich mit 45 Millionen Menschen nicht einen einzigen großen Hafenplatz besaß, der seinen Zollordnungen bedingungslos unterworfen, dessen Thore seinem Hinterlande zu jeder Zeit geöffnet gewesen wären. Die kleinen Seestädte an der Ems konnten wegen ihrer Abgelegenheit, wegen der mangelhaften Beschaffenheit ihrer Ankerplätze und wegen der dürftigen Wasserverbindungen nach dem Innern für die Aufgaben des transatlantischen Verkehrs ebensowenig in Betracht kommen, als die durch Dänemark abgesperrten Ostseestädte. Die kleinen Häfen an der Unterelbe und Unterweser waren durch die riesenhafte Überlegenheit der Hansestädte zu Zwergen herabgedrückt. Da der natürliche Zollvereinshafen Hamburg-Altona nicht zu heben war, so blieb nichts übrig, als an dem Platze, der, wenn Hamburg nicht wäre, Hamburg sein würde, wie in dem preussischen Altona, dessen örtliche und wirtschaftliche Verwachsung der größeren Nachbarstadt außer Zweifel stand, das aber schon 1867 im konstituierenden norddeutschen Reichstage als Zollvereinshafen gefordert war, einen Hafen für die nationale Zollgemeinschaft zu schaffen. Nach abermals einem Jahre vergeblichen Wartens beantragte die preussische Regierung beim Bundesrate, die Stadt Altona und einen Teil der hamburgischen Vorstadt St. Pauli in die Zolllinie aufzunehmen.





Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands.

Von A. Pape.

(Schluß.)



Die folgenden Jahrhunderte bis in die Neuzeit sind, wie bei den meisten Herrschergeschlechtern in Deutschland, auch bei dem Hause Böhmen ausgefüllt mit Familienspaltungen, Länderteilungen, Erbschaftsstreitigkeiten, Fehden unter sich und mit den geistlichen oder weltlichen Nachbarn, Verträgen der verschiedensten Art u. s. w. Alle diese verwickelten Vorgänge, die durch Familienbeziehungen und Verhältnisse der mannigfachsten Art herbeigeführt wurden, im einzelnen zu verfolgen, würde sehr weitläufig sein und könnte nur Interesse haben für einen, der badiſche Spezialgeschichte studiren will, nicht aber für die Leser dieser Blätter.

Die Hauptteilung in die beiden Linien Baden-Baden und Baden-Durlach, die allerdings zeitweilig wieder unter sich gespalten waren, trat ein im Jahre 1533. Beide Zweige des Stammes haben einige ausgezeichnete Fürsten hervorgebracht; Markgraf Ludwig (Wilhelm) von Baden führte im Jahre 1683 ein Reichsheer zum Entsatz von Wien heran, das unter dem Oberfeldherrn Karl von Lothringen glänzenden Anteil an der Befreiung Wiens hatte, und erwarb dann in den Kriegen gegen die Türken und Franzosen als kaiserlicher Feldherr großen Ruhm. Georg Friedrich von Baden-Durlach trat in der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges als Vorkämpfer des Protestantismus auf und erlitt von Tilly die furchtbare Niederlage bei Wimpfen am Neckar, wo, der Überlieferung nach, das „weiße Regiment“, vierhundert Bürger von Pforzheim, sich für ihren Landesherren opferten. Die Herrscher, von denen einige auf längere Zeit aus ihrem Besitze vertrieben wurden, blieben aber ebensowenig wie ihr Land, verschont von den Leiden, mit denen in früheren Jahrhunderten unser ganzes Vaterland in so reichem Maße heimgesucht wurde. Die Spuren der Gräuelp des dreißigjährigen Krieges und der Franzosenerwüstungen in den Raubkriegen des vierzehnten Ludwig sind in dem gottgesegneten badiſchen Lande so zahlreich wie nur irgendwo in Deutschland. Doch vergrößerte sich der Landbesitz des Hauses Böhmen fortwährend, wenn auch langsam und nicht erheblich. Früher verpfändete Besitzungen, namentlich das Stammschloß Böhmen, wurden wieder eingelöst; die Herrschaft Lahr und Malberg, die

Grafschaften Eberstein und Sponheim zum Teil, das Gebiet von Gemmingen, die Herrschaften Rodemachern, Reichersberg, Herspringen, Volcheren, Ufelingen im luxemburgischen Gebiete, die feste Stadt Kehl, zeitweilig die Landvogtei Ortenau und manche andre kleinere Herrschaften wurden nach und nach erworben.

Die zum Katholizismus zurückgetretene Linie Baden-Baden starb im Jahre 1771 aus, und ihr tiefverschuldetes Land fiel der evangelischen Linie Baden-Durlach zu. Markgraf Karl Friedrich, von badischen Geschichtsschreibern wohl der „große Markgraf“ genannt, vereinigte wieder die sämtlichen Besitzungen seines Hauses. Der von ihm beherrschte Staat (Baden-Baden $35\frac{1}{2}$, Durlach $29\frac{1}{2}$ Quadratmeilen) umfaßte 65 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 216 000 Einwohnern. Im Jahre 1796 machten die Franzosen einen Einfall in Baden, und der Markgraf sah sich gezwungen, in einem Sonderfrieden seinen Anteil an der Grafschaft Sponheim, die Herrschaft Rodemachern nebst den übrigen Besitzungen in Luxemburg und die Stadt Kehl an die französische Republik abzutreten. Für diese Landesteile, die man auf nahezu 14 Quadratmeilen berechnete, wurde ihm spätere Entschädigung in Aussicht gestellt.

Diese Entschädigung brachte auch für Baden der Reichsdeputationshauptschluß, und sie fiel sehr reichlich aus, da der Markgraf sich russischen Schutzes und russischer Fürsprache erfreute, die bei jener Gebietsumwälzung in Deutschland fast ebenso viel wert waren wie die Gunst Frankreichs und seines ersten Konsuls. Baden erhielt das Hochstift Konstanz, die rechtsrheinischen Gebiete der Hochstifter Basel, Straßburg und Speier, die pfälzischen Oberämter Ladenburg, Bretten, Heidelberg, die bisher nassauische Herrschaft Lahr, sowie die früher hessischen Ämter Lichtenau und Wildstadt, die Reichsabteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheim-Münster, Petershausen, Reichenau, Ohningen, Schuttern, Salem, Odenheim, Salmannweiler, die ehemaligen freien Reichsstädte Offenburg, Zell samt dem Thale am Hammersbach, Gengenbach, Überlingen, Vöhrach, Pfüllendorf, Wimpfen. Alle diese Landesteile zusammen umfaßten $62\frac{1}{2}$ Quadratmeilen. Das Gebiet des Staates, das durch die Abtretungen am linken Rheinufer auf $51\frac{1}{2}$ Quadratmeilen verkleinert war, wurde hierdurch auf 114 Quadratmeilen gebracht. Der Markgraf erlangte die Kurwürde.

Pfalz-Baden, wie damals das neugeschaffene Kurfürstentum amtlich genannt wurde, zerfiel zu jener Zeit in drei Teile: 1. die badische Markgrafschaft, wozu außer altbadischen Landesteilen das Fürstentum Ettenheim, die Grafschaft Gengenbach, die Herrschaften Lahr und Lichtenau und das baselische Amt Schliengen gehörten; 2. die badische Pfalzgrafschaft bei Rhein, die außer dem Fürstentum Bruchsal und einigen andern altbadischen Orten die rechtsrheinischen Teile der Pfalz und des Bistums Speier umfaßte; 3. das badische obere Fürstentum, umfassend das frühere Hochstift Konstanz, die Reichs-

städte Überlingen, Viberach, Pfullendorf, die Abteien Salmandweiler und Petershausen.

Gleich Baiern und Württemberg mußte auch das neue Kurfürstentum Pfalz-Baden zu dem Kriege von 1805, der mit der Umschließung von Mack und der Waffenstreckung von Ulm begann und mit Austerlitz endete, ein Hilfskorps stellen, wenn auch kein bedeutendes, nur 3000 Mann. Den Gebietszuwachs, den Napoleons Gnade für die geleisteten Dienste gewährte, berechnete man auf 41 Quadratmeilen, und das war gewiß ein reichlicher Lohn. Baden erhielt von bisher österreichischen Gebieten den größern Teil des Dreisgaues, jenes Landes das vor Jahrhunderten der Stammbesitz der ältern Linie des Hauses Zähringen gewesen war, und die Ortenau, die auch früher schon einmal badiſch gewesen war; dann die vormalige Deutsch-Ordens-Kommende Mainau im und am Bodensee, jenes liebliche Stück Erde, auf dem Kaiser Wilhelm und seine Familie so oft und so gern verweilten und verweilen, die freie Reichsstadt Konstanz, die Herrschaften Blumenfeld und Hagenau. Das Kurfürstentum hatte damit einen Umfang von 155 Quadratmeilen erreicht.

Am 12. Juli 1806 trat es dem Rheinbunde bei, und Karl Friedrich, der den angebotenen Königstitel ablehnte, nannte sich fortan Großherzog, oder nach der damals beliebten französischen Orthographie „Großherzog“. Außer der unbeschränkten Souveränität, d. h. unbeschränkt seinen Unterthanen, nicht etwa Napoleon gegenüber, erhielt er eine wahrhaft kaiserliche Belohnung an Land und Leuten. Die mediatisirten fürstlichen Häuser Fürstenberg, Löwenstein, Leiningen, die im Reichsdeputationshauptschlusse mit pfälzischen, mainzischen und würzburgischen Gebietsteilen entschädigt worden waren, die Fürsten von Salm-Reifferscheid-Redburg, Schwarzenberg, Auersperg wurden entweder mit ihren ganzen Besitzungen oder einem Teile derselben der Hoheit Badens unterworfen; ebenso ging es sämtlichen Gebieten des zahlreichen Reichsabels in der Ortenau, im Hegau, im Kraichgau, im Obenwald u. s. w. Dazu kamen die Grafschaft BONDORF mit den eingeschlossenen Herrschaften Blumenfeld und Heiterzheim, die Städte Tuttlingen, Bilingen, Bräunlingen (dafür Viberach an Württemberg) und die Deutsch-Ordens-Kommenden Beuggen und Freiburg. Diese Gebiete betrug zusammen reichlich 93 Quadratmeilen, und das neue Großherzogtum wuchs damit auf fast 250 Quadratmeilen. Den hierfür zu entrichtenden Blutzoll bezahlte das Land unmittelbar nachher im Kriege gegen Preußen.

Die Gebietsaustauschungen und Grenzberichtigungen, die in den folgenden Jahren zwischen Baden, Württemberg und Hessen stattfanden, können hier nicht alle einzeln erwähnt werden. Triberg und Bilingen kamen dabei an Baden. Im Jahre 1808 mußte das schon seit 1805 von den Franzosen als Brückenkopf benutzte Kehl ganz an Frankreich abgetreten werden. Im Kriege von 1809 mußten die Söhne Badens wieder für den unersättlichen Ehrgeiz des Imperators bluten; die Helatomben, die jenem Manne geschlachtet wurden, der damals

beinahe an Selbstvergötterung krankte, sollten durch neue Gebietszuweisungen ausgeglichen werden. Baden erhielt die Landgrafschaft Nellenburg mit Rodolfzell, den größern Teil des Oberamtes Hornberg mit St. Georgen, Teile der Oberämter Tuttlingen, Maulbronn, Güglingen, des Gebiets von Rottweil, der Deutsch-Ordens-Kommende Mergentheim, der obern Grafschaft Hohenberg. Dafür wurden die Ämter Amorbach, Miltenberg, Hünbach-Wertheim, die Gemeinden Laudenbach und Umpfenbach an Hessen abgetreten.

Der Großherzog Karl Friedrich, unter dessen Regierung sich die eben geschilderte, großartige Gebietsumgestaltung vollzogen hatte, starb im Jahre 1811. Wegen übergroßer Schwäche, die fortwährend zunahm, hatte er bereits drei Jahre vorher seinen Enkel, den Erbprinzen Karl, zum Mitregenten angenommen. Der Vater dieses Prinzen, der älteste Sohn Karl Friedrichs, war auf einer Reise in Schweden, in der Nähe von Arboga, verunglückt und hatte in fernem, fremdem Lande seinen Tod gefunden (1801). Noch schwerer und drückender als das Leid über den Verlust dieses Thronerben war aber für den alten Markgrafen der Kummer darüber, daß die Not und der Druck, unter denen die Bevölkerung seines vergrößerten Landes seufzte, immer schwerer wurde. Immer von neuem mußte die Jugend des Landes für den Franzosenkaiser zur Schlachtbank geliefert werden, und die Gebeine der badischen Krieger bleichten auf allen Schlachtfeldern desselben von den bürren, sonnenverbrannten Sierras Spaniens bis zu den eisigen Wüsteneien Rußlands. Dazu kam die unaussprechliche Geldbedrängnis des Landes; das Volk erlag unter den ungeheuern Steuern, welche die beständigen Kriege Napoleons nötig machten. Man glaubte damals allgemein, und sicher nicht mit Unrecht, daß der Schmerz über das Elend seines Landes mehr als sonstige Ursachen zu der Auflösung der Kräfte des edeln Fürsten beigetragen hätten.

Sein Nachfolger, Großherzog Karl, 1811—1818, hielt, allerdings wohl mehr gezwungen, an dem Bündnisse mit Napoleon fest und trat erst nach der Schlacht bei Leipzig, am 12. November 1813, zu den Verbündeten über. Im folgenden Jahre fiel ihm das im ersten Pariser Frieden abgetretene Reich mit seinem Gebiete zu. Daß Baden erst spät, nachdem die Schlacht bei Belle-Alliance den zweiten Befreiungskrieg entschieden hatte, dem deutschen Bunde beitrug, ist schon früher erwähnt worden. Der Grund hierfür lag wesentlich darin, daß der Wiener Kongreß sich weigerte, die Unabhängigkeit und die Integrität des Gebietes von Baden anzuerkennen. Osterreich sowohl, wie namentlich Baiern, machte Anspruch auf jetzt badische Landesteile. Dazu kam noch, daß die Unsicherheit der Erbfolge das Bestehen des ganzen Staates in Frage stellte. Dem Großherzog Karl waren allerdings in seiner Ehe mit der Prinzessin Stephanie von Beauharnais außer drei Töchtern auch zwei Söhne geboren worden. Beide starben jedoch vor dem Vater. Der unbestrittene Thronerbe, der Rhein des Großherzogs, der als Ludwig I. von 1818—1830

regierte, war kinderlos. Mit ihm mußte die Nachkommenschaft des Markgrafen Karl Friedrich aus ebenbürtiger Ehe aussterben. Karl Friedrich war nun in zweiter Ehe morganatisch mit Louise Karoline, Freiin Geyer von Geyersberg, vermählt gewesen. Dieser war 1787 der Titel einer Gräfin von Hochberg verliehen worden. Die Söhne aus dieser Ehe hießen anfangs ebenfalls Grafen von Hochberg, später Markgrafen von Baden. Ihre Erbfolgefähigkeit war im Jahre 1806 bei Stiftung des neuen Großherzogtums anerkannt worden, wurde jedoch jetzt von Baiern bestritten. Der Streit, der mehrere Jahre dauerte, wurde von beiden Seiten mit großer Bitterkeit geführt. Im Jahre 1818 führte Großherzog Karl noch kurz vor seinem Tode die Verfassung ein, in welcher die Unteilbarkeit des Landes ausgesprochen wurde. Im folgenden Jahre wurde dann die Ebenbürtigkeit und damit die Erbberichtigung der sogenannten Hochbergischen Linie von allen Mächten anerkannt; Rußland, dessen Kaiser Alexander mit einer Schwester des Großherzogs Karl vermählt war, hatte seine gewichtige Stimme zu Gunsten des Bestandes des Gesamtstaates Baden geltend gemacht. Die bairischen Ansprüche wurden abgewiesen, und Baiern erhielt, gewissermaßen als Pfaster auf die Wunde, das früher wertheimische Amt Steinfeld. Dafür trat Österreich die Grafschaft Hohen-Sterolbsack als Standesherrschaft an Baden ab.

Damit hatte die Gebietsentwicklung dieses Herzogtums ihren Abschluß gefunden. Man berechnet seine Größe auf 274 Quadratmeilen, seine Bevölkerung jetzt auf mehr als 1,600,000 Einwohner. Diese gehören südlich von der Murg dem allemannischen Stamme an; nördlich davon wohnen rheinfränkische Pfälzer, und die Bewohner des östlichen Abhanges des Schwarzwaldes sind Schwaben.

Daß diese bunt und zufällig zusammengewürfelten Gebiete, bei denen weder von Stammeszusammengehörigkeit, noch von einer gemeinsamen Geschichte, noch altüberlieferter Anhänglichkeit an ein einheimisches Fürstengeschlecht die Rede sein konnte, nicht leicht zu einem organischen Staatsganzen zusammenwachsen, bedarf wohl nicht der Erwähnung. An diesem Mißverhältnisse zwischen altererbtem Besitz und willkürlich damit vereinigten andern Landesteilen lag es offenbar zum großen Teile mit, daß im Jahre 1848 fast das ganze badische Meer in so schmachvoller Weise seinem Kriegsherrn den geleasten Treueid brach. In der Geschichte Deutschlands steht dieser Vorgang ganz vereinzelt da, und alle sonst angeführten Gründe dafür, z. B. die unmittelbare und beständige Berührung mit Frankreich und seinen verderblichen Einflüssen sind für sich allein nicht genügend, einen so unerhörten Treubruch zu erklären. Mit eiserner Hand stellte der „Prinz von Preußen“ Ruhe, Zucht und Ordnung in dem zerrütteten Lande wieder her.

Seit 1852 leitet der jetzige Großherzog Friedrich, der anfangs (bis 1856) als Prinzregent seinen ältern, geisteskranken Bruder vertreten hatte, die Geschicke

des Landes. Wenige Wochen, nachdem er im eignen Namen die Regierung übernommen hatte, vermählte er sich mit der preußischen Prinzessin Louise, der Tochter des nachmaligen Kaisers Wilhelm. Trotz dieses engen Familienbundes und trotz seiner persönlichen Hinneigung zu Preußen zwangen ihn der Druck und die Drohungen Oesterreichs und der andern süddeutschen Staaten, 1866 an dem Kriege gegen Preußen teilzunehmen. Nur höchst ungern befolgte er diese Politik, deren Verderblichkeit für sein eignes Land und für ganz Deutschland er klar durchschaute. Aber unter einem großen Teile der Bevölkerung Badens, namentlich der katholischen, herrschte derselbe thörichte und blinde Preußenhaß, der in fast ganz Süddeutschland alle gesunde Vernunft und ruhige Erwägung unterdrückt hatte. In Baden hatte das Volk damals eine Art von Stoßgebet, das für die Preußenangst, die in jener Zeit dem Preußenhaffe das Gleichgewicht hielt, höchst kennzeichnend ist, und das darum der Merkwürdigkeit wegen hier angeführt werden mag:

Schwarz ist der Teufel, weiß ist der Tod,
Schwarzweiß der Preuße — behüt' uns, Herrgott!

Aber die Wunden, die jener Krieg, an dem Baden überhaupt wenig Anteil nahm, schlug, sind längst geheilt und vernarbt; einen Gebietsverlust hat er nicht gebracht, nur eine verhältnismäßig geringe Kriegskostenentschädigung mußte geleistet werden. Alles das ist jetzt vergessen oder halb vergessen. Aber daß in den Tagen vom 15. bis zum 17. Januar 1871, als unter der Führung des Generals von Werder am Wasgensteine, in den deutschen Thermopylen, inmitten von Eis und Schnee jener herrliche Sieg errungen wurde, der Süddeutschland vor unsagbarem Elend bewahrte, daß damals die Krieger Badens den Kern des kleinen Heeres bildeten, an dessen eherner Festigkeit die heranbrandenden Wogen einer furchtbaren Übermacht zerfielen, das wird nie vergessen werden, so lange es eine deutsche Geschichte giebt.

Man hat in der letzten Zeit den Großherzog Friedrich von Baden oft den guten Genius Deutschlands genannt. Mit Recht! Auch seine Verdienste bei der Gründung des Reichs und bei dem innern Ausbau desselben werden nie vergessen werden. Und was er gethan und gewirkt hat in diesem Jahre der Trauer, um unser Vaterland vor jeder Erschütterung zu bewahren, das steht noch lebendig in unser aller Geist und Herzen geschrieben. Nicht minderere Preis gebührt seiner erlauchten Gemahlin, die an Schönheit, Geistesadel und Hochherzigkeit ihrer unvergeßlichen Großmutter gleicht, deren Namen sie führt. Nicht als ob sie, wie manche gekrönten Frauen des Auslandes, in die hohe Politik hätte eingreifen wollen! Nein, ihre Wirksamkeit war immer die einer deutschen Frau, einer deutschen Fürstin. Wo es galt, Schmerzen zu stillen, Leiden zu lindern, da war sie stets auf dem Platze. Das deutsche Volk wird ihr nie vergessen, was sie gethan hat, als ihr greiser Vater im Jahre 1877

von ruchloser Bubenhand schwer verwundet war, noch weniger aber, was sie gethan hat an den Kranken- und Sterbebetten Kaiser Wilhelms und Kaiser Friedrichs. Gott erhalte das hohe, edle Paar dem deutschen Vaterlande noch lange zum Segen!



Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart.

Von E. J. Groth.

1.



n einem frühern Aufsätze „Zur Ästhetik des Häßlichen“ habe ich in diesen Blättern die Thatsache festgestellt, daß sich nach Zolas Roman *La Terre**) die französische Kritik endlich aufgerafft und mit seltner Einmütigkeit der litterarischen Gorgo Medusa, dem maßlosen Naturalismus, das Haupt heruntergeschlagen hat. Wird sich nun aus dem Blute dieses modernen Schreckbildes ein neube-schwingter Pegasus erheben? Wird aus der trägen, sinnlich rohen Masse der flammende Witz Chrysaor wieder aufsteigen und zündend in die wahren Dichter-seelen schlagen? Der alte Mythos ist vielsagend. Das Ungeschlachte, Gemeine, Widerwärtige muß erst überwältigt und vernichtet werden, ehe sich eine ver-jüngte Poesie aus dem unnatürlichen Banne ablösen, sich frei entfalten, frei wirken kann auf alle Geister.

Allein die Aussicht zu dieser günstigen Wendung in der französischen Litteratur ist verzweifelt gering. Sagte doch jüngst Jules Lemaitre, einer der unbefangenen und ein oft noch sehr optimistisch dreinschauender Kritiker: *Toute la littérature contemporaine est inquiète et malade. C'est partout sous des formes diverses, une recherche du rare, du raffiné, du brutal ou du poignant. Nulle joie, nulle sérénité. (Les Contemporains. Paris, 1888. III, S. 43.)* Und ein anderer richtig denkender Geist, Emile Faguet, urteilt in seinem gebiegenen Werke *Études littéraires sur le dix-neuvième siècle* (Paris, 1887. S. 452) über den ganzen Realismus: „Diese Litteratur liegt in den letzten Zügen, und die jüngsten Vertreter der französischen Dichtung hängen weder an

*) Auch in England ist jüngst dieser Roman ebenso wie *Bot-Bouille* und *Nana* durch die Polizei verboten worden.

Balzac, noch an dessen Erbsolgern. Das darf weder Bertwunderung noch Schrecken erregen. Der Realismus bei uns ist in der That nur eine Ruhe, ein Waffenstillstand, eine Erholungszeit der Phantasie nach ihrem heftigen Fieberwahnsinn. Unsere litterarische Jugend sucht neue Bahnen, auf denen die schöpferische Kraft in ein freies Feld gelangen kann.“

So befinden wir uns denn mit der Litteratur Frankreichs wieder einmal in einer Ruhepause, in einer unfruchtbaren Brachzeit. Es ist eine eigentümliche Erscheinung in der Entwicklungsgeschichte der französischen Dichtung: durch alle Perioden hindurch immer derselbe Wechsel, immer, um ein Bild aus dem Vanleben zu gebrauchen, dieselbe litterarische Dreifelderwirtschaft. Hat man die Phantasie abgebaut, bis nichts mehr übrig geblieben ist als Gedanken ohne Form, litterarische Luftspiegelungen und Nebelbilder, so schlägt die Richtung plötzlich um, und der nüchterne Verstand übernimmt die Produktion; was die Einbildungskraft nicht mehr zu leisten vermochte, soll nun sinnliche Anschauung und kalte Berechnung ersetzen. Aber auch auf diesem Felde wird bald abgewirtschaftet und nichts erreicht als Formen ohne Gedanken, sinnliche Verrohung und geistige Versumpfung. Je rücksichtsloser die litterarische Ausbeutung betrieben wird, desto hoffnungsloser die darauf folgende Entkräftung. Dieselbe Erscheinung charakterisirt auch die französische Litteratur unsers Jahrhunderts: Romantik, Realismus, Unfruchtbarkeit.

Aber die Naturalisten geben diese Unfruchtbarkeit nicht zu; sie sind entriistet über die Anklage, daß sie mit ihrem sinnlosen Drängen nach Natur und Wahrheit die Dichtkunst gefesselt, oder sie mit ihren Grundsätzen in eine Sackgasse getrieben hätten, aus der nur der Weg durch die Kloaken wieder zum Sonnenlichte führe. Wer wird auch zugeben, daß er sich verrannt habe! Der Naturalismus triumphirt ja trotz aller Kritiker, verkappten Romantiker, Idealisten und Symboliker. Er ist der allmächtige Herrscher, *maitre tout puissant, menant le siècle dont il est le soufflé même*. In ihm finden wir, nach Zola, die aufgespeicherte Kraft des ganzen Jahrhunderts. Der Naturalismus knüpft wieder an die französischen Ueberlieferungen des vorigen Jahrhunderts, an Diderot und Rousseau, er stellt das nationale Band wieder her, das die Romantiker, diese „Bastarde fremdländischer Litteraturen“, zerrissen und verworfen haben; kurz, er steht da als Markstein der ganzen litterarischen Entwicklung Frankreichs.

Wollt ihr Beweise? Wollt ihr Thatfachen? Statistik, unfehlbare zehnte Muse, erhebe dich und zeige deine Tafel! Von *Pot-Bouille* gingen in die Bande mehr als 75 000 Exemplare, von *Germinal* und *La Terre* über 77 000, von *L'Assommoir* wurden bis jetzt verkauft mehr als 117 000 und von *Nana* — wehe! wehe! — über 155 000! Ist das Unfruchtbarkeit? Wollt ihr noch mehr Erfolge, noch mehr Thatfachen, noch mehr Beweise für die Großmacht des Naturalismus? Ihr Kleingläubigen: *C'est l'éternelle histoire; on se fêche, et on plaisante d'abord, puis on finit par imiter. Il suffit que le succès dé-*

termine un courant . . . c'est un nouveau siècle littéraire qui s'ouvre (Zola, *Le Roman expérimental* S. 128).

Das sind sehr selbstbewußte und hochfahrende Worte; viele litterarische Wetterfahnen haben sich denn auch schleunigst nach dieser Windrichtung gedreht, und selbst verständige Männer stehen bewundernd vor diesem Erfolge, als hätten die Naturalisten das litterarische Rätsel dieses Jahrhunderts gelöst, als sei Zola der geniale Held der befreienden That, der Prophet des schwebenden Zeitgeistes. Und doch muß man auch hier sagen:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,

Das ist im Grund der Herren eigner Geist.

Zolas buchhändlerische Erfolge übertreffen allerdings bei weitem die der sogenannten Idealisten, eines Octave Feuillet, Cherbuliez, Theuriet, Claretie; mit ihm können sich in dieser Beziehung überhaupt nur Alphonse Daubet und Georges Ohnet messen. Aber Daubet wird, obwohl er sein Bestes Dickens verdankt, von Zola zu den Naturalisten gerechnet, und der unschuldige Ohnet wird, wie der vielgelesene Zotenreißer Adolphe Belot, mit Stillschweigen übergangen.

Ist der Erfolg auf schriftstellerischem Gebiete überhaupt jemals eine Bürgschaft für die Wahrheit und Berechtigung einer litterarischen Richtung, für die geschichtliche Bedeutung eines Dichters gewesen? Es ist wiederholt — besonders von Brunetière in der *Revue des deux mondes* (15. Februar 1880 und 1. September 1887) — darauf aufmerksam gemacht worden, daß dieselbe Rolle, in der Zola heut zu Tage mit soviel Würde auftritt, schon im vorigen Jahrhundert von einem ebenso selbstbewußten und längstvergesenen Schriftsteller Restif de la Bretonne gespielt worden sei. Auch dieser einst vielgelesene *conteur à la mode* wollte, wie Zola, mit seinen Werken nichts geringeres, als eine Ergänzung zur Naturwissenschaft, zu Buffons *Histoire naturelle* liefern. Auch Restif hielt sich den zeitgenössischen Schriftstellern, einem Marmontel und Louvet, für weit überlegen; und wenn Zola glaubt, durch die Schlagwörter Beobachtung, Analyse, Experiment eine neue Kunsttheorie begründet zu haben, so ist er in starkem Irrtum befangen, denn schon Restif arbeitete, oder richtiger „scharwerkte“ nach solcher Methode. Aber dieser Sonderling experimentirte nicht, wie Zola, nur mit Worten, sondern in Wirklichkeit; er schrieb glühende Liebesbriefe an dieses oder jenes ihm sonst völlig unbekanntes Mädchen, und die Antworten wurden alsdann in den nächsten Roman wörtlich als Beweisstücke der Wahrheit aufgenommen. Er stürzte sich in die wüthendsten Ausschweifungen, um an seinem eignen Körper zu „experimentiren.“ Er gesteht das offen zu. Er sagt: *J'étais forcé de m'instruire pour écrire sur certaines matières, et l'on ne peut être parfaitement instruit qu'en faisant soi-même.* Das ist denn doch Begeisterung für Natur und Wahrheit. Dagegen ist Zola der reine Metaphysiker! Woran will man auch Experimente machen,

wenn man sie nicht an der eignen Person ausführt? Wie kann der Naturalist nach seinen eignen Theorien z. B. die Gedankenketten und Gefühlswirbel eines Trunkenbolds wahrheitsgetreu schildern, wenn er die Erfahrungen nicht aus seiner eignen Natur schöpft, d. h. selbst schon ein leidliches *Delirium tremens* durchgemacht hat?

Mit der *expérimentation* ist es also eitel Spiegelfechtereie, und die *observation*, die vielgerühmte Beobachtung, bildet doch oft einen ziemlich faden-scheinigen Deckmantel für Geister ohne zeugungsfähige Einbildungskraft und ohne klare Einsicht in das geistige Schaffen. Ist denn ein Gegenstand, eine Person, eine Handlung mit der bloßen Beobachtung durch die sinnliche Anschauung bereits nach jeder Richtung hin erkannt und gewürdigt? Muß nicht jedesmal der ganze Mechanismus unsers Denkvermögens, Zerlegung, Gegenüberstellung, Vergleichung, Abstraktion, d. h. ein wechselvolles Spiel unsrer ganzen Phantasie in Bewegung gesetzt werden, um zu einer klaren Erkenntnis zu gelangen? Spiegelt sich nicht die gesamte Erscheinungswelt in verschiedenen Geistern verschiedenartig? Wo ist da Natur und Wahrheit? So viel man auch reden mag, Zolas *roman d'observation et d'expérimentation* ist eine offenbare Unmöglichkeit, ein bloßes Hirngespinnst; und seltsam, Zolas Romane beruhen garnicht auf Beobachtung und Experiment. Sie sind, einer wie der andre, das Erzeugnis eines kalten, klügelnden Verstandes, der die Fähigkeit besitzt, gewisse von einer krankhaften Phantasie bereits geschaffene, auch schon von andern Schriftstellern benutzte sinnliche Reizmittel wirkungsvoll aneinander zu reihen. Weber seine zum Überdruß ausführlichen und daher zwecklosen Beschreibungen, deren geschickte Mache man ja anerkennen muß, noch der Stoff und die Handlung, deren Dürftigkeit oft gähnende Langweile erzeugt, noch die Sprache, die von abgebrauchten Metaphern, gezierten Vergleichen und romantischen Anlehnungen, besonders an Théophile Gautier wimmelt, halten das Interesse bei der großen Masse der Leser rege; nein, die Dasein, die aufgefucht werden, in denen sich der Lesepöbel mit Wohlbehagen lagert, das sind doch nur die Stellen, in denen Szenen geschlechtlicher Ausschweifungen, tierischer Verirrungen und andrer Gemeinheiten geschildert werden.

Es ist richtig, Zola erzählt keineswegs mit cynischem Lächeln und küsternen Andeutungen, sondern ganz sachlich, scheinbar unbewußt und absichtslos mit der feierlichen Ruhe eines indischen Priesters. Aber gerade hierin liegt das einzig Originelle an ihm. Was die große Masse in Frankreich dem Schriftsteller entgegenbringt, ist immer nur die nervöse Freude an der *phosphorescence de la pourriture*, der sogenannte *esprit gaulois*, oder, um mit Wischer deutlicher zu sprechen, „die alte, keltische Geilheit.“ Dieses Leitmotiv des Geschlechtlich-Sinnlichen hält schon im elften Jahrhundert mit der *Chanson du voyage de Charlemagne* seinen Einzug in die französische Litteratur und hat sich auch durch alle Jahrhunderte mit wechselnder Stärke behauptet. „Wir

haben — sagt Faquet — einen nichtswürdigen Gang zur brutalen Litteratur. Wir lieben die Gewaltthätigkeiten, Übertreibungen und Rohheiten in unsern Schriftstellern, weil wir von Natur die friedlichsten Menschen (?) sind; es ergötzt uns, Geschichten über wahnsinnige und entsetzliche Leidenschaften zu lesen, weil wir selbst nur oberflächliche Leidenschaften (!) haben. Nos auteurs — fährt er fort — qui nous connaissent exploitent ce travers à leur profit. Mais il est juste d'ajouter que nous ne faisons aux écrivains qui usent de cette adresse, que des succès très peu durables. (a. a. D. S. 451).

Diese letzte Bemerkung ist sehr richtig. Restif de la Bretonne wird kaum mehr genannt; sein Roman *La paysanne pervertie* ist vielleicht die einzige Erinnerung an ihn, Bornhauf erwähnt ihn in seiner sonst ziemlich ausführlichen Litteraturgeschichte garnicht einmal.

Auch Zola und seine einseitigen Anhänger wird dasselbe Schicksal treffen, denn der Naturalismus bildet keinen Abschluß einer „Evolution,“ sondern nur eine bedeutungslose Verirrung der litterarischen Entwicklung; er bleibt trotz aller kunsttheoretischen, kritischen*) und naturwissenschaftlichen Bemäntelungen doch nur eine neue Art von Bohrversuchen auf dem alten, litterarischen Schlammvulkan gemeiner Sinnlichkeit.

Dieses Urteil wird nicht im geringsten durch Zolas soeben erschienenen Roman *Le Réve* geändert; denn entweder hat er diesen unschuldigen „Traum,“ den jeder Backfisch lesen kann, in der raffinierten Absicht geschrieben, den Gaumen des Lesers für bald nachfolgende kräftigere Erzeugnisse vorzubereiten, oder er hat diesen Teil der Rougon-Macquart absichtslos verfaßt und dann mit dieser mythisch-romantischen Mondscheindichtung seine ganze Kunsttheorie geradezu verhöhnt und verspottet. Zola sagt in seinem Buche *Les romanciers naturalistes* von der Romantik in wegwerfender Weise: „In jener Zeit verlangten die Leser, daß man sie aus der Wirklichkeit herauszöge, daß man ihnen Glücksträume zeigte, die an einem Tage in Erfüllung gingen, Prinzen, die mit Diamanten in den Taschen incognito umherstrolcherten, eine triumphirende Liebe, welche die Liebenden in eine göttliche Welt des Traumes entführte, kurz, daß man ihnen alles zeigte, was man sich an Narrheit und Überfluß denken kann — die ganze goldne Phantasie der Dichter.“

Es ist unglaublich: nachdem Zola diese Richtung lächerlich gemacht, schreibt er selbst nach den verurtheilten Rezepten den Roman *Le Réve*.

Angélique, die Heldin, ist ein Findelkind. Bei einem rohen Vohgerber in

*) Zola brüftet sich wiederholt mit seiner kritischen Gewandtheit und Stärke; aber gerade die vornehmste Eigenschaft, über die ein Kritiker verfügen muß, das vielseitige Wissen und die Kenntnis fremder Litteraturen, fehlt ihm vollständig. In einem Gedicht von Victor Hugo findet er den Namen Niobuhr, und verwundert ruft er aus: Niobuhr? Qu' est-ce que Niobuhr? Où celui-ci celui-ci Niobuhr? Quo l'on amène promptement quelqu'un qui connaisse Niobuhr!

Beaumont bringt das neunjährige Mädchen traurige Tage zu. Während sich die saubern Pflegerktern in der Weihnachtsnacht betrinken und prügeln, verläßt Angélique heimlich das Haus und eilt ratlos durch die Straßen, bis sie durch den Schneesturm gezwungen unter dem St. Agnes-Portal der Kathedrale Schutz sucht. Hier wird sie am Morgen von der Frau des Stickers Hubert halberfroren aufgefunden und in das gegenüberliegende Haus gebracht. Die Huberts sind kinderlos; sie übernehmen die Pflege der Angélique und bilden sie zu einer vortrefflichen Stickerin heran. Im übrigen lernt sie nicht mehr als was im Katechismus steht; die Nähe der Kathedrale mit ihrer Feierlichkeit, ihrem Weihrauch, ihren Gefängen, die Liebe der Eltern, die Stille des Hauses machen sie ernst, in sich gefehrt, fromm. Eine religiöse Schwärmerei ergreift sie mehr und mehr. Es fällt ihr ein altes Buch, *La légende dorée* von Jaques de Voragine aus dem Jahre 1549, in die Hände. Nun werden die frommen Legenden und Wundergeschichten der Heiligen ihre einzige geistige Nahrung. Sie träumt davon, sie lebt mit ihren Gedanken nur in dieser tragischen und doch siegreichen Welt des Wunders — *au pays surnaturel de toutes les vertus recompensées de toutes les joies* —, sie will Jungfrau bleiben, denn *virginité est sœur des anges, possession de tout bien, défaits du diable, seigneurie de foi*. Elle donne la grâce, elle est invincible perfection. Angélique arbeitet an sich; sie will vollkommen sein, wie die heilige Agnes und sich wie diese vereinigen à son espoux blanc et merveille!

Da hört sie von dem schönen Sohne des neuen Bischofs Monseigneur de Hautecoeur, und sofort sagt ihr eine innere Stimme: *Je l'attends et il viendra!* Auf ihrem Balkon steht sie nun in der Maiennacht und wartet auf den Unbekannten Stunden, Tage, Wochen. Endlich sieht sie den Schatten eines Mannes. Dieser Schatten wird nun ihr süßes Geheimnis. Der Mond erscheint — sie erkennt den erwarteten Unbekannten: Il ressemblait au saint Georges, à un Jésus superbe, avec ses cheveux bouclés, sa barbe légère, son nez droit, un peu fort, ses yeux noirs, d'une douceur hautaine. So hatte sie ihn erwartet; das Wunder war in Erfüllung gegangen. Der Unbekannte giebt sich zu erkennen. Er ist angeblich Glasmaler und arbeitet an den Kirchenfenstern.

Sie kommen nun häufiger zusammen und werden vertraut; der Angélique fällt beim Wäscheputzen ein Kamisol in den Bach. Félicien, der Gottgesandte, ist da und rettet es. Sie pflegt die Kranken und hilft den Armen; Félicien ist da und thut desgleichen. Er macht Bestellungen bei Hubert, nur um Angélique zu sehen und zu sprechen. Sie lieben sich, mais un mot restait à dire, celui ou tout allait se fondre, l'attente lointaine, la lente création de l'amant, la fièvre accrue des premières rencontres. Il s'échappa du vol blanc d'un oiseau matinal montant au jour dans la blancheur vierge de la chambre: *Je vous aime*. (Ist das die Sprache des Naturalismus?)

Er besucht sie zur Nacht, wie Romeo die Julia, aber sie bleiben keusch wie die Heiligen. Bei einer Prozession erkennt sie in Félicien den Sohn des Monseigneur; sie eilt in maßloser Aufregung nachts zu ihm und nimmt ihm das Versprechen ab, sie zu heiraten. Monseigneur erfährt das Verhältnis seines Sohnes und tritt energisch dazwischen; und selbst vor dem Altar in der Kirche, wo Angélique den Bischof erwartet und seine Gnade erfleht, ertönt das Wort: *Jamais!* Félicien will mit ihr fliehen, aber ein religiöser Wahnsinn ergreift sie, mourir vierge, éclatante de blancheur, au premier baiser de l'époux. Dieser fromme Traum erfüllt sich. Angélique wird totkrant; Monseigneur erscheint selbst vor ihrem Lager; ein Wunder geschieht an der Heiligen, sie wird durch seinen Kuß wieder gesund. Ihrem Glücke steht nun nichts mehr entgegen; mit der größten Feierlichkeit wird die Trauung vollzogen. Kaum hat aber das Paar die Kirche verlassen und die erste Stufe beschritten, so stirbt Angélique mit dem ersten Kusse Féliciens auf den Lippen.

Der geheimnisvolle Roman schließt mit den geheimnisvollen Worten: *La vision, venue de l'invisible, retournait à l'invisible. Ce n'était qu'une apparence qui s'effaçait, après avoir créé une illusion. Tout n'est que rêve. Et, au sommet du bonheur, Angélique avait disparu, dans le petit soufflé d'un baiser.*

Wir können nicht umhin, einzugehen, daß Zola mit *Le Rêve* einen der sittenreinsten Romane aller Litteraturen geschrieben hat, vermögen aber den Argwohn nicht zu unterdrücken, daß der große Naturalist mit dieser Dichtung seinen verwöhnten Lesern ein Schnippchen habe schlagen wollen. Alcibiades hieb seinem vielbewunderten Hunde den Schwanz ab, um neue Verwunderung zu erregen. Sollte Zola ähnlich gehandelt haben?

Wer sich über die kleinsten Bauteile einer Kathedrale, über die Kunst der Stickerie und der Glasmalerei, über den Stoff mittelalterlicher Legenden unterrichten will, findet in *Le Rêve* eine dankenswerte Quelle. Im übrigen wird Zola mit dieser sentimentalen Erzählung, die, außer den langatmigen Beschreibungen, nichts mehr mit dem Naturalismus gemein hat, manche Enttäuschung erregen, denn wer sich einmal dem Mystifikaktus ergeben hat, von dem erwartet man schlechterdings nicht mehr, daß er als Prophet jungfräulicher Entsagung und himmlischer Glückseligkeit auftreten werde. Andererseits war freilich bei Zola der Schritt von der allegorischen und symbolischen Spielerei, wie sie besonders in *La Faute de l'abbé Mouret*, in *L'Assommoir* und *Nana* hervortritt, zur mystischen Verschrobenheit nicht gar weit.

Der Naturalismus hat seine Rolle ausgespielt. Mit all seiner Aufregtheit und Maßlosigkeit ist er — geschichtlich betrachtet — nur der letzte mögliche Rückschlag des materialistischen Geistes gegen die metaphysischen und rhetorischen Verflüchtigungen der französischen Romantik. Wie sich ohne die eklektische Philosophie Victor Cousins schwerlich der Positivismus Auguste Comtes

entwickelt hätte, so wäre auch ohne die Romantik kein Naturalismus entstanden. In ihm haben wir nur den äußersten Grad jener litterarischen Reaktion zu erkennen, die in der Mitte unsers Jahrhunderts gegen die Romantik hervorbrach, und die gewöhnlich mit dem nichtsagenden, aber um so bequemeren Worte „Realismus“ bezeichnet wird.



Woermanns Geschichte der Malerei.



ach zwölfjähriger Arbeit ist jetzt endlich ein umfassendes kunstgeschichtliches Werk zum Abschluß gekommen, das in der Geschichte seiner Entstehung zugleich die Entwicklung der Kunstwissenschaft während des gleichen Zeitraumes widerspiegelt*). Als Alfred Woltmann im Jahre 1875 dieses Werk in Angriff nahm, lag es in seiner Absicht, einen Ersatz für das in der dritten Auflage durch die ungeschickte Mitwirkung eines Dilettanten zu Grunde gerichtete Handbuch von Franz Rugler zu schaffen. Obwohl sich Woltmann auf verschiedenen Gebieten der Spezialforschung bewährt und bahnbrechend gewirkt hatte, war doch sein wissenschaftlicher Standpunkt im Allgemeinen von dem Ruglers, Schnaases und Lübkes nicht weit entfernt. Er war in erster Linie Geschichtsschreiber, verlor eine abgerundete künstlerische Darstellung als eines seiner Hauptziele niemals aus den Augen und schloß die kritischen Einzelheiten aus dem Rahmen seiner Darstellung aus, soweit es die Klarheit derselben irgendwie zuließ. Es soll damit nicht etwa gesagt sein, daß Woltmann zu seiner Zeit nicht auf der Höhe der Kunstwissenschaft gestanden habe. Der Fortsetzer seines Werkes, Karl Woermann, hat in den Nachträgen zu den von Woltmann vollendeten Teilen nur selten Ursache gehabt, eine Meinung seines Vorgängers zu berichtigen oder seine Darstellung durch wesentliche neue Züge zu erweitern. Aber die zu Woltmanns Zeiten erreichte Höhe der Kunstwissenschaft scheint nicht die richtige gewesen zu sein, da die kritische Methode dieser Wissenschaft inzwischen einen andern Weg eingeschlagen hat. Die Denkmälerkritik und die Urkundenforschung sind bei den zünftigen Gelehrten so sehr das A und O der kunstwissenschaftlichen Arbeit geworden, daß die geschichtliche und vollends die ästhetische Betrachtung darüber fast ganz in den Hintergrund getreten sind. Es wäre müßig, darüber

*) Geschichte der Malerei von Alfred Woltmann und Karl Woermann. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt. Vier Bände. Leipzig, C. A. Seemann, 1875—1888.

Betrachtungen anzustellen, wie sich Woltmann dieser veränderten Methode seiner Wissenschaft gegenüber, die an „Akribie“ mit der Thätigkeit eines Philologen wettersert, verhalten hätte, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Doch ist bei der großen Beweglichkeit seines Geistes, bei der Freudigkeit, mit der er jeden neuen Gewinn seiner Wissenschaft begrüßte, mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch er die Berechtigung der neuen Methode ohne Rückhalt anerkannt und ihre Ergebnisse in sein Werk verarbeitet hätte.

Sein Fortsetzer, der mitten im lebendigen Strome der Wissenschaft steht, war jedenfalls dazu verpflichtet, und so ist unter seinen Händen die „Geschichte der Malerei“ zugleich zu einem Sammelplatze aller in das Gebiet fallenden Einzelforschungen geworden, ohne daß der Charakter des Buches, das nach dem Wunsche Woltmanns ebensowohl bei den Fachmännern wie bei dem kunstliebenden Publikum auf Teilnahme rechnet, wesentlich verändert worden wäre.

Als Woltmann am 6. Februar 1880 starb, hatte er seine Arbeit bis zum Beginn der Geschichte der Malerei des 15. Jahrhunderts in Oberitalien gefördert. Mit der Charakteristik Mantegnas schließt seine Thätigkeit an dem Werke, dem er seine letzte Kraft gewidmet hatte, ab. Auf seinen Wunsch übernahm Hubert Janitschek die Bearbeitung der beiden folgenden Kapitel, die sich mit den Schulen von Venedig, Ferrara und Bologna beschäftigen. Was er beigezeichnet hat, sind nur etwa fünfzig Seiten, für die noch einige Vorarbeiten Woltmanns vorlagen. Alsdann beginnt die Arbeit Woermanns, dem mithin nicht nur der größte und schwierigste, sondern auch der dankbarste Teil der noch zu überwältigenden Aufgabe zugefallen war. Woermann war dem Buche von Anfang an kein Fremder. Seine gründlichen Untersuchungen über die Geschichte der antiken Malerei hatten Woltmann veranlaßt, ihn zur Bearbeitung des ersten Teiles, der Malerei im alten Orient, im griechischen und italienischen Altertum, heranzuziehen, deren Darstellung nach dem Plane Woltmanns in dem Werke nicht fehlen durfte, sodaß es damit nach dieser Seite hin auch äußerlich über das Kuglersche hinausging. Woermann trug sich überdies mit dem Gedanken, eine allgemeine Geschichte der Landschaftsmalerei zu schreiben, und zu diesem Zwecke hatte er über zwei Jahre ausgebehnte Reisen gemacht, auf denen er alle hervorragenden und bemerkenswerten Kunstsammlungen Europas besucht hatte. Kurz vor dem Tode Woltmanns hatte er in seinen „Kunst- und Naturskizzen“ in großen Zügen ein Bild von dem Umfange seiner Studien gegeben, und so durfte ihm der Verleger in vollem Vertrauen auf zureichende Kraft die Fortführung eines Unternehmens übertragen, das schon im Interesse der Wissenschaft kein Torso bleiben durfte.

Bei einem Rückblick auf das nunmehr glücklich vollendete Werk darf nicht verschwiegen werden, daß die ersten von Woermann bearbeiteten Lieferungen den Unterschied zwischen seiner und Woltmanns Art so scharf erkennen ließen, daß die Befürchtung entstand, es würde unter der allzu reichlichen Ausbreitung

der kunstwissenschaftlichen Einzelheiten der von Voltmann vorwiegend betonte geschichtliche Charakter des Buches verloren gehen und statt einer „Geschichte der Malerei“ eine Aneinanderreihung von Malercharakteristiken nach chronologischen Gesichtspunkten zu stande kommen. Aber nach dem von Woermann auf seinen Reisen gesammelten Studienmaterial war ihm nicht zuzumuten, daß er sich mit dem wohlfeilen Ruhme, ein lesbares, allgemein verständliches Buch geschrieben zu haben, begnügen sollte. Hier war einmal die Gelegenheit geboten, eine Geschichte der Malerei von wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu geben, und daß Woermann mit entschlossener Hand diese Gelegenheit ergriff, ohne sich ängstlich um den Erfolg des Buches bei der großen Masse der Leser zu kümmern, kann ihm und dem Verleger, der auf seine Absichten einging, nicht genug gedankt werden. Wer soviel Ernst und Sammlung besitzt, um sich tiefer in das Studium der Kunstgeschichte zu versenken, wird an dieser Art kritischer Behandlung keinen Anstoß nehmen, zumal da der eigentlich wissenschaftliche Apparat meist in die Anmerkungen verwiesen worden ist und die Geschichtsdarstellung selbst sich durch jene Klarheit und Faßlichkeit auszeichnet, die durch Schnaase, Kugler und Lübke zur Richtschnur für die Kunstwissenschaft gemacht worden ist, von der auch das jüngere Geschlecht, in seiner weitaus überwiegenden Mehrheit, nicht abweicht. Das Märchen vom „Rothwälsch“ der Kunstgelehrten ist nur von Leuten aufgebracht worden, welche die Aufmerksamkeit der urteilslosen Menge auf ihre eignen dilettantischen Machwerke lenken wollen, die erst aus den Vorarbeiten der Kunstgelehrten zusammengeschrieben werden konnten.

Im Vorwort zum zweiten Bande hat Woermann nicht nur die Grundsätze bezeichnet, nach denen er verfahren ist, sondern auch eine Art von kunstwissenschaftlichem Glaubensbekenntnis abgelegt. Um sich zunächst mit den verschiedenen Richtungen der neuern Kunstwissenschaft abzufinden, macht er folgende Bemerkungen: „Die Bilderkenner, die Urkundenforscher, die Historiker und Ästhetiker haben sich gelegentlich gelinde befehdet. Man konnte hören, daß die Bilderkenner die Urkundenforscher „Dokumentenjäger“ nannten, die letztern den erstern die Subjektivität ihrer Urteile vorwarfen, während die Historiker, welche es für die Hauptaufgabe der Kunstgeschichte erklärten, den Zusammenhang mit der allgemeinen Welt- und Kulturgeschichte zu wahren, über den mangelnden historischen Sinn jener Spezialisten klagten, sich dafür von diesen aber einen Mangel an positiver Kennererschaft nachsagen lassen mußten, und alle diese gemeinsam mit einer gewissen, nicht immer von Einseitigkeit freizusprechenden Geringschätzung auf die ästhetische Richtung innerhalb der Kunstgeschichte herabsahen. Daß die kunstgeschichtliche Forschung in verschiedene Zweige und Richtungen auseinanderstreben mußte, erscheint jedoch dem stets anwachsenden Material gegenüber natürlich. . . Anstatt sich gegenseitig zu befehden oder zu verbächtigen, müssen die verschiedenen Richtungen einander freundschaftlich in die Hand arbeiten.“ Eine Gesamtgeschichte der Malerei hat nach des Verfassers Ansicht die Aufgabe, „die Resultate aller

Spezialforschungen mit den allgemeineren Gesichtspunkten zu vereinigen," und diese Aufgabe zu lösen, ist der Verfasser im Laufe seiner Arbeit stets bemüht gewesen. Daneben ist aber schon während der Arbeit am zweiten Bande eine andre Hauptaufgabe mehr und mehr in den Vordergrund getreten, nämlich die umfassende Berücksichtigung der durch das „vergleichende Bilderstudium“ gewonnenen Resultate. Dieses neue Rüstzeug der kunstwissenschaftlichen Forschung ist vornehmlich durch den Italiener Morelli, durch W. Vode und durch den Holländer A. Bredius zu einer so überraschenden Leistungsfähigkeit ausgebildet worden, daß es für jeden Kunsthistoriker in hohem Grade verlockend ist, jenes Rüstzeug selbst zu erproben. Woermann gesteht, daß auch er „teils aus Neigung, teils durch die Gelegenheit, welche seine wiederholten Reisen durch alle Länder Europas ihm geboten, in das Fahrwasser des vergleichenden Bilderstudiums getrieben“ worden sei, und daß er aus diesem Studium die Überzeugung gewonnen habe, „daß eine Geschichte der Malerei neben der getreuesten Benutzung aller Urkundenpublikationen gerade jetzt noch in erster Linie die Aufgabe habe, die vorhandenen Bilder dem richtigen Meister zuzuteilen.“

Es ist nicht zu verkennen, daß Woermann in dem Grade, als seine Arbeit vorwärts schritt, noch mehr Geschmack an den Früchten des vergleichenden Bilderstudiums gewann. Etwa von der Mitte des dritten Bandes an, wo die Charakteristik der niederländischen Schulen des 17. Jahrhunderts anhebt, nimmt die Verwertung der Urkunden im Verein mit der Bilderkritik, d. h. der Prüfung des in öffentlichen und privaten Sammlungen vorhandenen Bilderbestandes das Hauptinteresse des Verfassers, damit aber auch das des Lesers in Anspruch. Denn der Verfasser besitzt die Kunst, durch eine leichte, man möchte fast sagen anmutige Art der Behandlung den Leser zur Teilnahme an seinen sorgfamen Abwägungen des Für und Wider, an seinen stets besonnenen und maßvollen Auseinandersetzungen mit andersdenkenden Gegnern heranzuziehen. In diesen Auseinandersetzungen ist der Verfasser das Muster eines Diplomaten der alten Schule, der niemand brüskirt, aber auch seine eigne Meinung nicht aufgiebt, sondern sich mit einem feinen, höflichen Lächeln zurückzieht, wenn es ihm nicht gelingt, seine Widersacher eines bessern oder auch nur eines andern zu überzeugen. Durch dieses diplomatische Geschick Woermanns, der mit unendlichem Fleiße alle Stimmen gesammelt, gehört und geprüft hat, wird seine „Geschichte der Malerei," das umfassendste litterarische Denkmal der ersten Periode des vergleichenden Bilderstudiums in der Kunstwissenschaft, auch ihren Wert behalten, wenn die ihr zu Grunde gelegte Methode der Untersuchung eine sichere Grundlage gewonnen haben oder — wer kann es wissen? — als unzuverlässig und trügerisch widerlegt worden sein wird. Für einzelne Abschnitte in der Geschichte der Malerei, insbesondere für die spanische des 16. und 17. und für die holländische des 17. Jahrhunderts, wird Woermanns Werk, was auch kommen mag, für immer als grundlegend in Geltung bleiben, weil hier zum erstenmale

der breite Strom einer kaum übersehbaren Fülle von Einzelforschungen mit sicherer Hand bemeistert und abgeklärt worden ist.

Über der Masse der Einzelheiten, die zu sichten und zu einem Gesamtbilde zu vereinigen waren, ist dem Verfasser auch in den letzten Teilen seiner Arbeit, wo sich die der Beachtung würdigen Erscheinungen in schier endloser Folge an einander reihten, die Kraft nicht verloren gegangen, gelegentlich durch einen freien Ausblick frische Luft zu schöpfen und den Geist ganzer Perioden in einer feinen und sinnvollen Zergliederung darzulegen oder durch ein kräftiges Wort seinen Standpunkt zu Vergangenen, Gegenwärtigem und Zukünftigem zu bekennen. Es ist schon früher einmal in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, wie geistvoll der Verfasser in seinen Vorbemerkungen zur Geschichte der italienischen Malerei in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Unterschied zwischen Stil und Manier gekennzeichnet hat, und an ähnlichen, wohl überlegten und wohl begründeten Bestimmungen von allgemeiner Gültigkeit fehlt es auch nicht im weiteren Verlaufe des dritten und vierten Bandes, wo der Gang der Darstellung den Verfasser zu einem kurzen Verweilen nötigt. Seine Darstellung schließt äußerlich mit dem Ende des 18. Jahrhunderts ab. Aber ein Hineingreifen in das 19. Jahrhundert oder doch in diejenige Kunstperiode, die man nach der bis jetzt üblich gewesenen Einteilung mit der Kunst des 19. Jahrhunderts eng verknüpft, ließ sich bisweilen nicht umgehen, und dieser Notwendigkeit verdanken wir einige kunstgeschichtliche Urteile, die bei der Stellung und dem wohl erworbenen Ansehen Woermanns von hohem Werte sind.

Zum erstenmale wagt es hier ein Gelehrter, dem niemand Verus oder Berechtigung bestreiten wird, klar und unumwunden auszusprechen, daß Winkelman die „wissenschaftliche That seiner Geschichte der Kunst des Altertums“ durch den verhängnisvollen Irrtum schädigte, „daß er aus der Betrachtung der griechischen Kunst nicht die einzig richtige Forderung zog, daß sie unnachahmlich, weil durch das Anschauen griechischer Natur mit griechischen Augen bedingt sei, sondern daß er sie ins Deutsche übersetzt oder gar unübersetzt nachgeahmt sehen wollte,“ und dieser verhängnisvolle Irrtum hat einen Abschnitt der deutschen Kunst verschuldet, den der Geschichtsschreiber, welcher den Fortschritt der Dinge unbefangen beobachtet, trotz des Zetergeschreis einer kleinen Zahl von fanatischen Kunstgelehrten im günstigsten Falle nicht anders als einen Stillstand wird nennen können. „Die besten Geister der Zeit, sagt Woermann weiter über die durch Winkelman hervorgerufene Bewegung, schlossen sich auch in Deutschland, ja nirgends mit größerer Beharrlichkeit als hier, der Forderung des Klassizismus an, die jede nationale, jede selbständige Kunstregung erstickte und das Schicksal der deutschen Kunst auf ein halbes Jahrhundert und länger besiegelte. An die Stelle des Könnens trat das Wollen. In keinem Künstler spricht sich dies deutlicher aus, als in dem Schleswiger Almus Jacob Carstens (1754—1798), den begeisterte Gelehrte an die Spitze

der neuen deutschen Kunst gestellt und als Bahnbrecher gefeiert haben. Ein hochbegabter Mensch und ein selbstwollender Künstler war Carstens ohne Zweifel; für einen wirklich großen Künstler aber könnten wir ihn nur halten, wenn Kunst nicht Können, sondern Wollen bedeutete.“

Es gehört heute immer noch ein gewisses Maß von Unerfrodenheit dazu, mit dürrn Worten zu erklären, daß die angebliche künstlerische Bedeutung von Carstens weder in seinen Werken noch in der weitem Entwicklung der deutschen Kunst eine Begründung findet, sondern daß vielmehr der geschichtlichen Darstellung der neuern deutschen Kunst von denjenigen Gewalt angethan worden ist, die Carstens als den Führer einer neuen Epoche gepriesen haben. Eine gleiche Unbefangenheit zeigt Woermann auch in der Beurteilung von Cornelius und seiner Schule, die er in den Schlußworten des die deutsche Malerei des 18. Jahrhunderts behandelnden Abschnittes streift. Ein ebenso sehr durch Natürlichkeit der Auffassung wie durch koloristische Vorzüge ausgezeichnetes Kinderbildnis des Malers Chr. Vebercht Vogel (1759—1816) in der Dresdener Galerie giebt ihm die Veranlassung zu einem Vergleich mit einem in der Nähe hängenden männlichen Bildnisse von Peter Cornelius. In der „Auffassung und Technik des letzteren,“ sagt er, ist sicher kein Fortschritt, sondern „nur ein gewaltiger Rückschritt“ zu erkennen. „Aber es war eben nicht anders, die Kunst mußte, wie Goethe sagt, ‚sich erst rückwärts bilden und in den Schooß der Natur zurückkehren,‘ wenn sie neu geboren werden wollte; sie mußte erst wieder lassen lernen, ehe sie mit neuen Flammungen sprechen konnte; und was Cornelius und die Seinen, die freilich eben deshalb nur eine Übergangsstufe bezeichnen, der deutschen Kunst an ihrem technischen Können, ohne welches keine echte Kunst denkbar ist, genommen haben, das haben sie ihr an dichterischem Schwunge der Phantasie, an Reinheit und Großartigkeit des Ausdrucks, an Tiefe der Empfindung und des Gedankens zu ersetzen gesucht. Daß diese letztern Eigenschaften und die „technischen Qualitäten“ einander ausschließen, wie die einseitigen Idealisten der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wähnten und wie die einseitigen Realisten der Gegenwart meinen, ist nicht zuzugeben. Die Geschichte der Malerei widerspricht einer solchen Auffassung. Freilich aber kann die notwendige Vereinigung einer sich eng an die Natur anschließenden gefunden und gebiegenen Technik mit hoher geistiger Künstlerkraft nicht von außen kommen, am wenigsten durch die Nachahmung unrer geschickten Nachbarn; sie muß aus dem innersten Kern des deutschen Volkswesens heraus neu entstehen; und ob man dann der großen deutschen Kunst der Zukunft den vielersehnten, durchgeistigten „Realismus“ oder einen Fleisch und Blut gewordenen „Idealismus“ beimessen wird, kann uns gleichgültig sein. Gelehrtenstuben- und Künstlerwerkstattsschlagworte, welche stetem Wechsel unterworfen sind, thun es nicht.“

So haben sich also dem Verfasser aus der Betrachtung der Geschichte der Malerei aller Zeiten und Völker zwei Grundsätze ergeben, deren allgemeine

Giltigkeit schwerlich zu erschüttern sein wird: erstens, daß ohne technisches Können keine echte Kunst denkbar ist, was schon in der Etymologie des Wortes liegt, sodann, daß eine echte Künstlerkraft nicht durch Nachahmung fremder Kunstfertigkeit herangezogen werden, sondern nur aus dem Kern eines Volkswesens erwachsen kann, daß also jede echte Kunst auch national sein muß. Das dritte Merkzeichen wahrer Kunst ist dem Verfasser dann die Natur, und das Verhältnis zu ihr gilt ihm als Prüfstein für die Begabung eines Künstlers. „Als wirkliche, echte, ganze Meister, sagt er zum Schlusse seines Werkes, wird die Kunstgeschichte doch nur diejenigen Künstler gelten lassen, welche stets in engster und unmittelbarster Fühlung mit der Natur gestanden haben, welche die Natur nicht durch die Brille anderer Meister, anderer Zeiten oder anderer Völker, sondern mit ihren eignen Augen angesehen haben, und welche mit Augen begabt gewesen sind, die in der Natur etwas andres, Sehenswürdigeres gesehen haben, als diejenigen gewöhnlicher Sterblichen. Der Kunstgeschichte ist es dabei ziemlich gleichgiltig, ob sie das Neue, was sie gesehen und wiedergegeben haben, aus der Natur selbst herausgesehen (Realismus) oder, im innigsten Verkehr mit ihr, in sie hineingesehen haben (Idealismus). Die Nachwelt läßt von diesen ursprünglich begabten Künstlern jeden in seiner Art gelten, vorausgesetzt, daß er die erlernbare Technik seiner Kunst nicht hochmütig über die Achseln angelehnt, sondern sich mit eifernem Fleiße zu eigen gemacht hat.“

In diesen letzten Sätzen hat der Verfasser zugleich die Prinzipien ausgesprochen, die ihm selbst als Richtschnur gebient haben. Es sind im Wesentlichen die Grundsätze einer vermittelnden historischen Kritik. Man mag sie anerkennen oder mißbilligen, das eine steht fest, daß sie die Kunstgeschichte aus dem Gebiete der Vermutungen und der subjektiven Betrachtungen geistreicher Dilettanten auf den festen Boden der Wissenschaft geführt haben, und unter diesem Gesichtspunkte ist Woermanns „Geschichte der Malerei“ eine wissenschaftliche That, die nicht bloß Lobredner, sondern auch Nacheiferer finden möge.

Berlin.

Adolf Rosenberg.



Die Heiligen von Lecco.



ie liebliche Umgegend von Lecco hat ihren Hauptreiz sehr viel mehr in den Ausichten auf die Alpenabhänge, die das Thal der Abba einschließen, und in der Erinnerung an Manzoni, dem die aus Biederkeit und Schlaueit, Willenskraft und Schmiegsamkeit gemischte Eigenart der Landleute die hauptsächlichsten Typen seines Romans eingab, als in den angeblichen Örtlichkeiten, welche die Localantiquare

auf das Schloß Don Rodrigo, das Dorf Renzos und die Burg des Unbekannten zu deuten nicht müde werden. Glücklicherweise thut dabei einer den andern ab, und Cantù wird für die unerträgliche Langeweile, die er seinen Lesern verursacht, durch Fumagalli bestraft, der als Verfasser eines Führers in die Umgegend der Stadt an Unwissenheit und Albernheit selbst unter seinesgleichen unerreicht dasteht.

Eine andre Eigentümlichkeit der Gegend sind die merkwürdigen Heiligen, die sie beherbergt. Wie es Bischöfe in *partibus infidelium*, außerordentliche Professoren und Geheime Räte giebt, die niemandem auf Erden etwas zu raten haben, so scheint es auch Heilige zu geben, die niemand heilig gesprochen hat, Hausexzellenzen, denen das Volk in der Umgegend ihres Heiligenschreines den Namen Santo aus eigner Nachvollkommenheit verleiht.

Zu ihnen gehört San Gerolamo Miani, der eine Kirche und zahlreiche Kapellen oberhalb von Vercurago, einem Dörfchen des Abbatthales, etwa fünf Kilometer südlich von Lecco, sein eigen nennt. Ungefähr hundert Meter über der Thalsohle liegt die kleine Kirche mit der entzückendsten Aussicht auf Thal und Bergwände. Kommt man oben an, so läßt der zu dem Heiligtume gehörige Wirt sein Bocciapfel einen Augenblick ruhen und fragt, ob man nicht „zu Ehren des Heiligen“ ein Glas Wein trinken wolle — ein Genuß, der nicht gerade dadurch erhöht wird, daß die Bocciakugeln fortwährend um die Füße des Ausruhenden herumrollen, von dem furchtbaren, landesüblichen Geschrei, welches das Spiel begleitet, ganz abzusehen.

Vom Thale bis zur Kirche führt eine Kapellenstraße — wenn man sie so nennen darf —, ein Marterweg, wie man ihn nicht schlimmer denken kann. Nur wer eifrig deutsches Kunstgewerbe betrachtet und dessen entsetzliche Landsknechte mit ihren wallenden Federn und ähnlichem Zubehör anzusehen gewöhnt ist, wird diese Kapellen mit ihrem Inhalte ohne Schaden auf sich wirken lassen. Auf den buntbemalten Hinterwänden der Kapellen heben sich nämlich sogenannte Skulpturen aus Holz ab, die den Heiligen in verschiedenen Lebenslagen und Thaten darstellen; sie sind von einem Bergamasker Künstler Namens Carminati im Jahre 1882 hergestellt worden und ein Muster ungeschminkter, präntionsloser Häßlichkeit.

Von der Mitte dieses Weges führt eine steile Bußtreppe mit steinernen Stufen etwa dreißig Meter in die Höhe, die Neigung dürfte 45 Grad betragen. Wer diese Treppe auf den Knien hinaufrutscht, erhält laut einer unten angebrachten Bekanntmachung Pius des Neunten aus dem Jahre 1872 sieben Jahre und sieben mal vierzig Tage Ablass, der auch für die Seelen Verstorbener anwendbar (*applicabile*) ist.

Ich sah zwei arme Frauen die Treppen hinaufkriechen. Nachher gingen sie in die Kirche und wandten sich darauf an den Wirt der daneben liegenden Osterie, um eine Messe lesen zu lassen. Da der Priester nicht zugegen war,

nahm der Wirt die Bestellung an und begab sich dann, mürrisch über die vielen Unterbrechungen, zu seinen Vociatugeln und Spiegelgefährten zurück. Die Frauen waren längst fortgegangen, als er sich plötzlich an die Stirn schlug und sagte: „Nun habe ich vergessen, zu fragen, wie sie heißen! Für wen soll der Priester die Messe lesen? Ach was: bezahlt ist sie.“

Die Hauptthaten des Heiligen, wie sie die buntbemalten hölzernen Figurengruppen darstellen, beziehen sich auf eine Thätigkeit für Erziehung von Waisenkindern, die er aber auch in wunderbarer Weise vor Gefahren schützt: z. B. verjagt er durch das Zeichen des Kreuzes Wölfe, welche die Kinder fressen wollen. Wer er aber eigentlich war, darüber wußte weder der seinem Heiligtume so nahe stehende Wirt, noch sonst jemand in der Gegend irgend etwas, und doch war es offenbar ein seiner Zeit sehr bedeutender und interessanter Mann.

Freilich heißt er gar nicht Gerolamo Miani, was nur eine Abkürzung ist, sondern gehört zu einer alten, wie es scheint, im Anfange des vorigen Jahrhunderts ausgestorbenen, venetianischen Familie Namens Emiliani. Seine Mutter war eine Morosini. Im Jahre 1481 geboren, wurde er, nachdem er der Republik in verschiedenen Stellungen gebient hatte, bei der Belagerung von Castelnovo durch die Truppen Maximilians gefangen genommen, aber in wunderbarer Weise befreit. Darauf entsagte er der Welt, und widmete sich ganz der Waisenerziehung. Allmählich fanden sich Genossen zu ihm, bis er im Jahre 1531 in Sommasca, zwischen Mailand und Bergamo, den Orden der Clerici regulares von Sommasca stiftete, den die Päpste Paul III., Paul IV. und Pius V. bestätigten. Gestorben ist er im Jahre 1537.

Man sieht, Gerolamo ist ein rein venetianischer Heiliger: in Venedig geboren, legt er sein Ordenshaus auf venetianischem Gebiete an. Schwerlich dürfte denn auch seine Übersiedelung auf Mailänder Gebiet früher als in unjerer Zeit erfolgt sein. Wer ihn aber dahin versetzt hat, wußte mir niemand zu sagen. Kirche und Kapellen sind modern. Vielleicht ist auch er — in seiner Mailänder Gestalt — nur ein Geschöpf dunkler Erinnerungen an Manzoni'sche Charaktere und Vorgänge; denn in einer Kapelle tröstet und begräbt er Pestfranke, die durch den bekannten brianzuolischen Haar Schmuck ausdrücklich als Mailänder bezeichnet sind.

Noch sehr viel genußreicher ist der Besuch des Klosters San Ginesio. Die Bergkette, welche die Brianza im Osten begrenzt, läuft von ihrer höchsten Erhebung, dem Monte Baro, gegenüber von Lecco, nach Süden, nach der lombardischen Ebene, in immer niedriger werdenden Erhebungen aus. Die letzte bedeutende derselben ist der Berg, auf welchem San Ginesio liegt.

Von Aruno, einer Eisenbahnstation der Linie Lecco-Mailand aus, steigt man durch dichte Kastanienwäldungen über Aruno zu der kuppelförmigen Bergspitze, die etwa 850 Meter über dem Meere liegt. Die krummen Baumwurzeln, die den Erdboden zum Teil festhalten, während er durch die herab-

stürzenden Regengüsse zc. ausgespült ist, wo ihm diese Verästelung keinen Schutz gewährt, geben auch der Bodenfläche einen eigentümlichen Charakter, der durch das Licht- und Schattenpiel der dichten Belaubung einen hohen Reiz erhält. Wie glücklich ist der Wanderer über den einzigen Baum, dem die italienische Waldfreveler gestattet, sich ungestört in Wäldern auszubreiten, weil sein uner-schöpflicher Reichtum an Früchten nicht zu entbehren ist!

Es war die Zeit der Kastanienernte, und die Wälder waren belebter, als man wünschen mochte. Denn nicht nur zogen überall Schaaren stangenbewaffneter Männer und Weiber einher, die eifrig auf die Bäume loschlugen, ohne sich darum zu kümmern, ob mit den Früchten auch starke Äste herunterfielen — sondern zahlreiche Jäger knallten auf jeden Vogel los, der sich blicken ließ, wenn auch herzlich wenige zu sehen waren, da die Volkssitte keine Schonung kennt, und jedes gefiederte Wesen vogelfrei ist. Oben wurde es stiller, bis endlich das in tiefster Einsamkeit liegende umfangreiche Kloster erreicht war.

Die Aussicht wird von wenigen Punkten in den Voralpen erreicht. Auf der einen Seite die unendliche lombardische Ebene mit Mailand und seinem Dome, auf der andern die Hügel- und Bergketten der Alpen, und endlich in der Ferne die Schneeberge, welche den Horizont abschließen — kurz ein Anblick, der über so manche Unbequemlichkeiten hinweghebt, die das Reisen in den italienischen Alpen mit sich bringt.

Nicht nur weiß niemand, ob z. B. eine sogenannte Diligence wirklich noch vorhanden ist, und wann sie abgeht oder ankommt — das sind alte Leiden, die jeder kennt, der Italien besucht hat; nein, auch die Eisenbahnen fangen an faunselig und faul zu werden. So wurde am 8. September d. J. die Bahnstrecke Gravelona-Domo d'Ossola eröffnet, aber noch 14 Tage später gab es keinen öffentlich bekannt gemachten Fahrplan, und wer die Bahn benutzen wollte, war auf Hörensagen angewiesen. Zum Ersatz und wie zur Verspottung wurde auf allen norditalienischen Stationen eine aus Florenz vom 15. Septbr. datirte Bekanntmachung angeschlagen, worin ein bis ins Einzelste genauer Tarif über die Lieferung von Gepäckstücken ins Haus von der Verwaltung der erwähnten neuen Bahn festgesetzt war.

Von allen solchen Sorgen wissen die acht „reformirten Benedictiner,“ die das Kloster bewohnen, nichts. Die Welt unten interessiert sie nicht; nur ein Ereignis regte sie auf und gab ihnen eine Reihe nicht abreißen-der Fragen ein: Ist es wahr, daß der deutsche Kaiser nach Rom kommt? Welchen Weg wird er nehmen? Geht er über Lecco, und sehen wir unten im Thale seinen Zug vorbeifahren? Groß war die Enttäuschung, als sie hören mußten, daß dazu keine Aussicht vorhanden sei.

Italien ist das Land der Überraschungen und des Ungewissen. Überall im Abbatthale giebt es den schauerhaften Wein, den die Sorglosigkeit der Weinbauern aus den köstlichen Trauben zu kelter-ten versteht, mit welchem die

Hügel um **Lecco** bestanden sind. Was konnte man also in einer Höhe gewärtigen, die weit über die Grenze des Weinstocks hinaus liegt? Unwillkürlich war ein Getränk wie das zu erwarten, das selbst die Feltreiber auf der Spitze des **Monte Cavo** zu verschmähen pflegen. Wie angenehm war die Enttäuschung, als der ehrwürdige Bruder **Pjörtner** eine Flasche einfachen, leichten, aber vortrefflichen Weines herbeibrachte, der schon durch seine Farbe (es war ein sogenannter **Schicler** oder **Schiller**) verriet, daß er nichts mit dem üblichen Landesprodukt zu thun hatte. Die Erklärung ist sehr einfach: die klugen Mönche lassen sich die Trauben von unten heraufbringen und keltern sie selbst.

San Ginesio leidet an einer Schwierigkeit, die das Gegenteil der Eigentümlichkeit bildet, die den heiligen **Girolamo Miani** auszeichnet: man hat nämlich unter den Heiligen des 25. August — denn dies ist sein Tag und nicht der 27., wie im Kloster gesagt wird — die Auswahl zwischen einem **Genesius** aus **Arles**, dessen Leben der heilige **Paulinus** (Bischof von **Nola** im Anfange des fünften Jahrhunderts) erzählt hat und einem Römer desselben Namens. Der **Provencale** war Gerichtschreiber und fühlte die Neigung zum Christen- und Märtyrertum in sich erwachen, als er den Befehl zu einer grausamen Verfolgung der Christen protokollieren sollte. Er warf dem Richter die Wachstafeln vor die Füße, entfloh und wollte sich insgeheim taufen lassen. Der Priester, den er darum bat, trug wegen des jugendlichen Alters des Wittstellers Bedenken, ihn zu taufen und erteilte ihm den praktischen Rat, sich lieber gleich kurzer Hand der Bluttaufe des Märtyrertums zu unterziehen. **Genesius** floh weiter, schwamm durch die **Rhone** und erlitt, nachdem er in wunderbarer Weise das jenseitige Ufer erreicht hatte, den Märtyrertod durch das Schwert.

Sehr viel interessanter ist die Leidensgeschichte des zweiten **Genesius**. Er war ein Schauspieler zur Zeit des **Diocletian** und hatte die „Mysterien“ der Christen genau studirt, um dem Kaiser durch die Nachäffung derselben auf der Bühne einen Spaß zu machen. Als aber seine Truppe die Darstellung vornahm, erschien ihm bei der Nachahmung der Taufe ein Engel und bekehrte ihn, worauf ihn dann der Kaiser lange grausam foltern und endlich hinrichten ließ. Daß die Mönche im **San Ginesio** aus **Diocletian Nero** machen, braucht nicht Wunder zu nehmen, da nun einmal **Nero** zur überlieferungsmäßigen Personification des gottlosen **Cäsarismus** geworden ist.



Litteratur.

Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche. Von W. Wichmann. Hannover, Helwing. 1888.

Wenn man im Hinblick auf so manchen Geschichtsforscher, der als Politiker das Gegenteil von dem bekennt, was er als Geschichtsforscher als das Richtige hingestellt hat, dem Hegelschen Ausspruch beizupflichten versucht ist, daß die Geschichte dazu da sei, uns zu lehren, daß die Menschen aus ihr nichts lernen, so bezieht sich das doch nur auf die Geschichte, die wir nicht selbst mit durchlebt haben. In dem aber, was wir selbst mit durchlebt haben, wird der Weise sich vom Thoren eben dadurch unterscheiden, daß er nicht umsonst gesehen und nicht vergebens etwas erlebt hat.

Schaute von den vielen Stufen
Unsers Pyramidenlebens
Biel umher und nicht vergebens.

So wie Goethe, wird es vielen der ältern Zeitgenossen heutzutage ergehen, wenn sie auf die wildbewegten Wogen von 1848 zurückschauen. Ist doch ein bleibender Gewinn, der aus solcher Rückschau entspringt, schon darin zu sehen, daß der Mensch, der redlich mit gerungen hat, auch mit dem veröhnt wird, was errungen wurde. Denn errungen wird immer etwas, wo redlich gerungen worden ist, und wärs nur das objektive Urtheil über das Geschehene. Auch das ist schon eine große Errungenschaft. Denn es giebt uns ein gesundes Auge für die Anschauung der Gegenwart und ihre Bestrebungen. Mit diesem Gewinn ist keine Arbeit fruchtlos, selbst wenn sie eine Zeit lang ganz unfruchtbar schien; die besten der nachfolgenden Geschlechter nähren sich von ihr, und es zeigt sich, wie wahr auch von dieser Seite aus betrachtet das Wort Senecas ist: *generosos animos labor nutrit*. So veröhnt auch das Trübe und Traurige, was wir erfahren haben.

Diese Gedanken kamen uns, als wir Wichmanns „Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche“ gelesen hatten, ein Buch, das wir um seines objektiven Urtheils willen hochstellen, um so höher, als der Verfasser, obgleich Preuße, doch als Großdeutscher das Parlament betrat und an sich genug zu bilden hatte, um zu der Einsicht zu kommen, daß das Ausschneiden Oesterreichs aus dem deutschen Staatsverbände eine politische Nothwendigkeit sei; ein hohenzollernsches Kaiserthum und ein deutsches Reich mit dem Einschluß des deutschen Oesterreich war eine politische Unmöglichkeit von vornherein. Wenn der Verfasser der „Denkwürdigkeiten“ beides anfangs in sein Programm aufgenommen hatte, so war er doch stark genug, als er den Irrthum erkannte, auch nach dieser Erkenntnis zu handeln; er fand sich mit dem Ausschluß Oesterreichs ab und stimmte für das hohenzollernsche Kaiserthum. In seinem Rückblick auf das Parlament ist es nur gerecht, wenn er sagt: „Die Geschichte . . . hat die positiven Schöpfungen des Parlaments verurtheilt, aber die Wahrheit der gestaltenden Idee der Einheit Deutschlands anerkannt.“ Warum aber dieses Parlament nichts Positives schaffen konnte, das geht aus der Darstellung Wichmanns deutlich hervor, auch wenn er es nicht sagt: Hunderte von Gesellen schaffen nichts, wenn der Meister fehlt. Aber auch das ist dem Verfasser der „Denkwürdigkeiten“ hoch anzuschlagen, daß er sich als Katholik soweit seine Freiheit zu wahren gewußt hat, daß er seiner Konfession, der er „mit Wärme und Achtung zugethan ist,“ doch keinen Einfluß auf seine politische Stellung gewährte. Gerade diese Beobachtung

kommt uns heutzutage vor wie ein Blick in eine verschwundene Welt, wenn man sieht, ein wie häßliches Bild besonders auf katholischer Seite durch den Einfluß geboten wird, den die Konfession jetzt überall auf die Parteibildung und damit auf die Politik genommen hat. Freilich hat auch die Milde der konfessionellen Auffassung ihr Teil zu der unbedingten Freiheit beigetragen, mit der seit dem Frankfurter Parlament die Kirche „ihre Angelegenheiten selbständig ordnet.“ Mit dieser sogenannten selbständigen Ordnung haben wir ein schlimmes Erbe übernommen; es wurde damit dem Herrschaftsgelüste der Kirche freier Spielraum gegeben. Die Unbefangenheit aber, mit der man 1848 kirchliche Dinge betrachtete und über sie bestimmte, geht recht deutlich aus den 1200 Petitionen an das Frankfurter Parlament hervor, die die unbedingte Freiheit der Kirche vom Staate verlangten und von denen viele das (doch wohl aus einer Quelle stammende) Motto an ihrer Spitze trugen:

O daß der Kirche Weihe
Das Recht des Volkes schütze,
O daß der Staat der freie
Des Glaubens Einheit stütze!

Wer hinter dieser naiven Forderung, daß der Staat des Glaubens Einheit stützen solle, schon damals gestanden hat, ergibt sich daraus, daß sie in vielen Petitionen zugleich erhoben wurde. Es sind dieselben Leute, die heute dem deutschen Kaiser zumuten, er solle dem Papste Rom wiedergeben. Auf welcher Seite Wichmann heute steht, kann man aus seinem Buche nicht sehen. Er ist auch darin objektiv, daß er über die weitere Entwicklung derselben Fragen, die in Frankfurt behandelt wurden, sein Urteil zurückhält. Er sagt wohl: „Wir müssen bei diesen Debatten (über die Stellung der Kirche zum Staate) länger schon deshalb verweilen, weil sie durch den später im deutschen Reiche entstandenen Kulturkampf eine erhöhte Bedeutung gewonnen haben und sehr viele Gründe und Vorschläge heute noch zutreffen“; er giebt aber nicht an, welches diese Gründe und Vorschläge sind, die nach seiner Ansicht noch heute zutreffen, eine Angabe, die uns leicht über den jetzigen Standpunkt des Verfassers unterrichten würde. Aber das thut dem Buche selbst keinen Eintrag; im Gegenteil, es erhöht seine Objektivität, daß er nur seinen Standpunkt für die Zeit angiebt, wo er selbst in der Paulskirche mit getagelt hat, der darin besteht, die konfessionellen Fragen überhaupt nicht zu berühren. Schon in seinem Wahlprogramm stand mit oben an: volle Unabhängigkeit der Kirche! War die Forderung einst naiv, heutzutage ist sie gefährlich, wie sie denn auch gerade von den Ultramontanen und den Freisinnigen in ihrer ganzen Schärfe noch erhoben wird.

Wer von den jetzt Lebenden die Thätigkeit der Versammlung in der Paulskirche kennen lernen will, der kann das an der Hand dieser „Denkwürdigkeiten“ aufs beste; wer aber die Ereignisse von damals selbst mit erlebt hat, der wird beim Lesen dieses Buches einen hohen Genuß darin finden,

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzengirrung zu beachten.

Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Von Gustav Schmoller. Leipzig, Dunder und Humblot, 1888.

Diesen Band hat Schmoller als eine Festgabe zum 50jährigen Doktorjubiläum Wilhelm Roschers zusammengestellt. Der Schüler widmet darin seinem Meister nicht den bei solchen Anlässen üblichen Panegyrikus, sondern schildert ihn in einer einfachen Analyse der psychologischen Bildungs- und Charakterelemente, die Roscher befähigt haben,

für die weitere Entwicklung der deutschen Nationalökonomie der bahnbrechende Führer zu werden. Um aber dem Bilde, das Schmoller von dem hochverehrten Meister entwirft, einen lebendigeren Hintergrund zu geben, hat er seine Skizze zum Mittelpunkt eines Büchleins gemacht, das ein paar ältere literargeschichtliche Arbeiten und einige neuere hie und da veröffentlichte Bücheranzeigen und Schriftstellercharakteristiken seines Faches dem Publikum in teils unveränderter, teils umgearbeiteter Form vorlegt. Die Reihenfolge der behandelten Schriftsteller deutet, soweit es deutsche sind, den Entwicklungsgang unsers wissenschaftlichen Denkens von dogmatischer Spekulation zu empirischer Erfassung der Wirklichkeit an. „In den älteren aber wie in den neueren Schriften, sagt Schmoller, spiegelt sich die Tatsache ab, daß die Stellung zu den allgemeinen Problemen der Nationalökonomie abhängig ist von den politischen und philosophischen Ideen, von der Staats- und Geschichtsauffassung des Verfassers. Es liegt das teilweise in der Jugend und Unentwickeltheit unsrer Wissenschaft, teilweise in der Natur der Sache. In ersterer Beziehung gilt es, die unserm Wissensgebiet eigentümlichen Methoden und Forschungsweisen weiter auszubilden, in letzterer ist bewußt daran festzuhalten, daß die Wissenschaft vom ökonomischen Leben sich nie von der Psychologie, der Ethik, der Geschichte, der Staats- und Gesellschaftslehre und den einschlägigen Hilfsdisziplinen ganz loslösen soll und kann.“

Die Aufsätze, die Schmoller in dem Bande vereinigt hat, umfassen ein volles Vierteljahrhundert von 1863—1888. Sie beginnen mit einer Betrachtung über Schillers ethischen und kulturgeschichtlichen Standpunkt, dann folgt eine Studie über Fichte, Viss, Carey, Lorenz von Stein. Daran schließt sich die Charakteristik Roschers an. Von dem Gegensatz zwischen Empirismus und Rationalismus ausgehend, giebt Schmoller eine kurze aber treffende Analyse der hauptsächlichsten Schriften Roschers nicht nur, sondern der gesamten Entwicklung seiner Lehre, wie sie sich von innen heraus an ihm vollzogen hat. Vor allem werden seine staatswissenschaftlichen Monographien, seine Literaturgeschichte der Nationalökonomie und sein „System der Volkswirtschaft“ hervorgehoben, die ihn als Schüler der großen Göttinger Kulturhistoriker kennzeichnen und Wilhelm Scherer zu dem Ausspruch bewegen haben, daß Roscher für Deutschland die Traditionen der Göttinger kulturhistorischen Schule gerettet und sie mit modern philologischer Bildung wieder zu Ehren gebracht habe. Schmoller fügt hinzu: „Roscher ist der echte Nachfolger Justus Möbiers, er ist der universalsgebildete Kulturhistoriker unter den Nationalökonomern.“ Die trefflich und warm geschriebene Analyse der weiteren Schriften und des Wirkens Roschers schließt mit den Worten: „Roscher hat den polyhistorischen Zug mit den ältern Göttinger Kulturhistorikern gemein, er hat von Nau und der ganzen ältern Generation den tiefen Respekt vor Adam Smith, Ricardo und Malthus übernommen; er ist eine feine, vornehm zurückhaltende Gelehrtennatur, die nirgends einstürzen, sondern langsam umbauen will. Er wollte ebenso sehr dogmatischer Nationalökonom bleiben, als die Säge der alten Schule historisch vertiefen. Er steht zwischen zwei wissenschaftlichen Epochen mitten inne, er schließt die ältere Zeit ab und eröffnet die neue; er hat mehr als alle andern dafür gethan, die Nationalökonomie auf das Niveau gelehrter systematischer Facharbeit und historischer Kausaluntersuchung zu erheben. . . . Sein Innerstes ist erfüllt von dem reinsten Idealismus, von dem Glauben an die großen sittlichen Mächte der Geschichte. Er kennt zuletzt keinen andern Fortschritt als die moralische Erhebung und Verbesserung der Menschen. Jeden wirtschaftlichen und technischen Fortschritt mißt er an seinen Folgen für das geistig-sittliche Leben.“

Unter den auf Roscher folgenden Charakteristiken der Neueren seien nur Schäffle, Henry George und Theodor Herzka genannt, denen Schmollers strenge Kritik zwar mit der vollen Schärfe des prinzipiellen Gegensatzes, aber in liebenswürdiger Form und mit voller Anerkennung ihres Strebens und Ringens entgegnet.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin. Herausgegeben von F. Jaström. VIII. Jahrgang. 1885. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, 1889.

Wenn auch ein Unternehmen, das zum achten Male seinen Gang in die literarische Welt antritt, keiner Empfehlung mehr bedarf, so wollen wir es doch den Lesern dieser Blätter in Erinnerung bringen. Der Kreis derer, die sich für Geschichte interessieren, ist unendlich groß. Ist es aber schon für den Fachmann schwer, bei der großen Produktion auf historischem Gebiete alle wichtigsten Erscheinungen zu verfolgen, um wieviel mehr wird ein geschichtsliebender Laie dabei auf Schwierigkeiten stoßen. An der Hand der „Jahresberichte“ ist es für jedermann eine Kleinigkeit, sich über die neuesten Forschungen auf dem Gesamtgebiete der Geschichte zu unterrichten. Daß die „Jahresberichte“, obgleich eine gewisse Entfremdung zwischen den verschiedenen Gebieten der Geschichtswissenschaft eingetreten ist, gerade deren Zusammengehörigkeit betonen, sichert ihnen einen bleibenden Wert, macht sie namentlich den Lehrern der Geschichte unentbehrlich, die fern von den Zentren des wissenschaftlichen Lebens ihren Wirkungskreis haben. Da auch ausländische Gelehrte an den „Jahresberichten“ in hervorragender Weise beteiligt sind, kann das Unternehmen, dem sogar in Frankreich große Teilnahme entgegengebracht wird, als ein internationales gelten. Die äußere Ausstattung des umfangreichen Bandes macht der Verlagsbandlung alle Ehre.

Abhandlungen und Versuche. Von Leopold von Ranke. Neue Sammlung. Herausgegeben von Alfred Dove und Theodor Wiedemann (Rankes Sämtliche Werke 51. u. 52. Bd.) Leipzig, Dunder und Humblot, 1888.

Es war ein glücklicher, aber auch naheliegender Gedanke, eine Anzahl hochbedeutende und höchst anregende Abhandlungen Rankes (zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten, zur Geschichte der italienischen Poesie, zur Geschichte der italienischen Kunst, die biographischen Skizzen über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV.), die bisher in der Gesamtausgabe seiner Werke vermischt wurden, überdies in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreut waren, unter dem Titel „Abhandlungen und Versuche“ ähnlich der den 24. Band der Werke bildenden Sammlung zusammenzufassen und der Gesamtausgabe der Schriften Rankes einzuverleiben. Ob es ein ebenso glücklicher Gedanke gewesen ist, diese Sammlung mit drei bisher unbekanntem Aufsätzen (die Fluthsage, die Tragödien Senecas, Paulus Diaconus), die ursprünglich für die Weltgeschichte bestimmt, aber von Ranke zurückgelegt worden waren, zu eröffnen, möchte man bezweifeln. Wir wissen zwar aus Rankes eigenem Munde, daß er diesen Aufsätzen eine Stelle in den „Gesammelten Werken“ anweisen wollte, doch hatte er die Absicht, sie noch einer letzten Redaktion zu unterziehen. Es geht einem nun mit diesen Aufsätzen ebenso wie mit der Fortsetzung der Weltgeschichte: man kann sich nicht dafür begeistern. Ranke hat so viele vorzügliche Werke geschrieben, daß es wirklich nicht nötig ist, aus seinem Nachlasse allerhand unfertige Arbeiten hervorzuziehen oder ein Werk wie die Weltgeschichte nach Kollegienheften fortzuführen; selbst der feinsinnigste, in Rankes Arbeitsweise und

Denken eingelebteste Herausgeber wird nie imstande sein etwas wirklich Rankisches zu schaffen. Wir können in der Herausgabe dieser Aufsätze, wie in der Fortführung der Weltgeschichte nichts andres erblicken als ein von den Erben Rankes eingegebenes buchhändlerisches Unternehmen, von dem keine Förderung von Rankes Ruhme zu erwarten ist. Wie muß es jeden Verehrer des großen Geschichtsforschers peinlich berühren, wenn er in dem vorliegenden Bande S. 4 (Fluthlage) folgenden Satz zu lesen bekommt: „Die Erzählung gehört in den Sagenkreis des babylonischen Heros Izdubar, der nach mancherlei Thaten, bei denen man an Nimrod erinnert wird, von einer schweren Krankheit ergriffen, den letzten Götterkönig, von dem er selbst abstammt, der aber zu den Göttern entrückt ist, aufsucht, um zu erfahren, wie derselbe zu der Unsterblichkeit gelangt sei, deren er sich erfreut.“ Ober S. 22 (die Tragödien Senecas): „Höchst auffallend ist es doch, daß ein junger Tarentiner, der früh als Kriegsgesangener nach Rom gekommen, dann aber von seinem Gebieter freigelassen worden war, es gewagen ist, welcher den circensischen Spielen dadurch eine neue Bedeutung gab, daß er, wie ja auch in Tarent szenische Spiele die öffentlichen Festlichkeiten begleitet hatten, jetzt in Rom vor den Bildern der kapitolinischen Götter den Versuch machte, griechische Tragödien in einfacher Weise, jedoch in lateinischer Sprache zur Aufführung zu bringen.“

Außer den bereits angeführten Abhandlungen und einigen weniger wichtigen erhalten wir in dem vorliegenden Bande noch sämtliche Reden, die Ranke vor der historischen Kommission der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München gehalten hat; in den meisten derselben sind Ansichten über die wissenschaftliche Thätigkeit damals gestorbener Historiker (z. B. Gerwinus, Maurer, Stälin, Böhme, Wackernagel) niedergelegt. In der Vorrede erfüllt der Herausgeber Alfred Dove nur eine Ehrenpflicht, wenn er dem Verdienste Th. Wiedemanns um Ranke und dessen wissenschaftliche Arbeiten einige freundliche Worte widmet. Daß er damit dem Manne, welcher über 16 Jahre all seine Kraft und sein immenses Wissen unter Verzicht auf jede selbständige Arbeit in die Dienste Rankes gestellt hat, völlig gerecht geworden sei, werden Eingeweihte wohl nicht behaupten.

Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV., 1650—1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriftenliteratur. Von Hans von Zwiabined-Südenhorst. Stuttgart, Cotta, 1888.

Es ist zur Genüge bekannt, daß es eine öffentliche Meinung in Deutschland auch schon zu einer Zeit gegeben hat, wo Zeitungen noch nicht oder doch nur in geringer Zahl und Verbreitung vorhanden waren und daher an eine täglich zweimalige Beeinflussung des Publikums durch die Tagespresse noch nicht gedacht werden konnte. Die „öffentliche Meinung“ hat sich zu allen Zeiten der Formen bedient, die durch Gesetz, Volksfeste und Landesbrauch gegeben waren, und die jeweilig vorhandenen technischen Mittel stellten sich stets sehr bald in ihren Dienst. Dies ist auch mit der Buchdruckerkunst der Fall gewesen, sobald sie sich aus ihren ersten Anfängen herausgearbeitet und namentlich nach der Reformation und durch diese weithin Verbreitung gefunden hatte. Je weniger damals Zeitungen das öffentliche Empfinden zum Ausdruck brachten, um so zahlreicher und wirksamer waren die Flugschriften. Der ziemlich umfangreichen Flugschriftenliteratur des 17. Jahrhunderts hat erst in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Forscher sich zugewandt, und einen wertvollen Beitrag zu diesem Gebiete stellt die vorliegende Schrift Zwiabineds dar. Der Verfasser konnte — aus äußern Gründen — nur die Bibliotheken von München und Dresden zu seiner Arbeit benutzen, die Kaiser-

liche Hofbibliothek in Wien versagte sich ihm, für Berlin, Göttingen, Wolfenbüttel, wo eine große Zahl von Flugschriften angesammelt ist, fehlte ihm die Zeit. Dennoch sind es nahezu 400 Schriften, mit deren Titel wir bekannt werden; aus einer Anzahl der bedeutendsten sind Auszüge gegeben. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß die stark ausgeprägte nationale Gesinnung, die man in jenen Tagen der Reichsklammern nicht vermutet hätte, dieser Flugschriftenlitteratur ihren besondern Wert verleiht. Es geht daraus hervor, daß die Deutschen des 17. Jahrhunderts des Patriotismus, dessen wir uns in unsern Tagen erfreuen, durchaus nicht entbehrten und ungeachtet alles Elends, das der dreißigjährige Krieg über unser Volk verhängt hatte, der nationalen Ziele sowenig wie der nationalen Gesinnung verlustig gegangen waren. Daher die mancherlei Vorschläge zur Verbesserung der Reichsverfassung, zu einer die Entwicklung der staatlichen Kräfte ermöglichenden Organisation. In zornigen Worten brauste der gerechte Unwille über die Herrschaft Frankreichs, über dessen Bereicherung auf Kosten Deutschlands auf, man sträubte sich vor dem Gedanken, daß das Uebergewicht Frankreichs im Wesen der Franzosen und in ihrer wahren Kraft begründet sein sollte. Man rief und verlangte nach einem Führer, der die im deutschen Volke schlummernde Kraft zu wecken und zu leiten verstünde, der Kaiserglaube tritt uns noch in seiner ganzen Stärke entgegen. Die Jahre 1650 bis 1700 umfassen die erste Glanzperiode des französischen Hochmuths, und es wird immer ein tröstlicher Gedanke bleiben, daß weite Kreise unsers Volkes sich jenem nur mit bitterm Borne und im Bewußtsein der reichen, aber leider unbenutzt gebliebenen Kraft Deutschlands gebeugt haben. Daß diese Kenntnis mehr und mehr in das Volksbewußtsein auch unsrer Tage übergeht, ist ein Verdienst der mühsamen Arbeit, die für unsre Dichtung und Geschichtsschreibung so lehrreiche Augenblicksbilder aus dem Geistesleben der deutschen Vergangenheit entrollt.

Ästhetische Studien für die Frauenwelt. Von Otto von Leizner. Vierte Auflage. Leipzig, Hermann Dörjelen, 1888.

Diese kleinen Abhandlungen — „Zur Erziehung des Geschmacks,“ „Charakter, Typen, Karikatur und Schablone,“ „Die Phantasie im Leben und in der Kunst,“ „Die Phantasie als Bildnerin des Charakters,“ „Kunst und Moral,“ „Keuschheit und Brüderie,“ „Bühne und Sittlichkeit,“ „Die Frauen in der Kunst,“ „Die Kleidung und die Aesthetik,“ „Noch einmal Fr. Vischer und die Mode,“ „Die Lebensformen,“ „Charakter und Menschenkenntnis,“ „Charakter und Talent,“ „Selbstachtung und Selbstliebe,“ „Hinter den Kulissen,“ „Die ästhetische Tapete,“ „Der Dialog im Leben und in der Kunst,“ „Ueber Satire,“ „Die Reihenfolge der Künste,“ „Die Hauptrichtungen der modernen Darstellungskunst,“ „Die Schwierigkeit des Kunsturtheils,“ „Die Genremalerei,“ „Das Porträt,“ „Zwei Madonnen“ — behandeln, wie schon die Ueberschriften zeigen, wenn nicht durchaus, so doch meist sehr wichtige Fragen, deren richtige Beantwortung namentlich für die weibliche Erziehung von Bedeutung ist. Man wird auch dem warmherzigen und das Beste bezweckenden Verfasser gern einräumen, daß ihnen gemeinsame Gedanken zu Grunde liegen, daß sie in denselben ästhetischen und moralischen Anschauungen wurzeln, daß sie aus Liebe zu den ernstesten Zielen der echtmenschlichen Erziehung, in welcher der Frau eine so große Macht gegeben ist, hervorgegangen sind. Und man darf sich aufrichtig freuen, daß so schlicht-ernste, zur modischen Richtung in entschiednen Widerspruch tretende, gewisse moderne Lügen und Schwindelneigungen rückhaltlos

bekämpfende Erörterungen genug Beifall beim Publikum gefunden haben, für das sie bestimmt sind, um eine vierte Auflage zu ermöglichen. Zeigner vertritt in Leben und Kunst ideale Ansprüche, und so wenig er ein Puritaner oder grämlicher Moralist ist, so zürnend erhebt er sich gegen die verderblichen Verirrungen der modernen Phantasie, der modernen Erziehung, gegen den vorwaltenden Zug zum Ueppigen und Lüsternen, gegen den rohen Egoismus, so fest behauptet er die Bedeutung des Ethischen in Leben und Kunst. Wenn etwas gegen die Betrachtungen des Verfassers einzuwenden wäre, so würde es der Optimismus sein, mit dem Zeigner die Ueberwindung gewisser Dämonen der Zeit als verhältnismäßig leichten Kampf auffaßt und darstellt. Nein, diese Dämonen gleichen nicht nur Tigern und Schlangen, sie sind die Drachen der Fabel, deren Atem die ganze umgebende Atmosphäre erfüllt. Und der Kampf wider sie wird die ernsteste und härteste Lebensarbeit ganzer Geschlechter sein. Auch den Frauen wird an dieser Arbeit noch ein ganz anderer Teil zufallen müssen, als diese ästhetischen Studien ahnen lassen. Indes ist sicher, daß diese Studien anregend, die schärfere Prüfung zahlreicher Erscheinungen des Lebens wie der Kunst vorbereitend wirken können, und so wünschen wir ihnen zahlreiche und denkende Leserinnen.

Karl Bleibtreu's Pathologischer Roman „Größenwahn.“ Eine kritische Studie von Dr. Max Zerbst. Jena, Fr. Mauke, 1888.

Kritiken in Buchform, die ein eignes Titelblatt beanspruchen, um ein andres Buch aus der Welt zu schaffen, wollen uns nicht recht gefallen. Ganz besonders dann nicht, wenn sie im ganzen nicht viel mehr sind als ein Titelblatt. Die vorliegende kommt grade auf ihrer letzten Seite beiläufig auf das Thema, das sie hätte anpaden sollen. Vorher benützt sie vierzig Seiten, um uns einen Roman auszuziehen, den sie uns als der Bekanntschaft nicht würdig hinstellt, und diesen Auszug mit einigen Zitaten aus Goethe und Schiller kritisch zu durchsehen, deren Bekanntschaft selbst ein „Bleibtreuleser“ nicht mehr zu machen braucht. Wir hatten erwartet, daß vergnügliche Herumplätschern in einer Anzahl geistiger Lachen mit Konversationslexikonsaufschrift unter dem stolzen Vorgeben, das hohe Meer alles Menschlichen zu durchschwimmen, dies würde uns hinter dem Titelblatte gekennzeichnet werden. Der „Platonische Dialog,“ den S. 29 nicht kennt, aber offenbar meint, nämlich der „Ion,“ hätte Ausgangspunkt und Motto abgeben können. Sogar die „moderne Schlachtendivination“ ist dort schon „divinirt.“ Der Kritiker wundert sich übrigens über die vielen Briefe, Tagebücher, Aphorismen und ähnliches Schnitzelwerk, von dem Bleibtreu's „Größenwahn“ geschwellt ist. Er erhebt da, wie auch sonst, ganz naiv ästhetisch-philosophischen Einspruch. O Boilus Karl Bleibtreu, hast du nicht bedacht, was es heißt, jährlich sechs Bände Unsterblichkeit, von der „Schlachtendivination“ bis zum „pathologischen Roman,“ in die Welt zu setzen?

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Nummer des neuen Jahrgangs erst am 3. Januar ausgegeben wird, also eine Woche ausfällt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilsch Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die ostafrikanische Frage.



it dem Beginne der Blockade, die über die festländischen Küstenbesitzungen des Sultans von Sansibar verhängt worden ist, und mit dem ersten Kanonenschusse, den ein deutsches Kriegsschiff gegen die dortigen Aufständischen abgefeuert hat, ist die ostafrikanische Frage, die bereits seit Monaten die Welt beschäftigte, in das Stadium ihrer gewaltsamen Lösung durch europäische Mächte getreten, und sie lautet von jetzt an für die nächsten Wochen und Monate: Wird diese Lösung gelingen? Ehe wir hierauf antworten, thun wir einen Rückblick auf die Entwicklung der Dinge, welche diese Frage entstehen ließen, wobei sich von selbst die Ziele ergeben werden, die in dieser Angelegenheit deutscherseits zunächst verfolgt werden.

Die betreffenden Landstriche gehören an der Küste unstreitig zu dem Sultanate von Sansibar, und auch im Innern übt dessen Beherrscher mehr oder weniger Einfluß, besonders auf das auch hier stark verbreitete arabische Element der Bevölkerung, das vorwiegend aus Einwanderern besteht und das Land durch Handel, mehr noch aber durch Jagd nach Sklaven und Verkauf von Sklaven ausbeutet. Die eingebornen Stämme und Häuptlinge hier im Binnenlande sind als unabhängig und zur Verfügung über ihr Gebiet berechtigt anzusehen, und von diesen erwarb die deutsche Ostafrikanische Gesellschaft weite und von Natur sehr wertvolle, namentlich zum Anbau von tropischen Pflanzen, Kaffee, Tabak, Indigo, Gewürzen u. dergl., im großen wohlgeeiignete Landstrecken, in denen sie sofort mehrere Stationen anlegte und mit der Gründung von Plantagen begann, und deren Gesamtheit unter dem Schutze des deutschen Reiches, der bereitwillig von dessen Regierung übernommen wurde, bei verständiger und thätkräftiger Verwaltung von Seiten der Beamten der Gesellschaft

mit der Zeit zu einer großen und reichen Kolonie heranzuwachsen verhiess, wenn nicht unerwartete Umstände hindernd dazwischentraten und Mißgriffe begangen wurden. Beides ließ leider nicht lange auf sich warten. Von Anfang an herrschte ein scharfer Gegensatz zwischen der Gesellschaft und jenem arabischen Elemente, da die Gesellschaft rationelle Bewirtschaftung des Landes zur Erzeugung von Austauschwerten für die Einfuhr von Waren aus Europa im Auge hatte, die Araber dagegen gewissermaßen nur Raubbau trieben, indem sie das Gebiet durch ihre Sklavenjagden entvölkerten und verwüsteten. Der Sultan von Sansibar war von Alters her der Hauptabnehmer und Wiederverkäufer ihrer schwarzen Ware und im Zusammenhange hiermit der eifrige Beschützer und Förderer ihres Treibens, das wie eine Schreckensherrschaft auf den eingebornen Völkern lastete. Dazu kam, daß er aus der Verzollung des Elfenbeins, zu dessen Transport aus dem Innern nach den Küstenplätzen die erjagten Eladenerden zunächst verwendet wurden, einen persönlichen Vorteil zog, der mehrere Millionen Mark jährlich betrug. England sah diesen Mißständen, gegen die es an der afrikanischen Westküste seit dem Jahre 1816 energisch, ausdauernd und erfolgreich ankämpfte, hier im Osten gelassen zu, und so blühte der Sklavenhandel unter den Augen seines Generalkonsuls Kirke in Sansibar ungestört fort, bis die Ostafrikanische Gesellschaft kam und nach einiger Zeit mit dem Sultan Said Bargasch einen Vertrag abschloß, kraft dessen sie für diesen die Zölle in den festländischen Hafenplätzen seines Gebietes erheben sollte, und durch den die Interessen der Sklavenhändler und ihres Anhangs wesentlich beeinträchtigt wurden. Für den Sultan war es nur ein Scheinvertrag, auf den er aus gewissen Rücksichten eingegangen war, und dessen Wirksamkeit er sofort durch offenen und versteckten Widerstand zu hemmen versuchte, während die Gesellschaft die ihr dadurch auferlegten Verpflichtungen treu erfüllte. Sie hätte sich, wenn sie kurzfristig nur an die nächsten Interessen ihrer Mitglieder gedacht hätte, über die Zollerhebung mit den arabischen Häuptlingen verständigen können, und wir loben sie, daß sie das nicht that. Dagegen ist als Unterlassungssünde zu tabeln, daß sie in unvorsichtigem Vertrauen es unterließ, eine Truppe zu bilden, mit der sie ihr Recht und ihren Besitz verteidigen konnte, wenn diese bedroht und angegriffen wurden. Zunächst freilich half ihr der Reichskanzler durch die bekannte Flottendemonstration vor Sansibar, in Folge deren der Sultan Bargasch andre Saiten aufzog, und das Ansehen, das dieser Herrscher bei seinen Ramen- und Glaubensgenossen genoß, genügte, um ein erträgliches Verhältnis zwischen den arabischen Sklavenhändlern des Festlandes und der Gesellschaft herzustellen und zu erhalten. Anders wurde dies unter Bargaschs Nachfolger, dem Sultan Said Chalifa. Er kam dem gedachten Vertrage nicht nach, vielleicht weil er nicht konnte, wahrscheinlicher weil er nicht wollte, und die Araber erhoben sich, entweder auf seine Schwäche oder auf sein Übelwollen gegenüber den ihn und sie schädigenden

deutschen Kolonisten bauend, schließlich zu gewaltsamer Vertreibung der letztern. Diese gelang für den Augenblick, und es kam dabei zu Mordthaten, zu Raub und Zerstörung von Eigentum und zu Verlusten der Ostafrikanischen Gesellschaft, die auf mehr als anderthalb Millionen Mark angeschlagen werden. Dieser Schade mußte ihr ersetzt werden, und zwar hatte dies durch den Sultan Said Chalifa als Bürgen des Vertrags über die Hafensplätze an der ihm gehörigen Küste zu geschehen. Sodann aber war dafür zu sorgen, daß die Rechte der Gesellschaft für die Zukunft vollständig gesichert waren, eine abermalige Verletzung derselben also unmöglich gemacht wurde. Zu diesem Zwecke mußte zunächst das deutsche Reich in seiner Eigenschaft als Schutzmacht der Ostafrikanischen Gesellschaft, dann aber diese selbst geeignete Maßregeln treffen. Hierzu wieder empfahlen sich für das Reich eine wirksame Blockade der Küstengegenden, welche die Ausfuhr von Sklaven und die Einfuhr von Feuerwaffen verhinderte, und für die Gesellschaft die Bildung einer eignen Truppe, die sie zu schützen im Stande war. Genügend wirksam konnte die Blockade bei der großen Ausdehnung der Küste nur sein, wenn andre Seemächte, die ein Interesse an der Sache hatten, sich an der Blockade beteiligten und die kaiserliche Marine bei ihrer Handhabung unterstützten. Dabei kam in erster Reihe Großbritannien in Betracht, dann in gewissem Maße Portugal und Frankreich. Nach dem Völkerrechte konnte die Blockade nur im Namen des Sultans von Sansibar erklärt werden; denn er war hier der Landesherr, der nur, wie angenommen werden mußte, nicht die Macht hatte, den Aufstand gegen die mit ihm durch Vertrag verbundenen Fremden allein zu bewältigen.

Außer dem Rechte aber bewogen hierzu praktische Rücksichten. Dadurch daß die Blockade im Namen des Sultans verhängt wurde, wurde den aufständischen Arabern vor die Augen geführt, daß sie sich nicht bloß gegen die Deutschen, sondern zugleich gegen ihren eignen Gebieter aufgelehnt hatten. Hatten sie Grund, zu glauben, daß er dies im Stillen gern gesehen habe, so bewies ihnen die Blockade seine Ohnmacht, so war die Unterstützung, die ihm gewährt wurde, eigentlich ein Zwang, dem er nicht gewachsen war, und dem er mit süßsaurer Miene zusehen mußte. Andernfalls mußte die Blockade ihn den Arabern mächtiger erscheinen lassen, da sie daraus erkennen mußten, daß hinter dem Sultan, der sie nicht zwingen konnte, die von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten zu achten und erfüllen zu helfen, Großmächte standen, die zu derartigen Zwänge sehr wohl befähigt waren. Die andre praktische Rücksicht bezog sich auf die Engländer, die stets Wert darauf gelegt hatten, das Sultanat Sansibar zu halten. Wenn das deutsche Reich sich dieser Politik anschloß, so brauchte dies nicht ausschließlich im Hinblick auf seine kolonialen Bedürfnisse und Ziele zu geschehen, sondern man konnte auch unsre unmittelbaren Beziehungen zu England im Auge haben, die unsre Staatsmänner nach Möglichkeit zu pflegen bemüht sind. Natürlich war bei dem Entschlusse der letztern,

in Gemeinschaft mit England vorzugehen, gemeinsames Interesse und Gegenseitigkeit bei dessen Wahrnehmung vorauszusetzen, das heißt, es war anzunehmen, daß in England wie bei uns Neigung zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Mächten vorhanden sei, und daß man dort an den maßgebenden Stellen, im Ministerium und im Parlamente, den Wunsch hege, in Sansibar, auf einem für die englische Kolonialpolitik nicht besonders wichtigen, für die deutsche aber hochbedeutungsvollen Gebiete, mit Deutschland oder doch neben ihm daselbe zu erstreben und in gleicher Richtung vorzugehen. Nur dadurch wurde uns die Möglichkeit gewährt, den Sultan, für den sich die englische Politik bisher interessirt hatte, im Verein mit dieser weiter zu unterstützen und dessen Macht und Ansehen im gemeinsamen Interesse wiederherzustellen, zu stärken und zu befestigen. Erhielt in England die liberale Opposition mit ihrer deutschfeindlichen Gesinnung das Übergewicht in der Sache, so war daraus zu schließen, daß die englische Politik der deutschen Freundschaft jetzt und in der nächsten Zukunft überhaupt nicht zu bedürfen meine, und die Rückwirkung davon würde sich über kurz oder lang fühlbar gemacht haben. Lagen, in denen Großbritannien eines starken Freundes auf dem europäischen Festlande bedürfen würde, mögen für heute und morgen nicht gerade wahrscheinlich sein, aber die Möglichkeit derselben ist durchaus nicht ausgeschlossen. Nach dieser Auffassung der Dinge handelte die deutsche Regierung, als sie sich zuerst die Mitwirkung englischer Seestreitkräfte bei der Blockade zu verschaffen suchte, und ihre Bemühungen hatten guten Erfolg. Auf den betreffenden Vorschlag des deutschen Botschafters in London erfolgte von Seiten des Marquis von Salisbury schon zwei Tage darnach (5. November dieses Jahres) eine zustimmende Antwort, in der es hieß: „Angesichts der zunehmenden Ausdehnung des Sklavenhandels an der Ostküste von Afrika und der Störungen und Hindernisse, die derselbe dem gesetzlich gestatteten Handel bereitet, tritt Ihrer Majestät Regierung dem Vorschlage der kaiserlichen Regierung bei, mit Zustimmung des Sultans von Sansibar an den Küsten der festländischen Besitzungen Seiner Hoheit eine Blockade gegen die Einfuhr von Kriegsmaterial und die Ausfuhr von Sklaven herzustellen. Das Programm für deren Ausführung ist von dem englischen und dem deutschen Admiral gemeinsam festzusetzen, und sie soll fortbauern, bis eine der beiden Mächte ihre Absicht erklärt, sie aufzugeben.“

Portugal wurde zum Anschlusse an das deutsch-englische Übereinkommen ersucht, weil der Regerhandel der Araber, sowie deren Versorgung mit Schießgewehren und Munition sich auf das nahegelegne Gebiet dieses Staates, die Provinz Mozambique, erstreckt hatte; Frankreich dagegen mußte in Betreff der zur Blockade gehörigen Maßregel befragt werden, wonach verdächtige Schiffe, gleichviel, welche Flagge sie führten, angehalten und nach Sklaven und Kriegsmaterial untersucht werden sollten. Die Einfuhr von Waffen und Pulver aus Mozambique nach dem Innern von Ostafrika steigt von Jahr zu Jahr. 1884

wurden 1092, 1885 dagegen etwa 3000 Flinten eingeführt, und die Pulver-einfuhr, die im ersteren Jahre 124,000 Kilogramm betrug, belief sich im folgenden auf 150,000 Kilogramm. Es leidet keinen Zweifel, daß dieses Kriegsmaterial hauptsächlich zur Bewaffnung der Araber und derjenigen Schwarzen dient, die mit ihnen verbündet die Sklavenjagden gewerbsmäßig betreiben, und es war hohe Zeit, diesem Unwesen durch ein allgemeines und durch Kriegsfahrzeuge unterstütztes Verbot zu steuern und zu verhindern, daß mit Hilfe von Waffen, welche europäische Spekulanten liefern, wieder erfolgreiche Angriffe auf friedliche europäische Ansiedelungen unternommen wurden. Der Kongostaat hatte ein derartiges Verbot bereits erlassen, und es war erfreulich, daß die portugiesische Regierung dem Erfuchen Deutschlands und Englands, daselbe zu thun und für Beachtung ihres Verbotes durch Beteiligung an der Blockade zu sorgen, unverweilt nachkam.

In Betreff des Rechts zum Anhalten und Durchsuchen verdächtiger Schiffe, um das es sich bei Frankreich handelte, ist daran zu erinnern, daß es von Völkerrechtslehrern vielfach bestritten, von England aber als bestes Mittel zur Bekämpfung des Sklavenhandels stets formell beansprucht worden ist. Frankreich unterstützte die Engländer anfangs durch zwei Verträge (1831 und 1833), bald aber wurde, mit Grund oder Ungrund, behauptet, daß England das Recht nur auf fremde Schiffe anwende, um so den eignen heimlichen Sklavenhandel erfolgreicher betreiben zu können. Dazu kam die üble Laune, welche die Engländer über die Besitznahme Algeriens verrieten, dazu ferner die Entzweiung zwischen ihnen und den Franzosen über die orientalische Frage, die 1840 mit einem Kriege zu enden drohte. Es widerstrebte daher der öffentlichen Meinung und nicht minder der Regierung in Frankreich, einer feindseligen Macht wie England die Befugnis weiter zu gewähren, französische Fahrzeuge mitten im Frieden anzuhalten und zu durchsuchen. So kam 1845 eine neue Übereinkunft zu Stande, die diese Befugnis ausschloß und noch heute für Frankreich maßgebend ist, da das Jahr 1848 mit seinen liberalen und philantropischen Phrasen daran nichts geändert hat, und weder der dritte Napoleon noch die dritte Republik geneigt gewesen ist, die frühern Verträge zu erneuern. Es war daher zweifelhaft, wie der französische Minister des Auswärtigen den deutsch-englischen Vorschlag, in der Sanftbarfrage das Durchsuchungsrecht anzuerkennen, aufnehmen würde. Er that indes, was er konnte, d. h. er kam den löblichen Zielen Deutschlands entgegen und nahm sich anderseits in Acht, die chauvinistische Empfindlichkeit seiner Landsleute gegen Deutschland vor den Kopf zu stoßen. Von einem Anschlusse Frankreichs an die Blockadegeschwader Deutschlands und Englands konnte der letztern gegenüber nicht die Rede sein, aber das Durchsuchungsrecht konnte in beschränktem Maße zugestanden werden, und so geschah es auch, und die gemäßigten Pariser Presse fand daran nichts auszusetzen. So sagt z. B. die Liberté: „Die französische Regierung hat sich, den allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen entsprechend, nur so weit verpflichtet, daß sie für

den Fall einer wirkamen Blockade französische Schiffe wegen Verdachts von Waffenschmuggel durchsuchen lassen will, aber auf offener See und in Bezug auf den Handel mit Sklaven räumt sie dieses Durchsuchungsrecht nur den eignen Fahrzeugen ein und beschränkt es auf Schiffe unter französischer Flagge . . . Nun wird die Frage erlaubt sein, ob wir wohl daran thun, Deutschland und England unsern Beistand angebeihen zu lassen? Wir erblicken hier keinerlei Bedenken. Es handelt sich um ein Unternehmen, das unsern edelsten Gefühlen entspricht. Warum sollten wir beiseite bleiben? Es ist allerdings wahr, daß Deutschland sich in seinen ostafrikanischen Besitzungen befestigen wird. Aber um so besser für Deutschland. Welches Interesse hätten wir daran, es zu hindern? Möge es doch ebenfalls die Erfahrungen überjeischer Eroberungen [Algerien, Senegambien und vor allem das mörderische und kostspielige Tonking] durchmachen. Das alles kann uns keinen Schaden bringen. Wir haben seine Besitzungen anerkannt und empfinden keinen Verdruss, wenn es sich in der Weise darin fester setzt, in der es ihm beliebt. Für uns beschränkt sich die ganze Angelegenheit auf sorgfältigere Überwachung der Sklavenhändler, und diese Aufgabe ehrt uns, und wir haben keinen Beweggrund, uns ihr zu entziehen."

Was die Aufgaben des Deutschen Reichs in der Sache betrifft, so hat sie vor kurzem ein Vortrag zu bezeichnen versucht, den der Major Liebert vom großen Generalstabe in der militärischen Gesellschaft zu Berlin über Deutsch-Ostafrika gehalten hat. Hiernach bestünden diese Aufgaben und Ziele ungefähr in folgendem. Zuvörderst wäre volle Genugthuung für die Ermordung deutscher Untertanen und für die vielfache Zerstörung deutschen Eigentums, sowie strenge Bestrafung der Verbrecher anzustreben; in zweiter Reihe wäre sodann auf Unterdrückung des Handels mit Sklaven hinzuwirken, der in diesen Gegenden getrieben wird. Weiter dürfte sich das Reich nicht einmischen. Die Ausführung der so beschränkten Aufgaben hätte man sich aber folgendermaßen vorzustellen. Das kaiserliche Blockadegeschwader bemächtigt sich wieder der uns von den Rebellen entrissenen fünf Vertragshäfen und setzt die Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft, soweit sie nicht tot sind, von neuem ein. Die Schuldigen werden, soweit man ihrer habhaft werden kann, gezüchtigt, und an dem Besitz der meuterischen Bevölkerung werden Repressalien geübt, nicht aus Rache, sondern zu dem Zwecke, sie von künftigen Gewaltthaten abzuschrecken. Die Gesellschaft erhält volle Entschädigung für ihre vernichteten Stationen, Plantagen und Ernten und zwar durch den Sultan von Sansibar, da er ersens der Landesherr ist und zweitens die Bürgschaft für den Vertrag übernommen hat, welcher der Gesellschaft die Verwaltung der Küstenländer und namentlich die Erhebung der Zölle in den dortigen Hafensplätzen übertrug. Später haben die kaiserlichen Kriegsschiffe nur die Küste zu überwachen und zu verhüten, daß von da Sklaven ausgeführt und dorthin Waffen und Munition verschifft werden. Das Weitere hat die Deutschostafrikanische Gesellschaft selbst in die Hand zu nehmen. Sie

muß ihre Arbeit von vorn beginnen, vorher aber Sorge tragen, daß sie sich dabei auf eine bewaffnete Macht stützen kann, deren Mannschaften aus fremden, vom Arabertum nicht beeinflussten Afrikanern und anderen an tropisches Klima gewöhnten Leuten zusammensetzen sind. Deutsche Söldbaten können dazu nicht hergegeben werden. Dagegen könnte vielleicht vom Reiche eine Beihilfe zur Errichtung dieser Truppe zu erlangen sein und zwar in Gestalt eines von einem bestimmten Datum an und in gewissen Fristen abzutragenden Darlehens. Von der Küste schreitet sodann die deutsche Kulturarbeit unter dem Schutze der Soldaten oder Polizeidiener der Gesellschaft mit Anlegung von Plantagen und kleinen Forts planmäßig nach dem Innern vor, und daneben müssen die großen Handelsstraßen nach dem Viktoria Nyansa- und Tanganjika-See gesichert werden. Sobald ferner die Ruhe im Lande einigermaßen wiederhergestellt und für die nächste Zukunft befestigt ist, muß eine starke und wohl ausgerüstete Expedition den Weg nach Wabelai antreten, um Emin Pascha Hilfe in seiner Not zu bringen, die deutsche Macht der Bevölkerung im fernen Innern zu zeigen und den dortigen Arabern Achtung und Furcht einzuflöhen. Was diese Expedition betrifft, so wird man gespannt sein dürfen, wie sich die Engländer zur Anwerbung von Leuten dafür verhalten werden. Seit Jahrzehnten haben die Unternehmer solcher Expeditionen von der Ostküste nach dem Innern ihre Soldaten und Träger in Sansibar angeworben, und niemand hat darüber Beschwerde erhoben. Neuerdings aber, nachdem Engländer in Ostafrika selbst ein Gebiet erworben und eine Gesellschaft zur Ausbeutung desselben gegründet hatten, die viele Arbeiter braucht, haben sie die Behauptung aufgestellt, daß solche Anwerbungen dem Sklavenhandel gleich zu achten wären, und einem belgischen Schiffe eine Anzahl solcher Rekruten entführt. Sollte derartige bei den jetzt bevorstehenden Werbungen geschehen, so wird Deutschland hoffentlich Widerspruch dagegen erheben. Wenn das Deutsche Reich für Beschaffung der Kosten einer Kolonialtruppe sorgen hilft, so ist die Rückerstattung seines Beitrages durch die Bölle der fünf Vertragshäfen genügend gesichert. Von der Wiedergewinnung dieser Plätze durch die kaiserliche Marine ist in der Abmachung zwischen Deutschland und England, wie sie der „Reichsanzeiger“ mitteilte, nicht die Rede, doch könnte ein geheimer Nachtrag oder eine solche Klausel von ihr handeln.

Die Generalversammlung der deutschen Plantagengesellschaft in Ostafrika, die am 23. November d. J. in Berlin zusammentrat, faßte auf Antrag ihres Vorsitzenden den Beschluß, das ihr verloren gegangene Festland von Usambara durch Selbsthilfe wieder zu gewinnen und die hier unterbrochenen Pflanzarbeiten energisch wieder aufzunehmen. In Bezug auf die Expedition zur Befreiung Emin Paschas, die hiermit in Verbindung steht, waren die Meinungen geteilt; man beschloß zuletzt, in einer Anfang des nächsten Jahres zu berufenden außerordentlichen Generalversammlung eine Entscheidung herbeizuführen. Es handelt sich dabei zuvörderst um die Frage, ob der zum Führer dieser Expedition ge-

wählte bekannte Afrilasorcher Leutnant Wismann seinen Weg nach Wabelai durch das Gebiet der Ostafrikanischen Gesellschaft nehmen werde oder nicht. Leute, die teils Gegner der Gesellschaft, teils überhaupt Feinde der Gründung überseeischer deutscher Kolonien sind, weil es ihnen an Nationalstolz fehlt, freuten sich über die Nachricht, Wismann denke an die Wahl einer Straße, die nicht durch jenes Gebiet der Ostafrikanischen Gesellschaft führe, und sein Zug zu Emin Pascha werde folglich den Bestrebungen derselben nicht zugute kommen. Diese Nachricht war aber unbegründet, und die, zu deren Wünschen sie paßte, und die sich darüber vergnügt die Hände rieben, hätten das wissen können, da Wismanns Meinung über die betreffende Sache gedruckt vorlag, und seit ihrer Veröffentlichung durchaus nichts verlautet hat, oder gar von ihm selbst durch das Mittel der Presse erklärt worden ist, er habe sie geändert. In einem Aufsätze, der den Titel „Die Bedeutung der deutschen Emin-Pascha-Expedition für die Erschließung Afrikas“ führte und in Nummer 27 des „Deutschen Wochenblattes“ (vom 29. Septbr. 1888) erschien, hat er sich mit völlig hinreichender Deutlichkeit zu Gunsten der Route durch Deutsch-Ostafrika ausgesprochen, und eine andre könnte auch jetzt wohl nur in dem Falle ins Auge gefaßt werden, daß der Aufstand der arabischen Sklavenhändler und ihres Anhangs (bei dem beiläufig der Scheich Buschiri mit seiner am Pangani hausenden Verwandtschaft eine Hauptrolle spielt) den Beginn der Peerefahrt zu Emin lange Zeit verzögern sollte. Das aber ist nicht zu fürchten, die Wiederherstellung der dort gestörten Ordnung wird vielmehr rasch erfolgen. In dem erwähnten, jetzt besonders lesenswerten Aufsätze schreibt Wismann über den Weg, den die Expedition zu verfolgen hat, ungefähr nachstehendes: „In Übereinstimmung mit Schweinfurth, Junker, Reichard und Emin Pascha selbst halte ich den Weg von Sansibar aus und dann je nach den Verhältnissen durch Uganda oder durch Unjoro für den besten. Es führt hier eine früher viel betretene Karawanenstraße durch das Land. Die Einwohner sind nirgends mächtig und kriegerisch. Große Araber sitzen nicht an dieser Straße, und die Kleinen müssen durch den Einfluß von Sansibar niedergehalten werden. Die Gegenden längs des Weges sind allenthalben bewohnt, und Wassermangel ist auf demselben nicht zu befürchten. So weit also eine Berechnung möglich ist, ist diese Route als die einzig dazu geeignete zu bezeichnen, um Emin Hilfe zu bringen, über Stanleys Schicksal Aufklärung zu erhalten und über die Bewegung im Sudan näheres zu erfahren. Ich weise immer darauf hin, daß die Ausnutzung der Stellung Emin Paschas eine Möglichkeit ergibt, eine Vereinigung der Araber des Südens mit denen des Sudans zu verhindern. Fällt diese Schranke, reichen sich die beiden Parteien die Hand, so ist auf unabsehbar lange Zeit jeder Einfluß der Zivilisation auf das Innere des Kontinents vernichtet. Es ist dieser Umstand von praktischer Wichtigkeit für die deutschen und englischen Besitzungen in Ostafrika und nicht minder vielleicht auch für den Kongostaat.“

Der Weg den Nil aufwärts ist durch die Derwische des Mahdi gesperrt, der über den Kongo wird im Innern durch den sehr zweideutigen und unzuverlässigen großen Sklavenhändler Tippu Tip gefährdet. Empfehlenswerter kann auf den ersten Blick der Gedanke erscheinen, von dem unter deutscher Oberhoheit stehenden Sultanat Witu auszugehen und darauf den Tanaisfluß hinauf zu fahren, der sich eine große Strecke ins Innere hinein benutzen läßt. Aber dann wären viele Tage unfruchtbare, später sumpfige Gegenden zu passieren, und die Somali, deren Land durchzogen werden müßte, aber noch von keinem europäischen Reisenden weit hinein erforscht worden ist, sind einer der kriegerischsten und treulossten Völkerstämme Afrikas. Schon wenn der Weg von Mombas und durch das englische Interessengebiet in Ostafrika gewählt würde, der besser bekannt ist, als der durch das Somaliland, wäre zu bedenken, daß er weiterhin den gleichfalls gefährlichen Stamm der Massais und das mächtige Reich Uganda mit seinem blutdürstigen Könige Mwanga nicht zu umgehen vermöchte, ein Umstand, der gegen einen Zug durch das Interessengebiet der Engländer schwer ins Gewicht fällt. Es bleibt also in der That nur derjenige, der durch Deutschostafrika führt, übrig, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird Wismann hier Dar Es Salam oder Bagomoio zum Ausgangspunkte wählen, wo vor kurzem eine Karawane aus dem Innern eingetroffen ist und die erfreuliche Kunde mitgebracht hat, daß dort Europäer und Eingeborne im besten Einvernehmen mit einander leben und keine Störung desselben zu befürchten ist. Sehr gefährlich bleibt das Unternehmen trotzdem, da das Reich Unjoro hierbei nicht zu vermeiden sein wird, dessen Beherrscher Kabrega kein Freund der Weißen ist.



Eine Geschichte der Parteien in Rußland.

2.



er Monarch, an den Herzen seinen epochemachenden Brief gerichtet hatte, war zu sehr im Sinne seines Vaters erzogen, und zu charakterischwach und unentschlossen, um einen Systemwechsel gründlicher Art, der überdies seine schweren Bedenken hatte, zu vollziehen, aber auch nicht willensstark genug, um den durch jenes Schreiben aufgerufen Geistern Ruhe zu gebieten. Er ließ sie bis zu einem gewissen Maße gewähren. Daneben erleichterte er das akademische

Studium und den Verkehr mit dem Auslande, wies die Angeberei, wo sie zu widerlich auftrat, von sich, begnadigte einen Teil der verbannten oder sonst gemäßigten Liberalen und bewirkte, daß die Zensur milder verfuhr. Die Folge war das Entstehen einer Menge von Schriften, welche die Schäden des Reiches rücksichtslos bloßlegten, die Einfuhr fremder Litteratur gefährlicher Art, Darwinischer, Moleschottischer, Bucklecher Lehren, geschichtlicher, staatswissenschaftlicher und sozialistischer Werke und das Anschwellen der periodischen Presse zu riesigem Umfange, die weitere Folge eine vollständige Entgleisung des Bildungstriebes der mittleren und höheren Klassen der Bevölkerung unter der Überfülle und in dem Wirrsal des plötzlich sich ihnen aufdringenden Bildungstoffes, auf den sie nicht vorbereitet waren, und den sie sich deshalb ohne rechtes Verständnis und Urteil aneigneten, für den sie aber trotzdem in Schwärmerei erglühten. „Winnen wenigen Jahren war jeder anständige Russe Dilettant der Naturwissenschaften, Atheist, Schwärmer für Frauenemanzipation, Demokrat, Sozialist und im allgemeinen Feind der bisher in Geltung gewesenen Autoritäten geworden. . . In Salons, Klubs und Lesevereinen wurde dieser neuesten Mode gefröhnt und die im Gedächtnis haftenden Phrasen von Aufklärung, Volkswillen und Volksbefreiung unermülich und in immer vollendetem Überzeugston wiederholt.“ Alle strebten mit wetteifernder Maßlosigkeit nach dem Rufe, auf der Höhe liberalen Denkens zu stehen und in der Gesittung am weitesten fortgeschritten zu sein. Über dem ganzen Treiben aber schwebte der Geist des „Kolokol,“ der die Macht der ihm gehorsamen öffentlichen Meinung benutzte, die Politik des Zaren zu lenken und ihn zunächst zur Aufhebung der Leibeigenschaft zu drängen. Die Zeit war dazu besonders geeignet, da die liberale Bewegung die Mehrheit der Gutbesitzer mit Opferwilligkeit erfüllt hatte, womit sich allerdings der Anspruch verband, für den durch die Befreiung der Bauern verloren gehenden politischen Einfluß durch ein adliches Parlament entschädigt zu werden. Der Kaiser ging darauf nicht ein und gewährte auch bei der Vorbereitung des Emanzipationswerkes den Adelsdelegationen nur beratende Stimme. So kam der Ulas vom 19. Februar 1861 zu stande, der die Leibeignen unter sehr vorteilhaften Bedingungen unabhängig machte. Er begegnete jedoch allgemeiner Unzufriedenheit. Die geschädigten Edelleute seufzten, Herzen und seine Gefolgschaft erklärten, die Rechtsfrage sei unvollkommen gelöst, die Bauern erblickten in der zinsartigen Belastung des nun ihnen gehörigen Bodens ein schreiendes Unrecht, und die Auseinandersetzung zwischen ihnen und den Gutsherren stieß in einigen Provinzen sogar auf thätlichen Widerstand. Ein Reformprogramm, das die Regierung 1862 veröffentlichte, machte, obwohl es sehr viel bot, wenig Eindruck, zumal da der Londoner Diktator der öffentlichen Meinung unter Bakunins Einfluß radikale Bahnen einschlug. Das russische Publikum folgte ihm dabei aber nur noch kurze Zeit. Es wurde zunächst durch die Petersburger Feuersbrünste vom Mai 1862, die von revolutionären Händen angelegt waren,

ernüchtert, dann durch Michael Katkow über die Utopien des Herzen'schen Programms mit seinem auf den Gemeindefuß sich gründenden sozialistischen Zukunftsstaat aufgeklärt und schließlich durch denselben Politiker dem bis dahin herrschenden Ideologen ganz abwendig gemacht. Es war nach Ausbruch des polnischen Aufstandes von 1863. Herzen ergriff lebhaft Partei für ihn, das Publikum und die Presse zögerten anfangs, selbst die Slawophilen waren unschlüssig. Da gab Katkow den Ausschlag, indem er mit der Entschiedenheit der Überzeugung, daß das Vaterland höher stehe als die Sympathie mit dem für die Freiheit kämpfenden fremden Nachbarvolke, Herzen's Stellung angriff, ihn und seine Anhänger als Urheber alles Unheils, das in der letzten Zeit über Rußland hereingebrochen sei, bezeichnete und mit diesem Aufrufe an den nationalen Sinn schließlich einen glänzenden Sieg erfocht. Die Wendung, durch die der Aufstand Litauen und Weißrußland ergriff, vollendete die Niederlage der russischen Polenfreunde. Dort war fast nur der Adel polnisch, Herzen mußte also gegen die Bauern, das Volk der Demokraten von seiner Schule, schreiben, während sein Gegner jetzt als der echte Demokrat erschien. Ein national-demokratisches Bündnis beherrschte fortan die öffentliche Meinung und stellte den Einklang mit der Regierung her, die gern die Gelegenheit zu einem vergleichsweise günstigen Frieden benutzte. Die Forderung nach einer liberalen Verfassung verstummte für anderthalb Jahrzehnte, und Russifizierung der Grenzprovinzen, Ausdehnung der großrussischen Einrichtung des Gemeindebesitzes und Bevorzugung des Bauernstandes wurden die leitenden Ziele der umlenkenden Politik.

In die zuletzt geschilderte Periode, die Zeit zwischen dem Krimkriege und dem polnischen Aufstande fallen die Anfänge des Nihilismus. Dieser ist nichts als die extremste Erscheinungsform der autoritätenstürzenden Bewegung jener Jahre, die Leidenschaft des Radikalismus, die den ganzen Menschen ergreift, in seiner frühesten Gestalt das Erzeugnis der tiefgehenden Umwälzung, welche die der russischen Intelligenz plötzlich erschlossene Gedankenwelt in den Köpfen des aufwachsenden Geschlechts anrichtete und als solches von dem Mode gewordenen Aufklärer- und Fortschrittlerthum nur dem Grade nach verschieden. Aus demselben Boden, demselben ererbten Zustande sittlicher Verarmung hervorgewachsen, durch dieselben geschichtlichen und zeitgeschichtlichen Einflüsse herbeigetragen wie die Freidenkerei des bejahrteren Geschlechts neben ihm, ist er trotzdem wesentlich von ihr verschieden — die Karikatur derselben. In Gymnasien, Seminaren und Akademien, wo die Erzeugnisse einer gemäßigt freien Richtung streng verpönt waren, studirten die jungen Leute heimlich mit Andacht Uebersetzungen deutscher Materialisten und französischer Kommunisten. Unter den Zöglingen der Militärschulen herrschte ein Geist, der das reine Gegentheil ihrer äußerlichen Zucht war. Öffentliche Tummelplätze des maßlosesten Radikalismus endlich waren die Universitäten, in denen die Zuchtlosigkeit sich bis heute fortpflanzte,

und unter denen die medizinische Akademie und das technologische Institut in Petersburg, sowie die landwirtschaftliche Akademie in Moskau hierin das Ärgste leisteten. Mit ungeheurer Geschwindigkeit wurden in dem Rausche, der diese Jünglinge ergriffen hatte, in junghegelscher Weise Standpunkte überwunden, Wohl niemals hat die Wissenschaft so verheerende Wirkungen angerichtet wie hier. Auf den Gebieten der Philosophie und Ethik, der Politik und der Sozialtheorien wurden mit Keulenschlägen die von der alten Kultur aufgerichteten Vorurteile niedergelegt, bis man zuletzt an den Grenzen des Denkmöglichen anlangte und nur ein krampfhafter Drang zur Verneinung alles bisher geltenden übrig blieb, der eben Nihilismus heißt. Irrtümlich ist aber die Meinung, das letzte Ziel sei den Nihilisten ein allgemeines Chaos gewesen. Sie fühlten sich vielmehr als Vorbereiter und Erben einer Zukunft, die nur noch durch leichte Morgennebel verschleiert war. Bei der Vorbereitung galt als vorzugsweise verdienstlich die Arbeit an den jüngern Mitgliedern des weiblichen Geschlechts, das besonders schwer unter der Herrschaft der Vorurteile litt, und bei dem es, wie der technische Ausdruck lautete, darauf ankam, die zur Sklavin des Mannes entwürdigte zur Selbständigkeit und in die Sphäre der nur durch den eignen freien Willen gebundenen ehelichen Liebe zu erheben. Ein weiteres Arbeitsfeld eröffnete die Aufgabe, der großen Masse des Volkes, dem arbeitenden Stande, die Elementarkenntnisse beizubringen, was durch Gründung von Sonntagsschulen geschah, deren erste 1885 in Kiew entstand, und in denen vier Jahre später schon zwanzigtausend Schüler zu den Füßen der lehrenden Jugend saßen. Die große Befreiung durch gemeinsames Handeln, die als Schluß dieser und ähnlicher Thätigkeit ins Auge gefaßt war, konnte nach Tschernyschewsky, der auf diesem Gebiete als maßgebende Autorität galt, nur auf wirtschaftlichem Gebiete liegen, das Streben nach verfassungsmäßigen Freiheiten war nutzlos ohne die wirtschaftliche Freiheit, aus der rein politischen Sphäre mußte das Decken des Nihilismus in die rein sozialistische einklinken, der Grundsatz wirtschaftlicher Genossenschaft mußte verallgemeinert werden. Der russische Gemeindebesitz genügte nicht, die Konsum- und Produktionsvereine Schulze-Deßjichs waren empfehlenswert, aber keine gründliche Lösung der Aufgabe. Diese selbst zu finden war man außer Stande, und in dieser Ratlosigkeit, diesem immer fühlbarer werdenden Mißverhältnis zwischen der Überzeugung, daß weiter zu gehen sei, und der Ungewißheit, auf welchem Wege, wurde der Thatendrang der Nihilisten Ursache, daß die anfänglich im Hintergrunde stehenden Elemente der Genossenschaft, die an Revolution ohne positive Ziele dachten, die Oberhand gewannen. Beschleunigt wurde dieser Entartungsprozeß dadurch, daß sich infolge der Erleichterung des akademischen Studiums, die nach dem Thronwechsel eintrat, die Zahl der russischen Studenten unnatürlich vermehrte und der Prozentsatz der mittellosen unter ihnen bedenklich in die Höhe ging. Die Verbitterung eines gebildeten Proletariats, das, nach brendigtem Studium

oder ungünstigem Examen ohne Aussicht auf gesicherte Lebensstellung aufs Straßentpflaster geworfen, in untergeordneter Beschäftigung sein Leben fristete, war die beste Vorschule für das va-banque-Spiel von Revolutionären. Die Bauernunruhen, die 1861 im südöstlichen Rußland stattfanden, die Studententumulte in Moskau und Petersburg, die dasselbe Jahr brachte, das Manifest eines „zentralen Revolutionskomités“, das im April 1862 zur Ermordung des Zaren aufforderte, die große Feuersbrunst, die bald nachher in Petersburg ausbrach, und bei deren Scheine revolutionäre Flugblätter verteilt wurden, die, wie sich später ergab, aus der Druckerei des Gardegeneralstabs hervorgegangen waren, sind als Anzeichen dieser Strömungen anzusehen. Die Polizei schritt ein, nahm Verhaftungen vor, schloß die studentischen Lesegesellschaften und den radikalen Schachklub in Petersburg und beseitigte die zu Werkzeugen der radikalen Propaganda gewordenen Sonntagschulen. Trotzdem ging die Bewegung weiter. Eine Anzahl geheimer Gesellschaften, die vorzüglich in der Hauptstadt bestanden, vereinigte sich unter dem Namen „Land und Freiheit“ zu einem Bunde, der in einem Aufrufe von sich sagte: „Unsre Gesellschaft besteht aus Männern, die angesichts der Verblendung unsrer Regierung eine Revolution, und zwar eine blutige, für unvermeidlich halten. Ihr Zweck ist, aus dem Kreise der russischen Intelligenz die Besten zum Dienste des Volkes zu sammeln, ihr letztes Ziel die vollständige Befreiung der Bauern, die Anerkennung ihres Rechtes auf den gemeinsamen Besitz des Landes und die Autonomie der Gemeinden und Kreise.“ Der Bund wirkte durch Verteilung von Flugschriften und trat mit den polnischen Rebellen in Verbindung. Zu derselben Zeit bildete sich in Kasan ein Verein, der gefälschte Regierungsmanifeste verbreitete. Wieder schritt die Polizei ein, es fanden Hinrichtungen statt, und ein Teil der jugendlichen Verschwörer floh ins Ausland, um dort die Rolle des politischen Märtyrers auf freier Erde zu spielen. 1865 lebte der Revolutionsgeist in Rußland noch einmal auf. Es bildete sich eine geheime Genossenschaft, deren Zentralkomitée sich die Hölle nannte und sich der Marzschschen Internationale anschloß. Man gründete Volksschulen und Konsumvereine und schickte Apostel ins Land, die unter der Maske von einfachen Arbeitern das Volk zur Revolution aufwühlten, man bereitete endlich das Attentat vor, das der Bauer Karakosow am 4. April 1866 auf den Zaren machte. Schnell aufgeblüht mit der durch Herzen hervorgerufenen Sturm- und Drangzeit, die 1863 abschloß, wurde der als Unterströmung in jugendlichen Kreisen neben dem Liberalismus des ältern Geschlechts hergehende Nihilismus in den Jahren, wo Katkow statt Herzen die öffentliche Meinung beherrschte, fast ganz still und kraftlos. Den bescheidenen Liberalismus hatte die Regierung durch Reformen befriedigt, welche Selbstverwaltung der Provinzen und Kreise, Öffentlichkeit der Rechtsprechung und Geschwornengerichte in Strafsachen einführten und die Justiz von der Verwaltung trennten. Als mit dem stärkern Hervor-

treten der äußern Politik und einem gewissen Abschlusse der von Moskau her geleiteten Russifizierung Polens auch die Bedeutung der Katkowschen Partei abzunehmen begann, beruhigte sich die Gesellschaft vollständig. Dagegen bewirkte die seit 1869 einsetzende Reaktionspolitik, namentlich die Unterbindung der soeben erwähnten freihetlichen Einrichtungen, Erregung im liberalen Publikum, die ihrerseits die radikale Unterströmung wieder in Fluß brachte. Die schnellen Erfolge des Lassalleschen Arbeitervereins und der Margschen Internationale, der Aufschwung der deutschen Sozialdemokratie seit 1868, die Pariser Kommune von 1871 reizten daneben die russische Jugend wie Vorwürfe und Beispiele. Das übrige thaten Übersetzungen der Brandreden Lassalles und ähnlicher Heftschriften. Es war ein neues Geschlecht, das diese jüngere nihilistische Bewegung betrieb, ein Geschlecht ohne die lokale Selbstbespiegelung, ohne das maßlose Selbstvertrauen und ohne die vielgeschäftige Planlosigkeit der früheren Radikalen, ernster, praktischer, wenn das einzige Ziel, das es hatte, die sozialistische Revolution, praktisch genannt werden darf. Noch fehlte der Führer der Armee, die den Staat umstürzen sollte. Er kam mit dem tollen, aber unveränderlichen Bakunin, der die Religion und das Erbrecht abschaffen und den Staat in seine kleinsten wirtschaftlichen Einheiten zerplündern wollte und seinen Anhängern zur Pflicht machte, jeden, der die Einrichtung dieses Ziels hinderte, zu ermorden und selbst für dies Ziel den Tod zu erleiden. Dabei ging ihm der begabte, aber völlig gewissenlose Schwindler Netschajew einige Zeit zur Hand, der mit der Glorie des Flüchtlings in Rußland erschien und eine Verschwörergesellschaft „zum Volksgericht“ oder „zum Beil“ gründete, die für den 19. Februar 1870 eine große Revolution mit Kaisermord plante. Sie wurde jedoch entdeckt, als Netschajew einen Mitverschwörer, den Studenten Swanow, der sich widerspenstig gegen seine unbedingte Vollmacht gezeigt hatte, ermorden ließ (November 1869), eine Untersuchung wurde eingeleitet und im Sommer 1871 siebenundachtzig Personen der Prozeß gemacht. Netschajew entfloß in die Schweiz, wurde aber 1872 an Rußland ausgeliefert und verurteilt.

Eine neue Bewegung ging von den Vereinen zum Selbststudium aus, die sich an den Universitäten und Gymnasien gebildet hatten, und die entscheidende Wendung gab derselben das Bekanntwerden der Thatsache, daß die Emanzipation der Bauern Unheil für diese zur Folge gehabt hatte. Sie waren nicht im Stande, ihre Freiheit zu benutzen, indem sie Selbstzucht übten. Faulheit und Vernachlässigung, Trunksucht und Verschuldung nahmen, besonders im Norden, auf erschreckende Weise überhand. Mehrere Mizernten waren die Folgen schlechter Bestellung der Felder, der Viehstand ging zurück, gemeinnützige Anstalten, Krankenhäuser u. dgl. wurden geschlossen, dagegen mehrten sich die Schenken. Die Lesevereine, unter denen die 1869 in Petersburg gegründeten und bald in Hunderten von Zweigverbänden über das ganze Reich verbreiteten Tschaikowzen die erste Stelle einnahmen, beantworteten die Frage nach der

Ursache so vielen Elendes nach ihrer demokratischen Anschauung der Dinge im revolutionären Sinne. Verschämniß der Regierung und der höhern Klassen war schuld daran. Wodurch verbiente die auf Kosten des Volkes gebildete Minorität ihre bevorzugte Stellung, wenn sie sie nicht zur Ausgleichung des gesellschaftlichen Gegensatzes benutzte? Der Reiche besitzt kein Geld und Gut für das Volk, der Studierende sammelt Kenntnisse für das Volk, und es ist Zeit, etwas für das Volk zu thun. An diesem Punkte setzte der rastlose Bakunin ein, indem er von Zürich her, wo damals viele Russen und Russinnen studirten, mit den Tschaikowzen in Verbindung trat und ihnen ein zündendes Lösungswort zurief: „Verlaßt die Schulen, wendet euch ab von der Wissenschaft, die nur bindet und entmannt, und zieht hinaus unter das Volk, um es von verbrecherischer Knechtschaft zu befreien.“ Der sanguinische Mann nahm dabei an, das russische Volk sei von Natur revolutionär gesinnt, und es komme nur darauf an, ihm seine Macht zum Bewußtsein zu bringen und es durch häufig wiederholte Putsch zur Bethätigung jener Stimmung zu erziehen; nach erfolgtem Umsturze des Staates werde es zeigen, daß es sich ohne wissenschaftlichen Beistand selbst naturgemäß einzurichten befähigt sei. Wem das nicht einleuchtete, der hielt sich an den andern Meister in Zürich, Lawrow, der früher Professor an der Petersburger Kriegsakademie, dann Teilnehmer am Kommune-Aufstande gewesen war, und der jetzt den an der Schweizer Hochschule studirenden Russen und Russinnen die Ansicht vortrug, das Volk habe an sich den Staat nicht, habe auch kein Bewußtsein von seiner elenden Lage und sei endlich nicht befähigt, die Staats- und Gesellschaftsgestalt der Zukunft zu erfennen, und anderseits sei die Vorbedingung zu erfolgreicher Agitation nicht nur ausgebreitete Bildung, sondern auch gründliche Kenntnis des Volkes. Diese Vorträge nahmen plötzlich ein Ende, als eine kaiserliche Verordnung 1873 den Russen das Studium an der Züricher Universität verbot. Der ganze Schwarm der „Bakunist“ und „Lawrist“ stürzte sich jetzt auf die Heimat und füllte die Reihen der nihilistischen Propaganda. Es wurde Mode, „ins Volk zu ziehen,“ d. h. Bauerntracht anzulegen, sich Gesicht und Hände künstlich zu bräunen, einen Sack mit Wählertraktätschen auf den Rücken zu nehmen, einen gefälschten Paß in die Stiefel zu stecken und nun, als einfacher Arbeiter auftretend, die im Selbstbildungsverein gelernten revolutionären Ideen dem gemeinen Manne beizubringen. Neben der fliegenden Propaganda dieser Wanderprediger suchten andre als Volksschullehrer, als Kreisärzte, als Inhaber von Kramläden, die weiblichen Wähler als Imperfirinnen oder Lehrerinnen und Schmieden eingerichtet, wo die junge Mannschaft des Nihilismus ihr Handwerk erlernte. Die Anzahl dieser „Volksgänger“ soll im Jahre 1875 zweitausend überstiegen haben. Aber obwohl sie nicht ungeschickt zu Werke gingen, war ihr Erfolg bei der Stumpfheit der Bauern nicht erheblich und in der Hauptsache auf die Universitätsstädte und die Gegenden am Dnjepr

und an der untern Wolga beschränkt; zuletzt machte die Polizei mit einer großen Treibjagd auf die Agitatoren dieser ersten Wählerkampagne ein Ende.

Die Ereignisse der nihilistischen Chronik spielen von jetzt an zwei Jahre, 1876 und 1877, nur in den Universitätsstädten, wo die Studenten von der Partei der „Narodniki“ oder „Troglobdyten“ die Bevölkerung zu Putschten aufreizten und daneben „Kolonien“ am Ural und Kaukasus, sowie an der untern Wolga gründeten, die dann unter höheren und niederen Beamten dieser Gegenden gute Geschäfte machten. Im Tschigirinschen Kreise der Provinz Kiew bereiteten sie sogar einen bewaffneten Aufstand vor, indem sie den Bauern vorspiegelten, der Zar wolle ihnen das gutherrliche Land überweisen, besitze aber nicht die Macht dazu, und so befehle er ihnen, sich selbst zu helfen. Gegen 3000 Bauern sollen an dieser Verschwörung beteiligt gewesen sein, und 900 wanderten, als sie entdeckt wurde, ins Gefängnis.

Die dritte Phase der nihilistischen Agitation, die mit dem Jahre 1878 anhebt, fällt zeitlich und ursächlich mit dem Wiederaufleben des Liberalismus in Rußland zusammen, das sich an den Krieg mit den Türken knüpfte. Bei dem Streite, der über den Beginn und die Führung desselben zwischen der Regierung und den Moskauer Slawophilen entbrannte, und bei dem die erstere zunächst nachgeben und den letzteren ihren Willen thun mußte und dann schwere Anklagen und Angriffe, wie einst während des Krimkrieges, über sich ergehen sah, war der Liberalismus der tertius und der Nihilismus der quartus gaudens. Die beiden letzteren arbeiteten gemeinsam mit dem Material, das die Unzufriedenheit mit der Unfähigkeit des Oberbefehlshabers der europäischen Armee, Großfürst Nikolaus, mit den skandalösen Zuständen im Lazarett- und Feldpostwesen, mit den ungeheuerlichen Unterschleifen bei der Verpflegung der Soldaten und mit der hochgestiegenen Finanznot lieferten, gegen die Regierung. Diese Solidarität trat unverkennbar bei den großen nihilistischen Prozessen hervor, die 1876 und 1877 das Publikum in Atem erhielten, und in die im ganzen gegen 3800 Personen verwickelt waren. Die Nihilisten hatten davon einen großen moralischen Erfolg, indem das Volk, da diese Prozesse öffentlich geführt wurden, Gelegenheit erhielt, die Aufopferungsfähigkeit und die Siegesgewißheit der jugendlichen Verschwörer zu bewundern, die oft empörende Mißhandlung derselben in der Untersuchungshaft zu erfahren und sie ihre revolutionären Lehren mit feuriger Beredsamkeit vortragen zu hören. Wie das auf die öffentliche Meinung wirkte, bewies der Ausgang des Prozesses der Vera Saffulitsch, die als Rächerin der entwürdigenden Mißhandlung des Studenten Bogoljubow den Polizeipräsidenten General Trepow schwer verwundet hatte, und von dem Petersburger Schwurgerichte freigesprochen wurde, obwohl ihre Schuld auf der Hand lag. Die nihilistische Partei bemächtigte sich sofort der Tagesfrage, des Protests gegen polizeiliche Willkür, und fesselte, sie an die Spitze ihres Programms stellend, die Sympathien der Liberalen noch mehr an ihre Sache. Der politische Mord,

zunächst im Kampfe gegen die Polizei, der schon im September 1876 zu Odeffa gegen zwei Spione derselben und 1877 gegen zwei andre in Petersburg von der Behme der Nihilisten verhängt worden war, wurde durch jene Freisprechung geradezu gerechtfertigt, auch bei den Liberalen, ohne deren Wohlwollen und Billigung diese Art von Kriegsführung niemals so umfangreich und so lange möglich gewesen wäre, als sie es von jetzt an war. Wir nennen von den nun rasch aufeinander folgenden Morden und Mordversuchen der Nihilisten nur einige. Im Januar 1878 fiel ihnen in Rostow am Don ein Polizeispion Namens Nikonow zum Opfer. Drei Wochen später griffen sie in Kiew den Staatsanwalt Kotljarewski auf offener Straße mit Pistolenschüssen an, ohne daß es gelang, der Thäter habhaft zu werden. Am 25. Mai wurde dort der verhaftete Gendarmeriehauptmann Seyling in belebtester Gegend erdolcht. Der Mörder entkam, nachdem er einen Arbeiter, der ihn festhalten wollte, niedergeschossen hatte. Nicht lange nachher wurde der Chef der berichtigten dritten Abteilung der kaiserlichen Kanzlei, General Mesenzew, nachdem ihm von der Behme ein förmliches Todesurteil zugestellt worden war, bei einem Morgen-spaziergange von zwei elegant gekleideten jungen Leuten angefallen, von denen der eine ihn mit einem Dolche durchbohrte, während der andre auf den Begleiter des Generals mit einem Revolver feuerte. Die Mörder entkamen in einer bereit gehaltenen Droschke und verschwanden spurlos. Die Entdeckung eines gegen den Zaren selbst gerichteten, von Marineoffizieren in Nikolajew mit Anwendung von Dynamit vorbereiteten Mordplans bildete den Abschluß dieses blutigen Sommers, in dem zugleich riesenhafte Feuersbrünste, die als Werk des nihilistischen Terrorismus galten, die östlichen Städte Rußlands heimsuchten.

Die Regierung ließ sich weder einschüchtern, noch zu liberalen Zugeständnissen bewegen, sie verstärkte nur ihre Unterdrückungsmaßregeln. Die Polizei nahm massenhafte Verhaftungen vor, aber wenn ihr die Zerspaltung des revolutionären Bundes „Land und Freiheit“ gelang, so wurde er binnen kurzem wieder hergestellt und besser als vorher eingerichtet und diszipliniert, und gleichzeitig nahm man eine Umgestaltung des nihilistischen Programms vor. Während dieses bisher sozialistische Tendenz ohne politische Nebenzwecke gehabt hatte, nahm es jetzt konstitutionelle Forderungen auf, und mannigfache mit Vertretern des Liberalismus angeknüpfte Beziehungen ließen bereits den Zeitpunkt nicht mehr fern erscheinen, wo die gemäßigte und die radikale Opposition sich offen zum Sturme gegen die konservative Regierung vereinigen würden. Von der vollendeten Wiederherstellung der durch Polizeimaßregeln auf kurze Zeit gestörten Organisation gab schon im Februar und März eine Reihe von Attentaten Zeugnis, die theils gelangen, theils mißglückten, z. B. die Ermordung des Fürsten Krapotkin, des Gouverneurs von Charkow, und der Schuß, den ein Nihilist auf den General Drentelen, Nachfolger des Generals Mesenzew, vergeblich

abfeuerte. Stets entflamen die Schuldigen, und stets zeigte das „Exekutiv-Komitè“ in seiner geheim erscheinenden Zeitung oder durch Mauerausschläge die „Hinrichtung“ oder den „Strafversuch“ an. Turgenjew, der damals in Rußland einen längern Besuch abstattete, bei dem er als Nestor des russischen Liberalismus überschwänglich gefeiert wurde, schrieb in dieser Zeit: „Alles deutet darauf hin, daß wir uns am Vorabend einer gesetzmäßig zwar nicht regelrechten, aber bedeutamen Umgestaltung unsers öffentlichen Lebens befinden.“

Da zerfiel plötzlich das Einvernehmen des Nihilismus und des Liberalismus. Das Exekutivkomitè der letztern Partei hatte bis jetzt die Idee des Kaisermordes beharrlich von sich gewiesen. Nunmehr aber erlaubte es dem zu der Partei haltenden Schullehrer Solowjew, das von ihm geplante Attentat auf den Zaren auszuführen. Am 2. April 1879 feuerte er fünf Revolvergeschüsse auf ihn ab. Sie gingen fehl, und ebenso mißlang der Versuch des Nordgejellen, sich nun durch eine Giftpille selbst zu töten. Die Folge war allgemeines Entsetzen des Publikums über das Verbrechen, das auch von den Liberalen rückhaltlos verurteilt wurde, und mit deren offener Gemeinschaft mit den Nihilisten war es ein für alle Mal vorbei; sie hatten den Grad der regierungsfeindlichen Stimmung im Lande überschätzt, die Regierung beantwortete das Attentat damit, daß sie den größten Teil des europäischen Rußlands unter das Kommando von militärischen General-Gouverneurs mit diktatorischer Gewalt stellte, die Thätigkeit der ordentlichen Gerichte und Polizeiorgane aufhob, die Zensur verschärfte und die akademische Freiheit so einschränkte, daß die Petersburger Dozenten einmütig ihren Abschied erbat. Die nihilistische Zentralorganisation litt darunter keinen Schaden, und das leitende Komitè ließ sich von dem einmal beschrittenen Wege nicht ablenken. Aber es fand jetzt eine Trennung der Nihilisten in Terroristen und solche statt, die sich mehr der alten Agitation im Volke, als der Vorbereitung und Ausführung von Attentaten widmen zu müssen meinten. Indes verständigte man sich auf einem Delegirtenstage, der im August 1879 zu Petersburg stattfand, zu gemeinsamerem Wirken auf verschiedenem Wege, so daß die Spaltung eigentlich nur eine Arbeitsteilung war. Die Terroristen, nach ihrem Preßorgan „Narodnaja Wolja“ (Volkswille) „Narodwoljaj“ genannt, waren die an Zahl schwächere Gruppe, aber straff zentralistisch organisiert und im Besitze reichlicherer Geldmittel. Sie herrschten in den Großstädten und verfolgten, in Berührung mit den Liberalen bleibend, auch politische Zwecke. Die andre Gruppe, die man als „Narodniki“ bezeichnete, setzte sich aus den alten „Volksgängern“ zusammen, war schlecht organisiert und betrieb nur sozialistische Wühlerei. Ihr Gebiet waren die kleinern Orte und das platte Land. Das Programm der Terroristen lautete in seinen Hauptzügen: „Bei dem Mangel einer westeuropäischen Klassenbildung ist der anzugreifende Gegner in Rußland nicht das Kapital, sondern die Regierung, eine sozialistische Propaganda hat überdies keine Aussicht auf Erfolg. Das

nächste Ziel muß darum die Erklämpfung des Freistaats, die Herrschaft des Volkswillens sein. Der dabei verübte politische Mord heißt Hinrichtung, die Entwendung öffentlicher Gelder, Beschlagnahme. Beide werden nur durch die Notlage eines von absolutistischer Willkür geknechteten Volkes gerechtfertigt. Verharrt die Regierung auf ihrem ablehnenden Standpunkte, so wird eine Revolution dem Lande nicht erspart bleiben können. Die Vorbereitungen zu einer solchen sind ohne Verzug in Angriff zu nehmen. Es bedarf für diesen Zweck neben der Organisation der den Umsturz ausführenden Arbeiterbataillone der Gewinnung eines einflussreichen Anhangs von Offizieren und Zivilbeamten, deren Parteinahme im entscheidenden Augenblicke die Regierung entwohnet. In zweiter Linie sind die Sympathien der gesammten Intelligenz, namentlich der gebildeten Jugend für eine soziale Revolution zu erstreben. Daß ein unglücklicher Krieg mit dem Westen die Aussichten auf eine solche verstärken werde, ist zwar zu hoffen, aber nicht als völlig sicher zu betrachten; vielmehr wird man mit einer Reihe terroristischer Thaten, etwa der Hinrichtung von 10 bis 15 von den höchstgestellten Staatsdienern, vorzugehen haben, auf die eine Volkserhebung folgen wird. Ist diese günstig verlaufen, so wird der Parteivorstand ein Volksparlament einberufen und diesem die Zügel der Regierung übergeben.“ Das Verfahren des Exekutivkomitès der terroristischen Gruppe entsprach jetzt diesem Plane. Mit der bisherigen Politik der massenhaften Attentate wurde gebrochen, und alle Kraft auf das nächste Ziel, die Ermordung des Kaisers konzentriert. Die einzige Waffe war jetzt das Dynamit. Am 26. August 1879 „verurteilte“ das Exekutivkomitè den Zaren „zum Tode“, und es wurde beschlossen, ihn, der damals in der Krim weilte, auf der Rückkehr nach Petersburg in die Luft zu sprengen, zu welchem Zwecke unter der Eisenbahn bei Odessa, Alexandrowsk und Moskau Minen gelegt wurden. Der Plan mißlang, der Kaiser verührte Odessa gar nicht, die Mine bei Alexandrowsk versagte, und die bei Moskau zerstörte nur einen Gepäckzug, der ausnahmsweise dem kaiserlichen Zuge vorausfuhr. Ebensovienig wurde der Zweck des Planes, den Kaiser mit einem Teile des Winterpalastes in die Luft zu sprengen, erreicht, da die betreffende Dynamitmine, als sie am 5. Februar 1880 explodirte, nur einen großen Teil der Palastwache tötete oder verwundete. Ein Zufall, das verspätete Eintreffen des Fürsten von Bulgarien, hatte den Monarchen vom Speisesaale ferngehalten, wo er sich nach der Vernehmung der Verschwörer im Augenblicke der Explosion befinden sollte.

Das liberalisirende Regiment des Generals Loris Melikow, dem der Kaiser hierauf mit fast diktatorischer Gewalt die Leitung der inneren Angelegenheiten übertrug, verführte die Terroristen nicht. Sie bereiteten ein neues Attentat vor, und am 1. März 1882 fiel Alexander II., nachdem er wenige Stunden vorher eine Art von Verfassung unterzeichnet hatte, durch die Sprengstücke von Dynamitbomben, die zwei Nihilisten unter seinen Wagen geschleudert hatten

Aber die Hoffnungen auf eine allgemeine Volkserhebung, welche die Partei an die Ermordung des Czaren geknüpft hatte, erwiesen sich als Täuschungen. Sowohl in den Städten als auf dem Lande blieb alles still, und seitdem ist in der nihilistischen Bewegung offenbar ein Rückgang eingetreten, obwohl die Sicherheitsmaßregeln, mit denen der neue Kaiser innerhalb seines Reichs umgeben wird, allein schon beweisen, daß die Gefahr noch heute fortbauert. Wiederholt wurden 1882 noch nihilistische Verstecke, Dynamitvorräte und Bombenwerkstätten entdeckt, mehrmals kam die Polizei nihilistischen Umtrieben in Beamtenkreisen, unter Offizieren des Landheeres und der Kriegsflotte, auf Universitäten und Militärschulen auf die Spur. Noch 1885 wurde der Polizeioberst Sudejkin wegen Verrats gegen die Nihilisten, denen er sich scheinbar zugeneigt hatte, ermordet, noch 1886 versuchten die Studenten, die der Partei angehörten, es mit einem Attentate. Aber die Terroristen hatten 1885 nur noch über 16,000 Rubel Einnahmen zu quittiren, während sie 1870 allein für die Unterminirung der Eisenbahn 40,000 Rubel ausgegeben hatten, und sie sind unzweifelhaft durch Verrätereien von Mitgliedern und durch polizeiliche Verfolgungen eingeschüchtert und in Verwirrung gebracht worden. Die tiefere Ursache des Niederganges der Partei liegt aber in dem dauernden Umschwunge der gesellschaftlichen Stimmung in Rußland. In dem der moralische Rückhalt, den die radikale Propaganda früher bei einem erheblichen Teile der gebildeten Klassen fand, ihr von der jetzigen Regierung allmählich entzogen wurde, verschlechterte sich das Rekrutenmaterial der revolutionären Partei, und nur selten noch fanden sich hier Charaktere, die mit heißer Leidenschaft kalte Selbstbeherrschung vereinigten. Der heutige terroristische Nihilismus lebt von den Zinsen der Erfolge von 1878 bis 1881. Aber obgleich die Glanzzeit der Partei vorüber ist, vermag immerhin ein Zufall, ein glückender Griff der Weiter sie unter günstigen Umständen wieder emporzubringen. Die entscheidende Probe für die Meinung, daß die Gefahr überwunden sei, kann nur ein russischer Krieg und dessen Rückwirkung auf die fortschrittliche Opposition liefern. Bleibt Friede, so ist unter dem stetigen und festen Regimente auf eine sich nach und nach vollziehende Beruhigung des revolutionären Geistes, der das jüngere Geschlecht seit Jahren in Besitz genommen hat, mit großer Wahrscheinlichkeit zu rechnen.





Halle in der Litteratur.



ie deutsche Litteratur besitzt bei einer fast unüberschbaren Zahl von Werken und Abhandlungen aller Art doch sehr wenig Bücher, in denen der Versuch gemacht ist, das litterarische Leben einzelner Landschaften oder Städte darzustellen. Daß es lohnend genug ist, die Wirkungen der großen geistigen Bewegungen auch auf abgeschlossene kleine Kreise zu schildern und die litterarischen Verhältnisse solcher Orte zu betrachten, die keinen maßgebenden Anteil an der großen Entwicklung genommen haben, hat beispielsweise ein Buch wie Jansens „Aus vergangenen Tagen“ (Oldenburgs litterarische und gesellschaftliche Zustände 1773—1811 darstellend) bewiesen. Um wie viel günstiger und lockender stellt sich die Aufgabe in solchen Fällen dar, wo ein bedeutender Mittelpunkt litterarischen Lebens, eine Folge hervorragender Erscheinungen zu schildern ist. Die bunte Mannigfaltigkeit der deutschen Lokalverhältnisse, namentlich der starke, ja trotzig Individualismus des deutschen Wesens, treten für das vorige Jahrhundert in der Darstellung litterarischer Entwicklungen und Kämpfe besonders deutlich hervor, und so könnte es einer Litteraturgeschichte auf lokalem Hintergrunde kaum an interessanten Zügen und lebendigen Gestalten fehlen. Vorausgesetzt natürlich, daß der rechte Forscher, der die Mühe des eingehenden Studiums nicht scheut, und der rechte Darsteller, welcher mit lebendiger Teilnahme bis zur lebendigen Anschauung vordringt, sich in einer Person zusammenfinden, wie es einige Male und neuerdings wieder in dem vortrefflichen Buche „Aus Halles Litteraturleben“ von Woldemar Kawerau*) geschehen ist. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie viel reichhaltiger und fesselnder der Stoff bei andern Städten sein würde, so läßt sich an den Portraits und Skizzen, die Kawerau aus dem litterarischen Leben der alten Saale- und Salzstadt entwirft, am besten erkennen, was in dieser Richtung noch zu leisten wäre. Einstweilen soll uns das geträumte Bessere das Gute nicht verkümmern. Das Buch Kaweraus verdient nach Inhalt und Form allgemeinere Teilnahme, es sind entschieden interessante Zustände und Gestalten, die für unsre Erinnerung heraufbeschworen werden. Zu drei großen Gruppen „Die Anfänge der Universität“, „Pietismus und Rationalismus“ und „Aus der Blütezeit des Rationalismus“ geordnet, entwirft der Verfasser die mannig-

*) Aus Halles Litteraturleben. Von Woldemar Kawerau. Halle, Max Niemeyer, 1888.

faltigsten Bilder aus Halles Vergangenheit, und wenn sich auch im Eingange ein Rückblick auf die gelehrten „Schulen“ der Saalestadt und am Schlusse ein Überblick über die „Theaterhändel“, die zu Halle besonders heftig und charakteristisch waren, findet, so erscheinen doch beinahe alle übrigen Skizzen auf dem Hintergrunde der Hallischen Universität des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Universität Halle-Wittenberg nimmt auch heute noch einen hohen Rang unter den deutschen Hochschulen ein, aber sie trägt das allgemeine Gepräge dieser Hochschulen, sie steht nicht mehr wie zur Zeit ihrer Gründung und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im entschiedenen Gegensatz zu den ältern Universitäten. Im gemeinsamen Kampfe gegen die verknöcherte lutherische Orthodogie und den Gelehrtenpedantismus des siebzehnten Jahrhunderts hatten die beginnende Aufklärung des Verstandes, die durch Chr. Thomasius vertreten ward, und der Pietismus, der für Halle in der Person August Hermann Franckes, des Stijters des Waisenhauses, verkörpert erschien, ein Bündnis geschlossen, das zum raschen und eigenartigen Emporblühen der neuen Universität beitrug, aber schwere Zerrwürfnisse und Zwistigkeiten zwischen den Bundesgenossen des Augenblicks in seinem Schoße trug. Die ersten hervorragenden Lehrer der Hallischen Hochschule, eben Thomasius und Francke, konnten sich, von gleichen Verfolgern bedroht und bedrängt, wohl Rücken an Rücken gegen eben diese Verfolger stellen, aber sie mußten, sowie sie sich einander ins Auge sahen, die innerste Gegensätzlichkeit empfinden. Wohl halfen nicht nur die gemeinsamen Bedränger, sondern auch gewisse bewußte und unbewußte Übereinstimmungen das wunderliche Bündnis, dem die Universität Halle ihr Dasein und ihren ersten Glanz dankte, eine Zeitlang festigen. Diese Übereinstimmung gab sich vor allem in gewissen pädagogischen Bestrebungen kund. Kaverau drückt die Verwandtschaft mit dem Satze aus: „Wie Thomasius bei aller Wissenschaft nur den unmittelbaren Nutzen im Auge hatte und nur eine praktische Zurechtung der Studirenden anstrebte, so war Franckes Endzweck Erbauung und Erweckung, nicht aber intensive wissenschaftliche Schulung. Es war darum auch keineswegs zufällig, daß die junge Hallische Hochschule gleichzeitig die Hochburg des Pietismus und die Hochburg der Aufklärung war. Thomasius lief tapfer wider den theologischen Positivismus Sturm, während die Pietisten, denen das Gefühl alles war, gleichgiltig den dogmatischen Satzungen gegenüberstanden und ihrem Abbröckeln ruhig zusahen. Thomasius wollte eine verständliche, volkstümliche und praktische Auffassung des Christentums und durch dasselbe die moralische Beredlung des Volkes, auch die Pietisten strebten nach einer volkstümlichen Laienreligion, deren Echtheit ihnen allein an ihren Früchten erkennbar war; gleich Thomasius suchten auch die Pietisten die Klüft zu überbrücken, durch welche die Wissenschaft vom Leben getrennt war. Und stritt Thomasius keck und energisch für das Prinzip der freien, allen Überlieferungen prüfend gegenüberstehenden Subjektivität, so leistete der das wissen-

schastliche Interesse mehr und mehr abstumpfende Pietismus diesem Prinzipie zum mindesten keinen Widerstand."

Doch alles das und mehr konnte eine energische und lebensfrohe Weltlichkeit und den rasch empormachsenden geistlichen Hochmut der Stillen im Lande auf die Dauer nicht versöhnen, und so sind denn schon die ersten Jahrzehnte der Hallischen Litteraturgeschichte von grimmigen litterarischen Fehden erfüllt, die nach der schlimmen Sitte der Zeit auf die persönlichen Verhältnisse und Schicksale der Befehdeten einwirkten. Längst ehe sich der Schlussstein über den großartigen Bauten und Stiftungen wölbte, welche Franckes Namen bis heute im fortwirkenden Andenken halten, sah Thomasius in Franckes religiöser Vertriebsamkeit nur noch eine verderbliche Fabrikation von Frömmigkeit und Religiosität, die ihn gegen die Franckischen Anstalten förmlich erbitterte. Dafür mußte Thomasius selbst noch den großen, mit bedenklichen Mitteln erfochtenen Sieg und unedlen Triumph der Hallischen Pietisten über den Philosophen Christian Wolff erleben. Während Francke Gott auf den Knien dankte, daß es ihm und seinen Genossen gelungen war, die bekannte brutale Kabinettsordre König Friedrich Wilhelms I. zu erwirken, die Wolff bei Strafe des Stranges aus Halle wies, hatte er weder die Entrüstung berechnet, die der ganze Vorgang in der damaligen Welt erweckte, noch die großartige Teilnahme die er den Schriften des Verfehmten damit zuführte, richtig angeschlagen. Kleinlich und ärmlich, nur an Halle und ihre nächsten Umgebungen denkend, hatten die Hallischen Pietisten nicht den nüchternen Philosophen, sondern sich selbst geschädigt. Klawerau hebt mit Recht hervor, daß die gewaltsame Vertreibung Wolffs aus Halle ihm Anhänger im eignen Lager des Pietismus gewann. „Siegmund Jakob Baumgarten, der ältere Bruder des Philosophen, von Haus aus ein echtes Kind des Hallischen Pietismus, wurde nun mehr und mehr Pietist und Wolffianer zugleich. Er, der früher aufs eindringlichste die warme Pectoralthologie des Pietismus vertreten hatte, suchte nun für das Lehrsystem der lutherischen Kirche eine kühle, verstandesmäßige Fassung, schied mehr und mehr alle eigentlich pietistischen Probleme aus seiner Theologie aus und mühte sich ab, möglichst viel an der Religion zu erklären. Und zwar operirte er ausschließlich mit der von Wolff erlernten Methode. Er war es, der den Wolffischen Grundsatz von der Ermittlung des zureichenden Grundes auch in die Theologie hineintrug und damit die pietistische Theologie der des Nationalismus mehr und mehr näherte. Zunächst ist es eine eigentümliche Erscheinung, wie dieser Einfluß der Wolffschen Philosophie auch auf die ganze Persönlichkeit des hervorragenden Theologen einwirkte. Wie eine Ernüchterung kommt es plötzlich über ihn, es ist, als sei seine religiöse Temperatur jählings abgekühlt, als sei durch das Streben nach logischer Schematisirung jedes warme Gefühl in ihm erstickt worden. Und er nun war es, den den verklümmerten Pietismus Schritt vor Schritt zurückdrängte, der bald als das anerkannte Haupt der theologischen Fakultät galt

und der, was dem Pietismus nie gelungen war, wirklich eine theologische Schule zu bilden verstand, welche denn in der Folge nur zu rasch ihren pietistischen Ursprung gründlich verleugnete. Aus seiner Schule ging Semler hervor, der die heutige historische Quellenkritik begründete.“

Mit dieser von Kawerau bezeichneten Wendung kam noch vor der Mitte des Jahrhunderts eine größere geistige Einheit in das Universitäts- und das litterarische Leben Halles. Der siegreiche Nationalismus, wie ihn der ehrwürdige Semler lange schon vom Katheder vertrat und durch zahllose Schüler verbreitete, beherrschte von dieser Zeit an auch die ästhetische und poetische Thätigkeit, deren Schauplatz und Mittelpunkt Halle war. Sene halbvergessenen Dichter, deren Namen in der deutschen Litteraturgeschichte fortklingen, ohne daß selbst die Kenner dieser Geschichte einen klaren Begriff von ihren Bestrebungen und Leistungen hätten: die Immanuel Pyra, Samuel Gotthold Lange, die U, Göz und Rudnick treten natürlich auch in Kaweraus Buche auf. Sie gewinnen wieder ein deutlicheres Gesicht für den aufmerksamen Leser und vergegenwärtigen uns die eigentümliche Entwicklungsperiode der deutschen Poesie, in der die schüchternen Versuche von Studenten und jungen Magistern eine Bedeutung hatten und den Weg zur Empfindung und Darstellung des Schönen bahnen halfen. Die Dichtungen dieser jugendlichen Männer, die ein paar Menschenalter lang das Entzücken kleiner Kreise blieben, liest heute freilich niemand mehr, und bei aller modischen Vorliebe für die Litteraturgeschichte giebt es eben sehr wenige Leute, die den Unterschied zwischen dem gemachten, schwülstigen Pathos des vom Hamburger Opernpoeten zum Hallischen Professor emporgestiegenen Ehr. Fr. Hunold (Menantes) und den anaktreontischen Versuchen der späteren Hallischen Dichter oder gar zwischen Uzens „Theodicee“ und Gözens „Mädcheninsel“ zu würdigen vermögen. Es ist ein verzweifelttes Ding, an Blumen, die inzwischen allesamt zu Heu geworden sind, den Unterschied der Farbe und des Duftes nachweisen zu müssen. Der Verfasser der lebensvollen Erinnerungen aus Halles Vergangenheit hätte immerhin diesen jugendlichen Poeten noch ein paar Worte mehr gönnen und seinerseits an dem noch immer unvollständigen Nachweis mitarbeiten können, wie nach und nach einige Tropfen Erlebnisses die nachgeahmte, nachgestammelte Poesie zu färben begannen wie dunkler Wein das Wasser. Auch die Hallischen Dichterkränzchen — mochte das eine zu Milton, das andre zu Hagedorn und den französischen, leicht eleganten Viederfängern neigen — rangen mit der langen Gewöhnung an die traditionelle, unpersönliche, gemachte Poesie, und ihre ersten schüchternen Versuche, eigne Empfindung, eignen Lebensgenuß auszudrücken, haben zu gleicher Zeit den Reiz des Rührenden und die Komik der Unbeholfenheit. Gewiß war es thöricht, wenn nachmals der alte Kleim, der einzige von den dichtenden Hallischen Studenten, dessen Gestalt etwas deutlicher im Gedächtnis der Nachwelt steht, am herrlichsten, goldensten Tage unsrer Dichtung um die friebfertige Dürftigkeit

der ersten Dämmerung klagte. Aber so viel ergiebt sich doch aus diesen und ähnlichen Klagen, daß dies erste Zusammenschließen der Gleichgesinnten, Gleichbestrebten Anziehungskraft gehabt und Befriedigung erweckt haben muß.

Unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege treten poetische Bestrebungen, soweit sie an Halle geknüpft sind, wieder etwas in den Hintergrund; die Sturm- und Drangperiode, die so verschiedenartige Gesichter und entgegengesetzte Erscheinungen zeigte, bedeutete für Halle einen stürmischen Aufschwung des Rationalismus, wobei dem ehrwürdigen Vater desselben, dem frommen und milden Semler, wohl bange und manchmal himmelangst werden mochte. Zuerst machte sich eine unbedingte und frivole Weltlichkeit in der Erscheinung von Christian Adolph Klopß geltend, der in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts seine große Rolle an der Hallischen Universität spielte. In dem Abschnitt „Klopß und die Klopßianer“ hat Kawerau sehr ergößlich und lebendig das wunderliche Treiben dieses von Lessing moralisch vernichteten Philologenbelletristen und seines Schweifes schlechter und anmaßlicher Skribenten vor uns heraufbeschworen. Zur Beschämung der Gegenwart erkennen wir, daß der eitle, oberflächliche und ränkevolle Klopß bei alledem ein Heros an Gelehrsamkeit im Vergleich zu seinen heutigen Nachkommen gewesen ist. Er war eben ein Streber im schlimmsten Sinne des Wortes, nie nahm er mit vollem Herzschlag teil an dem, was die Zeit und die Geister bewegte. Alles galt immer nur dem eignen kleinen Ich, so daß schließlich sein gesamtes schriftstellerisches Wirken nur noch aus dem Boden des nacktesten Egoismus emporwuchs. In diesem Spiegel mögen sich unzählige der litterarischen Talente von heute wiedererkennen, Stümper und Rabalenmacher, die leider sicher genug sind, daß ihnen kein Lessing entgeggetreten wird. Die interessanteste Partie in der Erzählung von Klopßens Jahren, Schicksalen und Abenteuern ist die vom Auseinanderstäuben der mit so vielen Schweißtropfen zusammengelehrten Klique. Denn nach Lessings gewaltigem Strafgerichte „boten gerade die allernächsten Freunde des Gestürzten der Welt ein Schauspiel zum Erbarmen. Feige drückten sich die einen leise von dannen, andre fielen ganz offen ab, ja der schäbige Professor Hausen war gar gefinnungslos genug, gleich nach Klopßens Tode eine wahre Schandschrift als Biographie seines Freundes anzubieten und darin mit cynischem Behagen die ganze Gemeinheit der Sippe zu enthüllen.“ Nur zwei poetische Naturen, mittelmäßige Poeten, aber doch poetische Naturen, der Laublinger Lange und Georg Jacobi, fanden es unter ihrer Würde, ihre Freundschaft für Klopß zu verleugnen. Im Augenblick ist ihnen das sicherlich gewaltig verdacht worden, der Parteigeist auch der guten Partei ist ja stets unbillig und unbuldsam, aber in der Erinnerung wirkt Kaweraus Bericht darüber wohlthätig, und man hat die Empfindung, daß es selbst in dem immer skandalfrohen Publikum Leute genug gab, die das Verhalten der dankbareren Naturen billigten. Wenn Klopß durch seine Art und Weise, zu sein, die Moralischen

entrüstet und Anlaß zu gewaltigen Strafreben gegeben hatte, so sollte er bald überboten werden. Denn von 1779 an ließ sich Doktor Karl Friedrich Bahrdt, bereits der berüchtigteste aller berüchtigten Aufklärer, dauernd in Halle nieder, um von hier aus eine Reihe neuer Offenbarungen ausgeben zu lassen, die dem Rationalismus auf sein schwärzestes Sündenregister gesetzt wurden. Ein verwüstetes und verlottertes Leben hinter sich, von Haus aus ein leichter Gesell und durch seine selbstverschuldeten Schicksale immer platter geworden, hielt Bahrdt das aufgeklärte Halle für seine Domäne, indem er über alles Mögliche, über Philosophie und Philologie, über Moral und Theorie der Deklamation zu lesen begann, wobei es ihm auch an Zulauf nicht fehlte, indem er nach den Worten des Ministers von Hedtitz vom Stallmeister bis zum Professor der Mathematik oder der Anatomie jeden leer werdenden Platz bei der Universität für sich forderte und, freilich von der bittersten Not des Lebens gedrängt, unbarmherzig darauf los schmierte. Er übersetzte Tacitus und Juvenal, schrieb eine Logik und Metaphysik, gab Gedichte eines Naturalisten (ein Jahrhundert vor Pleibtreu und Friedrichs!) eine Redekunst für geistliche Redner und ein Sittenbuch fürs Gefinde heraus, verfaßte zwischendurch Pasquille und Pamphlete und verkündigte in immer neuen Büchern sein aufgeklärtes Christentum, dessen Christus schließlich nichts andres war als ein Aufklärer von dem Schlage des Herrn Doktor Bahrdt selber. Während allmählich seine im leichtesten Geschwätz verhandende theologische Schriftstellerei kaum noch ernsthaft genommen wurde, mußte er durch seine giftigen Ausfälle gegen zeitgenössische Theologen wenigstens noch zeitweilig von sich reden zu machen und damit zugleich sein Bedürfnis nach Skandal und Personalklatz zu befriedigen. Seinerseits sorgte er gründlich dafür, auch auf seine Kosten das gesamte Publikum mit Skandal und Klatz zu bewirten, so als er in holder Gemeinsamkeit mit seiner Dienstmagd eine Schankwirtschaft auf seinem Weinbergsgrundstück bei Halle aufthat, so als er es durch fortgesetzte Opposition gegen Wöllner dahin brachte, ein Jahr Festungsarrest in Magdeburg zu erhalten, so als er seine eigne Lebensgeschichte hinterließ, in der er, wie Kawerau sagt, durch das Bestreben, die Schande von sich abzuwälzen, sich ein Denkmal seiner Schande errichtet hat.

Eine Bahrdt verwandte, nur durch stärkeren Cynismus und größeres Bech, aber auch durch bessere Selbsterkenntnis von ihm unterschiedene Natur war jener Magister Friedrich Christian Lauthard, welcher als gemeiner Soldat im preussischen Regiment Thadden die Muskete trug und nebenbei aufgeklärte Romane schrieb. Lauthard, dessen Kawerau am Schlusse seines Buches gedenkt, bezeichnet eine der äußersten Spitzen der verlieberlichten Freigeisterei, die mit der verlieberlichten Naturschwärmerei gewisser Stürmer und Dränger der Zeit nach wie den Resultaten nach zusammentraf. Ein geborner Pfälzer, der in Wiesen, Sena und Halle Mark, Halt und Habe im rohesten und wüstensten Studentenleben verpraßt hatte, den die äußerste Hilflosigkeit den preussischen Werbem

in die Hände trieb und an dem auch die für allmächtig gehaltene preussische Disziplin nichts zu bessern vermochte, nahm Lauckhard nicht bloß in der vielhändigen Erzählung seines Lebens und seiner Schicksale, die er „zur Warnung für Eltern und studirende Jünglinge“ niedergeschrieben haben wollte, sondern auch in den brutalen Romanen „Franz Wolfstein“ und „Leben und Thaten des Rheingrafen Karl Magnus“ die Maske des Mentors und Patrioten an, die ihm jämmerlich schlecht zu Gesichte stand. Bemerkenswert zu werden aber verdient, daß diese Bücher erst hervortraten und Leser fanden, als Schillers „Wallenstein“ und Goethe's „Hermann und Dorothea“ eben ihre Laufbahn begannen.

Im Vergleich mit Gestalten wie Bahrdt und Lauckhard, welche die Litteraturgeschichte des aufgeklärten Halle verunzieren, liegt ein gewisser blasser Glanz über der Erscheinung des am Ende des vorigen Jahrhunderts so gepriesenen, allgelesenen und gegenwärtig gänzlich vergessenen August Lafontaine. Auch Kawerau, ohne sich über die Mängel seiner Schriftstellerei zu täuschen, kann nicht umhin, ihm eine wärmere Teilnahme zu widmen als den vorangegangenen Erscheinungen. Er rühmt die persönliche Lebenswürdigkeit, hebt mit Recht hervor, daß man sich hüten müsse, „hinterher, nachdem die Litteraturgeschichte ihr Verdikt gefällt, die geistigen Qualitäten dieser vergessenen Modeschriftsteller allzugerung anzuschlagen. Auch in Lafontaines Massenproduktion steckte ohne Frage Talent, in seinen Erstlingswerken sogar eine ganz ansehnliche Summe, aber in seiner jahrlangen Vielschreiberei mußte allmählich das durch keine Selbstzucht gezügelte Talent elendiglich zu Grunde gehen. Es fehlte dem von Haus aus aufs glücklichste begabten Manne jeder künstlerische Ehrgeiz.“ Grade das hat dem Hallischen Romanschriftsteller seine großen Erfolge verschafft, daß sich natürliches Talent und die flachste Benutzung desselben in ihm verbanden, die „immer fertige Selbstgenügsamkeit, für die keine Fragen und keine Probleme mehr vorhanden sind,“ entspricht auch heute noch den Neigungen, den Les- und Lebensgewohnheiten des mittleren Publikums, und der Schriftsteller, der sich empfehlen will, kann das gar nicht zweckmäßiger thun, als indem er weder Ansprüche an sich selbst noch an das Publikum macht. Dem tiefem Zusammenhang der weichlichen oder rührseligen Romane Lafontaines mit der Aufklärung legt Kawerau mit Recht kulturgeschichtliche Bedeutung bei, weil man kaum irgendwo sonst die breiten Wirkungen des Rationalismus deutlicher erkennen kann. „Lafontaine ist durchaus ein Geistesverwandter Friedr. Nicolais, nur mit einem starken Zusatz von Sentimentalität, die dem mehr kritisch beanlagten Berliner Aufklärer fremd war. Beide, der Geistliche wie der Buchhändler, standen auf der äußersten Linken des Rationalismus, beider Geistesart genügte völlig eine natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth, ihr ganzes Christentum hatte sich in eine leichte Popularphilosophie mit moralischer Tendenz aufgelöst. Beider religiöse Bedürfnisse waren die denkbar bescheidensten;

mit der Annahme eines wohlgefinnten Gottes erschienen ihnen alle Widersprüche des Weltlaufs ausgeglichen, alle Unruhe des Herzens beschwichtigt. »Was bedarf ich, um glücklich zu sein? so fragt Lafontaine in seinem ersten Roman. Einen gesunden Magen, ein Haus, ein Kleid, ein Weib, einen Freund und Frieden mit mir selbst,« und er wird nicht müde, diese hausbackene Moral in allen seinen poetisch und religiös bettelarmen Romanen weitschweifig zu wiederholen.“

Leider gehen mit der Charakteristik dieses auf der Grenze des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts wirkamen Romanschriftstellers dem andern Titel seines Buches „Kulturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung“ entsprechend, die geistvoll belebten und lehrreichen Schilderungen Kaweraus zu Ende. Das weitere litterarische und poetische Leben in der alten Saalestadt findet keine Darstellung. In demselben Jahrzehnt, wo Lafontaine mit seinen gemächlichen Romanen das Herz selbst solcher Leserinnen gewann, wie Königin Luise, lebten einige der jugendlichen Romantiker in Halle und gaben sich Empfindungen, poetischen Plänen und litterarischen Studien hin, zu denen der wackere Feldprediger des Regiments Thadden nur den Kopf hätte schütteln können. In den ersten neunziger Jahren studierte Ludwig Tieck in Halle, wohin ihn das bescheidene Stück romantischer Natur gezogen hatte, das in den Waldinseln der Saale und einigen Felspartien bei Siebichenstein auch spätere Studentengeschlechter entzückt hat. Hier war es, wo er 1792 den düster phantastischen Erstlingsroman „Abdallah“ schrieb, wo er den verwandten Roman „William Lovell“ entwarf, hier wo er seine Cervantes- und Shakespearestudien begann, sein Vorlesefalent vor einem Kreise jugendlicher Genossen zuerst entfaltete und jenen persönlichen Zauber ausübte, der sein Leben hindurch ihm so viele poetisch gestimmte Naturen enger verband. In Halle erlebte Tieck jene Stimmungen innerster Verzweiflung und Trostlosigkeit, die mit der Poesie frischer Jugendlust in so grellem Widerspruch standen und von denen uns Köpkes Erinnerungen an Tieck meist mit dessen eignen Worten berichten. In Halle kehrten in den Anfängen wie im Ausgang der Romantik zahlreiche Dichter und Schriftsteller ein, die anfänglich noch zu einem Teil von des Musikers Reichardt Landstift in Siebichenstein angezogen wurden, später auch andre Anziehungspunkte fanden. Kurz vor der Katastrophe des preussischen Staates im Jahre 1806 wirkten Schleiernmacher (als Universitätsprediger) und der Norweger Henrik Steffens (als Professor der Mineralogie) in Halle, ein ganzer Kreis romantischer und romantisch angehauchter Poeten versammelten sich um sie, die beiden Brüder von Eichendorff, auch Varnhagen von Ense, der damals seine halbpoetische Periode hatte, waren in den Jahren 1805 und 1806 in Halle, die Saaleuniversität gehörte zu den deutschen Hochschulen, die den Romantikern besonders lieb waren. Achim von Arnim gab einem seiner phantastischsten Schauspiele den Titel: „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer.“ Nach

Halle zog sich dann um 1831 der greise Dichter der „Undine“ und des „Zauberlings“, der aus übergroßer Geltung in übergroße Geringschätzung und Vergeffenheit gefallene de la Motte Fouqué zurück und mußte dort freilich erleben, daß er als eine Art poetisch-litterarischer Don Quixote, als traurige Ruine einer längst vergangenen Zeit betrachtet wurde. In demselben Jahrzehnt, in welchem der alte Romantiker seine fadenscheinig gewordene Ritterlichkeit, seine künstliche Naivität und seine verblassende Phantasie an den Ufern der Saale spazieren führte, entstanden die „Hallischen Jahrbücher“ von Ruge und Echtermeyer, das kritische Organ der radikalen Jugend, ward von Halle aus die freiheitatmende Tendenzdichtung in allen Tonarten gepriesen und gefördert. Der Kreis, der sich um Arnold Ruge unmittelbar vereinigt hatte und der die Jahrbücher vorzugweise befehlte, erfuhr viele Jahre später in der Selbstbiographie Ruges „Aus früherer Zeit“, in den Erinnerungen von Ad. Stahl und anderen Schriften eine lebendige Charakteristik, und es würde nicht schwer sein, das Litteraturbild Halles in den letzten zwanziger und den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts mit einer ganzen Reihe von fesselnden Zügen auszustatten.

Da die 1814 nach den napoleonischen Gewaltmaßregeln neu hergestellte Universität einen mächtigen Aufschwung nahm, so hatte auch in diesem Zeitraum das gelehrte Halle einen bedeutenden Anteil am Litteraturleben, und eine Geschichtsentwicklung, in deren Anfang die Hallische Litteraturzeitung und in deren Ausgang die Hallischen Jahrbücher standen, hätte ganze Reihen hervorragender Universitätslehrer zu verzeichnen. An die Stelle zahlreicher früherer Zeitschriften, die in Halle erschienen, suchte nach der achtundvierziger Revolution das „Deutsche Museum“ zu treten, das zwar in Leipzig gedruckt und verlegt, aber in Halle von Robert Bruß redigiert wurde. Die poetischen Studentenvereinigungen, die der Hallischen Universität von Byra und Gleim an eigentümlich gewesen waren, setzten sich bis in die neueste Zeit fort, und noch im fünften Jahrzehnt sammelte sich eine solche, der u. a. Otto Roquette, Julius Groffe, August Förster, (der gegenwärtige Direktor des Wiener Hofburgtheaters) angehörten, um den lebenswürdigen, feinsinnigen Shakespeareforscher Julius Thümmel, der nachmals der Hochschule Jahrzehnte lang als Universitätsrichter und den geselligen Kreisen der Stadt als eine litterarisch und künstlerisch vielseitig gebildete Persönlichkeit treu blieb. Ein bleibendes poetisches Zeugnis der Bestrebungen dieses Kreises ist Otto Roquettes weitverbreitetes Märchen „Waldmeisters Brautfahrt“, während noch zwei Jahrzehnte später die reizenden „Träumereien an französischen Kaminen“ von Richard Veander erwiesen, daß der Hallische Boden der feinen Märchenpoesie fortdauernd günstig blieb. Neben den litterarischen Überlieferungen, die aus den Kreisen der Anakreoniker bis auf unsre Tage gelangten, wurden natürlich auch diejenigen weiter gebildet, die aus den Kreisen des Hallischen Waisenhauses und der mit ihm verbundenen Anstalten stammten. Litterarische Denkmale der

letzten Richtung waren unter andern Friedrich Ahlfelds „Erzählungen für das Volk“ und die Erzählungen von Marie Nathusius, die zuerst im Hallischen „Volkblatt für Stadt und Land“ hervortraten. Doch wir könnten lange fortfahren, Namen und Titel aufzuzählen, ohne damit die Fülle der litterarischen Erinnerungen und Beziehungen zu erschöpfen, die, an Halle angeknüpft, der Saalestadt den Ruhm bewahrten, ein vielseitig reges, geistiges Leben in sich zu fassen. Es möge, wenn das neunzehnte Jahrhundert zu Ende geht, das Litteraturleben Halles in demselben einen nicht minder kenntnisreichen, maßvollen und vortrefflichen Darsteller finden, als er dem Litteraturleben des Zeitalters der Aufklärung in Kaverau erwachsen ist.

Die genauere Kenntnis der lokalen Litteraturgeschichte und die Pflege derselben kann vielleicht den Erfolg haben, auch für den Zusammenhang der lokalen Gestalten und Erscheinungen mit dem großen Gange der Litteratur, für die Einsicht in die eigentümlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Landschaften und Städten neuen Anteil zu erwecken. Wohl ist eine Gefahr dabei unausbleiblich, die nämlich, daß die mobile Unterschätzung des wirklich ursprünglichen und lebendigen Talents, der eigentlichen Individualität, sich nach einer neuen Richtung hin geltend machen werde. Man darf einer gewissen Sorte von Forschern und Urteilern kaum glauben, daß bestimmte Örtlichkeiten, gesellige und andre Verhältnisse einer Stadt ihren Anteil an der Bildung und Geistesrichtung vorzüglicher Menschen gehabt haben, um sofort zu erfahren, daß die persönliche Vorzüglichkeit in den Augen dieser Leute zu etwas ganz Untergeordnetem wird. Aber das Vorhandensein solcher krankhaften Neigungen in der Gegenwart darf doch schließlich wohlberechtigte Bestrebungen nicht hindern, und so werden wir uns freuen, Bilder aus dem Litteraturleben auch andrer Städte zu erhalten, wenn sie annähernd so bedeutend und wohlausgeführt sind, wie die aus Halles Vergangenheit.



Unsre Zeit im Spiegel ihrer Kunst.

Betrachtungen bei Gelegenheit der Münchener Jubiläumsausstellung.

(Fortsetzung.)



ehen wir uns in sämtlichen Ausstellungen der drei letzten Jahre um, so finden wir nur ganz vereinzelt Historienbilder in diesem Sinne. Allerdings werden ja von Staat und Gemeinden in neuester Zeit nicht selten Historienbilder zur würdigen Ausschmückung festlicher Räume in Auftrag gegeben, die nicht zur Ausstellung gelangen können. Gewiß entstehen auch durch diese Anregung Werke,

die unsre eben ausgesprochenen Erwartungen rechtfertigen. Aber bestellte Kunst hat leicht etwas Absichtliches, Erdachtes statt des Freierfundenen, Genialgeschaffenen. Sie ist mehr Illustration zu einem gegebenen Stoffe, als eigne Dichtung nach freier Eingebung, mehr Arbeitsleistung als Kunstwerk. Nur dann wird der Künstler dieser Gefahr entgehen, wenn er durch den Auftrag nicht in eine Sphäre versetzt wird, die seinen sonstigen künstlerischen Konzeptionen fern liegt, wenn er Historienmaler von Beruf, nicht auf Bestellung ist.

Es ist ein wohl nicht zufälliges Zusammentreffen mit der gegen die einseitige klassische Schulbildung gerichteten Bewegung, daß die antike Geschichte von der Kunst unsrer Tage keinerlei Pflege findet. Mit der Kräftigung und Vertiefung unsers deutsch-christlichen Bewußtseins nimmt Verständnis und Interesse für das vorchristliche Altertum, soweit es nicht in Dichtung und Philosophie Unvergängliches geschaffen hat, ab. Hildebrands Lullia ist nicht Historie, sondern unwahre, wenn auch farbenprächtige Phantasie des Unmenschlichen; und Lisias dem Kaiser Maximian erscheinende Märtyrer sind Gespensterpuff, der den einen gruseln macht, den andern lächeln, aber eine künstlerische Wirkung nicht erzielen kann. Über der Darstellung von Alexanders Tod, eines Stoffes, der ebenso durch seine erschütternde Tragik wie durch seine weltgeschichtliche Bedeutung über den Rahmen der antiken Geschichte hinausragt, ist dem großen Historienmaler der Periode der Farben, der Kostüme und der Pose, Piloty, der Pinsel aus den vom Tode erfaßten Händen gefallen.

Aber auch das Mittelalter war in München nur mit Bildern vertreten, die wir schon von frühern Jahren kennen. Lindenschmidts Einzug Mariachs in Rom, wobei die jugendlich frischen, unverdorbenen germanischen Gestalten die höchste, reinste Frucht der unter ihrem Fußtritt zusammensinkenden alten, durch ihre Träger als abgelebt und kraftlos trefflich charakterisirten Welt, die Heiligthümer des christlichen Glaubens, in ihren Schutz nehmen, ist leider nicht befriedigend in der technischen Ausführung. Hermann Kaulbachs Krönung der heiligen Elisabeth durch Kaiser Friedrich ist trotz manches köstlichen Zuges im einzelnen und trotz malerischer Vorzüge doch als Ganzes zu steif feierlich, im Stoffe zu sehr eine Verherrlichung mittelalterlicher Romantik; es spricht nicht die Sprache unsrer thatenfrohen und realistischen Zeit, sondern verklungener Tage süß verschwommenen Klang, der das Herz nicht packt. Nicht weniger als fünfmal ist die heilige Elisabeth noch vertreten, deren Abschied von ihren Kindern beim Eintritt ins Kloster uns D. Friedrich schon im letzten Jahre ergreifend, wenn auch ohne der herben Thatsache durch Schilderung der idealen Seite mittelalterlicher Frömmigkeit etwas versöhnendes zu geben, gemalt hatte: einmal vom süßen Zauber der Romantik umflossen als lebendige Statue in einer Mauernische gemalt, von Engeln angebetet, im Augenblick des Rosenwunders (Luise Nag-Ehrler), dann als wirkliche Statue in Gyps (Senpei), als Statuette in Silber (St. Schwarz), daneben im kalkfarbigsten Freilicht

des modernsten Realismus entsehlchen Armen wie eine seelenlose Figur Brot verteilend (W. Volz), endlich im Tode in der kahlen Klosterzelle, umgeben von Nonnen und Armen (Jof. Flüggen). Nirgends erheben sich die Künstler zu einer von wirklichem Verständnis eingegebenen, lebendigen, individualisierenden Charakteristik. Unsre Zeit ist nicht die Zeit der Heiligen; in der hellbunfeln Dämmerung, in der die Heiligen zu Hause sind, ist es unsrer Zeit nicht heimlich, und in dem hellen Tageslichte, das wir lieben, können sie nicht leben.

An die Schwelle der Reformationszeit führt uns zuerst die wiederum schon vom letzten Jahre her bekannte, vor dem prächtigen Stadtprospekt von Konstanz zum Scheiterhaufen wandelnde Statue Hussens im Kezergewande, angeflucht von einigen Walbarbeitern, die Bündel dürres Holz gesammelt haben und in die Tiefe des Bildes zum Holzstoß marschiren, begleitet im Hintergrunde im feierlichem Aufzug von den Vertretern des Konzils — ein unerhöpfliches Thema seelischer Konflikte, irrender Leidenschaften, auf einander stoßender weltgeschichtlicher Gegensätze, dargestellt von Hellquist mit erschreckender Armut der Motive und Nüchternheit der Auffassung. Was die Reformationszeit selbst betrifft, diesen Höhepunkt deutscher Geschichte voll charakteristischer Gestalten, mächtiger Konflikte, aufleuchtenden seelischen Lebens, so haben sich nur E. Hildebrand und Stelzner mit den schon oft gemalten Genrebildern des in der Kurrende singenden Knaben Luther und des mit seiner Familie zur Laute singenden Reformators (die Bilder Hildebrands in Berlin ausgestellt) bis in den Vorhof gewagt, während Hugo Vogel, der uns zur Berliner Jubiläumsausstellung das mit großem geschichtlichem Sinn charakterisierte Bild von der Aufnahme französischer Refugiés durch den großen Kurfürsten, des schutzlosen, opferwilligen Idealismus durch die selbstbewußte, aber für des ersteren Hoheit empfängliche Kraft schenkte, uns die erste protestantische Abendmahlsfeier eines Herzogs mit seiner Familie und seinem Hofstaat mit all den aus gläubiger Zuversicht und bangem Schauer gemischten Gefühlen miterleben läßt. Ein Zeitbild von ergreifender Kraft der Gegensätze hat Albert Keller geschaffen; auf dem Holzstoß, an den Pfahl gebunden, in weißes Linnen gehüllt wie in ein Sterbekleid eine jugendliche weibliche Gestalt, frische Anmut und reinsten Unschuld in den geistesabwesenden Zügen. Die in tiefster Erregung sie umgebenden Gruppen empfinden teils inniges Mitleid, das sie auf uns übertragen, teils zeigen ihre Geberden, daß sie von leidenschaftlichem blinden Wahn befangen den kalten Richtern auf den hohen Stufen Recht geben, die hier eine Hege zu richten glauben.

Aus dem folgenden Zeitabschnitt erzählen nur Kriegsbilder, die wir mit denen aus den Befreiungskriegen und aus dem Jahre 1870 zusammenfassen können, da es sich bei ihnen allen um Historie im strengen Sinne nicht handelt. Der Künstler will die Leidenschaft des Kampfes oder das Malerische der Szene darstellen, wenn ihm nicht, wie bei Köchlings Berennung des um-

mauerten im Sonnenglanze liegenden Städtchens Besigheim durch übers Kohlfeld stürmende Landsknechte, die Soldaten nur als Staffage dienen, oder, wie bei Robert Haugs vortrefflichen kleinen Bildern aus den Befreiungskriegen, der Schwerpunkt des Interesses auf der Durchführung einer Stimmung durch Landschaft und Gefechtszene liegt, oder endlich der Zweck darin aufgeht, eine bestimmte Gefechtsituation festzuhalten, wie es L. Fuß in dem klar angeordneten „Kampf an der Eisenbahnbrücke bei Bazelles am 31. August 1870“ trefflich gelungen ist. Immerhin ist bemerkenswert, daß keines dieser Schlachtenbilder aus bloßer Freude an Krieg und Kriegsgeschrei, keines zu eitler Verherrlichung unseres Schlachtenruhmes gemalt ist. Solches ist unsrer friedliebenden Nation fremd; ein Vergleich zwischen der deutschen und französischen Schlachtenmalerei ist hier sehr lehrreich für die Völkerpsychologie. Zur Darstellung einer sittlichen Idee in geschichtlicher Episode erheben sich nur die zwei großen Gemälde von L. Herterich und Ph. Kocholl, das eine die Helbin von Lüneburg, die jugendliche Johanna Stegen, darstellend, wie sie, die Personifikation des mutigen Patriotismus, erregten Kriegern Patronen reicht, das andre den Unteroffizier Kaiser, wie er, selbst aus vielen Wunden blutend, seinen tödlich getroffenen Leutnant auf dem eignen Pserde, auf das er ihn gehoben hat, aus der Schlacht bringt, das Bild von der deutschen Mannentreue. Die beiden Bilder sind eines gewaltigen mächtig erhebenden Eindrucks bei jedem Beschauer gewiß, durch ihren Gehalt wie durch ihre Kunst Schöpfungen von unvergänglichem Werte.

In den weiten Hallen der Geschichte ist das Heiligtum für jedes Volk seine nationale Gegenwart. Glücklich das Volk, das in ihr Thaten, Großthaten verzeichnen kann, Heldengestalten vor Augen hat, in denen das Herz der ganzen Nation schlägt. Ihre Aufgabe für die Kunst, hier zur Prophetin zu werden, die ausgestaltet, was des Volkes Seele füllt, zur Priesterin, die heiliges Feuer pflegt; glücklich sie, wenn in der Wirklichkeit sich ihr Gestalten bieten, in denen sich die Ideale der Nation verkörpern, in deren Erleben sie der Gegenwart Geschichte darstellen kann. Die Bildhauerkunst hat hierin ihre Triumphe gefeiert. Schillings Niederwalder-, Siemerings Leipziger-, Körwalds Posener Kriegerdenkmal sind Beweise dafür. Bald wird ihr die alles zusammenfassende, großartigste Aufgabe gestellt werden in dem Nationaldenkmal für unsre beiden heimgegangenen Heldenkaiser. Die Malerei hat in den groß empfundenen Gemälden im Berliner Zeughaus und manchen anderen der großen Zeit, in der sie wirken darf, ihren Tribut bezahlt. Aber ist das alles, was wir von ihr fordern dürfen? Sollte wirklich selbst einer so realistisch geworden, das Freilich liebenden Kunst gegenüber, wie unsre Tage sie gezeitigt haben, das Wort aus den „Grübeleien eines Malers über seine Kunst“ seine Wahrheit behaupten, daß der patriotische Enthusiasmus wohl Lichterscheinungen im Leben der Völker bilde, zugleich aber dasjenige Hell Dunkel verscheuche, innerhalb dessen die künstlerische Phantasie sich mit der Erscheinungswelt auseinanderzusetzen liebe?

München zeigt uns den alten Fritz als den „König Überall“, wie er Arbeiter auf dem Felde beim Kartoffelausmachen überrascht (Robert Warthmüller), dann den großen König im herbstlichen Park von Sanssouci einsam lustwandelnd (Ph. Frank), die Königin Luise im Familienglück, wie ihre zwei Erstgeborenen als Knaben mit Kanonen spielen (Fritz Martin) oder wie ihr Liebling sich an die stillbeglückte Mutter schmiegt (Steingruppe von Eberlein), und im Nationalunglück, wie sie, schwer erkrankt, blaß und matt vor Kummer, aber still und wie verklärt durch ihre Ergebenheit, hart am Meeresufer durch trostlose Winteröde im offenen Reisewagen flüchtend von Königsberg nach Memel fährt (S. Heydeck). Von den großen Tagen, die wir selbst erlebt haben, erzählt kein Bild; nur ihre Helden sehen wir mit stolzer, nun so tief wehmütiger Freude in Lenbachs Bildnisammlung. Man möchte versucht sein, hierin ein Spiegelbild verfloßener Reichstagsmehrheiten zu erkennen, wenn dieses Vacat nicht mit dem Mangel an jeder Historienmalerei zusammenträfe, so daß es wohl auf dieselbe Ursache zurückzuführen ist.

Dieselbe Erscheinung finden wir endlich aber auch auf dem Gebiete religiöser Geschichte. Das Alte Testament scheint ganz verschlossen für unsre Maler, denn die fast ununterscheidbare Masse von ungezählten, unruhigen Köpfen und gestikulirenden Armen, zu der von einer Stufenhöhe herab eine ebenso unruhige, durch nichts charakterisirte Gestalt gestikulirt (Max Liebert), kann hier nichts beweisen, wenn auch der Katalog erklärt: Jeremias predigt gegen Hohepriester und Volk. Aber auch die neutestamentliche Geschichte ist nur vertreten, wobei ich ausdrücklich von den Andachtsbildern der „Madonnen“ und „heiligen Familien“ absehe, durch einen Christus als Jüngling, von Seligmann, der in der Zimmermannswerkstatt, von der Thüre aus unbemerkt durch Josef und Maria beobachtet, eine Schriftrolle in der Hand, vertieft in Gedanken, fast träumerisch, ja geistesabwesend festgebannt zu Boden starrt, eine Tempelreinigung von Kirchbach, auf der neben der großartigen Architektur und einigen gut charakterisirten erregten Juden die Hauptgestalt völlig machtlos in den Hintergrund tritt, eine Heilung von Thiersch, in der der Lahme und sein Glaube das Beste ist, das bekannte Abendmahl von Uhde, eine etwas farbenbunte Kreuztragung von Flügel, die mit viel ergreifender Lebendigkeit die Szene ausführt und nur im Gesichtsausdruck von Jesus selbst die geistige Beherrschung von Müdigkeit und Schmerz vermischen läßt, eine Kreuzabnahme von Krämer, die schön gruppiert und edel in der Wiedergabe des alle Gedanken der Beteiligten für sich in Anspruch nehmenden Eindrucks des Augenblickes ist, eine Grablegung von Friedrich Keller, von der ganz dasselbe gilt, und eine zweite von Biglhein, die hauptsächlich durch die Szenerie, die von Abendsschatten düster umflossenen Felsen wirkt, durch welche der Zeichenzug zur Grabeskammer geht. Noch ärmer waren die letzten drei Berliner Ausstellungen an religiöser Historie. Daß dieser Mangel nicht aus mangelndem Sinn für das Religiöse zu erklären ist, werden wir noch sehen.

Auch er fällt vielmehr der Scheu unsrer Maler vor geschichtlichen Stoffen zur Last.

In diesem Verhalten der Kunst liegt nun ohne Frage eine Kritik des Verhaltens unsrer Zeit zu den von ihr vernachlässigten Stoffen. Zunächst spiegelt sich hier wieder, wie unsre Geschichtswissenschaft zu sehr ins Einzelne verloren, zu sehr nur geschäftige Sammlerin von Gedächtnisstoff geworden ist, wie sie zu wenig die großen Gesichtspunkte, das unter der Flucht der Erscheinungen liegende Triebwerk der allgemein menschlichen Interessen, das menschlich Ergreifende und Bedeutsame ins Licht stellt, kurz, wie sie das Künstlerische bei ihrer staunenswerten gelehrten Arbeit vermissen läßt. Das Bild der Gegenwart aber trübt und beunruhigt das übermächtige Parteigetriebe, das vor nichts mehr zurückscheut, auch das Größte, auch das allen Gemeinsame hereinzerrt in das Parteiinteresse und beleuchtet mit dem flackernden Licht der Parteianschauungen, so, daß das Auge der Kunst keine festen Linien mehr findet, auf denen es ruhen kann, und das Herz nicht mehr, getragen von der Gesamtstimmung, zu ungehemmter Begeisterung sich aufschwingen darf. Die religiöse Historie endlich leidet unter der kritischen Arbeit der geschichtlichen Forschung, die im vollen Fluß befandlich die festen Umrisse der Einzeltatsachen verflüchtigt und die Unbefangenheit gegenüber dem Stoffe stört, solange man ihn nur geschichtlich betrachtet, während es noch nicht gelungen ist, gegenüber der vor allem nach Realitäten fragenden Zeitrichtung die Geister für die Hingebung an die von jeder geschichtlichen Forschung unabhängigen ewigen Wahrheiten und geistigen Tatsachen, die in den biblischen Erzählungen verkörpert sind, zu gewinnen.

Weidet nun unter dem allen die Kunst als Kind ihrer Zeit mit, so ist es dennoch offen zu beklagen, daß sie nicht an ihrem Teil in höherem Maße sich berufen fühlt, ungeachtet all dieser ungünstigen Umstände die Geschichte als ein ihr mit vertrautes Quellgebiet aller menschlichen Ideale zu pflegen und sich dazu in ernster, geistiger Arbeit zu rüsten, so wie es in ihrer Weise Lessing und Kaulbach thaten. Bei der ausschließlichen Beachtung des gegenwärtig Wirklichen und individuell Ausgeprägten droht der Gesichtskreis sich zu verengen, das Ich mit seinem Selbsterlebten sich alleingeltend hervorzudrängen, das Kleine, das Alltägliche sich als groß und wichtig breit zu machen. Die Kunst, der ein geschärftes Auge und ein großes Herz geschenkt ist, ist in erster Linie dazu berufen, statt selbst in diesen Fehler zu verfallen, ihre Zeit davor zu schützen und aus den Engen des Subjektivismus immer wieder hinauszuhoben in das Objektive der Weltgeschichte und der in ihr sich verkörpernden Wahrheiten.

Senfens der Geschichte liegt die Sage, liegt der Mythos, bereinst das gelobte Land der Kunst. Nach allem Gesagten kann es nicht überraschen, daß noch seltener und mit noch weniger Glück unsre heutige Kunst sich in jene

Gebiete versteigt. Die antiken Götter und Helden, schon wegen ihrer Fremdartigkeit, wie wir sahen, fast verschollen, leben fast nur noch in der Bildnerei. Aber man darf wohl zweifeln, ob diese Sirenen, Arethusen, Andromeden, Psyche, Venere's von den Künstlern mit einem andern Interesse als dem, den weiblichen Körper fehlerlos darzustellen, geschaffen werden. Nicht weit darüber hinausführen der gefesselte Prometheus, der verwundete Philoktet, der sterbende Achilles (von Bauer, Raachreiner, Herter). Am sinnigsten und bedeutendsten sind vielleicht die zwei Gruppen von Eberlein und von W. Voß: eine Psyche, die von Amor in den Olymp eingeführt wird, und ein Dädalos mit der Leiche des Ikaros im Schoße. Dort ist die halb schene, halb selige Empfindung des Menschen gegenüber dem sich ihm erschließenden reinen Glück, hier das Gefühl, daß die Überhebung der Menschenkraft zur Verstörung der schönsten Hoffnungen führt, tief und ergreifend zum Ausdruck gebracht. Mit Recht aber fragt man sich: Warum greifen unsere Künstler nicht einmal mit kühner Hand hinein in die reiche Welt der germanischen Mythologie, der altheutschen Sage, diese Gestalten aus der Götterdämmerung zu neuem Leben zurückzurufen*), in denen wir Fleisch von unserem Fleisch erkennen, in denen die deutsche Volksseele schlummert, die unsrer Zeit in Dichtung und Forschung wieder nahe gebracht sind. Sollten sie nicht geeigneter sein, diejenigen Ideale und diejenigen Konflikte zum plastischen Ausdruck zu bringen, die uns bewegen, als alle Götter Griechenlands?

Noch weniger will es unsrer Kunst gelingen, in freier Erfindung idealen Gegenständen eine Verkörperung zu schaffen, die uns nicht entweder ein Rätsel stellt, dessen Lösung wir erst im Katalog suchen müssen, oder nur wie ein lebendes Bild erscheint. Die Versuche sind so zahm, so mühsam, so gesucht, daß wir ihre geringe Zahl nicht beklagen. Eine glänzende Ausnahme hiervon macht die mit genialer Behandlung der Körperformen erfundene Gruppe von Wegas, in der der elektrische Funke versinnbildlicht ist in einem Fuß und die Flüchtigkeit wie die elektrisierende Kraft des Funkens in der Stellung des Liebespaares zu vortrefflichem Ausdruck gebracht ist. Aber auch hier fragen wir billig: Wird der Künstler noch erscheinen unter dem „Volk der Denker,“ dem es gegeben sein wird, den höchsten Gedanken, den gewaltigsten seelischen Zuständen, den mächtigsten Idealen des Menschengesistes eine zutreffende Gestalt in Fleisch und Blut zu verleihen mit dem Tiefinn und der Gestaltungskraft, für die uns Michel Angelo das Ideal ist? Daß er noch nicht erschienen ist, daß unsre Zeit nicht einmal einen Vorläufer, der sein Erscheinen verheißt, aufzuweisen hat, daran erkennen wir, daß die Zeit noch nicht erfüllt ist. Sie ist zu zerfahren, zu zerplittert, zu wenig vertieft, zu sehr von der Einzel-

*) Ein Glück, daß sie es nicht thun. Diese Gestalten gehören so wenig in die bildende Kunst, wie auf die Bühne, denn sie sind zum guten Teil unplastisch, nicht wie die Gestalten der griechischen Mythologie zum vollen Anthropomorphismus durchgedrungen, und sind daher nur für die Phantastie, nicht für das Auge möglich. D. Med.

wirklichkeit und ihren Erscheinungsformen festgehalten, zu sehr mit der praktischen Ordnung des wirklichen Lebens beschäftigt, um sich in jene Höhen zu schwingen, wohin nur gesammelte Kraft trägt, und sich darein zu versenken, wo dem alles zu verschwimmen droht und vor den Augen schwindelt, dessen Auge bisher immer ruhte an dem, was die Hände greifen können.

Am ernstesten, will mir scheinen, wird gesucht nach dem geeignetsten Ausdruck für unsre religiösen Wahrheiten und Erlebnisse. Die gegebenen Verkörperungen dafür sind da, die Hauptereignisse des Lebens Jesu. Wir deuteten die Schwierigkeiten an, die sich der Kunst zur Zeit bei der Verwendung derselben entgegenstellen. Wir sehen, wie sie sich bemüht, für Jesus selbst einen, wie sie hofft, treffenderen Typus, als den überlieferten, zu finden. Ohne Zweifel ein vergebliches Bemühen. Denn die Religion ist konservativ in den Formen, solange irgend darin ihr Leben zum Ausdruck kommen kann. Und jene Künstler, die an Stelle der harmonischen, einen höheren Frieden und eine über das Menschlich-Individuelle erhobene Verklärung an sich tragenden Züge des überkommenen Christusbildes einen hageren, abgekehrten, weltflüchtigen Mönchstypus mit Anlage zum Fanatiker setzen wollen, werden nicht behaupten können, daß der hergebrachte Christustypus wirklich zur Darstellung des in der Gestalt Jesu für uns verkörperten Menschheitsideals oder aller jener menschlichen Stimmungen, deren wir ihn fähig wissen und die wir in jener idealen Abklärung in ihm zum Ausdruck bringen möchten, ungeeignet sei. Für die religiöse Andachtsstimmung, für welche Einzeldarstellungen aus dem Leben Jesu ein nicht genügend konzentrierter Ausdruck schienen, hat das Mittelalter neben den Bildern des Gekreuzigten die Darstellung der heiligen Familie ausgebildet. In München sah man derer sieben neben nur einem *Eccos homo*. Aber keines dieser Bilder atmet Andacht. An ihrer keinem wird sich christliche Frömmigkeit entzünden können. Die eigenartigsten, die mit dem tiefsten Ernst erdormen sind, verdanken wir G. Max und von Uhde. Wenn aber Max seine Madonna nur als Altarbild, vor dem er brennende Kerzen und wächserne Weihgeschenke malt, darzustellen wagt, so bekennt er damit, daß die Madonna, als dem Glauben gegenwärtige Wirklichkeit, wie sie die alten katholischen Maler auffaßten, für ihn nicht mehr faßbar ist, sondern nur als wunderwirkendes Bild. Und wenn anderseits Uhde die Mutter Jesu nur als ein armes Bauernweib, also nicht als Andachts-, sondern als Gesichtsbild, wenn auch nach seiner Art in modernster Verkleidung, wiederzugeben vermag, so giebt er zu verstehen, daß er, echt protestantisch, die Verkörperungen unsers religiösen Glaubens nur in der Form der Geschichte zu fassen im Stande ist. Weides giebt zu denken, wie es seinerseits auf ernstem Denken beruht und keineswegs das leichte achselzuckende Absprechen über Absonderlichkeiten verdient, das sich vor diesen beiden merkwürdigen und, wie mich dünkt, in ihrer Art tiefbedeutenden Bildern dem rasch Vorübergehenden nahe legt. So spiegelt unsre Kunst das ernste Suchen unsrer

Zeit auf dem Gebiete des religiösen Lebens in diesen Andachtsbilde, wie in den früher genannten religiösen Geschichtsbildern und in den nicht minder eigenartigen, hier leider nicht näher zu verfolgenden Versuchen, Christus als die Verkörperung der gegenwärtigen Liebe Gottes mitten hineinzustellen in dem heutigen Leben entnommene Szenen, überzeugend wieder; zugleich freilich die Thatsache, daß alles noch Taster ist, ohne Zweifel, weil das historische und das psychologische Interesse das eigentlich religiöse noch zu sehr überwiegt.

(Schluß folgt.)



Aus Osterreich.



ie Tagespresse ist eine zweischneidige Waffe," und: „Man kann scheinbar mit großer Rücksichtslosigkeit über die eignen Schwächen aburteilen, und es doch sehr übel vermerken, wenn ein andrer glaubt, denselben Ton anschlagen zu dürfen.“ Das sind zwei Wahrheiten, die jedermann anerkennen wird, und als dritte könnte hinzugefügt werden, daß sie jedermann jeden Augenblick vergift. Der jüngste Federkrieg zwischen Pest, Wien und Berlin hat das wieder bewiesen, der ein wenig an das Triangelbueell in einem englischen komischen Roman erinnerte, und dem wir in den Kronländern, obwohl nach Wien gravitrend, gewissermaßen als Unparteiische beigewohnt haben. Denn wir lassen uns den Glauben an den Bestand des Bündnisses mit Deutschland nicht durch eine noch so hitzige Pressefehde erschüttern, weil es zugleich eine politische Notwendigkeit und die Befriedigung der Wünsche der Deutschösterreicher ist; und wir halten dafür, daß, mag auch der Streit mutwillig vom Zaune gebrochen worden sein, es gar nicht schadet, wenn dann und wann in der Hitze des Gefechts Wahrheiten herausgesprudelt werden, die man sonst aus Schonung zurückgehalten hätte. So dürften in diesen Tagen über die Ersprießlichkeit intimer Beziehungen zur Presse an manchen Orten Betrachtungen angestellt worden sein.

Wenn die Zeitungen zornig werden, so nennen sie sich gegenseitig „offiziös“, das ist der Ausdruck der höchsten Verachtung. Aber es ist nicht jeder frei, der der Ketten der andern spottet! Daß grimmige Oppositionsblätter durch Hintertüren den Weg in die Ministerialbureaux oder die Hofämter zu finden wissen, kommt wahrscheinlich überall vor, und nicht nur Staatsregierungen halten sich offiziöse Organe, auch Korporationen und Personen in den verschiedensten Schichten, Banken, Eisenbahngesellschaften, Abgeordnete, Bürgermeister, große

und kleine Herren. Für viele gehört, wie es scheint, zum Morgenkaffee außer der Zigarre auch der eigne Name in Druckerschwärze, und dieser Genuß muß durch kleine Gefälligkeiten erkaufte werden. Man läßt die Redakteure zu sich ein und läßt es sich gefallen, von ihnen an öffentlichen Orten vertraulich begrüßt zu werden, und dafür entschädigt man sich im Kreise der Standesgenossen durch Klagen über die Zubringlichkeit des „Federviehs“, mit dem man sich leider bei diesen Zeiten gut stellen müsse u. s. w. Doch ist damit nicht immer die Sache abgethan. Solche sozusagen freundschaftliche Beziehungen können gefährlicher werden, als die geschäftsmäßig geregelten mit Soll und Haben, Saldo mir und Saldo dir. Ein Staatsmann hat das Recht zu sagen: „Ich bin nur für das verantwortlich, was in amtlicher Form auftritt.“ Wie aber will der Privatmann die Frage beantworten, weshalb er gerade dieses oder jenes Journal mit seinem Vertrauen beehre, dessen politische Färbung ihm doch bekannt sein müsse? Kann er den Verdacht abwehren, daß die Übereinstimmung mit der politischen Haltung des Blattes seine Wahl bestimmt habe? Und daraus können allerdings sehr lästige Folgerungen gezogen werden.

Was den Anstifter des ganzen Lärms betrifft, so hat er augenscheinlich nur von sich reden machen wollen, und es ist verständlich, daß seine magyarischen Kollegen entrüstet ausrufen: „Was geht es uns an, wenn das deutsche Organ der Budapester Börse sich wichtig macht?“ Nur werden sie gut thun, dafür zu sorgen, daß die ungarischen Abgeordneten und Delegirten in Zukunft sich nicht mehr der sinken Feder des Herrn Max Falk für ihre Staatschriften bedienen, damit kein Zweifel an der Aufrichtigkeit der in ihren Adressen und Referaten ausgesprochenen Überzeugungen entstehen kann. Bei dieser Gelegenheit wurde auch mit Bedauern bemerkt, daß die magyarisch geschriebenen ungarischen Blätter in Berlin nicht gelesen würden. Das ist in der That zu bedauern, aber in dieses Schicksal müssen sich kleine Nationen finden. Wenn heute noch die Verkehrssprache in Ungarn die lateinische wäre, würden wir, ich meine, wir nächsten Nachbarn, ohne Frage über dortige Verhältnisse uns leichter orientiren können, während jetzt thatsächlich schon für uns hinter der Mur und Peitha und den kleinen Karpathen eine fremde Welt liegt. Unfre Kinder werden allerdings, um in Österreich noch geduldet zu werden, wahrscheinlich ein halbes Duzend Sprachen erlernen müssen, die außerhalb Österreichs von niemand verstanden werden, und ihnen wird es auf eine mehr nicht ankommen, überdies eine, die wenigstens den Zugang zu einer Litteratur öffnet. Auf das jetzige Geschlecht ist aber schwerlich noch zu rechnen. Es wird sogar behauptet, daß nicht einmal alle Minister sich geläufig im Slovenischen ausdrücken könnten, ein Mißstand, der wohl demnächst zum Gegenstande einer Interpellation gemacht werden wird. An die Minister anderer Staaten werden nicht so große Anforderungen gestellt, ihre Muttersprache und Französisch genügen in der Regel, bemüht sich ein Gesandter, die Sprache des Landes, in dem er accreditirt ist,

zu lernen, so wird ihm das hoch angerechnet. Aber Osterreich hat keine Sprache, darf keine haben, bei dem bloßen Worte Staatsprache verfallen ganze Nationalitäten in Krämpfe. Da ist es wohl für einen Diplomaten sehr schwer, seine Kenntnis der verschiedenen öffentlichen Meinungen aus den Quellen zu schöpfen, er müßte denn mit dem zufrieden sein, was ihm vom Minister des Auswärtigen und in den Salons erzählt wird. Das soll vorkommen. Sonst sieht er sich auf den Scharfblick und die Gewissenhaftigkeit von Übersetzern angewiesen, die selbst nur wiedergeben können, was die Zeitungen zu sagen gutfinden.

Und welche Klust gähnt oft zwischen den Ansichten des Volkes und der Sprache seiner freiwilligen Vertreter, der Zeitungen! Unter uns Provinz-bewohnern giebt es gar viele, die mit den verbreitetsten Wiener Blättern nicht im mindesten einverstanden sind, obgleich diese die Sache der Deutschösterreicher zu führen versichern. Heute handelt es sich nur um ihr Verhalten gegenüber dem Deutschen Reiche. Es wäre unrecht, zu sagen, daß demselben nicht vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet werde. Was die Berliner Fortschrittshelden in der Kammer oder in den Zeitungen zum Besten geben, bleibt uns nicht verborgen, es müßte denn die Frechheit und Lücke so groß sein, daß österreichische Leser an der Partei irre werden könnten, welche angeblich allein noch das „Ideal“ hochhält. Zur Zeit der Wahlen wird uns so beweglich über das Kartell und die verabscheuungswürdigen Landräte vorgepredigt, als ob das Heil Osterreich-Ungarns davon abhinge, daß irgendwo in Ostpreußen oder Westfalen ein Freisinniger über einen Freikonservativen siegt. Und wenn ein — „Börsencourier“ (der in der „Koullisse“ wohl für den zweitem Paul-Louis Courier gehalten werden mag) bei seinem gewiß anstrengenden Berufe, die neuesten Nachrichten über „Lieb“ und „Kontermine“ zu verbreiten, noch Muße zu Betrachtungen über hohe Politik erübrigt, so werden Post und Telegraph in Anspruch genommen, damit wir seine Aussprüche noch warm und ausführlich erhalten. Auch über das Schaffen der Herren Blumenthal und Lindau und der andern großen Dichter an der Spree sind wir stets aufs genaueste unterrichtet, und die Eröffnung eines „Lessing-Theaters“ verschafft uns die Beruhigung, daß Lessing nicht umsonst gelebt hat. Aber damit sind wir auch abgefertigt. Das Nichtpolitische wird vom Standpunkte des Theater- und Kaffeehaus-Besuchers behandelt, der von der Wissenschaft, von der nicht nach der Elle ausgeschrittenen Litteratur, von der ernsten Kunst nur dann Notiz nimmt, wenn sie durch irgendwelche persönliche Beziehung interessant gemacht werden. Und die Politik wird durch die Brille von Richter u. Comp. angesehen. Was Bismarck gethan hat, läßt sich nicht in Bausch und Bogen verwerfen, z. B. die Stiftung des mitteleuropäischen Bundes, aber alles, was er thut, ist zum Unheil. Sogar Windhorst und Bebel werden von den erbitterten Feinden aller Kirchlichkeit und den begeistertsten Verehrern des

mobilen Kapitals, zu Gnaden angenommen, wenn sie dazu beitragen; den Ministern das Leben sauer zu machen. Und dann wundert man sich noch, daß die Nationalgefinnten in Deutschland von der deutsch-österreichischen Presse nicht entzückt sind! Wenn wir Provinzler unser Mißfallen über sie zu erkennen geben, geht man mit geringschätzigem Schweigen darüber hinweg; kommen die Urteile aus dem Auslande, so wird wenigstens nach einer Beschönigung gesucht. Das ist das Gute an dem Handel.

Denken wir um dreißig Jahre zurück, so sehen wir vollständige Ausrottung des österreichischen Staatsgedankens durch die Politik, die nicht nur das „Vierzigmillionenreich“ auf neuen, unerschütterlichen Grundlagen aufgebaut, sondern auch ganz Deutschland in seine Machtphäre gezwungen zu haben glaubte. Jedermann kennt die Stimmung, nur die Regierung nicht, die in ihrem Stolge auf den Sieg von Olmütz, auf das Konkordat, auf die entfernte Teilnahme am Kriege gegen Rußland alle Zeichen verachtet. Das ändert sich mit der Einberufung eines Parlamentes, aber keineswegs mit einem Schlage. In allen nichtdeutschen Nationen wird der Gedanke des Föderalismus verbreitet, und die Alpenländer fordern mit Nachdruck wenigstens „Autonomie“; daß die Böhmen von der sächsischen Grenze sich sofort zum Zentralismus bekehren, ist der Verdienst ihrer ungeberdigen Landesgenossen. Und nun wiederholt sich immer dasselbe Schauspiel. Diese zentralistische Partei, von juristisch gebildeten, schlagfertigen Rednern organisiert und diszipliniert, erklärt die österreichische Gefinnung für ihren ausschließlichen Besitz. Jede neue Wahl bringt neue Männer in das Haus, die dem Willen ihrer Wähler gemäß eine entschiednere Betonung des Deutschtums in ihr Programm aufgenommen haben; dafür werden sie mit größerer Erbitterung als Tschechen und Konsorten bekämpft, zurückgedrängt — außer wenn man ihrer entschlossenen Thätigkeit bedarf, wie bei dem Ansturme gegen Belcredi und Hohenwart — und zersprengt; die nicht unterworfenen Reste schließen sich an den nächsten neuen Schub an, und das Spiel beginnt von neuem. Die alte Partei bleibt immer siegreich, wie dazumal Alexander Bach; wie er von seinen Bezirkshauptleuten, empfängt sie von getreuen Vereinen und Zeitungskorrespondenten Stimmungsberichte, ignoriert die nichtgünstigen und den stillen Abfall der Überdrüssigen, die allmähliche Abwendung der Welt von dem Glauben an die Allgewalt des Parlamentarismus. Einer von den Führern ließ sich wohl neulich das Geständnis entschlipfen, daß, wer den Schuh trägt, am besten wisse, wo er ihn drückt, oder auf deutsch, daß Fabrikanten und Häusler nicht berufen werden sollten, bäuerliche Angelegenheiten zu ordnen. Allein das war so wenig ernst gemeint, wie die sehr verständigen Zeitungsartikel über den Ruin Frankreichs durch die konsequente Anwendung des parlamentarischen Wesens. Morgen sind doch wieder die Advokaten, Parlamentarier von Beruf und Journalisten diejenigen, die alles verstehen, daher über alles zu beschreiben haben.



Weihnachtsfest in einem Pfarrhause.

Don K. Sudde.



och oben in Bendshyffel, hart an der Nordsee, lag ein Pfarrhaus und wartete auf das Weihnachtsfest. Aber der Himmel sah gar nicht so milde drein, wie er es wohl früher gethan hatte. Es war nämlich eine ganze Reihe von Jahren vergangen, die verschiedene Veränderungen mit sich gebracht hatten.

Das Pfarrhaus lag am Fuße eines Hügels, ein wenig höher als seine Umgebung, wie es sich für ein Pfarrhaus geziemt. Der Hügel lag westlich vom Pfarrhause und schützte es gegen den Westwind, daher war in der Nähe des Hauses alles frisch und grün, während ringsumher Blüten und Blätter in dem scharfen Winde verdorrten. Nach Osten zu erstreckte sich die braune Haide, die nur in weiter Ferne am Horizonte von Dörfern, Höfen und Häusern begrenzt wurde, während sich in geringer Entfernung südlich das lange, zerstreut gebaute Dorf hinzog. Aber oben, auf dem breiten Rücken des Hügels, ragte die Kirche empor, die in meilenweisem Umkreise vom Lande und von der See aus sichtbar war. Zu ihren Füßen lag der Kirchhof und nach Westen zu hinter dem Kamm des Hügels breiteten sich grüne Wiesen, unterbrochen von Haide Strecken, bis an die grauen Dünen aus, hinter denen die Nordsee ihre Wogen dahinrollte, bis sie an den Himmel stieß und mit ihm verschmolz.

Unten im Schutze des Hügels grünte der Stolz des Pfarrers, die jungen Bäume, die er selber gepflanzt hatte, denn er war ein Mann, der sich darauf verstand, zu pflanzen und das Gepflanzte zum Wachstum zu bringen. Es war Kraft in ihm und er besaß den Mut, sie zu gebrauchen, das hatten die alten, ernsten Männer unten im Dorfe vom ersten Augenblick an begriffen, als er, jung an Jahren, aber von Gestalt und Antlitz ein Mann zum erstenmale vor ihnen gestanden und mit seiner wohltonenden Stimme neues Leben in ihre alte Kirche gebracht hatte.

Es geht einem durch Mark und Bein, wenn unser Pfarrer redet! hatten sie zu einander gesagt und dazu gemeint: Er ist ein stattlicher Mann! Und sie hatten willig ihre grauen Häupter vor dem jungen Pfarrer entblößt, und aus den Gemeinden ringsumher waren die Leute herbeigekommen und hatten die Kirche gefüllt, so daß kein Platz mehr drin war.

Hier ist schon mancher Strauch gepflanzt, doch hat nichts fortkommen wollen, sagten sie, als er das erste Reis in die Erde steckte. Aber der Pfarrer fügte ein Reis nach dem andern hinzu, und er hatte eine glückliche Hand.

Was unser Pfarrer pflanzt, das gedeiht, sagten sie zu einander und nickten abermals; auf seinem Thun ruht Segen. Und vertrauensvoll legten sie die Angelegenheiten ihrer Gemeinde in seine Hand, und es kam eine Ordnung hinein, wie sie es nie zuvor gekannt hatten. Es wurde nichts unternommen, ohne zuvor den Rath des Pfarrers einzuholen, und sein Urtheil war stets entscheidend.

Er hatte von Hause aus Anlage, ein herrschsüchtiger Charakter zu werden, und die Verhältnisse förderten diese Anlage. Ehrlich und rechtschaffen war er, gottesfürchtig und gewissenhaft in seinem Berufe, aber er sah aus wie ein Mann, dem man nicht widersprechen dürfe, und das versuchte auch niemand. Wenn er aber mit seiner Arbeit fertig war, dann schlug er seinen Lieblingsweg zu den jungen Baumanlagen ein, und zwar vorzugsweise gern zu denen, die er zuerst gepflanzt hatte, die waren von Anfang an wie eine Vorbedeutung für ihn gewesen, und das waren sie auch noch.

Die Pfarrerin begleitete ihn oft, denn ihre Blumen wuchsen im Schutze seiner Bäume. Und ihr rundes, sanftes Antlitz strahlte, wenn sie an seiner Seite dahinging, ihr Lächeln war eine Ergänzung seiner sichern Bestimmtheit, es milderte sie.

Wenn der Pfarrer einem Kinde auf dem Wege begegnete und es durch ein aufmunterndes Wort erfreuen wollte, dann stand das kleine Wesen verlegen da und spielte an seinen Fingern, und es atmete erleichtert auf, wenn er weiter ging. Erblickte dagegen dasselbe Kind von weitem die Pfarrerin, so stürzte es ihr mit glücklichem Lächeln entgegen und ruhte nicht, bis es sie am Kleide halten durfte. Und seine Braut in der ganzen Gemeinde wollte Hochzeit machen, ohne daß die Pfarrerin sie selber geschmückt, ihr die Brautkrone aufs Haupt gesetzt und einen mütterlichen Kuß auf die Stirn gedrückt hatte, das gehörte dazu, wie der Segen des Pfarrers selbst.

So blühten die lieblichen Blumen der Pfarrerin im Schatten der stolz aufragenden Bäume des Pfarrers, und die Jahre vergingen, das eine brachte neues und das andre machte das neue alt.

Das eine Jahr brachte einen kleinen Knaben, das andre ein kleines Mädchen. Der Knabe hieß Fritz, das Mädchen Lise, und sie waren beide neu im Pfarrhause, bis sie älter wurden und überall durch Dick und Dünn herumtrippeln konnten, in Haus und Hof, in Garten und Stall.

Dadurch wurden sie mit jedem Tage klüger, aber nicht immer reiner. Die Mutter schlug mehr als einmal die Hände zusammen voll Entsetzen und Verwunderung darüber, daß gerade sie unter allen Müttern der Welt zwei so kleine Schmutzfinken bekommen hatte. Da setzte es denn erst tüchtig Schelte, darauf folgte ein herzhafter Kuß, und schließlich waren sie drei doppelt vergnügt mit einander. Wenn dagegen der Vater sie nur mit einem ernsten, vorwurfsvollen Blick anschaute, dann war ihnen noch lange nachher sehr bellommen ums Herz, Fritz noch mehr als Lise, denn sie war nicht so weit als er und besaß nicht seine Erfahrung. Sie war noch nicht in der Kirche gewesen, wenn der Vater predigte, Fritz aber war an der Hand der Mutter schon darin gewesen.

Mit heiliger Scheu hatte er in der tiefen Stille, die dort herrschte, Platz genommen. Er hatte den Vater feierlich und ernst vor den Altar treten und alle Menschen sich ehrfürchtvoll erheben sehen, wenn der Vater zu ihnen sprach. Er hatte seine klangvolle Stimme von der Kanzel herab vernommen und ge-

sehen, wie aller Augen sich ihm aufmerksam zuwandten, und es war ihm gewesen, als erblickte er in der Gestalt des Vaters einen Schimmer des lebendigen Gottes, von dem derselbe rebete. Und als er nach Hause gekommen war, hatte er dageessen und den Vater angeschaut und gemeint, er sei so groß geworden, wie nie zuvor. Einen Augenblick hatte er die größte Lust gehabt, zu ihm hinzutreten, seine Hand zu ergreifen und sich demütig an ihn anzuschmiegen; aber der Vater war mit seinem bestimmten Gesicht im Zimmer auf- und niedergegangen, als sei nicht das geringste Außergewöhnliche vorgefallen, und da hatte Fritz es nicht zu thun gewagt. Von dem Augenblick an empfand er in seinem Herzen eine Ehrfurcht vor dem Vater wie vor niemand auf der Welt, aber es war etwas erdrückendes bei dem Gefühl, und das machte ihn scheu und unsicher, sobald ihn der Vater anschaute. Weit sicherer war ihm zu Sinn, wenn er sich neben die Mutter setzte und seinen Kopf an ihrer Brust barg.

Aber am fröhlichsten waren Fritz und Bise doch, wenn sie sich draußen tummeln konnten, dort wo die weite Haide ihnen nach allen Himmelsrichtungen hin Freiheit und Leben zuwinkte. Dort jezte der Hase im Sprunge über Haideborn und Borisch, die Libelle huschte über das blühende Haidekraut, die Heuschrecken zirpten, und der Ribiß schrie sein Kiwit, Kiwit. Im Frühling waren dort Nester und Vogeleier, flügge gewordene Junge im Frühsommer, und wenn der Herbst nahte, so viel Blaubeeren, wie das Herz nur begehrte. Das allerbeste aber war doch die „graue Kuh“, die mitten in der Haide stand. Duer durch die Haide schlängelte sich ein kleiner Bach mit einem schmalen Streifen Wiesenland zu beiden Seiten. Dort, wie überall in der Haide, wo es etwas zu grasen gab, weideten die Schafe des Dorfes unter Aufsicht der Knaben und Mädchen. Von Süden und Norden, von Osten und Westen knallten Peitschen, erschallte fröhliches Rufen. Den Mittelpunkt dieses Treibens aber bildete ein moosüberwuchertes Stein, und das war „die graue Kuh“. Dort spielten und scherzten die Knaben und Mädchen, dort zündeten sie rauchende Feuer an und brieten Kartoffeln, die sie zu ihrem spärlich mit Butter bestrichenen Brode verzehrten. Dort herrschte Freiheit und Frohsinn, und dort lernten Fritz und Bise, wie herrlich eine halbgare Kartoffel und ein Stück trocknen Brodes in freier Luft munden.

Aber das Beste bei der „grauen Kuh“ war Otto Blem. Ganz an der entgegengesetzten Seite der Haide lag noch eine Kirche, und zu dieser gehörten ebenfalls ein Dorf und ein Pfarrer. Und der Pfarrer hatte auch einen Sohn, und das war Otto Blem. Er war mehrere Jahre älter als Fritz, groß und stark, mit ledem Gesicht und ein freiheitsliebender Bursche. Er war auch sehr begabt und konnte vielerlei. Er kannte alle Spiele, die es nur gab und alle möglichen Kunststücke, auch die unglaublichsten. Fritz und Bise liebten ihn über alle Maßen, und es war ein Jubel, wenn sie einander bei der „grauen Kuh“ begegneten. Dann übernahm Otto die Führung, und damit waren sie alle einverstanden, denn niemand war so stark und behende wie er, und stets war er bereit, andern zu helfen und sie Dinge zu lehren, die ihnen im Leben Nutzen und Freude gewähren konnten. Deshalb war es stets am schönsten bei der „grauen Kuh“, wenn Otto Blem da war.

Aber auf den Sommer folgte der Winter, und zwar kein wankelmütiger, grauer, langweiliger Winter, der nicht weiß, ob er lachen oder weinen soll, sondern ein echter Winter mit scharfem Frost, mit weißem, glitzerndem Schnee und klarem, blauem Himmel. In früheren Zeiten war das Pfarrhaus oft

ganz eingeschneit gewesen, und der Schnee hatte in großen Schanzen bis hinauf an den Gipfel des Berges gelegen, jetzt aber hielten die Baumpflanzungen des Predigers Wacht und fingen den Schnee ab, sodas er sich einen Winter nach dem andern ellenhoch hinter ihnen aufstürzte. Dann fuhr man auf einem Schlitten den Berg hinab oder auf Holzschuben oder Schlittschuben über den Bach dahin, der gleich einem spiegelblanken Band an der Brust der Haide lag. Am herrlichsten aber war das Weihnachtsfest mit dem heiligen Abend, mit Kirchengang und Weihnachtsliedern, mit Schlittenfahrten und Glockengeläute, mit Lichterglanz und frohen Gesichtern in den festlich geschmückten Wohnräumen.

Der Pfarrer sah das alles mit frohem Antlitz und stolz erhobnem Haupte an, denn er war der Begründer der ganzen Herrlichkeit.

Ich bin ein glücklicher Mann, und ich danke Gott dafür! sagte er, aber im Innersten seines Herzens fügte er hinzu, daß er selber auch sein Teil dazu beigetragen habe.

Es ist so überwältigend viel! sagte die Pfarrerin froh bewegt. Und ich habe nicht das kleinste Verdienst an all dem Glück. Gott sei Lob und Dank dafür! Er erhalte es uns!

Und die Jahre kamen und gingen, das eine Jahr nahm Otto Blem mit sich fort, und das andre Fritz. Sie kamen weit fort auf die Lateinschule, und Lise blieb allein daheim, um zu träumen und sich zu sehnen. Der Vater sandte seinen Sohn mit zuversichtlichem Antlitz in die Welt hinans, die Mutter aber blickte ihm wehmütig und sehnsuchtsvoll nach.

Und in jedem Jahr kam und ging Fritz, bis er an einem strahlenden Sommertage als Student heimkehrte. Er hatte sein Examen mit Auszeichnung bestanden und ging nun im Pfarrhause jung, voller Lebensmut, zufrieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt einher.

Der Pfarrer hielt seinen Kopf noch ein wenig höher, und sein Antlitz glänzte vor Stolz, wenn er Fritz nur ansah.

Wir haben viel Freude an ihm, sagte die Pfarrerin mit Thränen in den Augen. Aber drauhen in der Welt giebt es so vieles, was ihn uns entreißen könnte. Ich kann's nicht lassen, mich um ihn zu sorgen.

Das hat nichts zu bedeuten! Respekt hat der Zunge gelernt! erwiderte der Prediger in dem ihm eignen sichern Tone, und scherzend fügte er hinzu: Ich halte euch fest, dich und ihn, dann bleibt ihr bei einander!

Ja, halte Du nur fest! sagte das Jahr, das dahintrann, und ehe es um war, hatte es das runde, freundliche Gesicht aus dem Pfarrhose mit fortgenommen und das Licht an der Seite des Pfarrers verlöscht.

Eines Nachts stand er vor Lisens Bett, die müde und überwacht in Schlaf gefallen war und sagte mit bebender Stimme: Steh auf, mein Kind, du hast keine Mutter mehr! Und da war die Sicherheit aus dem Tone des Pfarrers verschwunden.

An einem dunkeln, regnerischen Herbsttage ging er, Lise an der Hand haltend und von Fritz begleitet, hinter dem Sarge seiner Gattin her. Als aber der Zug vor dem offenen Grabe Halt machte, griffen seine Hände plötzlich tastend in die Luft, und er sank rücklings in die Arme seines Sohnes, und aus der starken Gestalt des Pfarrers war alle Kraft gewichen.

Aber er hatte ja noch einen Sohn, der groß und stark heranwuchs und ihm Ehre und Freude machte, und es war sein eigner Sohn, der ihm allein angehörte. Und in seinem Hause waltete seine Tochter, so jung und sanft, so

erfüllt von der Sorge um ihn, sich selber so völlig vergessend, daß es ihm war, als sei das Bild seiner Gattin aus alten Tagen wiedergekehrt, um ihm Trost zu spenden.

Und der Pfarrer richtete sein Haupt wieder auf und blickte um sich. Dort lag das Dorf und seine Gemeinde, in der er so viele Jahre das Steuer geführt hatte, und das wollte er auch jetzt noch nicht fahren lassen.

Ja, halte du nur fest, sagte auch das nächste Jahr, und noch ehe es um war, hatte es seine Gemeinde von ihm gewendet.

Es waren neue Zeiten gekommen und neue Menschen mit ihnen. Die Alten waren heimgegangen, und in den Jungen regte sich der Geist der Zeit. Sie wollten selber regieren, wollten die alten Wege nicht mehr wandeln, sondern nach eigenem Ermessen handeln. Und die Herrschsucht des Pfarrers, die nach ihrem eignen Gutdünken schaltete, ärgerte sie. Sie fingen allmählich an, ihm zu widersprechen, und der Pfarrer schaute sie verwundert an, denn daran war er nicht gewöhnt. Sollte er vernünftig mit ihnen reden? Nein, auch daran war er nicht gewöhnt. So wurde er ärgerlich und that nun erst recht, was er wollte, denn er mußte ihnen doch zeigen, daß er das Szepter in den Händen hielt. Das wollten die jungen Bendsyffeler sich aber nicht gefallen lassen, und ehe er es noch recht merkte, hatten sie ihm das Szepter entrisen. Auch nicht einer fragte mehr nach der Meinung des Pfarrers.

Das ist der böse Geist des Eigenwillens! rief er erbittert aus. Der Unglaube und die Gottlosigkeit folgen ihm auf den Fersen, mir ist Gottes Wort gegeben, um dagegen anzukämpfen.

Streng und strafend erschallte sein Wort in der Kirche, und dort wagte keiner, ihm zu widersprechen. Aber einer nach dem andern blieb weg. Früher hatte die Kirche nicht Raum genug gehabt, jetzt war Überfluß an Platz; die Beere aber verließ dem Tone des Predigers einen hohlen Klang. Es schnitt ihm ins Herz; er sah, wie machtlos er war, aber er ließ es sich nicht merken. Fest und bestimmt wie früher schaute er drein, denn das, was er bekämpfte, war ja das Böse, nur allein der Gedanke daran konnte ihm Bornesröthe auf seine Wangen treiben. Zwischen ihm und seiner Gemeinde entstand eine Kluft, und er verschloß sich in sein Pfarrhaus, denn dort war er sicher.

Halte nur fest, wenn du kannst! sagte auch das dritte Jahr, und diesmal galt es Fritz und Lise.

Auch dort, wo Fritz und Otto Blem lebten, waren neue Zeiten und neue Gedanken gekommen. Volle Begeisterung für sie, mit jungen Köpfen und warmen Herzen kehrten sie zur Sommerzeit heim. Und im goldigen Sonnenschein schritten Otto und Fritz mit Lise, jeder von seinem Pfarrhause aus, über die Heide dahin, um sich bei der „grauen Kuh“ zu treffen, wie sie es in alten Zeiten gethan hatten. Aber es waren andre Worte, die erklangen, andre Gedanken, die Sprache erhielten, als in jenen alten Zeiten, und Lise lauschte mit bangem Sinn. Waren es doch dieselben Gedanken, die ihres Vaters zornige Stimme sie fürchten gelehrt hatte, dieselben, die sein Antlitz verfinstert, das Pfarrhaus vereinsamt hatten.

Nun aber kamen sie zu ihr mit der Poesie der Jugend angethan, mit den lichten Kindheitserinnerungen geschmückt und nahmen ihre Seele gefangen. Ehe ihr Herz es verstand, hatte sie ihre Hand in die Otto Blems gelegt, und unter Lächeln und Thränen hatten sie einander gelobt, mit einander zu leben in nie

erlöschender Begeisterung für die Sache der Jugend, für die Hoffnungen der Zukunft. Und Fritz hatte seine Hand auf die ihre gelegt und den Bund mit ihnen geschlossen.

Aber daheim in seinem Pfarrhause ging der Pfarrer finster einher, er fing an zu fühlen, daß er auch dort nicht mehr so sicher war, wie er geglaubt hatte. Und Lise hatte eine Last auf ihrer Seele und wußte selber nicht, wie sie sie tragen sollte. Sie wurde abwechselnd rot und blaß, sobald sie mit halb bangem, halb sehnuchtsvollem Blick verstohlen zum Vater hinüberschaute. Und Fritz senkte unwillkürlich den Blick, wenn der Vater ihn ansah und Worte der Verdammnis über die Gedanken aussprach, die seine Brust barg. Aber in seinem Innern regte sich ein stiller Widerspruch, und er ärgerte sich über sich selber, weil er ihm keine Worte lieh.

Der Pfarrer sah und verstand das alles, und seine Seele füllte sich mit Groll und Trauer, und der Kummer nagte an seinem Herzen. Wandten sich auch seine Kinder von ihm, um auf Irrwege zu geraten? Hätte er sich nur zwischen sie setzen und alles mit ihnen besprechen können, hätte er seine Arme um sie schlingen können und sie festhalten, wie die Mutter es gekonnt hatte, das wäre eine wohlthuende Erleichterung gewesen. Aber das konnte er nicht. Er wollte ja nur das Wahre und Rechte, und er hatte ein Recht, von den andern zu verlangen, daß sie sich dem fügten. Darum betteln, das konnte er nicht. Seine Seele war zermartert. Er mußte sich Luft machen, und dazu verhalf ihm Otto Blem.

Er kam in das Pfarrhaus, erfüllt von Begeisterung und dem edeln Drange, ihr Worte zu verleihen, wo und wann es sei, und er begab sich, ehe noch eine Stunde verflossen war, wieder auf den Heimweg, mit dunkelrotem Gesicht, verlegen und unglücklich.

Dieser Windbeutel! sagte der Pfarrer mit bebender Stimme. Der soll mir nicht wieder über meine Schwelle kommen, und wer es mit ihm hält, mit dem habe ich nichts mehr zu schaffen.

Fritz schlang den Arm um Lise und sandte seinem Vater zum erstenmal einen herausfordernden Blick zu.

Vater! sagte er, und sein Antlitz war bleich, seine Stimme bebte, Lise und ich, wir halten es beide mit Otto.

Da entfuhr dem Auge des Pfarrers ein Blitz, er wandte sich um und sah seinen Sohn an, und in diesem Blick lag zu viel von der alten Gewalt, als daß Fritz ihm hätte widerstehen können. Er beugte sein Haupt, über sein Antlitz flog eine brennende Röthe, und der Pfarrer verließ schweigend das Zimmer, um sich in seiner Kammer einzuschließen. Lise aber lehnte den Kopf an Fritzens Schulter und weinte.

Und so begann für die drei das begeisterte Leben, das sie sich gelobt hatten von nun an mit einander zu führen.

(Schluß folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Beiträge für Muret. Die Langenscheidt'sche Verlagshandlung (Professor G. Langenscheidt) in Berlin ist jetzt im Begriff, das lange erwartete, bereits vor zwanzig Jahren von Prof. Dr. Muret nach dem Vorbilde von Sachs-Willatte begonnene und jetzt im Manuscript vollendete Encyclopädische Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache zu drucken. Im Interesse der Sache wäre es erwünscht, wenn der genannten Verlagshandlung oder dem Herausgeber (Berlin N., Schönhauser Allee 184) noch vor Thorschlusß von Freunden und Kennern des Englischen alle die Notizen zugänglich gemacht würden, die gelegentlich des Gebrauches irgend eines der bisher verfügbar gewesenen englisch-deutschen Wörterbücher etwa entstanden sind. Um ein lexikalisches Werk wie Muret der Vollkommenheit und Lückenlosigkeit möglichst nahe zu bringen, sind die Erzeugnisse des Gebrauches, d. h. jene Wünsche oder Beiträge von ganz besonderem Werte, zu denen der lebendige Verkehr mit der Sprache und die Benutzung des Wörterbuchs Veranlassung gaben.



Litteratur.

Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen in neuer Auswahl von Dr. D. Wächter. Gütersloh, Bertelsmann, 1888.

Ein kurzes Sprichwort verhindert mehr Böses, als ein langes Geschwätz — in diesem Sinne etwa hat der Herausgeber seine Sammlung unternommen: sie ist gedacht als ein Haus- und Erziehungsbuch, und darum ist alles ausgeschliffen worden, was als fade und frivol gelten muß. Die Auswahl umfaßt alte Sprichwörter, die aber noch heute gäng und gäbe sind, Sinnsprüche älteren oder jüngeren Ursprungs, sowie biblische Sprüche, die seit Jahrhunderten in der deutschen Litteratur und im täglichen Leben gangbare Münze geworden sind. Die Anordnung ist, was durchaus zu billigen ist, die alphabetische nach dem Stichworte. Jedem Sprichworte u. s. w. sind kurze, zum Teil älteren Auslegern, wie Heinrich Bebel, Agricola, Frank u. a. entnommene Anmerkungen unten beigelegt, die in volkstümlichster Weise „den Sinn nur nach einer oder der andern Seite beleuchten und eine der mannigfachsten Anwendungen nahelegen wollen.“ Da die Sammlung ein Volksbuch sein will, nahrhafte Kost bietend für Geist und Gemüt, so mag der Sammler wohl recht gethan haben, allen Sprüchen, gleichviel wo er sie gefunden, modernstes Sprachgewand zu leihen. Indes meinen wir doch, daß die gelegentliche Finstreuung eines alten Ausdrucks in ursprünglicher Sprachform, da wo der Sinn klar ist, dem Büchlein auch für das große Publikum, das hierfür heutzutage empfänglichen Sinn mitbringt, einen besondern Reiz verleihen haben würde, um so mehr, als die biedere Treuherzigkeit manches lernhaften Spruches erst in der alten Prägung des Ausdrucks mit der ursprünglichen Kraft wirkt. Doch wie dem auch sei, wir wünschen, daß recht viel von dem echten, alten Golde dieser Erbweisheit wieder lebendiges Eigentum unsers Volkes werde. In der Familie, in Volksbibliotheken u. s. w. sollte so ein Buch nicht fehlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Pariser Börse.



us Anlaß der vornehmlich in Paris erfolgten Ausgabe der neuen vierprozentigen russischen Anleihe ist die Pariser Börse der Gegenstand lebhafteren Interesses geworden. Sie ist zum erstenmale wieder aus der seit dem Jahre 1882 eingehaltenen Passivität hervorgetreten. Es dürfte deshalb an der Zeit sein, ihrer Organisation und ihrem Geschäftsumfange hier einige Worte zu widmen.

A. de Foville schätzte das Volksvermögen in Frankreich im Jahre 1878 auf 216 Milliarden Francs, Bachers Schätzung lautete im Jahre 1880 auf 230 Milliarden, während Veroy Beaulieu nur zu einer Schätzung von 175 bis 188 Milliarden gelangt ist. Mulhall giebt an, daß das Volksvermögen in Frankreich in den Jahren 1870—1880 sich um sieben Milliarden Francs, trotz der Abtretung von Elsaß-Lothringen, vermehrt hat. *) Da nun ein großer Teil der Kapitalzunahme in Wertpapieren angelegt wird, so muß es zunächst von Interesse sein, einen Blick auf die Emissionsthätigkeit zu werfen. An der Hand der französischen Zeitschrift *Revue des banques* giebt Neumann-Spallart folgende Berechnungen. Die Emissionssumme betrug im ganzen Jahre vom 1. Juli 1879 bis zum 1. Juli 1880 rund 4000 Millionen Francs, ohne die belgischen, österreicher-ungarischen und russischen Anleihen, die nicht unmittelbar auf dem Pariser Markt emittirt wurden. Derselbe Statistiker giebt die Gründungen in Paris wie folgt an:

*) Das Volksvermögen in Deutschland schätzte Mulhall im Jahre 1880 auf 110 Milliarden Mark Kapital und auf ein jährliches Einkommen von 17800 Millionen Mark. Fournier de Flaiz schätzt die jährliche Zunahme des Kapitalvermögens in Deutschland auf eine Milliarde Mark. Sootbeer berechnet die Steigerung des Volks Einkommens in Deutschland zwischen 1872 und 1878 von 6969 Millionen Mark auf 8069 Millionen Mark.

1881:	430	neue Gesellschaften mit	1929	Mill. Francs
1882:	338	"	798	" "
1883:	230	"	251,5	" "
1884:	143	"	91,9	" "

In dem Rückgange seit 1882 wird man die Wirkung der sogenannten Bontoux-Katastrophe zu erblicken haben.*)

Die Emissionsthätigkeit in Paris ist trotzdem auf dem Gebiete inländischer, als auf dem ausländischer Werte bei weitem nicht so umfangreich gewesen, wie in Deutschland und England. Die Ursachen werden nicht nur in den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen, sondern auch in der Organisation der Pariser Börse gesucht. Charles Scherer**) macht in seiner Schrift über die Pariser Börse die bis zu Anfange dieses Jahrhunderts und zum Teil noch weiter zurückliegende Gesetzgebung für diese Passivität verantwortlich. Er führt aus, daß das Gebiet des Zeitgeschäfts durch das Gesetz vom 17. Prairial des Jahres X bis in die jüngste Zeit in seiner Entwicklung gestört worden sei. Nach dem Wortlaute dieses Gesetzes mußte der Agent de change die Effekten, die er verkaufte, oder das Geld, wofür er Effekten ankaupte, im Besitz haben. Das Gesetz vom 28. März 1885 hat diese Bestimmung aufgehoben. Es erkennt die Gültigkeit aller von dem Agent de change vermittelten Zeitgeschäfte an, indem es ihn für die Lieferung verkaufter und die Bezahlung gekaufter Effekten verantwortlich macht. Nach der Verordnung vom 29. Germinal des Jahres IX besitzet der Pariser Polizeipräsident, der sich deshalb mit dem Minister des Innern in Verbindung setzt, das Recht, die Bestimmungen für die Börse zu erlassen. Im Jahre 1829 ist die Pflicht der Unterhaltung der Börse vom Staate an die Stadt Paris überwiesen worden. Ein Regierungsdekret vom 6. Mai 1834 wies den Seinepräsidenten an, das Börsebudget der Pariser Handelskammer zur Beschlußfassung zu unterbreiten, ehe es der vorgeordneten Behörde zur endgiltigen Verfügung vorgelegt wird. Das Dekret vom 3. September 1851 ordnet ausdrücklich an, daß die Verwaltung der Börse der Handelskammer zustehe.

*) Die Emissionsthätigkeit in Deutschland wird in der Fachschrift „Deutscher Ökonomist“ so dargestellt:

	Inländische Werte:	Ausländische Werte:	im Ganzen:
1886: 1. Halbjahr	249,9 Mill. Mf.	296,8 Mill. Mf.	546,6 Mill. Mf.
1887: 1. "	602,4 " "	421,8 " "	1024,2 " "
1888: 1. "	495,7 " "	468,2 " "	963,8 " "

Auch die folgenden Ziffern, die für das ganze Jahr gelten, befunden eine starke Zunahme der Emission ausländischer Werte:

	Inländische Werte:	Ausländische Werte:	im Ganzen:
1883:	205 Mill. Mf.	431 Mill. Mf.	636 Mill. Mf.
1884:	137 " "	698 " "	836 " "
1885:	223 " "	1016 " "	1239 " "

**) La Bourse de Paris. Par Charles Scherer. Paris 1886.

Thatsächlich liegt die Verwaltung der Börse in den Händen der Korporation der Agents de change und des Polizeipräfekten; die Handelskammer hat eine lediglich beratende Teilnahme. In dieser Beziehung wird eine Reform angestrebt, zu deren beredtem Wortführer sich Scherer in der erwähnten Schrift gemacht hat, und die überhaupt von einflußreicher Seite mit Nachdruck vertreten wird. Die Wünsche gehen dahin, daß die Anzahl der Delegirten zur Pariser Handelskammer erheblich vermehrt werde, und daß die Kammer selbst eine Einteilung nach Kommissionen treffe, wobei der zu schaffenden Börsenkommission eine hervorragende Rolle zugedacht wird. Gegenwärtig besteht die Handelskammer aus 21 Delegirten, die von einem Kollegium von 3000 Mitgliedern gewählt werden. Scherer hebt hervor, daß in dieser Hinsicht noch immer die den heutigen Verhältnissen gar nicht mehr Rechnung tragende Gesetzgebung des Jahres 1853 maßgebend sei, und verlangt eine bedeutende Vermehrung 1) der Anzahl der wahlberechtigten Mitglieder der Kammer, 2) der Anzahl der Delegirten, sowie Einteilung der Kammer in Kommissionen. Er betont, daß die Interessen der Börse in der Handelskammer heute keine Vertretung fänden.

Den wichtigsten Teil in der Organisation der Börse stellt die Korporation der Agents de change dar. Artikel 76 des Code de Commerce verleiht ihnen das alleinige Recht, Börsengeschäfte zu vermitteln. Noch gilt das Gesetz vom 29. Mai 1816, das die Zahl der Agents de change auf 60 festsetzt. Das Gesetz vom 2. Juli 1862 erlaubte ihnen, sich mit Kommanditären zu verbinden; sie können ferner einen oder zwei bevollmächtigte Kommiss halten. Die Agents de change werden durch ein Comité geleitet und vertreten, das aus ihrer Mitte gewählt ist, aus 7 Personen besteht und unter dem Namen *Chambre syndicale* bekannt ist. Das Kapital, das diese Korporation vertritt, ist sehr bedeutend. Die Stelle eines Agent de change wird gegenwärtig mit 1600000 bis zu 1700000 Francs bezahlt. Die Kaution, die er zu hinterlegen hat, beträgt 250000 Francs. Er muß außerdem 120000 Francs bei der Kasse der *Chambre syndicale* einzahlen, und als Betriebsfonds bedarf er eines Kapitals von 400000 Francs. Die Stelle eines Agent de change stellt also einen Wert von $2\frac{1}{2}$ Millionen Francs dar, denen man noch 60000 Francs für Registrationsgebühren hinzurechnen muß. Man kann annehmen, daß die 60 Agents de change gegenwärtig ein Kapital von wenigstens 150 Millionen Francs darstellen.*)

Die Pariser Börse besteht aus dem Parkett (oder dem amtlichen Markt), der Rentenbörse und der *Coullisse des Valours*. Der Zutritt zum Parkett ist nur den Agents de change gestattet, die gegen Schluß der Börse zusammentreten, um die Kurse festzustellen. Die Rentenbörse beschäftigt sich ausschließlich mit Zeitgeschäften in französischen Renten, ohne sich jedoch mit der Ablieferung

*) *Arbitrages et Parités*. Par Ottomar Haupt. Paris, 1887.

der Stücke zu befassen. Die letztere wird durch Vermittlung der Agents de change besorgt. Es giebt gegenwärtig ungefähr 120 Firmen, die sich mit derartigen Geschäften besonders befassen; ihr Kapital ist sehr verschieden. Die Transaktionen lauten ohne Ausnahme auf Schluß des Monats. Die Coullisse des Valeurs (die man als den offenen Markt bezeichnen kann) befindet sich unter den Säulen und auf den Treppen der Börse. Man zählt gegenwärtig ungefähr 100 Firmen à la feuille und etwa 20 hors feuille. Unter dem Ausdruck feuille versteht man die Operation der Ausgleichung unter Coullissiers selbst. Das Kapital eines solchen Hauses wird auf ungefähr 500 000 Francs geschätzt; es giebt aber viele, die bedeutend größeres, nach Millionen zählendes Betriebskapital besitzen. Haupt sçhätzt das Kapital der Firmen, die diesen Geschäftszweig pflegen, auf wenigstens 50 000 000 Francs. Das sind die Firmen, durch deren Vermittlung die umfangreichen Zeitgeschäfte in fremden Werten gemacht werden, in russischen, ägyptischen, österreichischen, spanischen, ungarischen, türkischen Werten, einschließlich des Arbitragegeschäfts. Die Wichtigkeit dieser Firmen und ihres Geschäftszweiges ist ganz bedeutend gewachsen. Die angesehensten Banken, die Agents de change selbst zögern nicht, sich an die Coullissiers zu wenden, obgleich ihr Geschäftsbetrieb durch den Artikel 76 des Code de Commerce als ungesetzlich bezeichnet wird. Im Parkett werden Wechsel, französische Fonds gehandelt, die wichtigsten Eisenbahnpapiere, Bankpapiere, die drei- und fünfprozentige italienische Rente und Suezkanal, während die Kulissenpapiere oder, wie man gewöhnlich sagt, die Valeurs à banque zum größten Teile aus ausländischen Werten bestehen. Doch werden dieselben Werte zu derselben Zeit in der Kulisse und im Parkett gehandelt. Der Kurszettel enthält alsdann zwei Kurstabellen, von denen die eine für das Parkett, die andre für die Kulisse gilt. Die Agents de change werden von der Regierung ernannt. Es wird jetzt vorgeschlagen, ihre Anzahl erheblich zu vermehren und die Kaution, die sie zu stellen haben, auf 50 000 Francs, die Registrationsgebühren auf 5000 Francs und die Einzahlung an die Kasse der Chambre syndicale auf 50 000 Francs herabzusetzen. Man würde dadurch auf eine Gesamtsumme von 105 000 Francs kommen. Den Agents de change ist es durch das Gesetz verboten, selbst Banken und Handelsgeschäfte für eigne Rechnung zu betreiben. Daraus folgt, daß sie auch keine Börsenoperationen für eigne Rechnung unternehmen dürfen.

Die französischen Renten sind von der Steuer ausgenommen, während die Fonds der Städte, die Aktien und Obligationen, so wie die fremden Staatspapiere Stempelabgaben zu zahlen haben. Für Aktien und Obligationen wird eine Stempelabgabe von 1,2% des Nominalkapitals entrichtet bei Geschäften, deren Dauer mehr als 10 Jahre beträgt. Für Geschäfte, deren Dauer weniger als 10 Jahre beträgt, ist die Abgabe $\frac{1}{2}$ %. Die Steuer kann umgewandelt werden in ein Jahresabonnement von 5 Centimes für 100 Francs des Nominalkapitals. In diesem Falle bezahlen die Gesellschaften die Abgabe unmittelbar

an den Staat. An Übertragungsgebühren sind 20 Centimes für je 100 Francs auf alle au porteur lautenden Papiere zu entrichten. Bei Couponzahlungen wird eine Abgabe von 3% des Bruttobetrags entrichtet. Die auf den Inhaber lautenden Papiere zahlen nur eine Abgabe von 3% auf den Bruttobetrag des Coupons. Die Aktien und Obligationen ausländischer Gesellschaften zahlen dieselben Gebühren, aber in anderer Form. Nach der Verordnung vom 31. Januar 1887 wird der auf Frankreich fallende Betrag derartiger Papiere jährlich abgeschätzt und die Steuer darauf in Form eines Abonnements entrichtet. Ausländische Staatspapiere entrichten jedoch kein Abonnement. Diese Papiere müssen seit dem Jahre 1871 von den Emissionshäusern mit den französischen Stempelmarken versehen werden. Diejenigen ausländischen Staatspapiere, welche an der Pariser Börse nicht notirt werden, zahlen eine Abgabe von 1,20% des Nominalkapitals. Diese Abgabe für die ausländischen Staatspapiere beträgt:

		bis zu 500 Francs des Nominalkapitals		0,75 Francs
von	500	"	1000	1,50
"	1000	"	2000	3,—
"	2000	"	3000	4,50
"	3000	"	4000	6,—
"	4000	"	5000	7,50
"	5000	"	6000	9,—
"	6000	"	7000	10,50
"	7000	"	8000	12,—
"	8000	"	9000	13,50
"	9000	"	10000	15,—
"	10000	"	11000	16,50
"	11000	"	12000	18,—
"	12000	"	13000	19,50

Nach dem Dekret vom 6. November 1872 darf in Frankreich keine Emission stattfinden, ehe dem Finanzminister ein verantwortlicher Vertreter bezeichnet und von dem Minister angenommen worden ist. In dem der Zeichnung folgenden Monat bestimmt der Finanzminister die Anzahl der Schuldtitel, welche der Erhebung der Steuer zu Grunde gelegt werden soll, in Übereinstimmung mit dem Dekret vom 24. Mai 1872.

Es war die Absicht der französischen Gesetzgebung, zu verhindern, daß ausländische Papiere in Frankreich gehandelt werden können, ehe alle darauf ruhenden Abgaben entrichtet sind. Doch haben sich die Dinge thatsächlich so gestaltet, daß große Mengen ausländischer Wertpapiere in Frankreich umlaufen, die nicht allen Ansprüchen des Gesetzes genügt haben. Nur die Stempelabgabe wird pünktlich entrichtet; die Übertragungsgebühren und die Einkommensteuer sind schwer zu kontrolliren, die Kulisse ist thatsächlich in der Lage, die gesetzlichen Bestimmungen zu umgehen. Die ausländischen Staatspapiere werden

an der Pariser Börse tritt unter Zustimmung der Chambre syndicale und der französischen Regierung und nach Erfüllung aller Formalitäten, sowie der Übernahme gewisser Verpflichtungen, die in dem Gesetze vom 15. November 1823 angegeben sind. Die Behandlung ausländischer Werte ist durch die Gesetzgebung in den Jahren 1858 und 1880 geregelt worden. Hier ist die Zulassung an die Entschließung der französischen Regierung gebunden. Noch am 12. Februar 1880 hat der Finanzminister an die Chambre syndicale ein Schreiben gerichtet, worin er sie auf die betreffenden Bestimmungen aufmerksam macht.

Ein anderer wichtiger Punkt betrifft die Courtagegebühren. Scherer rechnet in der erwähnten Schrift aus, daß sie den effektiven Wert der Aktien und Obligationen in folgender Weise belasten:

effektiver Wert von 400	mit 3%	jährlich
" " "	300	" 4% "
" " "	200	" 6% "
" " "	100	" 12% "
" " "	50	" 24% "

Der effektive Wert der ausländischen Staatspapiere wird wie folgt belastet:

bei 50%	des Nennwertes	mit 2 $\frac{1}{5}$ %	jährlich
" 40%	"	" 3%	"
" 30%	"	" 4%	"
" 20%	"	" 6%	"
" 10%	"	" 12%	"
" 5%	"	" 24%	"

Scherer bemerkt dazu: Diese Belastung würde vielleicht zu einer vollständigen Aufhebung der Zeitgeschäfte führen, wenn nicht die Möglichkeit bestünde, Geschäfte außerhalb des Reiches der Agents de change zu machen. Die, welche eine Reform der Organisation der Pariser Börse befürworteten, stützen sich hauptsächlich darauf, daß die heute noch geltende Gesetzgebung der freien Bewegung der Spekulation im Wege stehe. Der Umstand, daß in den letzten Jahren die Pariser Börse auf dem Gebiete der Emissionsthätigkeit, namentlich in ausländischen Papieren, hinter der Londoner und der Berliner Börse zurückgeblieben ist, wird hauptsächlich erklärt durch die unzuweckmäßige Börsenorganisation, durch die Belastung fremder Werte und die Erschwerung des Verkehrs in fremden Werten durch die oben angeführten gesetzlichen Bestimmungen.

Einigermassen zuverlässige Angaben über den Umfang des Geschäftsbetriebes an der Pariser Börse zu erhalten ist ein außerordentlich umständliches Unternehmen. Etwaige von den Agents de change zu erhaltende Angaben würden sich nicht auf den Geschäftsbetrieb der Kulisse erstrecken. Als vor einiger Zeit der Vorschlag gemacht worden war, die Börsengeschäfte einer neuen Steuer zu unterwerfen, gelangte man zu einer Schätzung der Börsenoperationen auf vierzig Milliarden Francs im Jahre. Diese Angabe wird von Alphonse Cour-

tois (Verfasser eines Manuel des Fonds publics und anderer Werke über Staatspapiere) als durchaus willkürlich bezeichnet. Dieselbe Ansicht äußerte auf Befragen Dr. Juglar von der Société statistique. Die Agents de change sind wohl im Stande, den Betrag abzuschätzen an der Hand der Stempelabgaben und der Übertragungsgebühren im Verkehr zwischen der Chambre syndicale des agents de change und der Bank von Frankreich. Diese Ausweise werden jedoch niemals veröffentlicht; es würde vergeblich sein, sich darum zu bemühen. Die Agents de change haben außerdem ein Interesse daran, diesen Punkt nicht in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, da die Größe ihrer Gewinne den Gedanken beleben könnte, daß das Finanzministerium sich an den Erträgenissen des Monopols einen stärkern Anteil sichere.

Ferdinand Moos.



Hermann von Gilm.

Von Moriz Necker.



in Ausgrabungen alter Dichter leidet unsre Zeit keinen Mangel. Je weniger neue Talente hinzuwachsen, um so eifriger durchforscht man die Vergangenheit und die Werke der klassisch gewordenen Meister. Auch ist die neue Herausgabe alter Dichter ein ehrenvolles Geschäft geworden, das manchem jungen Germanisten schneller zu einer Professur, als jenen Dichtern zu Lesern verholfen hat, und das daher mit um so größerem Eifer betrieben wird. Mit diesem Eifer hat die kürzlich erschienene neue Ausgabe*) der Dichtungen des Tirolers Hermann von Gilm nichts gemein; hier soll in der That ein verschollener Mann neu auferstehen und hoffentlich Gemeingut der Nation werden.

Als Hermann von Gilm im Alter von 52 Jahren am 30. Mai 1864 starb — es war zu Linz, wo er Präsidialsekretär des oberösterreichischen Statt-

*) Ausgewählte Dichtungen von Hermann von Gilm. Herausgegeben von Arnold v. d. Passer. Leipzig, Liebeskind, 1889. Daß der Herausgeber seinen Namen auf das Titelblatt gleich unter den des Dichters setzt, nachdem er sich schon im Vorworte genannt hat, finden wir unpassend. Der Stempel, den er der neuen Ausgabe Gilm's aufgedrückt hat, ist kein glücklicher. Schöne und für Gilm charakteristische Gedichte, z. B. Naturbilder und die Schützenlieder, sind ganz ohne Grund weggelassen worden. Der Text ist nicht sorgfältig gedruckt; z. B. enthält das erste „Zeisonett“ den argen Fehler Lotterbett für Lotbeerbett. Oder ist das etwa eine — Verbesserung des Gilm'schen Textes?

halters Freiherrn von Bach war —, da war er nur in seiner Heimat Tirol (er war in Innsbruck am 1. November 1812 geboren) und etwa noch in Linz selbst als Dichter bekannt. Er hatte sieben Jahre (1847—1854) in Wien gelebt, war aber hier mit den litterarischen Kreisen gar nicht in Berührung gekommen. Als er sich endlich nach jahrelanger Unentschlossenheit daran machte, die dichterischen Früchte seines von tiefen und vielfachen Leidenschaften bewegten Lebens zu ordnen und für den Druck einzurichten, da war es schon zu spät. Er konnte mit der Arbeit nicht fertig werden, da ihn der Tod nach langem Leiden abrief. Hierauf erschienen zwar endlich seine Gedichte von der Hand eines Freundes, Vincenz von Ehrhart, geordnet (Wien, Gerold, 1864—1865). Sie ernteten auch sehr viel Anerkennung, sogar begeistertes Lob, aber sie gerieten schnell wieder in Vergessenheit. Nur von den litterarisch gebildeten Landsleuten in Tirol wurde in der Stille gelehrter Zeitschriften der Kultus seiner Lyrik weiter gepflegt — in Deutschland selbst ist sie ganz unbekannt geblieben, nicht einmal Litteraturgeschichten haben ihrer Erwähnung gethan.

Man hat die Frage aufgeworfen, warum dies so geschehen sei? Und man hat geantwortet, die letzten Jahrzehnte hätten überhaupt wenig Interesse für Lyrik bekundet. Aber dem ist durchaus nicht so. Lyriker wie Geibel, Storm, Dingg, Scheffel, Baumbach, Griefebach u. s. w. sind seit Gilm's Abgange trotz des kriegerisch bewegten Geistes der Zeiten emporgekommen, und jeder von ihnen hat sein Publikum gefunden; nicht zu reden von der großen Verbreitung, welche die älteren Lyriker durch neue billige Ausgaben gewonnen haben. Warum blieb Gilm, der hinter keinem der genannten Lyriker zurückstehen hat, so verschollen, wie er es zuweilen persönlich bei Lebzeiten war? Man wies auf die Schwächen der ersten Ausgabe von Gilm's Gedichten hin; sie enthielt sehr viele seiner Gelegenheitsgedichte, viel von seiner echt tirolisch-loyalken politischen Lyrik, aber seine freigeistigen Gedichte waren von dem frommen Herausgeber fast ganz zurückgehalten worden. Indes blieben doch noch Perlen genug in der Sammlung. Vielleicht mag auch der Verlagsort Wien ihrer Verbreitung nicht förderlich gewesen sein, wie es unsre Dichter ja häufig schmerzlich erfahren haben. Aber schließlich kann auch dieser äußerliche Umstand für Gilm's Verschollenheit nicht entscheidend gewesen sein, dies konnte nur ein innerer Grund sein.

Gilm geriet unter die Gruppe der sogenannten Vormärzler. Man zählte ihn jenen Lyrikern zu, die ihre Begeisterung nur in der Politik, in der Bekämpfung des Metternichschen Systems der Zensur, der Geistesbedrückung, der Polizeiallmacht gefunden, die oft in der That statt der Poesie rhetorisches Feuerwerk, gereimte Leitartikel geboten haben. Es ist nun kaum zu sagen, wie schnell diese Lyriker in Vergessenheit gerieten. Es geschah gleichsam über Nacht. Der tiefe Gegensatz, in dem sich das Deutschland der vierziger Jahre schon zu dem Deutschland der sechziger Jahre befand, ist gar nicht auszumessen.

Damals erschien Hamlet als die Verkörperung des deutschen Nationalcharakters man grübelte, aber handelte nicht, und man hat dies mit einem sich selbst geißelndem Hohn der Nation so lange gesagt, bis sie dann in das Gegenteil umschlug, die Blut- und Eisenpolitik betrieb, statt bei Gedichten und Romanen zu schwärmen, an die Arbeit ging, Industrien schuf, Eisenbahnen baute, Fabriken in Betrieb setzte. Wie leere Schwäger oder besten Falls wie harmlose, wolken-gängerische Schöngelster kam dem realistischen Geschlecht, das die deutsche Einheit schuf, das vormärzliche Geschlecht, das sich nach ihr gesehnt hatte, ohne sie bauen zu können, und das zugleich mit dem Zerstäuben des Frankfurter Parlaments Bankrott gemacht hatte. Darum wurden alle Säger der vormärzlichen Zeit, die politisch waren, bei Seite geschoben — geschichtliche Gerechtigkeit kennt ja das politische Leben nicht, die Kunst nur die Gelehrtenstube — und darunter hatte auch Hermann von Gilm zu leiden. Die Lyrik des neuen, in den drei großen deutschen Kriegen schwer geprüften Geschlechts ist anaktontisch geworden; man hatte sattfam Politik in den Zeitungen, die Dichter sollten nur die Schönheit pflegen. Aber auch dieses Geschlecht ist im Vorübergehen, wir stehen wieder an der Schwelle einer neuen Zeit. Der Realismus, den Julian Schmidt und Gustav Freytag in Deutschland gefordert und begründet haben, hat seinen Höhepunkt überschritten, indem er in den Naturalismus auslief. Es mehren sich die Zeichen, daß wir auch den Kultus der rohen Thatsache satt haben; die Naturwissenschaften knüpfen wieder an die Philosophie an, die Historiker streben nach zusammenfassenden Gesichtspunkten, die Philosophen wollen auf Grund des umgeänderten Bodens der positiven Wissenschaften eine sittliche Weltanschauung aufbauen u. s. f. Der alte deutsche Idealismus regt sich wieder, und da darf auch die vormärzliche Zeit hoffen, gerechter beurteilt zu werden, als bisher. Als eines der Anzeichen dieser Strömung wollen wir die Aufrechterhaltung Gilm's nehmen, die schon jetzt, nach wenigen Wochen, die Aufmerksamkeit aller Freunde der Poesie auf sich gelenkt hat.

Kann man eine zu hohe Meinung von dem Verufe der Poesie haben? Schwerlich, denn sie gehört in der That zu den höchsten und folgenreichsten Thätigkeitsformen. Aber man kann sich irren in dem Glauben an die unmittelbare Wirkungsfähigkeit der Poesie, in der Auffassung ihres praktischen Berufes, und das ist der auffälligste Charakterzug des vormärzlichen Geschlechts, der auch bei Gilm zunächst in die Augen fällt. Er sollte ihm zum Verhängnis werden, wie aus unsrer Darstellung hervorgehen wird.

Bis zum Jahre 1840 lebte Gilm in Innsbruck als der Sohn eines höhern Justizbeamten und schließlich selbst als Gerichtspraktikant. Tirol ruhete damals auf den Vorbeeren aus, die es sich in den Franzosenkriegen durch seinen heldenmüthigen Kampf und seine sagenhafte Treue an die habsburgische Dynastie erworben hatte. Für die heutige Geschichtsforschung ist es außer Zweifel, daß die Tiroler unter Andreas Hofer hauptsächlich für ihren alten Glauben gekämpft

haben, und daß der Fanatismus ihres Kampfes gegen die Baiern insbesondere hierin seine Ursache gefunden hat. Die Baiern hatten in unpolitischem Aufklärungsstreben die abergläubischen Auswüchse des tirolischen Katholizismus beschneiden wollen, sie hatten Kreuze, „Marteln,“ wie sie uns auf allen Alpenwegen begegnen, umgeworfen und so das biedere Bergvolk empört. In den stillen Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen entwickelte sich aber in Deutschland die Legende, die Tiroler hätten allein für ihre Nationalität, für ihr Deutschtum gegen die Franzosen gekämpft. Diese Auffassung fand in Tirol selbst leicht Verbreitung, zumal bei der heranwachsenden liberalen Jugend desselben. Der Vater Gilm's, der ebenso konservativ wie sein Sohn liberal war, der den Krieg selbst mitgemacht hatte, sah es geradezu als eine Verleumdung von Seite des „jungen Europas“ an, wenn der Tiroler Aufstand von 1809 als ein Freiheitskrieg angesehen wurde. Er kannte die geheimen Triebfedern jener Jahre genau; von einem Freiheitsfinne, meinte er, sei keine Spur vorhanden gewesen. Aber dem nachwachsenden Geschlecht waren jene geheimen Triebfedern verloren gegangen, nur der Glanz der heroischen Thaten war übrig geblieben, und da empfand es in Tirol keiner so schmerzlich wie Hermann von Gilm, daß seine Heimat mit der geistigen Entwicklung des übrigen deutschen Volkes nicht Schritt hielt. Das ganze Gebirgsland war ja durch Zensur, Polizei und Klerisei in einer heutzutage geradezu unbegreiflichen Weise von Europa abgesperrt worden. Wer in Tirol reisen wollte, mußte eigne Pässe haben und sich viele Placereien gefallen lassen. Unzählige Male wiederholt Gilm seine Klage über das Zurückbleiben Tirols in geistiger Beziehung. Tirol, so schön, so überreich gesegnet, ist arm an Dichtern. Oswald v. Wolkenstein, dessen Gedichte und Lebensgeschichte gerade zu jener Zeit von Beda Weber neu herausgegeben worden waren und der vielfach Gilm's Phantasie beschäftigte, da er der letzte deutsche Minnesänger und ebenso, wie der größte, Walthar von der Vogelweide, ein Tiroler war — dieser Oswald wird von Gilm angesprochen:

Nicht wollen wir dein Mittelschwert, das scharfe,
Das Vaterland steht dich, das lidentwöhnte,
Oswald von Wolkenstein, um deine Harfe,
Die liederreich durch diese Berge tönte.

Und frischre Kränze hat es, schönre Orden
Als Aragon; o schweige nicht mehr länger!
Seit jener Zeit ist alles anders worden:
Wir haben Thaten, aber keine Sänger.

Jeder Mensch wird es einmal an sich erfahren haben, daß er von der zufälligen Äußerung eines Fremden blickartig und folgenreich berührt wurde, weil sie vorhandene, aber unklare Streben in ihm zum Bewußtsein brachte. Ein solches Erlebnis hatte auch Gilm. Im Jahre 1841 lebte er in Schwaz, einem kleinen, alten, romantisch gelegenen Städtchen, eine Eisenbahnstunde östlich von Innsbruck gelegen. Es war der Sitz eines Kreisgerichtsamts, und der Dichter verbrachte hier zwei seiner sieben Praktikantenjahre. Er lebte hier eine Zeit lang sehr glücklich. Da er selbst aus guter Familie stammte, fand er die freundlichste Aufnahme in dem gastfreien Hause seines Amtsvorstandes, des Kreishauptmanns

von Gasteiger, und vergalt diese durch sein geistprühendes, lebensfroh überschäumendes Naturell.*) Hier lernte er auch seine in den schönsten Liedern verewigte Theobolinde kennen, eine Nichte Gasteigers, die Gilm's leidenschaftliche Liebe freilich nur mit kühler Freundschaft lohnte und ihn dadurch sehr unglücklich machte. Das schöne Mädchen wollte eine sogenannte gute Partie machen und gab dem unbesoldeten Gerichtspraktikanten, der obendrein als Liberaler schlimme Aussichten für seine Laufbahn hatte, einen Korb. In diesem Hause nun hatte Gilm folgendes kleine, aber bedeutsame Gespräch, über das er in einem seiner Briefe an die vielgeliebte Schwester Eaton (Katharina) nach Innsbruck berichtete: „Es ist nicht lange her,“ schreibt er, „war ein Mädchen hier aus Zweibrücken; diese Fremde hatte freiere Ideen, als alle Männer Tirols in hundert Jahren zusammenbringen. Sie frug mich einst, nachdem [als] sie sich an unsern herrlichen Bergen nicht satt sehen konnte: »Und in dieser Natur giebt es keine Dichter?« Ich antwortete ihr Tags darauf in einem Gedichte“ — und dieses Gedicht teilt er nun in dem Briefe mit.**) Für die Wirkung dieses Gesprächs auf den damals neunundzwanzigjährigen Dichter ist es bezeichnend, daß er dieses Antwortgedicht an die Spitze der Sammlung stellte, die er 1863, kurz vor seinem Tode, endlich ordnete.

Es war damals in der That so. Von Oswald von Wolkenstein bis auf Gilm hat die tirolische Literaturgeschichte kein dichterisches Talent höhern Ranges zu verzeichnen. Erst kürzlich sind tirolische Fastnachtspiele des Sigil Raber aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ausgegraben und veröffentlicht worden, aber davon wußten Gilm's Zeitgenossen nichts. Und es erinnert an den Entschluß des jungen Klopstock, mit Milton um die Palme zu ringen, da das Ausland sich verächtlich über die Unfähigkeit der Deutschen, etwas im Gebiete der „schönen Wissenschaften“ zu schaffen, geäußert hatte, wenn Gilm von nun an sich als den berufenen Mann fühlte, der Dichter Tirols zu werden, an dem es fehlte, und diesem Gefühl in stolzer Weise auch sehr häufig Ausdruck verlieh.

Schweigen werden meine Lieder,
Kein Gesang wird mehr ertönen,
Und die Fremden werden wieder
Unre stummen Berge höhnen —

singt er beim Abschied von der Geliebten. Und ein andermal in dem Gedichte „Sankt Ulrichs-Kapelle“:

*) Vergl. Hermann v. Gilm. Sein Leben und seine Dichtungen v. Arnold v. d. Passer. Leipzig, Liebeskind, 1889. Diese Lebensbeschreibung enthält sehr viel wertvolles Material, entbehrt aber allen wissenschaftlichen Geistes. Eine ästhetische Würdigung Gilm's ist darin gar nicht versucht. Hermann Sanders vortreffliches Büchlein ist wohl ausgenutzt, aber totgeschwiegen worden.

**) Vgl. Hermann Sander, Hermann v. Gilm. Innsbruck, Wagner, 1887. S. 31.

Ich aber möcht' hier Tag für Tag
Tirolerlieder dichten,
Und wenn's auch niemand hören mag,
So hören mich die Fichten.

Sie beugen sich und horchen wohl
Mit Lust den neuen Tönen,
Daß nicht die Fremden mehr Tirol
Als Knechtarm verhöhnen.

Die Tirolerpoesie taucht er in einem andern Gedichte geradezu auf den Namen der Geliebten, der er einen Cyclus von Liedern widmet, auf Sophie.

So stark das Selbstgefühl zu sein scheint, das aus solchen Versen spricht, so berechtigt darf man es doch bis zu einem gewissen Grade nennen, wenn man eines Menschen Recht auf Stolz nach der Größe der Aufgabe mißt, die er sich selbst gestellt hat, und nach der Kraft, mit der er sie erfüllt hat. Welch hohe Auffassung Gilm von dem hohen Beruf der Poesie hatte, das geht nach zwei Richtungen hin aus seinen eignen Versen hervor. Einestells war ihm der Dichter der Hüter, der Seher der Schönheit. In dem Trinkspruch auf Oswald von Wolkenstein läßt er das traumhaft lebendig werdende Steinbild dasselbe auf seiner Schloßbrunne sagen:

Schau rings dich um,
Rein Eigentum,
Das alles hab ich besungen.

Der Wiese Pracht,
Des Waldes Nacht,
Des Bergsees grüne Gestade,
Den Alpenlee,

Die Rosen im Schnee,
Die Gemse auf steinigem Plade;
Das Edelweiß,
Das Gletscherreis
Und drüber die gold'ne Wolke:
Im Liebe bewährt,
Im Lichte verklärt,
Was ich das Land meinem Volke.

Also das eigne Volk zum Bewußtsein der Schönheit und des Wertes seines Besitzes zu führen, war nach seiner Meinung Dichterberuf. Andererseits erklärte er in einem der „Zeisonette aus dem Pustertthale“ (offenbar gegen Beda Webers mystische Lyrik):

Ihr Mosenjünger, die mit Thränenluten
Ihr von der Welt Verderbnis christlich wimmert,
Verwesung singend und die Sürge zimmert
Aus heißer Liebe nach dem Absoluten,

Der Knecht Art will nimmer uns gemühen:
Hat sich die Welt, die ihr verschmäht, verschlimmert,
Ist's eure Schuld, wie ihr sie unbekümmert
An ihren tiefen Wunden laßt verbluten.

Der Dichter muß voran! Wie einst die Wolke
Vor Israel, muß er vor seinem Volke
Der wüsten Zelten Hundger Loothe wandeln.

Das Lied ist nur die Blüte von (!) dem Handel!
Im Buche der Geschichte könnt ihr lesen,
Daß jede That zuerst Gesang gewesen,

Und alles zusammenfassend, was Gilm als Aufgabe der Poesie betrachtete, — zugleich die beste Selbstcharakteristik, die er geliefert hat — heißt es in dem Gedichte an Albert Jäger, zum 8. März 1844, worin die Muse Tirols den mutigen Benediktiner, der gegen die Jesuiten aufgetreten war, anspricht:

Ich bin die Muse von Tirol, die freie,
Der Berge Liebchen und der Wälder Braut,
Mit jedem ersten Frühlingstag erneue
Ich meinen Schwur, der mich an sie getraut!

Ich bin nicht jene schamlos jeile Dirne,
Die ohne Liebe für das Vaterland
Schon heute wirft mit Straßentrot die Stirne,
Um die sie gestern falschen Lorbeer wand.

Ich lausche jedem Seufzer der Geliebten,
Träum' jeder Föhre winterlangen Traum,
Ich weiß die Leiden, die den Wildbach trübten,
Trink' seine Lust von seinem Perlenschaum:
Ich kenne jeden feurigen Gedanken,
Der auf beeißten Firnen stolz verglüht,
Und jeden Wunsch, der an den Blumentranken
So unbeachtet welket und verblüht.

Weil nun Gilm ein so hohes Ideal von dem Verufe seiner Kunst hatte, weil er, wie wenig andre Dichter, sich in der That als einen Märtyrer seiner Begabung zu betrachten das Recht hatte, darum durfte er mit jenem Selbstgefühl von sich sprechen, obgleich neben ihm ein dichterisches Talent wie das Adolf Bichlers heranwuchs. Gilm hat viel gelitten um seine Poesie. Wenn er sich gemäß der von Freiligrath ausgegebenen Losung für alle seine dichterischen Zeitgenossen in verzweifelten Augenblicken auch mit jenem Kainstempel gezeichnet fühlte, der das Mal der Dichtkunst sein sollte — eine pessimistische Theorie von der angeborenen Tragik des Dichters, die wir heutzutage in dieser Allgemeinheit als durchaus nicht zutreffend anerkennen — so war es bei ihm nichts weniger als eine leere Phrase.

Gilms größtes Verhängnis war, daß er als Tiroler zur Welt kam. Das klingt paradox, wenn man daran denkt, mit welcher rührenden Treue, mit welcher Leidenschaft er an seinem Vaterlande, an den Tiroler Bergen und an den Tiroler Menschen hing, wie im Grunde die Verherrlichung Tirols den Kern seines ganzen Denkens und Dichtens ausmacht.*) Dennoch ist dem so.

*) Vergl. Anton von Schüllerns Vortrag über Gilm, gehalten im Ferdinandeum zu Innsbruck, abgedruckt in der „Innzeitung“ (Innsbruck) 18. April 1865 ff. Dieser Vortrag ist die beste ästhetische Würdigung Gilms, die vorhanden ist; wir verdanken ihm viele Aufklärung. Es ist sehr zu bedauern, daß er so verborgen geblieben ist, und daß Arnold v. d. Passer ihn ebenfalls totesgeschwiegen hat. Er hätte ihn in die Lebensbeschreibung aufnehmen sollen.

Gilm war von Natur, wie jedes starke dichterische Naturell, für alle Eindrücke seiner Umgebung ungemein empfänglich. Ein Denker, ein Forscher ist viel weniger von den Zufällen der Erziehung und der Zeitläufte abhängig, der Dichter kann sich ihrem Einflusse gar nicht entziehen. Er wächst ja mit seiner ganzen Produktion aus ihnen heraus. Gilm stand mit seinem angeborenen Wesen in geradem Gegensatz zu Schule und Haus, zu Gesellschaft und Gesinnung, worin er aufwuchs. Die Lehrer waren Bedanten, die Familie bestand aus sehr frommen Katholiken, die Stadt war klein, philiströs, von der klerikalen Herrschaft verschüchtert, ängstlich, zurückhaltend. Gilm's Natur strebte nach Heiterkeit, frischem Lebensgenuß, reicher Behaglichkeit, Sinnenlust und Bewegung. Was die dumpfe Gläubigkeit seiner Erzieher an ihm verschuldete, das spricht er in späten Tagen in einem unter dem Drucke der Ereignisse der Märzrevolution geschriebenen Briefe von Wien (7. November 1848) selbst aus: „Wenn in meiner Erziehung nicht gar so plump zu Werke gegangen, wenn die Abgeschmacktheit nicht gar so nackt hingestellt, wenn die schöne Lehre Christi nicht gar so verhunzt worden wäre, ich hätte nicht so früh — ein halbes Kind — den ganzen Katholizismus über Bord geworfen. Ich bin zwar froh, so früh damit fertig geworden zu sein, aber es braucht einen eignen Gott im Herzen, ohne Religion, so ohne Leuchte der Vernunft herumzutappen. Die Poesie hat mich über diese gefährliche Kluft hinausgetragen, und wo ich seitdem angelangt bin, da ist das Land der Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, das wahre Land Christi. Ich bin ein Christ im wahren Sinne des Wortes, ein Christ des Evangeliums, und es ist nicht ein Wort darin, das ich nicht bestätige. Aber was die Menschen dazu gemacht haben, ist pure Anzängerei. Politik, Philosophie und Religion ist eins und dasselbe geworden.“ Die Folge dieser beklagten Erziehung Gilm's war sein frühzeitiges und nur um so herberes Auflehnen gegen die landesübliche fromme Kopfhängerei, so daß er schon früh als Rezer oder Heide galt, während er in einer weltmännischeren Umgebung wohl noch als guter Christ betrachtet worden wäre und sich mit theologischer Engbrüstigkeit nicht hätte herumschlagen müssen. Sehr anmutig läßt es Gilm in einem seiner ersten Oeffen: „Sommerfrühlieder (eines Mädchens) aus Natters“ aussprechen:

Es schelten mich die Leute
 Gar oft ob meiner Lieb',
 Als wäre er ein Heide,
 Brandleger oder Dieb.

Und hat er gelegt auch ein Feuer,
 Es hat doch kein Wächter geklärt,
 Wir aber haben die Flammen
 Das frierende Herz erwärmt.

Und steh' ich mit seinem Glauben
 Gar übel immerhin,
 Es heißt: wer viel geliebt hat,
 Dem wird auch viel vergeh'n.

Und hat er auch wirklich gestohlen
 Viel Küsse bei Tag und bei Nacht,
 So hat er doch niemand ärmer,
 Mich aber reicher gemacht.

Natürlich konnte diese „heidnische“ Gesinnung in dem Innsbruck der dreißiger Jahre nur bei wenig Menschen Verständnis finden. Aber Gilm's Geistesent-

wicklung ging noch weiter und zog die letzten Folgerungen aus der von seiner dichterischen Begabung geforderten Weltanschauung. Gilm war ganz und gar Augenmensch. Die reiche Alpenwelt hatt' ihn in ihren Bann gezogen, und seine Phantasie war gefättigt mit den Bildern ihrer Wälder und Berge, ihrer Blumen und Bäume, ihrer Bäche und Wiesen, wie es seine Lyrik auf jeder Seite bezeugt. Er war tief eingeweicht in das Geheimnis der Natur, sie wurde die Seele seiner Poesie. Zu ihr kehrt er ein, wenn er von den Kämpfen der Welt ausruhen will.

Ich lieg' im Feld, zur Seite mir die Ähre,
Die neigt ihr Haupt schwermütig, in Gedanken,
An ihrer rauhen Wimper hängt dieähre;
Da ist mir wol, ich lieb' die Seelenkranke.

Dort wird die Tanne wie im Freundschaftsbunde
Umfangen von der Birke weißen Armen,
Ob auch die scharfe Nadel sie verwunde;
Da ist mir wol, als gäb' es noch Erbarmen.

Und eine Lerche lehrt die zarten Jungen
Das Frühlingslied und giebt das beste Futter
Dem Kinde, welches schliefrei gesungen;
Da ist mir wol, als hätt' ich eine Mutter.

Und alles, was ich liebe, schien gestorben;
Doch ringsum sind die Rosen aufgeschossen,
Nicht alle Blumen ha: der Schmerz verborben;
Da ist mir wol, als wär' ich nicht verstoßen.

Dieser offene Sinn für die Naturschönheit, diese mythische Empfänglichkeit des Sonntagskindes für ihre Sprache tritt bei Gilm schon mit seinen ersten dichterischen Versuchen hervor. Sein erstes Gedicht soll eines auf die Frau Hütt, die Jagdumspannene Bergspitze bei Innsbruck, gewesen sein. Die ersten Gedichte der neuen, chronologisch geordneten Ausgabe sind dem Preise des Weilchens gewidmet; und in dem schon angezogenen Briefe aus Schwaz (2. Januar 1841) schreibt Gilm in seiner damaligen überschwänglichen Weise: „Vor der Hand liebe ich Theodolinde! Sonst gar nichts, wirklich gar nichts! Berg und Thal und die Sterne am Himmel lieb' ich zwar auch, aber nur weil Theodolinde, so oft sie einen Berg, einen Baum, einen Stern sieht, an mich denkt. O welch ein Zauber liegt in der Naturpoesie! Wenn du nur ahnen könntest, wie diese leblosen Dinge plaudern können, wie ein abgeschälter, nichtsnutziger Weidenbaum mehr zärtliche Dinge weiß, mehr göttliche Gedanken hat, als ein Seelenhirt.“

Mehr göttliche Gedanken, als ein Seelenhirt — das ist das Charakteristische für Gilm im Unterschiede z. B. von Eichendorff. Gilm's Naturverehrung war ein bewußter Widerspruch gegen die orthodoxe Kirchlichkeit, die ihn umgab, und er konnte desselben in diesen Jahren niemals ganz Herr werden. Immer kommt ihm die Erinnerung an die religiösen Formen des Katholizismus, wenn er in seiner eignen, aber nicht minder religiösen Art die Natur feiert. Daraus entstand jener ganz merkwürdige Stil in den „Sommerfrischliedern eines Mädchens“, den schon Emil Kuh (Neue Lyrik, Wien, 1865), Gilm's erster Kritiker, bewundernd hervorhob. Die Formen des katholischen Ritus und dessen Anschauungen wurden für Gilm ein mythologischer Apparat, wie den Renaissancebildern die Bilder der griechisch-römischen Religion. Nur so begreift man es, wie Gilm

zu seinen originellsten Wendungen kam, wie z. B. in dem folgenden Gedichte des Mädchens aus Ratters: :

Ich habe drei Kränze gewunden
Gleich einer Schäferin
Und will sie nun verteilen
Nach meinem thörichten Sinn.

Den ersten aus Eichenblättern,
Den drück' ich dir auf das Haupt;
Es liegt eine Kraft in der Eiche,
An die man vertraut und glaubt.

Den zweiten aus wilden Rosen
Geb' ich dem Bäcklein im Wald:
Das färbt mit rosigem Leben
Die Wangen von Jung und Alt.

Den dritten aus Blumen des Feldes
Leg' ich dem Heiland aufs Haar —
Er soll keinen Dornenkranz tragen
In meinem seligsten Jahr.

Oder in einem andern Bilde :

Es singen die Vögel im Walde,
Es raucht und dampft der Altar,
Und oben an seidner Decke,
Da schwebt der Engel Schar.

Bis jetzt ein Priester, ein hoher,
Empor die Hostie hält,
Umgeben von goldnen Strahlen:
Da leuchtet die Lieb' in die Welt.

Da säuweisen die Vögel im Walde,
Da neigen die Blumen das Haupt,
Da haben ungläubige Tannen
An Jesus Christus geglaubt.

Der Dichter selbst ist die ungläubige Tanne, die auf dem Wege der Naturverehrung den Weg zum Heiland gefunden hat. Er treibt ein künstlerisch freies Spiel mit den katholischen Kirchenformen. Ein wahrhaft Gläubiger hätte nie diese Einfälle gehabt. Man kann zusehends Silms Wachstum in seiner Freiheit beobachten. Noch in den „Märzveilchen“ ist er nicht ganz frei, wenn er, etwas pretiös allerdings, singt:

Des Heilands Liebe, — seine Wunden,
Sind heute bis zur Osterzeit
Mit veilchenblauem Tuch umbunden
In allen Kirchen weit und breit.

Und draußen deckt die junge Erde
Nach langem Schlaf, nach langer Ruh,
Daß sie nicht ausgepottet werde,
Mit Veilchen ihre Liebe zu.

Und wenn ich meine Lieder dichte
Von diesen Veilchen, ist es nur
Die alte heilige Geschichte
Von unsrer Kirch' und der Natur.

Aber sehr bald ist er sich klar geworden, daß „unsre Kirch' und die Natur“ nicht so harmonisch zusammengehen. Schon in den „Sommerfrischliedern“ heißt es:

Sieh, dort zeigen sie dem Volke
Sein und seines Gotts Verhängnis:
Eine trübe Wolkenschwolle
Und ein ewiges Gefängniß.

Er sah, daß die Kirche auf ein Jenseits verweise, uns mit der Natur entzweie, seine Verehrung der Natur aber drängte ihn, sich ganz für das Diesseits zu

entscheiden. In einem seiner schönsten Gedichte, „Das Gnadenbild,“ kommt diese Entscheidung zum rührendsten poetischen Ausdruck.

Auf einem goldgestickten Purpurthrone
Im Edelstein-befäten Atlasleide,
Im goldnen Haar die perlenreiche Krone,
Maria sitzt, die Hochgebenedelte.

Es strömt mit Plagen jeder Art beladen
Herbei das Volk aus allen fremden Landen;
Man sagt, es hab' ihr Auge voller Gnaden
Noch jede Bitte huldvoll zugestanden.

Doch wenn des Nachts die Palmenblätter dunkeln,
Die an der Kirche Säulen aufgeschossen,
Die runden Scheiben glühen gleich Karfunkeln,
Und nun der Rükter hat die Thür geschlossen:

Dann kommt ihr wohl die Thrän' ins Aug' gestogen,
Sie denkt der Zeit, wo sie die Welt, die weite,
Am Wanderstab als Bettlerin durchzogen,
Ein Kind im Arm und einen Mann zur Seite.

Und wie sie dort im Sandmeer von Ägypten
Im Schatten eines Palmenbaums geschlafen,
Und wie den Thau der Aoc sie nippten,
Wenn in der Wüste sie kein Wasser trafen.

Es ist die alte homerische Gesinnung, die Gilm hier ausspricht: lieber ein Bettler auf der Oberwelt, als ein Fürst im Reiche der Schatten. Von ähnlichem Geiste erfüllt ist ein zweites Gedicht Gilm's, „Der heilige Johannes“. Es führt eine gerade Linie von Gilm's religiös-erotischer Lyrik zu den berühmten „Sieben Legenden“ Gottfried Kellers; gemeinsam ist ihnen die durchaus von jeder aufklärerischen Tendenz freie, rein künstlerische Verwendung altchristlicher Vorstellungen zu weltlich-poetischen Zwecken.

Nicht aber diese hervorragenden dichterischen Gaben haben Gilm's Ruhm zu seinen Lebzeiten in Tirol und ein wenig auch in Deutschland begründet, sondern seine Jesuitenlieder, von denen wir nun zu sprechen haben.

Im August des Jahres 1837 wanderten fünfhundert Zillertthaler mit Weib und Kind aus ihrer Heimat nach Schlesien aus, wo ihnen der König von Preußen einen Erdwinkel einräumte, auf dem sie sich neu ansiedeln durften. Ein Dekret des Kaisers Ferdinand hatte sie aus der Heimat verbannt, weil sie es gewagt hatten, die Bitte auszusprechen, Jesus nach evangelischem und nicht mehr nach katholischem Ritus verehren zu dürfen. Diese Zillertthaler waren teilweise Verwandte jener Salzburger, die der Erzbischof Graf Firmian aus demselben Grunde hundert Jahre früher (1731) von Haus und
Grenzboden IV. 1888.

Hof vertrieben hatte. Lutherische Bibeln, Hauspostillen waren zurückgeblieben, deren Lesung den ersticken protestantischen Geist entfacht und die Bewegung unter den Zillerthalern hervorgerufen hatte.

Als Gilm in Schwaz lebte (19. Oktober 1840 bis 10. Dezember 1842), da war die Erinnerung an diese rohe That theologischer Unduldsamkeit noch ganz lebendig. Der Kreishauptmann v. Gasteiger, in dessen Hause Gilm verkehrte, war selbst der, wie man versichert, humane Vollstrecker des furchtbaren Regierungsaktes gewesen, und man mag oft genug bei ihm davon gesprochen haben. Man kann sich leicht vorstellen, wie der junge Dichter von dieser Thatfache ergriffen wurde. In seinen Gedichten spiegelt sich sein hochregretter Zustand.

Ich stand wohl auch an goldner Sessellehne
Und sog den Duft von parfümirten Boden;
Ich küßte Mädchenhände, weiß wie Schwäne,
Und ließ von ihren Kleidern mich umfodern.

Mich machten all die dunkeln Augen eitel,
Die lieblich winkten, näher herzutreten;
Der Lorbeer grünte schon auf meinem Scheitel,
Und weiche Arme lodten den Poeten.

Da scholl durchs Thal das Halloh wilder Treiber —
Ein Hauch des Mundes wurde zum Verräter;
Ich sah der Männer Mut, den Schmerz der Weiber,
Der Kinder letzten Blick zum Haus der Väter.

Der sanfte Buchwald stöhnte vor Entsetzen,
Die Berge standen starr vor der Mißhandlung;
Ich riß die Fahne Cynthias zu Fetzen
In meines Herzens plötzlicher Umwandlung.

Von dieser Zeit an hat Gilm's Muse ein neues Pathos: Haß gegen die Klerisei, Forderung der geistigen Freiheit. Auch Gilm's Stil ändert sich seitdem; um ja nicht mißverstanden zu werden, hat er seitdem auch nur die rein künstlerische Verwertung kirchlicher Bilder streng vermieden, und dieselbe Natur, in die er früher ganze Meßopfer hineinschaute, die ihm an Christus zu glauben schienen, bekehrt sich nun zu einem andern Glauben, zu dem an die Freiheit, z. B.:

Mein ist der Wald, und mir sind unterthänig
Die freien Tannen und die stolzen Buchen
Und alle wilden Rosen! Ich bin König,
Doch nach mir wirds kein anderer versuchen.

Denn heimlich hassen Blumen und die Bäume
Den Menschen, jedes stillen Glücks Zerstörer.
Wie hochverräterisch sind oft Lilienträume,
Wie stürmt in mancher Eiche der Empörer!

Ich nehme nicht mit Waffen in den Händen,
Den freien Baum als Sklaven zu verkaufen,
Des Waldes Sänger, um sein Licht zu blenden
Und schöne Blumenheiden zu taufen.

Sie sahen mich gezeichnet von der Böhne
Und hörten laut die Welt mein Lied verhöhnen;
Da wanden wir die Eichen Diademe,
Da fingen mich die Rosen an zu krönen.

Der Haß Gilm's gegen die Klerikalen hatte sowohl persönliche als allgemein politische Quellen. Gilm hatte auch nach der Jugendzeit allerlei von den Frommen zu leiden gehabt. Er stand deswegen mit seinem Vater nicht besonders gut. Seine leidenschaftlich geliebte Theodolinde wurde von sehr frommen Tanten gegen ihn gestimmt; als bekannter Freigeist hatte er im Staatsdienste keine Aussichten, vorwärts zu kommen; zu seinem Schmerze ließ sich sogar seine Stiefschwester als Nonne einkleiden; sein ganzer Mensch litt unter der Pfaffenherrschaft des damaligen Tirols, die er fortwährend erstarken sah. Denn im Bunde mit dem Absolutismus, mit dem Polizeiregiment und der dummbrutalen Zensur wollten die Klerikalen Tirol hermetisch von Europa absperrern. Noch mehr. Im Jahre 1843 wurden die Jesuiten geradezu ins Land berufen, trotz der großen Bewegung, die dagegen bestand. Der Tiroler Landtag stand nun im Banne des klerikalen Heisporns Giovanelli, dem die Sorge für das Seelenheil seiner Landsleute über alle weltlichen Bedürfnisse ging. Am 8. März 1844 hielt der hochangesehene österreichische Historiker Albert Zager, Professor der Innsbrucker und später der Wiener Universität, Mitglied des Benediktinerordens, im Ferdinandeum zu Innsbruck eine berühmt gewordene Rede gegen die Jesuiten. Sie hatte aber nur die Folge, daß sie die liberale Opposition ermutigte und Gilm zu einem schönen Gedichte begeisterte. Die Jesuiten konnten dennoch mit Pomp die Grundsteinlegung ihres Ordenshauses feiern, das noch vor wenigen Jahren durch einen Zubau erweitert worden ist.

In diesem Kampfe gegen die Feinde aller Duldsamkeit, aller noch so bescheidenen Geistesfreiheit, aller modernen Wissenschaft und Kultur, sofern sie nicht der römischen Kirche dienstbar ist, hat Gilm die merkwürdigsten Gedichte geschaffen. Nirgends kamen seine glühende Vaterlandsliebe, seine wahrhaft lautere evangelische Gesinnung, sein Wi, seine Satire, seine Leidenschaft so zum Ausdruck, als in seinen gegen die Jesuiten gerichteten Versen. Am populärsten zu seinen Lebzeiten, um dann freilich wieder durch die Zensur unterdrückt zu werden, ist sein wie ein Kriegslied anmutendes Gedicht „Der Jesuit“ geworden.

Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Es redet nicht, ist still und stumm
Und schleichend ist sein Tritt.

Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurzgeschornes Haar
Und bringt die Nacht zurück ins Land,
Wo schon die Damrung war.

Es hat nicht Raft und hat nicht Ruh
Und hat ein fahl Gesicht
Und drückt bei Tag die Augen zu,
Als heiße es das Licht.

Es wohnt in einem öden Haus
Und starrt auf neuen Zwang,
Und schaut es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang.

Und Jesus trug ein farbig Kleid,
Und seine Brust war bloß,
Und was er sprach, war Seligkeit,
Und was er that, war groß.

Und Jesus trug ein wallend Haar
Und seine Wang' war rot,
Und Jesu offnes Auge war
So frei wie sein Gebot.

Am dattelreichen Palmenbaum
Da lehrt er sein Gebet
Und träumte seiner Liebe Traum
Am See Genesareth. —

Drum seh' ich solch 'nen Finsterling,
So fällt mir immer ein:
Wie kann man doch so wüstem Ding
So schönen Namen sein?

Dieses Gedicht ist aber nicht das einzige, auch nicht das beste geblieben, was Gilm gegen die Jesuiten geschrieben hat. In den „Zeitsonetten aus dem Buzsterthal“ (vom 10. Dezember 1842 bis zum 2. Oktober 1845 lebte Gilm in Brunneck), in den „Landtagssonetten,“ in den „Sonetten an eine schöne Roveredoranerin“ und in vielen andern Gedichten führt er diesen Kampf fort. Die Angriffe, die er gegen die Jesuiten schleudert, sind von einer Leidenschaft und Kraft im Ausdruck, die in deutscher Sprache wenig ihresgleichen hat.

Nicht lange ist es her, daß wir vertrieben
Die eignen Brüder haben, die uns lieben,
Und sollen die behalten, die uns hassen?

Ihr Jesuiten müßt das Land verlassen,
Die Zeit ist um, und Bösertthaten lassen
Sich nicht gleich einer Hochzeitnacht verschieben —

so schließt mit bitterer Anspielung auf persönliches Leid — er durfte die geliebte Sophie, seine Brunnecker Braut, nicht heiraten, weil er noch immer, bald acht Jahre, unbesoldeter Gerichtspraktikant war — eines der Zeitsonette. Das folgende schließt:

Dem wahren Haß genügt nicht das Verachten:
Der Liebe gleich muß er mit Händen greifen
Nach seiner Sehnsucht, soll er nicht verschmächten.

In wahrhaft poetische Bildlichkeit kleidet er in dem folgenden Sonett den Gedanken, daß die Fortschritte der Kultur sich nicht mit dem Treiben der Jesuiten vertragen, und giebt ihnen den Rat:

Drum schiff auf einem Dampfer nach den Tropen,
Da giebt's noch blinde Heiden zu bekehren.

Nichts drastischeres kann man sich denken, als folgendes Bild: Die Leute laufen scharenweise zur Kirche, den neuen, pikanten Prediger zu hören, es ist ein Jesuit; vor der Kirche im Gedränge steht ein magerer Karrengaul, den sein Herr mit dem Peitschenstiel erbarmungslos antreibt, obgleich er nicht vom Fleck kann. Gilm schließt:

Das ist der Gottesdienst in diesem Ort:
Im Tempel drinnen sein entstelltes Wort,
Und draußen sein geschundener Gedanke.

Die schneidige Ironie eines überlegenen Geistes, ein an Pascals Lettres provencales erinnernder Ton spricht im folgenden Sonett:

Was doch ein Jesuit kann alles wissen!
Er predigte: der Mensch kann nichts vollbringen.
Wenn ich und du auf diesen Rufen springen,
So hat es Gott gethan mit unsern Füßen.

Und wenn wir etwas thun von bösen Dingen,
Zum Beispiel stehlen, raufen oder küssen —
Was wir uns aber niemals unterfingen —
Hat Gott im Himmel mit uns stehlen müssen.

Daraus ergab sich nun der Sünden Schwere,
Weil Gott, der Reinste, Lob der Engelzungen,
Vom Sünder wird zum Sündigen gezwungen.

Der Jesuit bringt dich zu großer Ehre:
Nicht ich — nach dieser orthodoxen Lehre —
Gott selbst hat die Sonette dir gesungen.

Den mächtigsten Ausdruck aber hat Gilm seiner Leidenschaft in jenem Gedicht gegeben, das er zur Grundsteinlegung des Jesuitenkollegiums in Innsbruck 1843 geschrieben hat: mit seinem eignen Leben will der Dichter die Befreiung seiner geliebten Tiroler von der Geistesknechtschaft erkaufen. Er schließt mit den Versen:

Verweile noch! noch einmal nimm die Kelle!	Wenn diese Mauern fallen und wenn wieder
Ich weiß, ihr haßt den Dichter und das Lied.	Ein Morgensturm euch segt aus diesem Land.
Nehmt mich und legt mich an des Steines	Die Toten auferstehn — dann sind die Lieber,
Stelle,	Wie sie die Freiheit braucht, gleich bei der
Der Abend naht, ich bin des Lebens müd':	Hand.

Damit kommen wir wieder auf jene echt vormärzlichen Töne bei Gilm zurück, von denen wir ausgegangen sind. Es ist ein tragischer Idealismus, der ihn in seinem politischen Kampfe beseelte, als er hoffte, „den Feind mit seinem Reime“ erschlagen zu können; oder als er mit Erinnerung an die Freiheitskriege sang:

O kämen sie zur Brücke von Lorengen!
Dort fiel der erste Schuß! von dorthier schalle
Das erste Lied, sie geistig zu vernichten.

Das Jesuitenkollegium steht noch immer fest auf seinem zu Gilm's Zeit gelegten Grundstein zu Innsbruck, es hat die theologische Fakultät der dortigen Universität ganz zu seiner Verfügung, schreibt auch nicht bloß theologische Bücher, sondern trachtet mit seinem Geist alle Wissenschaften zu durchtränken, und es verlautet sogar, daß es auch das Innsbrucker Gymnasium gern in seine Verwaltung übernehme. Aber auch Gilm's Gedichte sind auferstanden,

und die Parteien stehen sich gerade so noch gegenüber wie damals, als die Gedichte von ihm geschrieben wurden. Die Welt ändert sich nicht so schnell, wie Dichter glauben, sie wird von andern Mächten geleitet als vom begeisterten Liebe und poetischen Idealismus. Zu seinen Lebzeiten hatte Gilm von seiner antijesuitischen Dyrif nur Kummer. Schon sein bester Freund Friedrich Lentner, der ihm mit aufrichtiger Kritik zur Seite stand, schrieb ihm am 17. April 1845: „Sie wissen zu gut, daß man bei uns Präsidenten mit einem Jesuitenlied wohl wütend machen kann, daß sie aber den Dichter als keine Macht betrachten, mit der man unterhandelt, sondern nur als eine Maschine, die man entweder mit Goldsalbe schmirt, damit sie nicht mehr rasle, oder gar zerbricht. In Tirol läßt man für politische Lieder niemand bluten; man läßt die Leute ewig praktizieren.“ Das war das persönliche Schicksal Gilm's. Handschriftlich fanden seine Streitgedichte im ganzen Lande Verbreitung. Aus Rücksicht aber auf sein Fortkommen im Staatsdienste hatte er nicht den Mut, sie zu sammeln und als Buch in die Welt zu schicken. Nicht einmal Ludwig Steub, seinem Freunde, der sie in seinen Schriften über Tirol verflechten wollte, erteilte er die Erlaubnis dazu. Man muß Gilm's ganze Erziehung und seinen Mangel an Weltkenntnis für diese ängstliche Vorsicht verantwortlich machen. Gilm war der Sohn einer seit einem Jahrhundert dem Staate dienenden Beamtenfamilie; Ergebenheit gegen die Regierung war ihm gleichsam eingeimpft. Er mochte in der Begeisterung den Mut zum oppositionellen Liede finden, aber bis er sich entschloß, als Schriftsteller öffentlich Opposition zu machen, vergingen Jahrzehnte, während derer die Opposition selbst Regierung geworden war. Man darf bei Beurteilung von Gilm's Charakter nie seine Abstammung und Erziehung aus dem Auge lassen.

Genügt hat ihm aber seine Zurückhaltung gar nichts. Erst am 2. Oktober 1845 erhielt er, nachdem er sein ganzes Vermögen, das übrigens bescheiden war, aufgezehrt hatte, ein „Adjutum“ von 300 Gulden zugesprochen und wurde gleichzeitig von Brunneck, wo er sich so glücklich fühlte und eine Braut verlassen wußte, nach dem südtirolischen Roveredo versetzt, das für ihn eine ganz neue Welt war und ihn anfänglich tief verstimmte. Ost kam über den Dichter in den so mageren Jahren, die bis zu seiner 1847 erfolgten Übersiedlung nach Wien in eine Konzipistenstelle der Hofkanzlei andauerten, ein Kleinmut. Er fürchtete sich vor der Rache der „Schwarzen“, er versuchte, sich mit ihnen zu versöhnen, er wollte sich ganz von dem Kampfe um die Geistesfreiheit zurückziehen und am Herzen seines Weibes die Welt vergessen. So singt er schon in Schwarz wahrhaft rührend:

Geht sie zum Welbe mir, gebt nur so vieles,
 Daß ich nebst ihr auch noch ein Kind ernähre,
 Daß freundlich ich vom Fenster des Ayles
 Ein Nebenblatt erblick' und eine Ahr.

Gebt sie zum Weibe mir! Das Ihr verschüdet,
 Ich will's nicht mehr in Liedern niederschreiben;
 Thut, was Ihr wollt, so lang's der Frühling duldet
 Und diese Berge unbeweglich bleiben.

Schließlich war er doch auch ein Mensch wie andre: heroisch in den Augenblicken der Begeisterung, schwach in den nüchternen Stunden. Man kann es in der Geschichte der meisten Vorkämpfer der Menschheit beobachten, daß an sie die Versuchung herantritt, sich der selbstbegonnenen Arbeit zu entziehen, den Kelch nicht zu leeren, den sie schon angefaßt haben. Man darf darum Gilm's zeitweilige Schwäche nicht zum Angelpunkte seines Charakters machen, vielmehr liegt dieser in seiner poetischen Natur. Es ist ein Beweis mehr, daß Gilm ein echter Dichter war, daß er von dem Augenblicke, wo er leiblich dem Kampfplatze entrückt war, auch politisch zu dichten aufgehört hat. Für abstrakte Ideen litterarisch zu kämpfen, ist nicht des echten Dichters Sache; Gilm's Antijesuitenlieder sind ein im edelsten Sinne persönlicher Kampf zwischen zwei grundverschiedenen Lebensanschauungen, zwischen der Weltfreude und der Weltflucht. Darin besteht ihr unvergänglicher Wert.

Mit diesen Betrachtungen haben wir indes weder den Inhalt der Lyrik Gilm's noch den Gehalt seines Lebens erschöpft. Einen sehr hervorragenden Teil seines Schaffens, den die neue Ausgabe seiner Gedichte mit großem Unrecht übergangen hat (man weiß überhaupt nicht, nach welchen Grundsätzen Arnold v. d. Passer die Auswahl getroffen hat, Rechenschaft giebt er keine darüber und stillschweigend läßt er auch keine erkennen), nämlich Gilm's Schützenpoesie hätten wir noch zu besprechen; ferner seine schönen Balladen; seine Gelegenheitsgedichte; es wäre noch von Gilm's Anteil an der Märzrevolution, von seiner Niedergeschlagenheit nach ihr zu sprechen; es wäre seine Wandlung in nachmärzlicher Zeit zu beleuchten, seine nationaldeutsche Gesinnung endlich, die nicht müde wurde, die Landsleute zu mahnen, nicht römisch, sondern deutsch zu fühlen; noch am dänischen Kriege nahm er lebhaften Anteil; sein letztes Gedicht „Das Adoptivkind“ galt dem Preise des hochherzigen General Gablonsz — doch alles dies ist schon von den genannten Kritikern und Biographen hervorgehoben worden, worauf wir hier verweisen dürfen. Es bleibt nur zu wünschen, daß Gilm's rechte Verbreitung finde, damit eine zweite Ausgabe seiner Gedichte die Lücken ausfüllen könne, welche die vorliegende zum Bedauern aller seiner Kenner aufweist.





Unsre Zeit im Spiegel ihrer Kunst.

Betrachtungen bei Gelegenheit der Münchener Jubiläumsausstellung.

(Schluß.)



Wie dem Kunstschaffen unsrer Tage eigentümliche Vernachlässigung einer Reihe von Gebieten, ja geradezu aller derjenigen Gebiete, in denen in vergangenen Perioden die Kunst recht eigentlich ihr Feld erkannte, haben wir unter den beherrschenden Gesichtspunkt gestellt, daß unsre Kunst die Wirklichkeit über alles liebe. Bringt uns diese Liebe auf der einen Seite manche Verluste, so verbannt ihr die Kunst auf der andern eine reiche Entwicklung. Diese Liebe hat ihr erst ganz die Augen erschlossen für die Formen, an die sie doch unter allen Umständen mit ihrem Schaffen gebunden ist, die Formen der Wirklichkeit. Sie lernt in diesem Umgang künftig ihre Gebilde so zu gestalten, daß man an ihre Wirklichkeit glauben kann, auch wenn sie sich einmal wieder zu freien Schöpfungen erheben wird. Aber dies ist nur das Äußere. Wenn wir diese Stillleben und Landschaften betrachten, so tritt neben der Naturwahrheit als zweiter Zug das Naturverständnis hervor. Bei den Stillleben bezeugt sich eine gemütvoll hingebende Anhänglichkeit an die Ruhe auf der einen, die Frische und den Reichtum in der Natur auf der andern Seite und ein sinniges Verständnis für das Charakteristische ihrer einzelnen Gebilde. Bei den Tieren ist das Drollige der Katzen und Wölfe, das Seelenvolle der Schafe und Kühe, das Scheue, Spröde der Waldtiere, das Mächtige, Brutale der wilden Tiere trefflich und oft mit vielem Humor zum Ausdruck gebracht. Und in den Landschaften endlich, den Glanzstücken unsrer Ausstellungen, bemüht sich die Kunst, jeder Natur, dem Flachland wie dem Hochgebirge, dem stillen kleinen Wasser wie dem Meer, der Wiese wie dem Wald und wiederum in jeder Landschaft den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, vom tiefen Winter bis zum kahlen Spätherbst, vom Morgendämmer bis zum Mondenschein, vom lachenden Sonnenglanz bis zum dunkelsten Gewitterhimmel, von der stillen Ruhe bis zur gewaltigsten Erregung ihre eigentümlichen Reize abzulauschen. Diese Versenkung in die Natur entspricht völlig der Zeit der Sommerfrische, dem Drange unsers Geschlechts, aus der lärmenden Unruhe und der Überkultur unsers städtischen Lebens zu flüchten in die Stille und Unmittelbarkeit des

Naturlebens. Dabei ist aber noch ein weiterer Zug zu beachten: unsre Landschaften sind Stimmungsbilder und wollen es sein. Sie wollen nicht an einer schönen Gegend unser Auge erquicken, sie wollen unsre Seele in eine gewisse Stimmung wiegen. So tritt hier der Zug der Subjektivität, der Sinn für das Empfindungsleben dem Zug des Realismus, dem Interesse an der Wirklichkeit zur Seite. Es ist in unsrer Zeit das Korrektiv für die letztere Eigentümlichkeit; freilich ein sehr ungenügendes; denn es ist durch und durch individuell. Aber auch hierin spiegelt die Kunst trefflich ein individualistisches Geschlecht, das in der Gefahr der Atomisierung steht, einen Geist, der nicht in den lichten Höhen objektiver geistiger Wahrheiten oder Größen, sondern in den dämmerigen Tiefen des Gemütslebens zu sich selber zu kommen und Gleichgewicht und Ausspannung zu gewinnen sucht gegenüber den erschöpfenden und verwirrenden Eindrücken der Wirklichkeiten des Daseins. Es ist die Zeit der Musik und in ihr des Liedes und des Charakterstücks, die auch in der bildenden Kunst Töne, die Töne des Stimmungsbildes, zu vernehmen begehrt. Vielleicht darf man noch mehr ins Einzelne gehen und bei dem ausgesprochenen Vorherrschen der Seestücke die Vorliebe für das bewegliche Element aus der großen Beweglichkeit unsers Stimmungslebens erklären, anderseits in dem Überwiegen der Bilder mit ernster, sei es wehmütiger, sei es düsterer Stimmung die Spiegelung der innern Unbefriedigung als eines durchgehenden Grundtons in der allgemeinen Stimmung unsrer Tage sehen.

Diese ausgebildete Aufnahmefähigkeit, verbunden mit dem nachgewiesenen Sinn für das Individuelle spiegelt sich weiterhin in der Blüte der Bildnis-malerei, wie sie durch Lenbach vertreten, aber auch mit einer großen Zahl anderer Namen zu belegen ist, wie denn auch in der Bildnerei die Porträtbüste an Zahl und Wert hervorragt. Doch ist nicht zu verkennen, daß bei den meisten die künstlerische Thätigkeit mehr in der treuen gewissenhaften Wiedergabe dessen, was die Augen sehen, im Grunde nur bei dem einzigen Lenbach in dem kongenialen Hervorheben der charakteristischen, sozusagen der Weltgeschichte angehörenden Züge in großer Auffassung besteht, eine Parallele zu der mangelhaften Fähigkeit für die Historie.

Mit der Landschaft streitet um das Interesse unsrer Künstler das Menschenleben, wiederum das wirkliche Leben der Gegenwart. Das Sittenbild aus der Rokokozeit findet zwar noch um des malerischen Reizes der Trachten willen, vor allem in zierlichen Miniaturen seine Pflege, aber es tritt völlig in den Hintergrund gegenüber der Überfülle von Bildern aus der Gegenwart. Goethes Wort klingt wie eine Parole durch die Zeit: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihrs packt, da ist's interessant.“ Und zwar ist es nicht die vornehme Welt, sondern das Volksleben, was unsre Künstler suchen, und im Volksleben wiederum mit Vorliebe die ernstesten Erlebnisse, Gottlob nicht mehr, wie vor wenigen Jahren noch, das Krasse, was an sozialistische Schilde-

rungen erinnerte, sondern Ereignisse, in denen das tiefe Volksgemüt zur wahren Geltung kommt und die Eindrücke sich am schärfsten individualistisch abtufen. Daneben ist es das Familienleben und die Kinderwelt, in deren Darstellungen unsre Kunst bezeugt, daß in unsrer Zeit der Sinn für Heim und Familie lebendig ausgeprägt ist. Sodann tritt bedeutsam das religiöse Sittenbild hervor; wie es in München zu erwarten war, ganz besonders in katholischer Ausprägung. Die vielen Nonnen und Mönche, die uns da in allerlei Thätigkeit und Unthätigkeit gezeigt wurden, erinnern an die in manchen Kreisen überhandnehmende Hinneigung zu diesen Vertretern eines weltflüchtigen Friedens. Endlich tritt charakteristisch hervor der Respekt und das Interesse unserer Zeit für die Industrie und in weiterer Linie für die arbeitenden Klassen überhaupt. Wir sehen die Arbeiter aus dem Gotthardtunnel kommen, eine Panzerkorbette auf der Werk des Vulkan bauen, Schmiede am Eisenhammer ihr Tagewerk verrichten, wir erleben eine Kartoffelernte, eine Roggenernte, beobachten Flachsspinnerinnen, einen Schwertfeger und ähnliches mehr — lauter Dinge, die eine frühere Zeit niemals als würdige Gegenstände der Kunst betrachtet hätte. So zieht der volle Ernst des Lebens in die heitern Hallen der Kunst, damit er von dieser mit dem Schleier der Poesie umwoben werde. Es spricht sich darin ein bedeutsamer Wandel in den sozialen Anschauungen aus. Die Kunst nimmt teil an der Aufgabe unsrer Tage, Gegensätze auszugleichen, für jeden Stand und jede Thätigkeit die rechte Würdigung, für jedes menschliche Weh und jede seelische Bestimmtheit ein offenes Auge und teilnehmendes Verständnis zu gewinnen.

Wir sind zum Ausgangspunkte unsrer Betrachtungen zurückgekommen: es ist die Wirklichkeit, von der unsre Kunst fast ganz in Anspruch genommen wird. Da sie erscheint wie festgebant vor ihr, so daß die Phantasie beinahe die Flügel zu schwingen verlernt hat. Mag das letztere zum Teil die Folge jenes Zuges der Zeit sein, gewiß liegt ebenso sehr in diesem Mangel schöpferischer Phantasie eine Mitursache davon, daß unsre Kunst sich so selten an die Gestalten der Geschichte und an Verkörperungen von Ideen wagt. Man hat auch in den andern Geistesthätigkeiten unsrer Zeit denselben Mangel beklagt. Man glaubt einen Teil der Schuld der Art unsrer Schulerziehung beimessen zu müssen. Ein andrer und größerer Teil liegt wohl in der Entwicklung unsrer Lebensverhältnisse, welche Einsamkeit, Stille, Konzentration erschweren und mit einer bunten Fülle von Eindrücken jeden unter uns ganz und gar in Anspruch nehmen. Erst wenn man diesen von ihr selbst nicht verschuldeten Umständen Rechnung trägt, begreift man völlig die Richtung unsrer Kunst und urteilt billig über die auffallende und trotz allem beklagenswerte Einseitigkeit derselben.

Doch wenn nicht alles täuscht, hat Phantasie die Flügel leise wieder geregt, nicht nur im fernen Spanien, wo sie den jungen Venlure zu jener genialen Vision einer von Märtyrern und Seligen in den Ruinen des Kolosseums ge-

haltenen Seelenmesse begeistert hat. Auch in deutschen Landen hat Willroider in der „Sintflut“ ein mächtiges Naturgedicht, voll von unheimlicher Großartigkeit, geschaffen, und Ferdinand Keller in seiner „Apotheose“ die große Zeit, die mit diesem Drei-Kaiser-Jahre hinter uns liegt, wie in einem Hymnus, in verklärter Pracht in ihren erhabenen Vertretern vor uns heraufgeführt. Mag man dies und das im einzelnen auszuweisen haben, das Bild ist eine künstlerische That, die unsrer Kunst aus der Enge der Wirklichkeit die Wege wieder öffnet in die lichte Welt, wo vor der Phantasie alles Gestalt gewinnt, was nur in einer Menschenbrust sich regen mag.

Doch nicht nur das Schaffen der Kunst, auch ihre Stellung im Leben der Gegenwart, wie wir sie zu Eingang gekennzeichnet haben, mag noch zu einigen Schlußbetrachtungen Anlaß geben. Die Kunst ist mitten hinein in das Leben des Volkes gestellt, sie ist von dem öffentlichen Interesse gewaltig beeinflusst. Sie bietet darin ein sprechendes Beispiel, wie in unsrer Zeit immer weniger die einzelnen Thätigkeiten des Volkgenius sich in ihrer Vereinzelung und Selbständigkeit zu erhalten vermögen, wie unsre Zeit vom Gemeinleben abgeschlossene Kreise gewaltsam sprengt und in ihren großen Strom hineinzieht. Man mag dies in vieler Beziehung beklagen, nicht wegen der Zerstörung so mancher Idyllen, für deren heimliche Pflege kein lauschiger Raum mehr bleibt, sondern weil die Ausprägung von Individualitäten dadurch erschwert ist, weil ein Talent sich nur in der Stille bildet und die schöpferische Quelle überall nur in der Tiefe einer in sich abgeschlossenen Persönlichkeit fließt. Aber die scharfe Luft der Öffentlichkeit giebt auf der andern Seite doch die Bürgschaft einer gewissen Gesundheit; das große Leben gewährt unerschöpfliche Anregung, die Gemeinschaft bewahrt vor Verkümmern und Verbohrung. Dies alles, Vorteil wie Nachteil, bewährt sich auch an unsrer Kunst. Und wie in andre Gebiete, so hat die Zeit auch auf ihre Palette einen Tropfen demokratischen Öls gegossen, während sie früher durch und durch aristokratischen Charakter hatte.

Diese Öffentlichkeit zieht aber, wie uns unsre internationale Ausstellung überraschend zeigte, noch größere Kreise. Das Internationale, das so viele Gebiete unter sein nivellirendes Szepter gebracht hat, macht sich auch im Gebiete der Kunst geltend.

Die Länder, die hierbei in Betracht kommen, sind außer Deutschland, wozu wir im Kunstschaffen auch Österreich rechnen dürfen, da sich Wien von den deutschen Kunststätten München, Berlin, Düsseldorf nicht mehr unterscheidet, als diese untereinander: Holland und Scandinavien, dessen drei Länder wenigstens aus der Ferne als ein Ganzes erscheinen, Frankreich und Belgien, Italien und Spanien, ferner Ungarn, Polen, Rußland, England, Amerika. Die Schweiz hat zur Zeit keinen eignen Typus. Die aus der deutschen Schweiz hervorgegangenen Künstler haben ihre künstlerische Heimat bei uns, die französischen vermutlich in Paris gefunden.

Aber auch Amerika kommt hier nur als geographische, nicht als künstlerische Größe in Betracht. Denn die Künstler der neuen Welt gehören alle irgend einer der europäischen hohen Schulen an und bilden kein Ganzes für sich. Was im Glaspalast zu München in den Amerika-Sälen hing, war Münchener oder Pariser Kunst. Auch England, so tüchtig es zu porträtieren vermag, ist noch eine problematische Größe im Künstlerleben. Die zwei berühmtesten Londoner sind keine, der Deutsche Herkommer und der Friesse Alma Tadema. Auch die Polen können kaum als eine Größe für sich zählen trotz ihrer Akademie in Krakau und deren Direktor Matejko, der bedeutende Bilder aus dem polnischen Leben malt, in München aber mit einem farbigen Einzuge der Jungfrau von Orleans in Rheims völlig durchgefallen ist. Ein Teil der Polen malt in Paris und bildet ein tüchtiges Element der dortigen Kunst; ein anderer in München; die Bilder der letztern gehören zur Münchener Kunst, wenn sie auch teilweise polnisches Leben darstellen. Ungarn und Rußland sind auf dem Wege, sich zu nationalen Schulen auszubilden und weisen zur Zeit Künstler von eigenartiger Bedeutung auf, denen vollendete Technik und urwüchsige Kraft der Darstellung zu Gebote stehen. Beide lieben noch das Grausame zu sehr; die Ungarn speziell malen Leidenschaften, die manchmal an Halbkultur streifen, aber durch ihre ungebrochene Kraft und durch das Malerische ihrer Erscheinung gewinnen. So stehen neben den deutschen Schulen einschließlich Wien die drei erst genannten Nationenpaare im Vordergrund. Sie alle haben, wobei sich nur Holland und Spanien ein wenig konservativer zeigen, den gemeinsamen Zug, daß von der Eigenart der großen Vergangenheit ihrer Kunst in deren heutigen Schöpfungen fast nichts mehr zu erkennen ist. Die „moderne Kunst“ als internationale Größe ist von viel bestimmenderem Einfluß auf ihr Kunstschaffen als ihre national-künstlerische Vergangenheit. Dabei berühren sie sich paarweise unter einander näher, wie denn auch zwischen Belgien und Frankreich, Spanien und Italien ein lebhafter künstlerischer Verkehr stattfindet. Deutschland, das sich früher abwechselnd von Italien und Frankreich beeinflussen ließ, steht, nachdem es von Paris den Anstoß zum Freilicht und zum Impressionismus erhalten hat, zur Zeit in lebendigster Wechselwirkung mit Holland, während in Skandinavien der Einfluß beider Länder mit dem von Paris zusammenwirkt und Originalität unter den sieben Ländern dort verhältnismäßig am wenigsten vorhanden ist.

Trotz dieser näheren oder entfernteren Beziehungen der einzelnen Künstlerländer unter einander ist die Malweise international zu nennen. Überall ist die Technik annähernd auf gleicher Höhe. Überall ist die erste Frage die nach der Naturwahrheit. Überall blüht das Freilicht. Überall werden mit mehr oder weniger Glück impressionistische Versuche gemacht. Als Zeichen des lebendigsten Austausches der Kräfte mag dies erfreulich sein. Aber wie jeder Gewinn, bedeutet auch der hierin bekundete auf anderer Seite einen Verlust.

Der Stil ist der Mensch — das gilt auch von der Kunst. Die Herrschaft eines internationalen Stils bedeutet einen Verlust an Nationalcharakteren unter den Kunstvölkern, von welchen doch im Grunde jede Nation die Wirklichkeit mit eignen Augen und in eigentümlicher Strahlenbrechung sieht. Auch bezüglich der Wahl der Stoffe sind in der ganzen kunstschaffenden Welt zur Zeit dieselben Neigungen und Abneigungen zu beobachten. Auch hier waltet eine internationale Macht. Überall hat der Realismus den Sinn für ideale, historische, religiöse Malerei verdrängt. Überall beherrschen das Interesse der Künstler die Landschaft mit dem Tierstück, das Bildnis und das Sittenbild. Überall wird in Landschaft und Genre das Nationale immer entschiedener bevorzugt; das Fremde verliert an Reiz. Daneben lassen sich noch folgende Beobachtungen machen. Während sich für religiöse Malerei ebenso in den rein protestantischen Nationen des Nordens als in den katholischen des Südens, vor allem in Frankreich und Italien, kaum ein Pinsel zu rühren scheint, findet sie bei uns Deutschen verhältnismäßig immer noch eine beachtenswerte Pflege. Während Skandinavien nur in Landschaften hervorragendes leistet, tritt in Ungarn und Spanien, dort bunt, leidenschaftlich, herb, hier ernst, feierlich, tieferfaßt das Sittenbild hervor. Für Bildnisse ist Deutschland klassisch und etwa England, während Italien darin auffällig zurücktritt. Italien liebt das Harmlose, Feitere; eine Freude am Leben, die sich dessen ernstere Seiten möglichst aus dem Auge rückt, aber auch für Leichtfertigkeit und fade Tändelei nichts übrig hat, spiegelt sich in seiner Kunst. Holland pflegt in vollem Gleichgewicht und mit derselben Gewissenhaftigkeit und Virtuosität Landschaft und Sitte, ohne sich aber je aus der Ruhe bringen zu lassen durch einen Aufschwung zum Padenen oder Großartigen; das Alltägliche, Behagliche besitzt Myrheers Herz. Belgien liefert vor allem prächtige Seestücke; seine Sittenbilder lassen eine tiefere, liebende Verankerung in das menschliche Leben vermischen. Frankreich, dessen Kunstschaffen nach den wenigen Nummern in München nicht zu beurteilen ist, soll nach Otto Brandes' Bericht über den diesjährigen Salon, den er einen „Salon der Entkleideten“ nennt, seine Liebe immer noch neben dem Nackten der Revanche- und der Greuelmalerei widmen, eine Kulturstufe, über die wir anderen glücklich hinaus sind.

Wem aber, der durch Münchens Glaspalast schreitend die Kunst aller Kulturvölker an sich vorüberziehen läßt, tritt in diesem internationalen Kongreß der Kunst auf deutschem Boden nicht in gewaltigem Wilde zutreffend bis zu dem bezeichneten Zuge, daß Rußland gar nicht, Frankreich schlecht, England dürftig sich beteiligt hat, die Brust höher schwellend, die zentrale Ehren- und Machtstellung des deutschen Vaterlandes entgegen inmitten dieses großen Gemeinamen, das die Völker alle als der internationale Geist der Zeit umschlingt und eint?



Der Zollanschluß Hamburgs und Bremens.

(Schluß.)



Es hieße die ehrenwerten Traditionen des Hauses Hohenzollern verkennen, wenn man annähme, Preußen habe seine Macht mißbrauchen können gegen Staaten, die ihren Pflichten gegen das Reich gern oder ungerne nachkommen. Die preußische Regierung stellte jenen Antrag in der Überzeugung, daß Hamburg weder in Bezug auf Altona noch auf St. Pauli ein Widerspruchsrecht habe. Sie war ebenso der Überzeugung, daß sie, auch ohne mit Hamburg vorher verhandelt zu haben, jenen Antrag zu stellen befugt sei. Nachdem Lübeck freiwillig der Zollgemeinschaft beigetreten war, lautete der Artikel 34 der Reichsverfassung: „Die Hansestädte Bremen und Hamburg mit einem dem Zweck entsprechenden Bezirke ihres oder des umliegenden Gebietes bleiben als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze, bis sie ihren Eintritt in dieselbe beantragen.“ Die Verfassung gewährte demnach allerdings der Stadt Hamburg das Reservatrecht, außerhalb des Zollvereins zu bleiben. Dagegen stand ebenso selbstverständlich nur dem Bundesrate die Entscheidung darüber zu, welche Teile des Hamburgischen Landgebietes und des umliegenden preußischen Staatsgebietes, um die Aufgaben des Freihafens zu erfüllen, in den Zollausschluß hineinzuziehen seien. Zudem hatte die preußische Regierung, nicht um an Hamburg Rache zu nehmen, sondern weil die Bewachung einer Zollgrenze zwischen Altona und St. Pauli beinahe eine physische Unmöglichkeit war, rein aus zolltechnischen Gründen den Anschluß eines Teiles von St. Pauli gefordert. Es lag endlich doch nur der Antrag eines Mitgliedes des Bundesrates vor, über dessen Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit der Bundesrat erst zu beschließen hatte. Die Hamburger indessen begrüßten schon diesen ersten Vorschlag mit einem Aufschrei der Entrüstung. Sie beschuldigten Preußen offen der Verfassungsverletzung. Sie behaupteten, die sogenannte Vorstadt St. Pauli gehöre nach dem Buchstaben und dem Sinne der Hamburgischen Verfassung und vor allem im Sinne des Artikels 34 der Reichsverfassung zur Stadt Hamburg selbst, und sie würden auch nicht ein Haus von St. Pauli für den Zollverein herausgeben. Ein Redner in der Versammlung der ehrbaren Kaufleute klagte, der Vaterstadt sei durch Napoleons Bosheit nicht so viel Schaden zugefügt worden, als ihr durch

den Irrtum des Reichskanzlers bereitet werden könne. Die Klagen und Sophistereien der Hamburger fanden ihren Wiederhall in der freihändlerischen Presse und selbst in wohlgestimmten Blättern der gemäßigt-liberalen Partei. Am 1. Mai 1880 versuchte der Reichstag in einer wenig glücklichen Weise den Reichskanzler auf dem Umwege einer Interpellation einem strengen Verhör zu unterziehen und über die im Bundesrate noch schwebende Frage schon im Voraus sein verdammenbes Votum abzugeben.

Aber wenn auch die preussische Regierung sich in Bezug auf St. Pauli willfährig erwies und sich damit begnügte, den Anschluß Altonas prinzipiell durchzusetzen, so ließ sie sich doch ihr gutes Recht und die alleinige, ausschließliche Kompetenz des Bundesrates bei Ausführung der Reichsgesetze nicht bestreiten. Sie richtete vielmehr, während die Hamburger wegen ihres Sieges in einem Meere des Entzückens schwammen, an den Bundesrat den weiteren Antrag, die Zollgrenze auf der Unterelbe zum 1. Januar 1882 nach Cuxhaven zu verlegen. Auch diesmal hielt sich Preußen streng auf dem Rechtsboden, es suchte nur der zum Teil sehr starken Bevölkerung auf beiden Seiten der doch unzweifelhaft preussischen Niederelbe die Wohlthaten des freien Binnenverkehrs zu verschaffen, deren sie bisher zu Gunsten Hamburgs willkürlich beraubt waren. Ebenso ließ sich die verfassungsmäßige Befugnis des Bundesrates, diese Frage selbständig, ohne Mitwirkung des Reichstages zu erledigen, nicht anfechten. Die Zolllinie war im Jahre 1868, ohne daß eine Stimme im Reichstage dagegen laut geworden wäre, auf eine Verordnung des Bundesrates von Wittenberge nach Bergedorf oberhalb Hamburgs hinabverlegt worden; folglich konnte sie auch durch eine neue Verordnung des Bundesrates bis an die See vorgeschoben werden, wie es das Zollgesetz von 1869 ausdrücklich verlangte. Noch dazu wären die materiellen Interessen der Hamburger dadurch kaum geschädigt worden. Das Reich erhebt keine Durchfuhrzölle. Die nach Hamburg aufwärts gehenden Schiffe wären auch nach Errichtung der Zollstelle in Cuxhaven zollfrei eingegangen und lediglich im Interesse der Zollsicherheit genötigt worden, für die Fahrt durch die Zollinland gewordene Unterelbe einen Zollbeamten an Bord zu nehmen und für diesen die Gebührentage zu zahlen.

Sofort erhoben die Hamburger mit der alten vaterstädtischen Begeisterung und mit der alten Überzeugungstreue in den herzbrechendsten Tönen von neuem ihre Weherufe über die räuberische Handelspolitik Preußens. Zu ihren Klagen gesellten sich die Entrüstungsrufe der gesamten Opposition über den Kanzlerdespotismus, über das Hausmeiertum, über den unausrottbaren Haß der Junker gegen den Handel und gegen die Städte. Wiederum wurde im Reichstage behauptet, daß, wie in dem Falle von St. Pauli, so auch diesmal die Bundesregierungen verfassungsmäßig nicht berechtigt gewesen seien, die Einverleibung der Unterelbe in das Zollgebiet ohne die gesetzliche Genehmigung des Reichstages vorzunehmen. Am 20. Mai 1881 ersuchte der Abgeordnete Richter

den Reichstag, zu beschließen, daß es weder dem bundesstaatlichen Verhältnis, noch der Achtung vor dem geltenden Verfassungsrecht entspreche, wenn der Bundesrat Änderungen der Zolleinrichtungen vornehmen sollte, lediglich zu dem Zwecke, um einzelne Bundesstaaten in dem freien Gebrauche ihres verfassungsmäßigen Rechts zu beschränken.

Aber in dem Augenblicke, wo die Leidenschaften über das Bestreben des Reichskanzlers, eine ganz zweifellos nationale Einrichtung ihrer Vollendung entgegenzuführen, ihren Gipfelpunkt erreichten, sollte auch der Umschwung der Dinge erfolgen. An demselben 25. Mai 1881, an dem über den Antrag Richter zum erstenmale im Reichstag verhandelt wurde, war bereits die vorläufige Vereinbarung zwischen der Reichsregierung und den Hamburgischen Bevollmächtigten über die anderweitige Abgrenzung des Freihafengebiets unterzeichnet worden. Zudem die Führer der Fortschrittspartei den Versuch machten, die Mehrheit des Reichstages zum Schutze eines Bundesstaates aufzubieten, der durch den Bundesrat bedroht sein sollte, hatten sie wie Sachwalter ohne Klienten plaidirt. Nur mit zu gutem Rechte konnte Fürst Bismarck damals dem Reichstage vorhalten, daß der nationale Gedanke seine beste Stütze nicht mehr im Parlament, sondern bei den Regierungen habe. Wie so oft in der Geschichte der alten Hanse der Rat der Hansestädte sich der Bürgerschaft an weiser Voraussicht überlegen bewiesen hat, so hatte auch in diesem Falle der Hamburger Senat den klugen patriotischen Entschluß gefaßt, den unerfreulichen Zuständen, die über die Unterelbe hereinzubrechen drohten, zuvorzukommen und, zunächst im vollsten Widerspruche mit der öffentlichen Meinung in Hamburg, den Frieden mit dem Reiche zu schließen. Nicht als ob der Hamburger Senat weniger lebhaft als die Bürgerschaft die unveränderte Beibehaltung des bisherigen Zustandes gewünscht hätte. Aber der Hamburger Senat war mit der Handelskammer der Ansicht, daß der Sieg in der St. Pauli-Frage nur ein Pyrrhus'sieg sei, und daß die Frage des Anschlusses immer von neuem und kräftiger auftreten werde. Er hatte daher nicht nur seit längerer Zeit in Gemeinschaft mit der Handelskammer die Untersuchungen angestellt, welche erforderlich waren, um im Falle von Verhandlungen in jeder Beziehung unterrichtet zu sein, sondern auch an den preussischen Finanzminister Bitter die Frage gerichtet, ob er geneigt sei, in vorläufige Besprechungen über die Möglichkeit eines Eintritts Hamburgs in den Zollverein einzuwilligen. In monatelanger eingehendster gemeinsamer Arbeit mit einem vom Finanzminister dazu bestimmten Zollbeamten waren dann die Hamburger Bevollmächtigten von Tag zu Tage mehr zu der Einsicht gelangt, daß eine Verständigung mit der Reichsregierung möglich sein würde. Nachdem darauf am 9. Mai 1881 die formellen Verhandlungen über den Eintritt eröffnet worden waren, wurde es, dank der loyalen und entgegenkommenden Haltung aller Beteiligten, möglich, in der kurzen Zeit bis zum 25. Mai über alle Hauptfragen ein Einverständnis herzustellen.

Am 15. Juni brachte der Senat die Vereinbarung vor die Bürgerschaft. Er hatte damit absichtlich gezaubert, weil er sich wohl bewußt war, daß gegen so revolutionäre Neuerungen der konservative Sinn der Bevölkerung sich im ersten Augenblick mit unwiderstehlicher Macht erheben würde. Unterdessen hatte die Gewerbekammer erklärt, daß ihr die Genehmigung des Vertrages unbedingt geboten erscheine, und daß die Ablehnung desselben den Gewerbebestand aufs empfindlichste schädigen müsse. Von der Handelskammer wurde ein Gutachten veröffentlicht, daß nach ihrer Einsicht in jener Vereinbarung alle Bürgschaften für die Erhaltung der Welthandelsstellung Hamburgs gegeben seien. Mit gutem Grunde konnten daher die Sprecher des Senats in jener siebenstündigen Sitzung, die man in Hamburg nie vergessen wird, die Bürgerschaft auffordern, dem Vertrage ihre Zustimmung zu erteilen. Sie konnten darauf hinweisen, daß man es jetzt in der Hand habe, einen ehrenvollen und vorteilhaften Frieden zu erlangen, während man nach der Ablehnung desselben einen noch hartnäckigeren Kampfe nicht nur mit dem Reichskanzler, sondern mit dem ganzen deutschen Vaterlande gegenüber stehen würde, um schließlich doch die ganze Trostlosigkeit und Schmach eines erzwungenen und ungünstigen Friedensschlusses auf sich zu nehmen. Sie konnten mit Recht an jenen 4. Juli 1866 erinnern, wo sie allein durch ihre bessere Einsicht und durch ihre Vorstellungen die Bürgerschaft dazu bewogen hatten, in letzter Stunde ihr Herzensbündnis mit Oesterreich fahren zu lassen und durch eine weise Verständigung mit dem siegreichen Preußen die Selbständigkeit ihres Freistaates zu retten. Sie wußten die Pflicht der deutschen Stadt Hamburg gegen das Vaterland so eindringlich darzustellen, daß schließlich selbst ein nicht geringer Teil derjenigen, die gegen ein Hamburg von Bismarcks Gnaden bis zum letzten Augenblick protestirt und sich geweigert hatten, die gegen die Vaterstadt erhobene Rute zu küssen, für die getroffene Vereinbarung ihre Stimme abgaben, um durch die Annahme des kleinern Übels das größere abzuwenden.

Wenn der Bundesrat für den Anschluß Altonas und der Unterelbe an das Zollgebiet nicht ein Gesetz, sondern eine von ihm allein ausgehende Verordnung als erforderlich erachtet hatte, so konnte ohne Zweifel auch in diesem Falle, da der Eintritt der Hansestädte in den Zollverein bereits in der Verfassung vorgesehen war, der Anschluß von Hamburg in verfassungsmäßiger Weise ohne Mitwirkung des Reichstages erfolgen. Der Gesekentwurf, den der Bundesrat dennoch im Herbst 1881 dem Reichstage vorlegte, hatte daher weniger die Absicht, die Thatsache des Eintritts selber, als vielmehr gewisse Modalitäten desselben der parlamentarischen Genehmigung zu unterbreiten. Aber damit war auch dem Reichstage die Gelegenheit gegeben, die gesamte Abmachung seiner Beurteilung zu unterziehen. Und obwohl die Nachricht von dem endlichen Eintritt Hamburgs in den Zollverein jedes unbefangene Gemüt wie ein frischer Luftzug in schwülen Tagen berührte, und der Hamburgische

Senats-Sekretär Köloffs Seite an Seite mit den preussischen Bundesrats-Bevollmächtigten für die Annahme des Vertrages stritt, so wagte es dennoch dieselbe Fortschrittspartei, die sich bei allen Schritten zur Herstellung deutscher Einheit in der Negation befunden hatte, noch einmal dem rollenden Wagen ihre Gedankenspäne zwischen die Speichen zu werfen. Der Hamburger Senat hatte, nachdem die beiden gesetzgebenden Gewalten der freien und Hansestadt Hamburg die Vereinbarung vom 25. Mai mit großer Mehrzahl gebilligt, nach Artikel 34 der Reichsverfassung den Antrag auf Eintritt in den Zollverband an den Bundesrat gerichtet. Die Fortschrittspartei erklärte, daß sie auf die Abmachungen zwischen Hamburg und der Reichsregierung nichts geben könne, da sich die Hamburger in einer Zwangslage befunden und nicht mit freiem Urteil gehandelt hätten. Solange die Hamburger dem Reichskanzler widerstanden hätten, war ihre Erbweisheit von den fortschrittlichen Blättern bis in den Himmel erhoben worden. Jetzt wurden sie zu charakterlosen Menschen gestempelt, die sich voller Furcht dem ersten Angriff des Reichskanzlers fügten. Bisher waren die Freihändler die Begünstiger jeder Erweiterung des Zollvereins gewesen, und die Führer der Fortschrittspartei hatten stets beteuert, daß sie die Reservatrechte, die man den süddeutschen Staaten zum Schaden der Reichseinheit eingeräumt hätte, mit so und so vielen Millionen abzulaufen bereit wären. Jetzt zürnten sie über die maßlose Verschwendung an Rationalvermögen und über die Prämüirung eines Systemes der wirtschaftlichen Unruhmigung. Die deutschen Industriellen, die den Eintritt Hamburgs in die Zollgrenzen verlangten, wurden in ihren Augen zu Leuten, die ihr eignes Interesse nicht verstünden. Die Kommission, an welche der Reichstag die Regierungsvorlage verwiesen hatte, hatte sich unter den Vorsitz des Abgeordneten Vamberger in überwiegender Mehrheit dafür ausgesprochen. Trotzdem wurde sie in den fortschrittlichen Blättern für ihrer Aufgabe nicht gewachsen erklärt und ebenso der Vernichtung anheim gegeben, wie der heimtückische Reichskanzler, der wieder einmal sein altes „Nacht geht vor Recht“ erwiesen habe, der bis zum Jahre 1878 ein Freihändler gewesen, jetzt ein Schutzzöllner geworden sei und im Handumdrehen vielleicht noch einmal ein Freihändler werden würde. Zum Glück vermochten diese rednerischen Ergüsse post festum wenig Eindruck mehr zu machen und noch weniger das Erreichte zu ändern. Die Führer der Fortschrittspartei glichen nur zu sehr einem General, der nach der verlorenen Schlacht beweist, daß er nach allen Grundätzen der Taktik und der Strategie und nach dem gefunden Menschenverstande die Schlacht hätte gewinnen müssen, wenn nicht ganz unberechenbare elementare Ereignisse dazwischengetreten wären.

Das Verhalten des Hamburger Senats duldet keinen Vergleich mit dem des Kommandanten einer belagerten Festung, der den Feind vor den Thoren sieht und lieber die Schlüssel ausliefert, als den drohenden Sturm erwartet. Die Vereinbarung vom 25. Mai war zu Stande gekommen auf dem Wege praktischer

Politik, durch beiderseitige Zurückhaltung in Bezug auf Wünsche und Forderungen, die nicht erfüllbar waren, und durch beiderseitiges Eingehen auf gegenseitige Interessen, wie es bei einer Verständigung unter den Gliedern derselben Familie zu gemeinsamem Nutzen natürlich ist. Die extremsten Schutzöllner hatten eine vollständige Hereinziehung Hamburgs in die deutsche Wirtschaftsgemeinschaft unter gänzlicher Aufhebung seines Freihafens gefordert, indem sie sich einredeten, wenn man die Hamburger Kaufleute hindere, mit ausländischen Erzeugnissen Geschäfte zu machen, werde man auch das Ausland zwingen, fortan statt ausländischem deutsches Gut zu kaufen. Nach jenem Maivertrage sollte die ganze Wohnstadt und die gesamte Bevölkerung Hamburgs an einem von dem Reichskanzler näher zu bestimmenden Tage nach dem ersten Oktober 1888 dem Zollgebiete angeschlossen werden. Dagegen erklärte sich die Reichsregierung damit einverstanden, daß der Stadt Hamburg am nördlichen Ufer der Elbe, auf dem besten Teile des Flusses selbst und auf den der Stadt gegenüber liegenden Inseln für alle Zeiten ein neu abzugrenzendes Freihafengebiet von solcher Ausdehnung zu belassen sei, daß die Hamburger, da keine Wohnungen darin aufgeschlagen und kein Einzelhandel betrieben werden darf, schwerlich jemals ganz davon Gebrauch machen werden. Und nicht genug, daß in diesem neuen Freihafengebiet die fremden Waren auch fernerhin ihren Markt finden werden: die Reichsregierung gestattete den Hamburger Exporteuren, um zugleich von einem Lager aus das Ausland und das Inland versorgen zu können, auf ihren Kontirungslagern in der Zollinland gewordenen Wohnstadt, also gewissermaßen in Freihafenzollaven, zollausländische und zollinländische Artikel neben einander unter Erfüllung gewisser Zollformalitäten zur freien Verfügung zu halten. Eine Unterwerfung der aus der See nach dem Freihafengebiet und von diesem nach der See gehenden Schiffe unter die gewöhnlichen Zollkontrollen würde bei den von Ebbe und Flut abhängigen Schifffahrtsverhältnissen auf der Unterelbe gleichbedeutend gewesen sein mit der Vernichtung aller derjenigen Vorteile, welche Hamburg durch die Zusicherung des Freihafenbezirks gewährt worden waren. Nach dem Maivertrage wird der gesamte durch das Zollgebiet der Unterelbe hindurchgehende Schiffsverkehr von jeder zollamtlichen Behandlung und Abfertigung befreit bleiben, sobald die Fahrzeuge einen auf die Wahrung des Zollinteresses verpflichteten Loten an Bord haben und bei Tage die Zollflagge, bei Nacht die Zollleuchte führen. Die deutschen Spiritusbrenner und gewisse andre Fabrikantenkreise hatten sich immer vor allem über jene eigentümliche Exportindustrie beklagt, die sich nach ihrer Meinung wie eine Schmarogerpflanze an den kräftigen Baum des Hamburgischen Zwischenhandels angeklammert habe und durch die „Veredlung“ der zollfrei eingeführten ausländischen Waren den deutschen Produzenten im Auslande eine ungleiche Konkurrenz bereite. Ein Teil dieser Freihafenindustrie verdiente ohnehin kein Mitsied. Die Menschheit würde nichts verloren haben, wenn gewisse Hamburger Fabrikanten

aufgehört hätten, aus russischem Spirit „echten“ Maraschino, Benedictiner, Jamaika-Rum und Bordeauxweine herzustellen. Nach dem Maivertrage ist die Rektifizierung von russischem Spirit im Hamburgischen Zollgebiet bis zum Ende dieses Jahrhunderts, im Freihafengebiet für alle Zeiten gestattet. Die Hamburger hatten das größte Hindernis für eine Verständigung darin gesehen, daß das bürokratische preussische Zollsystem sowohl in Bezug auf das Formelle der Zollabfertigung, als auch mit seinem Instanzenwesen bis zum Finanzminister hinauf dem großen Verkehr der Hafenstadt nicht entspreche. Die Reichsregierung versprach nicht allein eine Abänderung ihrer Regulative vorzunehmen, sondern gab auch, indem sie der Stadt Hamburg die Verwaltung der Zölle durch ihre eignen Beamten und in zweiter Instanz durch ihre eignen Behörden überließ, den Hamburgern die sichersten Bürgschaften, daß die veränderten Zollgesetze auch den Interessen des Handels entsprechend gehandhabt würden. Es war selbstverständlich, daß die in der Wohnstadt angehäuften frembländischen Waren nach dem Wegfall der Zollschranken nicht ohne Zoll in den bestehenden Zollverein eingeführt werden konnten. Die Reichsregierung war sofort damit einverstanden, daß der gesamte Nachsteuerertrag der Hamburgischen Staatskasse anheimfallen sollte. Das Reich versprach endlich von den durch den Zollanschluß Hamburg erwachsenen Kosten die Hälfte, jedoch höchstens in der Höhe von 40 Millionen Mark zu zahlen.

Man kann zweifeln, ob Bremen klug gehandelt hatte, sich jeder selbständigen Politik zu enthalten und einfach mit Hamburg stehen und fallen zu wollen, da ein solches Verhalten weder auf der einen, noch auf der andern Seite Freunde erwarb. Jedenfalls blieb, nachdem man die Aufstellung eines eignen Programms zur rechten Zeit versäumt hatte, den Bremern nichts andres übrig, als in dem Augenblicke, wo der Hamburger Senat einlenkte, auch ihrerseits den Frieden mit dem Reiche zu suchen. Genau wie der Hamburger Senat, hatte daher auch der Bremer Senat schon im Jahre 1880 gewisse Untersuchungen über alle für den Fall des Zollanschlusses in Betracht kommende Punkte veranstaltet. Wie der Hamburger Senat, hatte dann ebenso der Bremer im April 1881 an den preussischen Finanzminister das Ersuchen um vertrauliche Vorbesprechungen über die Grundlagen des Anschlusses gerichtet. Und wie der Hamburger Senat, wäre auch der Bremer damals schon bereit gewesen, abzuschließen, wenn nicht die Reichsregierung bestimmt erklärt hätte, daß sie bei den unsäglichen Schwierigkeiten der Hamburger Frage erst nach dem Abschlusse mit Hamburg mit Bremen weiter verhandeln könne. So wurde erst 3 Jahre später am 4. Juli 1884 die vorläufige Vereinbarung zwischen der Reichsregierung und Bremen unterzeichnet. Am 29. August theilte sie der Senat der Bürgerschaft mit. In Hamburg war in jener denkwürdigen Sitzung der Bürgerschaft ein erbitterter Streit darüber ausgefochten worden, ob man Frieden schließen oder den Kampf fortsetzen solle. In der Bremer Bürgerschaft wagte kaum jemand, dem Friedens-

schlusse zu widersprechen, und der Vertrag wurde nur zu dem Zwecke an eine Kommission verwiesen, um den Versuch zu machen, einige Bestimmungen zu mildern. Als der Reichstag über den Antrag des Hamburger Senats auf Eintritt in den Zollverein verhandelte, waren die großen grundsätzlichen Fragen eingehend erörtert worden. Als der Bundesrat im Januar 1885 dem Reichstage eine Vorlage über den Anschluß Bremens zugehen ließ, vermochten selbst die ausgesprochensten Freihändler nichts dagegen einzuwenden, daß Bremen das Schicksal Hamburgs teilen müsse.

Die von Hamburg so verschiedenen örtlichen Verhältnisse Bremens bedingten es, daß, wenn die Wohnstadt gleichzeitig mit Hamburg dem Zollgebiet angeschlossen wurde, zwei verschiedene Gebiete den Aufgaben des internationalen Zwischenhandels vorbehalten blieben. Die Reichsregierung willigte sofort ein, die Hafenanlagen von Bremerhaven und die damit verbundenen Petroleumlagerplätze durch ein Zollgitter als Ausschlußgebiet von der Wohnstadt Bremerhaven zu trennen. Die Bremischen Kommissarien verlangten aber außerdem die Benutzung eines Freihafens in der Stadt Bremen selbst, in welchem, wie in dem Hamburger Freihafenbezirk, die Bewegung der Schiffe und Waren von jeder Zollkontrolle befreit und die Anlegung von industriellen Großbetrieben gestattet sein sollte. Auf solche Forderungen glaubten die Kommissarien der Reichsregierung nicht eingehen zu können. Die Bremer mußten sich mit dem Zugeständnis begnügen, daß, während sämtliche bisherigen Hafenanlagen, Warenhäuser und Löschanstalten in das Zollgebiet eingeschlossen wurden, unterhalb der Stadt auf dem rechten Weserufer ein neuer stadtbremischer Freibezirk mit einem Umfange von 87 Hektaren geschaffen wurde. Sie mußten sich weiter damit zufrieden geben, daß für dieses Entrepot die Gründung einer der Hamburgischen entsprechenden Exportindustrie versagt blieb. Im übrigen zeigte das Reich dieselbe entgegenkommende und wohlwollende Haltung, wie beim Zollanschluß Hamburgs. Obwohl mit dem Anschluß Bremens auch die Unterweser in das Zollgebiet eingeschlossen wird, sollen dennoch den die Unterweser von und nach Bremen passierenden Seeschiffen, bei Erfüllung der nämlichen Zollformalitäten, dieselben Erleichterungen zu Teil werden, wie man sie Hamburg in Bezug auf seinen Verkehr durch die Unterelbe gewährt hatte. Für die zwischen Bremen und Bremerhaven fahrenden Leichterschiffe, die den Verkehr zwischen den in Bremerhaven löschenden und ladenden Seeschiffen und Bremen selbst, wo in der Hauptsache die Lagerung der Waren stattfindet, zu vermitteln haben, wurde ein erleichtertes Abfertigungsverfahren versprochen. Den in Bremen bestehenden, im Vergleich zu Hamburg allerdings geringfügigen Industriebetrieben, die auf die zollfreie Verarbeitung ausländischer Rohstoffe angewiesen waren, wurde jede mögliche Rücksicht in Aussicht gestellt. Genau, wie sie es gegenüber Hamburg gethan hatte, willigte die Reichsregierung in eine Abänderung der Zollregulative mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Bremischen Handels,

in die Überlassung der gesamten Zoll- und Steuerverwaltung an Bremen und in die Überweisung der gesamten Nachsteuer an die Bremer Staatskasse. Sie bewilligte endlich der Stadt Bremen für die durch den Zollanschluß notwendige Herstellung neuer Hafenanlagen und Warenschuppen einen Reichszuschuß bis zur Hälfte der von Bremen aufzuwendenden Gesamtkosten, oder wenigstens bis zu 12 Millionen Mark.

Wenn das Interesse des großen Publikums an den hanseatischen Angelegenheiten schon in dem Augenblicke erlahmt war, wo Hamburg gegen aller Erwartung so plötzlich seine Waffen gesenkt hatte, so mußte dies natürlich noch mehr der Fall sein, als Bremen dem Beispiele der großen Schwesterstadt folgte. Nur eine einzige Frage blieb unvergessen und lebte immer von neuem auf, so oft die Zeitungen von den neuen Riesenbauten an der Elbe und an der Weser berichteten, und versicherten, daß, von der Berliner Stadtbahn abgesehen, niemals in Deutschland so viel Ziegelsteine für einen Bauzweck verwandt worden seien. Als die Hamburger und Bremer Kommissarien zuerst mit den Vertretern der Bundesregierungen verhandelten, waren sie der Meinung gewesen, daß die gesamten Kosten der Zollanschlußbauten für Hamburg einige 80, für Bremen 24 Millionen Mark betragen würden. Daraufhin hatten der Bundesrat und der Reichstag einen Reichszuschuß bis zur Höhe von 40 und 12 Millionen Mark bewilligt. Aber schon zur Zeit der Reichstagsverhandlungen über den Zollanschluß Hamburgs war es gewiß, daß Hamburg, jene 40 Millionen mit eingerechnet, 150 Millionen würde ausgeben müssen, und ebenso kam man später zu der Überzeugung, daß Bremen statt der anfänglich berechneten 24 Millionen deren 35½ aufzuwenden habe. Indem man zu dieser Summe die sich auf mindestens 15 Millionen belaufende Ausgabe hinzurechnete, die Preußen werde machen müssen, um dem Altonaer Handel und Gewerbe einigermaßen für die Nachteile Ersatz zu leisten, die ihm die zukünftige Doppelstellung Hamburgs zufügen müsse, war es unzweifelhaft, daß der Anschluß der Städte Hamburg und Bremen und die damit zusammenhängenden Maßregeln mindestens eine Gesamtsumme von 200 Millionen Mark erfordern würden. In der jüngsten Zeit ist sogar die Anschauung verbreitet worden, daß für alle jene Zwecke selbst eine Summe von 250 Millionen Mark nicht zu hoch gegriffen sei. Wenn dem so ist, so würde allerdings damit auf den Kopf der Hamburgischen und Bremischen Bevölkerung, den Reichszuschuß selbstverständlich abgerechnet, eine finanzielle Belastung fallen, die diejenige weit übersteigen würde, welche durch die Zahlung der 5 Milliarden auf den einzelnen Franzosen gelegt wurde. Mit Recht konnte daher von berufenen und unberufenen Sprechern immer wieder die Frage aufgeworfen werden, welchen Nutzen die Hansestädte und das Reich von dem vereinbarten Zollanschluß haben würden, und ob dieser so groß sein würde, daß, ganz abgesehen von den Nachteilen, die einzelnen Privaten entstehen müßten, solche Aufopferung von Nationalvermögen gerechtfertigt erscheine.

Es wird die Aufgabe der Zukunft sein, diese Frage zu beantworten. Jedenfalls mehrten sich in den Hansestädten die Stimmen, die von dem am 15. Oktober vollzogenen Zollanschlusse, nachdem es dadurch den Hanseaten ermöglicht worden ist, wieder mit Sicherheit ihre Maßregeln zu treffen und in der Zukunft nicht bloß einhändig, sondern beidhändig zu eigenem Nutzen zu arbeiten, eine Verjüngung der geliebten Vaterstädte und eine neue glanzvolle Entwicklung derselben hoffen. Besonders die einst so widerspenstigen Hamburger Kaufleute sind in kühler Rechnung vielfach dahin gelangt, sich mit den geschehenen Umgestaltungen auszuöhnen. Sie sind der Ansicht geworden, daß sie durch die vollendeten Einrichtungen ihres neuen Hafens künftighin dem Aufschwunge Antwerpens und anderer europäischer Seeplätze mit Leichtigkeit die Wage halten werden. Genaue Kenner der Hamburger Verhältnisse haben es als sehr fraglich bezeichnet, ob die Hamburger heute, wenn es eine Möglichkeit dazu gäbe, ihren neuen Freihafenbezirk gegen den alten wieder herausgeben würden. Während der Abgeordnete Bamberger einst versicherte, es werde hinfort kein guter Deutscher auf die Hamburger Seewarte hinaufsteigen, um nicht die Zollpallisaden zu sehen, die man dem schönen deutschen Strome mitten in den Leib hineingetrieben habe, haben die Hamburger dennoch in den jüngsten Monaten nicht nur ihren jungen Kaiser, sondern selbst den heimtückischen Reichskanzler eingeladen, um ihnen das schöne neue Heim zu zeigen, das sie vor ihren Thoren dem Handel bereitet haben.

Und ebenso erwartet die Bevölkerung des Zollinlandes — ganz abgesehen davon, ob die Zinsen der vom Reiche gegebenen 52 Millionen Mark durch das Aufhören der außerordentlich beschwerlichen Zollbewachung an den ausgedehnten Grenzen der ehemaligen Freihafengebiete, durch eine Minderung des Schmuggels und durch eine gleichmäßige Heranziehung der Hanseaten zu den Steuern und Zöllen im Reichsgebiete nicht überreichlich gedeckt werden — mehr denn je von der Einbeziehung der Hansestädte neben sehr wesentlichen Erleichterungen des Personen- und Güterverkehrs einen gesteigerten Verbrauch deutscher Erzeugnisse in jenen selbst und einen lebhaftern Vertrieb derselben durch die hanseatischen Exporteure in den überseeischen Ländern. Das deutsche Volk aber ist sich endlich bewußt, daß, selbst wenn diese materiellen Hoffnungen nicht erfüllt werden sollten, es dennoch jene verhältnismäßig kleine und unwesentliche Beihilfe mit gutem Grunde gegeben hat. Als Preußen seine ruhmreiche Zollvereinspolitik begann, war es der Überzeugung, daß wirtschaftliche Einheit schließlich auch politische Einheit, und wirtschaftliche Hegemonie schließlich auch politische Hegemonie bringen müsse. Mit dem größten Erstaunen bemerkte das Ausland, daß, während im Jahre 1866 die Deutschen zum letztenmale auf einander schlugen, die Zollbehörden ihre Funktionen im Namen der Gemeinschaft fortsetzten und Gelder im Namen derselben einnahmen und gegenseitig verrechneten. Es ist eine Übertreibung, aber es liegt doch auch mehr als ein

Röhrchen Wahrheit in jener Behauptung, daß Deutschland auch ohne die Schlacht bei Königgrätz allein durch den Zollverein zu politischer Einheit gelangt wäre. Wenn dem so ist, so kann es für die Stärkung unsrer politischen Einheit nicht unwesentlich sein, daß jene beiden alten Städte, die den Ruhm ihrer hanseatischen Überlieferungen und die seltene Würde freier Städte bewahrt haben, aber gleich den größten deutschen Königreichen ihre Vertreter in den Bundesrat entsenden, die hinsichtlich ihrer Einwohnerzahl zwar nur mit thüringischen Kleinstaaten zu vergleichen sind, aber an wirtschaftlicher Kraft Württemberg und Baden übertreffen, endlich dem nationalen Wirtschaftsgebiete sich eingliedern. Im Gegenteil: indem Fürst Bismarck in einer Frage, wo es sich weder um Schutz Zoll, noch um Freihandel handelte, sondern in der er ganz und vollkommen Recht hatte, fest blieb, und indem er sich entschloß, einen alten ehrsamten Bopf, der ja seine großen, unvergeßlichen Tage gehabt hatte, aber schon längst nicht mehr zur Verschönerung unsers Reichskörpers diente, mit kühner Hand abzuschneiden, hat er wieder angeknüpft an die schönsten Überlieferungen der deutschen Zollvereinsgeschichte. Indem die verbündeten Regierungen in der Hamburger Frage Hand in Hand mit dem Reichskanzler gingen, haben sie nur eine Pflicht nationaler Politik erfüllt, deren Erfüllung vielleicht schon früher hätte in Gang kommen sollen, aber auch jetzt sicherlich nicht zu spät kommt. Indem in dem Augenblicke, wo der Hohenzollern-Arar sich wieder so kräftig über Deutschlands Gaue und Stämme erhebt, die Ausführung der Reichsverfassung in einem ihrer wichtigsten Artikel, die endliche Befriedigung eines nationalen Wunsches, die endgiltige Regelung der deutschen Zollgrenzen erfolgt, wird der jungen Regierung Kaiser Wilhelms II. das schönste Angebinde, die verheißungsvollste Morgengabe zu Teil.



Die Vereinigten Staaten im Lichte der letzten Präsidentenwahl.



Seit einigen Jahren ist die Teilnahme Europas an dem politischen Leben der Vereinigten Staaten in beständiger Abnahme begriffen. Kein Wunder; der äußerlich wachsenden, ihre Bevölkerung im Riesenmaßstabe steigenden Republik hat das innere Wachstum, das der geistig-sittlichen Entwicklung, in einer auffallenden Weise gefehlt. Die Kritik, die sich gegen das immer mehr im schlimmsten Sinne sich amerikanisierende Frankreich wandte, mußte auch auf die Beurteilung des transatlantischen

Originals zurückwirken. Wie die französische Republik mit ihrer Untergrabung aller Autorität und Ehrfurcht alle Anstalt macht, zum abschreckenden Beispiel für die Nachbarvölker zu werden, so droht auch die neueste politische und soziale Geschichte der Vereinigten Staaten eher zur Warnung aufgestellt, als zur Nachahmung empfohlen werden zu müssen. Auch die Hoffnung auf eine neue, frische Kultur, welche die europäischen Kolonisten auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt zeitigen sollten, ist schon seit Jahren schwächer und schwächer geworden. Wie alle Kolonialreiche, trägt auch das nordamerikanische den Stempel geistiger Unselbständigkeit an sich. Es fehlt seinen Bürgern an Ursprünglichkeit, weil sie ihre Bildung dem Mutterlande fertig entlehnten und noch entlehnen, statt sie in neuer und eigenartiger Weise selbst zu gründen und zu entfalten. Es fehlt ihnen die Jugend, die lange Reihe reicher, weil heroisch durcharbeiteter Jahrhunderte, aus der die europäischen Völker jene Tiefe und Besonderheit ererbt und erworben haben, ohne die eine selbständige und hervorragende Volkswesenheit nicht zu Stande kommt. Wie jemand, der auf keine naive und fröhliche Kinderzeit zurückblicken kann, frühreif, frühernst und frühalt erscheint, so zeigen auch die scharfen Züge der Amerikaner schon jene einseitige und übermäßige Zuspitzung des Verstandes, die zwar zu großen technischen Wagnissen kühn und geschickt macht, die aber geradezu ungünstig ist für die Hervorbringung gleichmäßig großer Persönlichkeiten und eigenartiger, allgemein und dauernd wertvoller, weltwichtiger Gestaltungen und Geistes schöpferungen.

Die Vereinigten Staaten sind die früh alternde Wiederholung Englands, und zwar nicht des alten, ruhmreichen Cromwellischen Englands mit seinem göttlichen Gerechtigkeits- und Gottseligkeitsseifer, sondern jenes neuern und absterbenden Großbritanniens, dessen Evangelium darauf hinausläuft, möglichst billig einzukaufen und möglichst viel und möglichst teuer an die gesamte übrige Welt zu verkaufen, gleichviel wie die übrige Welt dabei fährt. Dieser berühmte Grundsatz ist es denn auch gewesen, um den sich thatsächlich der ganze letzte Präsidentenwahlkampf von Ende Juni bis zum sechsten November gebreht hat. Die demokratische Partei stellte sich annähernd auf den Boden dieses englischen Grundsatzes. Sie verwahrte sich freilich dagegen, als die Vertreterin des unbeschränkten Freihandels angefeht zu werden, und gab vor, mit der von ihr vorgeschlagenen geringen Herabsetzung der Eingangszölle nur die Beseitigung der zunehmenden Erhöhung der Bundeseinnahmen über die Ausgaben im Auge zu haben. Aber indem die gegnerische republikanische Partei diese in der Mills-Bill verkörperte Maßregel als den ersten Schritt auf der schiefen Ebene, die zum vollen Freihandel führen müsse, angriff und wahrscheinlich machte, nahm der Kampf immer mehr inner- und außerhalb des Kongresses den Charakter eines grundsätzlichen Gegensatzes zwischen Schutz Zoll und Freihandel an. Auch im demokratischen, volkswirtschaftlich nicht ganz einigen Lager hatte man Warnungsrufe vernommen, nicht alles auf eine so gefährliche Karte zu setzen.

Aber der Präsident und Präsidentschaftskandidat Cleveland zwang seiner Partei die Zolltariffrage als den Hauptinhalt des Wahlkampfes auf, weil er nur in diesem Zeichen siegen zu können hoffte. Es stand ihm in der That kein anderer Sammelruf von gleicher Zugkraft zu Gebote. Die Staatsdienstreformfrage ließ sich diesmal nicht zum Angelpunkte machen. Sie hatte im Herbst 1884 ihre Dienste gethan, sie hatte die unabhängigen Republikaner und Gegner Blaines, des damaligen republikanischen Präsidentschaftskandidaten, im Staate New-York der Fahne Clevelands gewonnen und dadurch den Sieg desselben herbeigeführt. Der demokratische Präsident versuchte es im Anfange seiner Verwaltung auch wirklich, die niedern Bundesämter ohne unmittelbare Rücksicht auf Parteidienstleistungen zu vergeben. Er ließ ferner eine Anzahl Republikaner bis zum Ablauf ihrer Amtszeit (vier Jahre) in ihren Stellen. Aber er sah sich doch später gezwungen, der heißhungrigen Strömung in der eignen Partei nachzugeben und bei Neubesetzungen den politischen Einfluß der Ämter in demokratische Hände zu liefern. Mit dem ewigen Personenwechsel in den Bundesämtern, mit den ewigen Neuwahlen in Bundesstaat, Einzelstaat und Gemeinde ist eben ein fester Beamtenstamm und Beamtenstand unvereinbar und unträglich, und alle Versuche, ihn nach englischem Muster wenigstens für die Masse der untern Verwaltungsorgane zu schaffen, haben bis jetzt nur schwache Erfolge gehalten. Welche halbe Arbeit das erst seit 1882 bestehende Staatsdienstreformgesetz ist, erhellt schon daraus, daß in ihm von Pensionirung von Beamten mit keinem Worte die Rede ist. Während des diesjährigen Wahlkampfes ist denn auch von strenger Ausführung jenes Gesetzes, geschweige denn von seiner Erweiterung von keiner Seite ernstlich gesprochen worden. Nur daß republikanische Redner dem Präsidenten Cleveland einige Male den Vorwurf machten, seinen 1884 gegebenen Versprechungen untreu geworden zu sein.

Während somit dem demokratischen Präsidentschaftsbeamten nichts andres übrig blieb, als die Herabsetzung der Eingangszölle seiner Partei als Sammelruf aufzuzwingen, verließ sich die republikanische auf die bewährte Macht der Trägheit und auf den mächtigen Einfluß der unter dem Schutz Zoll hoch entwickelten Großindustrie, und schrieb zum erstenmale den Grundsatz des Schutzzolls sans phrase, d. h. ohne alle frühern bundeschaftlichen Entschuldigungen, auf ihre Fahne. Es war vergebens, daß man auf demokratischer Seite auf den Widerspruch hinwies, in den dadurch die Republikaner mit ihren frühern Aufstellungen, mit ihren letzten Präsidenten Garfield und Arthur gerieten, die wiederholt die Ermäßigung der Eingangszölle empfahlen, um der Aufhäufung von Hunderten müßiger Millionen im Bundeschatze ein Ziel zu setzen und der Bevölkerung endlich einen Teil der Last der sogenannten Kriegssteuern abzunehmen. Es war umsonst, daß man den Bericht einer republikanischen Tarifkommission vom Jahre 1883 wieder abdruckte, worin eine viel weiter gehende Ermäßigung der Zölle empfohlen war, als die im Sommer des laufenden

Jahres im Hause des Kongresses angenommene Mißsvorlage beantragt. Die Wahlergebnisse des sechsten November beweisen, daß der Norden (mit Ausnahme der kleinen Staaten New-Jersey und Connecticut) nicht allein wieder republikanisch geschlossen dem hartnädig demokratischen Süden gegenübersteht, sondern daß er sogar in die südliche Phalanx eingebrochen ist und einen Staat, West-Virginien (mit sechs Wahlstimmen), aus der festen Gliederung herausgesprengt hat. Benjamin Harrison ist mit 239 Wahlstimmen gegen 162 (bestehend aus 147 der Südstaaten, 9 von New-Jersey und 6 von Connecticut) für Cleveland abgegebene zum Präsidenten für die Jahre 1889—1893 gewählt worden.

Dieser Ausgang ist ebenso überraschend für die Gegenwart wie beruhigend für die Zukunft. Schon während des Wahlkampfes zeigte sich, daß mit Ausnahme der Großstädte (namentlich des Ostens) die Masse der Bevölkerung außer Stande war, einen scharf ausgeprägten und grundsätzlichen Gegensatz zwischen den beiden großen Parteien zu erkennen. Es handelte sich ja auf demokratischer Seite nur um eine Herabsetzung der bestehenden hohen Zollsätze um durchschnittlich sechs bis sieben Prozent, während auf republikanischer der Boden des Schutzollsystems durch die im September endlich durchgedrückte Vorlage der republikanischen Mehrheit des Bundes senats an mehreren Punkten durchlöchert und verlassen war. Die für und wider den Schutz Zoll gehaltenen Reden ließen namentlich die Bevölkerung des großen Nordwestens kalt, und daher machte sich schon früh eine Unsicherheit und Ungewißheit über die Richtung der schließlichen Entscheidung bemerkbar. Daher die beispiellos lange Session des Kongresses, der geradezu zu der Rolle eines stets neue Wahlkampfsmunition beschaffenden Lieferanten herabsank. Daher die (freilich nicht zur Annahme gelangten) Gesetzentwürfe zum Schutze der amerikanischen Arbeiter gegen die Überflutung europäischer Einwanderung. Daher das fast ohne Debatte durchgejagte, dem eben mit China vereinbarten Verträge widersprechende drakonische Gesetz gegen den noch gefährlicheren chinesischen Zuzug. Daher der gesetzgeberische Wettlauf beider Parteien gegen die Übergriffe der „Trusts“, d. h. der Cartelle oder der Verbände der Großindustriellen, gegen die systematische Preistreiberei aller möglichen Waren durch die Syndikate des Großkapitals. Daher die fast ohne Debatte erfolgte Ablehnung des eben zwischen den Vertretern Englands und den Vereinigten Staaten vereinbarten kanadischen Fischereivertrages von Seiten des republikanischen Bundes senats, und die noch mehr vom Zaune gebrochene Drohung des demokratischen Präsidenten, die Kanadier durch Ausschluß von der bisherigen Warenverkehrsbegünstigung auf amerikanischem Gebiete zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Daher in der letzten Woche des Oktober jenes schmähliche Gaunerstück eines republikanischen Zeitungsschreibers in Kalifornien, durch welches ein im Grunde harmloser Privatbrief des englischen Gesandten mittels der üblichen Vergrößerungsgläser einer gierig darüber herfallenden republikanischen Presse in ein ungeheuerliches Verbrechen, und was die Hauptsache, in willkommenstes politisches Parteikapital verwandelt

wurde. Und nun, um die entgegengesetzte Parteilchale neu zu beschweren und den republikanischerseits ergatterten Vorteil wieder wett zu machen, die beispiellos hastige und rücksichtslose Beseitigung des Gesandten selbst durch den plumpen demokratischen Staatssekretär des die irischen Stimmen zu verlieren fürchtenden Präsidenten und Demokraten. Zuletzt, um das Maß des Efels und der sittlichen Empörung zum Überlaufen zu bringen, auf demokratischer Seite der widrige, bis zum Verrat an der nationalen Gesamtpartei sich steigende Kampf um die städtische Ämterbeute in New-York zwischen den feindlichen Brüdern Tammany Hall und der Grasschaftsdemokratie, dessen Folge der Verlust des Staates New-York für Cleveland gewesen ist.

Als würdiges Seitenstück zu den demokratischen Wahlorgien ließen die Republikaner das Geld zum schamlosesten Stimmenkauf in den zweifelhaften und für sie unentbehrlichen Staaten New-York und Indiana arbeiten.

Kein Wunder, daß diesem wüsten Treiben, dieser monatelang dauernden Heuchelei und Durchstecherei jetzt nach der Wahl eine tiefe Ernüchterung, ein allgemeines Gefühl der Beschämung, der Erniedrigung in den Augen Europas gefolgt ist, das in dem stark ausgebrückten Wunsche, diese traurige und entsetzliche Art der Wahlkämpfe denn doch wenigstens in größern Zwischenräumen als bisher über sich ergehen zu lassen, sich an den verschiedensten Stellen Luft gemacht hat.

Der New-Yorker Herald, dieser bereite Chloroformlieferant und Einschläferer des diesmal aufgeregten Gewissens einer durch und durch materialistischen Gesellschaft, ist mit dem Antrage auf Abänderung der Bundesverfassung vorangegangen und will die Amtszeit des Präsidenten auf sechs Jahre statt auf vier festgesetzt wissen. Gleichzeitig soll die unmittelbare Wiederwahl eines Präsidenten durch die Verfassung verboten werden. Die Annahme dieser Vorschläge wird jedoch lange auf sich warten lassen. Selbst wenn sie erfolgte, würde dadurch nur eine sehr oberflächliche Abhilfe für die weit tiefer wurzelnden Übel des verderbten Parteigetriebes zu gewinnen sein. Von anderer Seite — und zwar nicht nur von den unter der jetzigen Wahlart in ihrer Unabhängigkeit gefährdeten Arbeitervereinigungen — wird eine Abänderung der Wahlgesetze dahin gefordert, daß den jetzt allmächtigen Handlangern der alten Parteibeherrscher das Handwerk gründlich gelegt, und die Anfertigung wie Abgabe der Wahlzettel ihrer die Wahlfreiheit beeinträchtigenden Überwachung und Beeinflussung in jeder Richtung entzogen werde. Dabei wird das australische Wahlverfahren als Muster empfohlen, es ist auch bereits im Staate Massachusetts zum Gesetz erhoben worden, um nächsten Herbst seine erste Probe zu bestehen. Aber am Ende wird sich, wie früher bei dem als Allheilmittel gegen Wahlbetrügereien gepriesenen Registrationsgesetze (strenge Wählerlistenführung) auch bei dem neuen Gesetze nach einiger Zeit herausstellen, daß es allein, ohne eine gründliche Sinnesumkehr im Volke selbst, keine reinigenden und sittlichenden Wahlwunder wirken

kann. Allerdings wird vielleicht die Bestechung in ihren größten Formen aufhören, aber die Beeinflussung der Wähler durch die Macht und das Geld wird nicht ohne weiteres zu beseitigen sein. Daß sie bereits einen so hohen Grad erreicht hat, daß man sich nur durch immer neue Gesetze davor retten zu können glaubt, ist eben das Schlimme und Bedenkliche. Man wird vielleicht zu Zweifeln an der Zweckmäßigkeit des allgemeinen Stimmrechts getrieben werden, jedenfalls zu vorsichtigerer Gewährung des amerikanischen Bürgerrechts an europäische Einwanderer. Die weitere politische Entwicklung wird, wie es bereits durch das Bündnis der beiden alten Parteien der neuen Arbeiterpartei unter Henry George gegenüber im Herbst 1886 vorgeschattet wurde, zur Kampfaufstellung des Großkapitals in allen seinen Formen gegenüber den Gewerbe- und Arbeiterverbänden führen, und zwar wahrscheinlich zunächst im industriellen Großstaate New-York. Der Versuch, alle Staats- und Gemeindesteuern durch die einzige Steuer auf die Grund- und Bodentente zu ersetzen, wie sie Henry George befürwortet, wird in New-York vielleicht früher unternommen werden, als man denkt, und die Unterordnung der reichen Minderheit unter die dann wirklich ans Ruber gelangte ärmere Mehrheit, welche die Verfallzeit Athens bezeichnet, wird sich vielleicht in der neuen Welt unter neuen Formen wiederholen. Und wenn nicht durch gewaltige Hebemittel eine sittliche Erneuerung der Volkseele ins Werk gesetzt wird, und zwar bei Zeiten, so wird der Schlußmacher der Geschichte, der Cäsar, der Diktator, nicht lange auf sich warten lassen. Ist doch schon jetzt die eigentliche Leitung der Republik in der Gewalt weniger. Sind doch schon jetzt die gesetzgebenden Körper der Einzelstaaten wie des Bundes nur die registrierenden Werkzeuge des in Eisenbahnen, in Kohlenbergwerken, in Großbetrieben aller Art angelegten Kapitals!

Schon im Jahre 1871 prophezeite der damalige Schriftsteller und jetzige Leiter der Union-Pacific-Bahngesellschaft, F. C. Adams, das Heraufsteigen eines Zeitalters neuer Cäsaren aus den Kreisen der den ganzen Kontinent beherrschenden Eisenbahnfürsten vom Schlage der Vanderbilt's, Gould's, Scott's und Garretts.*)

*) In Amerika wird kein erfolgreicher militärischer Führer die abgenutzten Erfahrungen Europas wiederholen; eine gewaltsame Besitznahme der vollstreckenden Gewalt mit Unterdrückung der gesetzgebenden ist nicht wahrscheinlich. Alle Zeichen deuten eher auf die Bestechung der gesetzgebenden Körper und die unbemerkt allmähliche Übernahme der vollstreckenden Macht durch die Vereinigung jener Einflüsse, deren feindlichen Zusammenstoß wir geschilbert haben, in einer einzigen kraftvollen Hand. Der Erie-Ring war die Verbindung einer großen Eisenbahngesellschaft mit dem bezahlten Proletariat einer Großstadt; Vanderbilt verkörperte den selbstherrlichen Cäsarismus unter der Form einer Aktiengesellschaft. Keiner von beiden konnte allein sich den Staat unterwerfen. Es fehlt somit vielleicht nur an einem Manne, der die Verbindung jener Machtmittel um einen Schritt weiter fördert, der den Cäsarismus zugleich in die Leitung der großen Körperschaften und des Proletariats einzuführen versteht, um unsre vielgerühmten Staatseinrichtungen dem Schicksal der Geschichtsvorgänge der alten Welt auszusetzen. F. C. Adams, Chapter of Erie, 1871.

Der nur mittels militärischen Einschreitens und Blutvergießens unterdrückte Massenaufstand der Bahnbeamten der Pittsburger Linien im Juli 1877, der im Mai 1886 in Chicago erfolgte blutige Zusammenstoß zwischen Polizei und Anarchisten sind nur schwache Vorspiele der sich vorbereitenden Schlachten zwischen Kapital und Arbeit. Bisher hat der gefühlliche Sinn des anglosächsischen Stammes noch das Schlimmste abzuwenden vermocht. Aber der Glaube an die Unparteilichkeit der Staatsgerichtshöfe ist bereits stark erschüttert. Die Zeit wird kommen, wo die Arbeiter diese Gerichte ebenso mit ihren Werkzeugen besetzen, wie es früher die Millionendiebe vom Schläge Tweeds und die Eisenbahnlinienschwindler vom Schläge Firls und Goulbs verstanden haben, ihre Geschöpfe von den bezahlten Horden der Demokratie mittels der Stimmzettel auf die Richterbänke New-Yorks erheben zu lassen. Oder man wird die Arbeiter an ihrer Herrschaftserringung durch andre Mittel als bloße Spaltung in ihren Reihen und Bestechung verhindern müssen. Das Grundübel liegt aber oben wie unten in der verhängnisvollen Einseitigkeit des Lebensinhalts und Lebenszieles, in der maßlosen Jagd nach dem Dollar, in der Abmessung und Abschätzung aller Dinge und Menschen nach dem brutalen Geldwerte. In einem Lande, wo der Dollar allmächtig ist, wo „die Sünde, nicht reich zu sein, nur durch den Eifer gebüßt wird, reich zu werden“, sind uneigennütige Arbeiter für das Wohl des Ganzen selten und unwahrscheinlich. Es fehlt in der reinen Demokratie das Gegengewicht, der ruhende Punkt, jene ausgleichende, unabhängige Macht der Gerechtigkeit und Billigkeit, die, über den feindlichen Gegensätzen stehend, sie von Stufe zu Stufe zu versöhnen, die Festigkeit ihres Zusammenstoßes zu mäßigen und im Notfall zu brechen vermag.

In der nordamerikanischen Republik herrscht die Selbstsucht in ihrer rohesten Form. Es handelt sich heutzutage bei dem politischen Treiben nicht mehr um Politik, sondern um Geld und Geldeswert. Längst hat der Ehrgeiz aufgehört, die Stelle des Gemeinfinns, des Patriotismus zu ersetzen. Die Ämter stehen nicht mehr dem Begabten, dem Verdienten, sondern nur noch dem Reichen offen. Die Ernennungen zu den Ämtern, die Kandidaturen haben in Großstädten wie New-York ebenso bereits ihre vorherigen festen Preise wie die nachherigen sicheren Erwählungen ihre bestimmten Kostensätze.

Man wird vielleicht erstaunt fragen, wie es denn möglich sei, daß eine solche Herrschaft der Deutepolitiker und ihrer geübten Söldnerbanden von Proletariern von den anständigen Schichten der Bevölkerung so lange geduldet wird. Ohne Zweifel giebt es Hunderttausende von Bürgern, welche die Gefahren der sich ausbreitenden politischen Fäulnis erkennen, und namentlich auch die schlimmen Folgen, die das erste Bündnis der demokratischen Gewerbepolitiker mit den zahllosen Schnaps- und Bierwirtschaften der Großstädte ausbrütet. Aber statt zu begreifen, daß es der Mangel an feinerer Geselligkeit, daß es die Unfertigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt ist, die namentlich

bei den Deutsch- und Frisch-Amerikanern die wüste Roheit des Rneipenlebens zwar nicht entschuldigen, aber doch teilweise erklären, weiß der puritanische Eifer des Anglo-Amerikaners sich keinen andern Rat, als dem Verlauf aller berauschenden Getränke den Krieg zu erklären, und von (undurchführbaren) Verböten die wunderbare Heilung tief eingerissener schlechter Gewohnheiten und nationaler Sitte oder Unsitte zu erwarten.

Und indem die republikanische Partei diesen trüglichen Hoffnungen der Temperenzler und Prohibitionisten verschmigt Vorschub leistet, um nur ihre möglicherweise den Ausschlag gebenden Stimmen bei Präsidentenwahlen u. s. w. sich zu sichern, drängt sie gerade dadurch die Bürger europäischer Geburt, und darunter namentlich die Deutschamerikaner in das demokratische Lager zurück, wo sie die Verteidiger der sogenannten persönlichen Freiheit zu sehen wännen und von ihren zu bloßen Geschäften gewordenen Zeitungen zu sehen belehrt werden. Das „deutsche Element“ kann unter solchen Umständen keinen sonderlich reinigenden Einfluß auf den trüben Strom des politischen Lebens ausüben. Das „Femd“ der Bierfreiheit ist ihm näher als der „Rock“ des amerikanischen Bürgers, d. h. als die Beteiligung an der wirksamen Bekämpfung der allgemeinen Verderbnis. Und so tragen die Deutschamerikaner durch ihr engherziges Verhalten und ihr beschränktes Sonderwesen geradezu zur Stärkung dieser Korruption bei, die in Tammany Hall-Klubs und andern Leithammelverschwörungen ihre Malepartushöhlen seit Jahrzehnten besitzt und zu bewahren weiß. Dazu kommt die finanzielle Abhängigkeit dieser Schnaps- und Bierwirtschaften von wenigen großen Brauer- und Schnapsfirmen. Von zehntausend solchen Wirtschaften in der Stadt New-York sind 1908 im Besitz von 20 Schnaps- händlern und Bierbauern, die Hypotheken im Betrage von 1702136 Dollars darauf haben. Ferner sind 4710 weitere Wirtschaften mit Hypotheken von nahezu fünf Millionen belastet. Von diesen Schuldforderungen besitzt eine einzige Firma, Bernheimer und Schmidt, sechshundert, der Brauer Ehret nicht weniger als dreihundert. Man begreift die unwiderstehliche Macht, die in den Händen dieser Großgläubiger liegt. Sie können bei Wahlen die Mehrzahl der zehntausend Wirtschaften mit einem Male in politische Thätigkeitsheerde in bestimmter Richtung verwandeln. Ohne Zweifel verdankt der korrupte demokratische Gouverneur Hill seine Wiederwahl im November der vereinten eifrigen Unterstützung der New-Yorker Brauer, Schnaps Händler und ihrer Wirtschaftstrabanten. Hatte er doch im Frühjahr durch seinen Einspruch die hohe Besteuerung aller Schantgeschäfte, welche die republikanische Staatsgesetzgebung beschlossen hatte, glücklich wieder für das Jahr verhindert. Ein solcher Dienst mußte belohnt werden, und eine schmutzige Hand wäscht die andre noch schmutzigere.

Zuletzt steigt auch der Einfluß des Judentums allmählich aus den Tiefen auf die politische Oberfläche empor. Es ist kein bloßer Zufall, daß der Agent

Rothschild's, der jüdische Bankier August Belmont (Schönberg) Jahrzehnte lang der Vorsitzende und Schatzmeister des demokratischen Nationalausschusses seiner Zeit war. Und es ist jedenfalls eine Wirkung dieser langjährigen Bekleidung des wichtigsten Amtes in der Leitung der demokratischen Partei, daß sein Sohn, Perry Belmont, schon vor Jahren nicht allein von einem der korrupten Tammany Hall-Wahlbezirke New-Yorks in den Kongreß geschickt und an die Spitze des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten erhoben wurde, sondern daß er eben jetzt, trotz der Niederlage seiner Partei, als Vertreter der Vereinigten Staaten an den stolzen Hof von Madrid gehen wird, um dort einige Monate wenigstens seiner Eitelkeit Befriedigung zuzufächeln. Der Sohn des Rothschild'schen Finanzjuden wird von den ältesten Adelsgeschlechtern Europas auf gleichem Fuße mit den übrigen Gesandten der Großmächte empfangen werden müssen!



Weihnachtsfest in einem Pfarrhause.

Von E. Budde.

(Schluß.)



nd der Sommer verrann. Fritz kehrte wieder in die Hauptstadt zurück, und bei seiner Abreise hatte der Pfarrer finster und verschlossen dreingeschaut. Jetzt saß er einsam in seiner Studierstube und wurde grau und alt. Um seine Augen legten sich tiefe Furchen, und der Ausdruck seines Gesicht's war nicht mehr so fest und bestimmt, es war, als spielte sich ein heimlicher Kampf in seinem Innern ab und machte ihn unsicher.

Lise ging still und bleich im Hause umher. Der Vater konnte oft schweigend dasitzen und sie bekümmert anschauen. Plötzlich stand er auf, trat an sie heran und streichelte ihre Wange mit einem Ausdruck, als sehnte er sich darnach, ihr etwas zu sagen, aber es kam stets das eine oder das andre dazwischen und schloß ihm den Mund. Dann wandte er sich wieder ab und ging nicht wie sonst gen Osten, sondern nach Westen auf den Friedhof. Dort konnte er stundenlang sitzen, den Blick in die Ferne gerichtet, auf das unendliche Meer, in das die Sonne versank.

Unten im Garten schossen die jungen Bäume wilde Triebe, Nesseln und Unkraut wucherten üppig, und die Blumen der Pfarrerin erstickten darunter.

Der Herbst zog grau und regnerisch ins Land, und der Winter folgte ungewöhnlich früh.

Fritz kommt nach Hause! sagte der Pfarrer eines Tages kurz vor Weihnachten. Was meinst du, könnten wir zum Feste nicht eine kleine Gesellschaft geben? Unfre Nachbarn werden uns allmählich ganz entfremdet, niemand besucht uns mehr, wie damals, als die Mutter noch lebte. Und dann — du und Fritz, ihr seid beide noch so jung, und hier ist so wenig, worüber ihr euch freuen könnt.

Er war mit dem Briefe in der Hand ins Zimmer getreten, und seine Worte klangen so unsicher, als würde es ihm schwer, sie herauszubringen. Lise blickte hastig zu ihm auf, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen, und ehe sie sie noch getrocknet hatte, war der Vater schon aus der Thür.

So wartete man im Pfarrhause auf das Weihnachtsfest, und in Küche und Keller herrschte emsige Geschäftigkeit. Aber Lises Thränen fielen wie Reif auf die Vorbereitungen, und der Himmel sah gar nicht milde drein. Mehrere Tage vor Weihnachten war der Schnee in dichten Kloden auf Feld und Haide gefallen, hatte sich wie ein Wall um den Pfarrhof gelagert und sich bis an den Hügel aufgetürmt, wo er in unabsehbaren Massen über dem Kirchhofsteich lag. Und oben in der Luft wurde es immer finstrier, die Wolken zogen sich mehr und mehr über dem Pfarrhause zusammen, und unten rollte die tiefe Stimme der Nordsee wie ein hohles, drohendes Brausen.

Und auch über dem Weihnachtsabend, der im Pfarrhause gefeiert wurde, lagerten schwere Wolken. Lise ging hin und her und machte sich weit mehr zu schaffen, als sie nötig hatte, nur um nicht allzuviel darüber nachzudenken, wie bellommen ihr ums Herz war. Fritz saß schweigend da und starrte das ergraute Haupt an, und es war ihm, als riefte ihm eine innere Stimme zu, seine Arme um den Hals des Vaters zu schlingen und wie ein Sohn mit ihm zu reden. Aber die Wolke war zwischen ihnen, und er blieb sitzen. Er verstand nicht das Antlitz des Vaters, auf dem eine wunderliche Unruhe lag, und hinter dem ein heimlicher Kampf tobte. Einmal übers andre ging es wie ein Schimmer von einem Entschluß über das Antlitz des Pfarrers, und er verschwand in seine Kammer, aber jedesmal, wenn er wiederkam, sah er nur noch verschlossener aus. Vielleicht hätten ihn Fritz und Lise verstanden, wenn sie ihn nur in seiner Kammer hätten sehen können.

Dort lag eine alte Bibel auf seinem Tische mit dem Namen seiner Frau auf der ersten Seite, und er stand da und schaute den Namen so sehnsuchtsvoll an und wünschte von ganzem Herzen, daß er zu Fritz hineingehen und die Bibel in seine Hand legen könnte und ihm am heiligen Abend sagen: Das ist die Bibel deiner Mutter, mein Junge! Der Gott deiner Mutter ruft dich durch diese Bibel!

Aber das mußte so einfach und so zart gesagt werden, so wahr und so innig, wie es nur eine Mutter selber sagen kann. Wie konnte er das, er, der Grenzboten IV. 1888.

sein Lebenlang nur in herrischem Ton geredet hatte? Die alte Bibel blieb liegen, wo sie lag, und der Pfarrer trat wieder mit der Unruhe und dem Widerstreit im Herzen ins Zimmer.

Da kam ein Windstoß und rüttelte das Dach des alten Pfarrhauses, daß alle Fugen krachten, und der Schnee peitschte gegen die Fensterscheiben.

Es wird eine böse Nacht geben, sagte der Pfarrer, und seine Stimme klang müde und verzagt. Geht zu Bette, Kinder! Und Gott gebe uns allen ein gesegnetes Weihnachtsfest.

Er küßte Lise und legte die Hand auf Fritzens Kopf, und dann ging er hinaus.

Lise, sagte Fritzi, du kannst mir's glauben, der Vater sehnte sich heute Abend nach der Mutter, und mir geht es ebenso.

Lise lehnte abermals ihren Kopf an Fritzens Brust, lächelte unter Thränen und sagte: Sie ist hier bei uns, Fritzi! Mir ist es den ganzen Abend gewesen, als sei sie mitten unter uns. Fröhliches Weihnachten, Fritzi!

Der Bruder nickte, und dann ging jedes auf seine Kammer und schlief den Schlaf der Jugend.

Der Pfarrer aber konnte keine Ruhe finden. Die Nacht senkte sich herab, und das Unwetter türmte sich um ihn auf, und er blieb noch immer in seinem Zimmer sitzen. Vor ihm lag ein zur Hälfte beschriebener Bogen. Es war seine Festpredigt. Er hatte dabei angefangen, aber bei den Worten: „Siehe, ich verkündige euch große Freude“ hatte er die Feder aus der Hand gelegt. Die große Freude war ihm abhanden gekommen, und es war ihm unmöglich, Worte zu finden, um ihr Ausdruck zu geben. Sein Auge fiel auf die alte Bibel, die vor ihm aufgeschlagen lag, und auf die erste Seite schrieb die Feder von selber die Worte, die er so gern seinem Sohne gesagt hätte, die ihm aber nicht über die Lippen hatten kommen wollen. Lises Name klang vor seiner Seele, und seine Feder schrieb ihn einmal übers andre unverdrossen nieder, ohne daß er es selber wußte. Und das Bild der leeren Kirche, in der er jeden Sonntag mit heimlichem Sehnen nach seiner Gemeinde gestanden hatte, stieg wieder vor ihm auf und machte ihm das Herz schwer. Wenn sollte er die große Freude verkünden, wenn er wieder Worte dafür fand? Was sollte er nur thun, um alles wieder ins alte Geleis zu bringen? Dem alten Mann wurde so unjählich einsam zu Mute, eine namenlose Angst überfiel ihn, sein Antlitz glühte, er erhob sich und rief aus:

Es ist zum Ersticken! Ich muß fort von hier, wo ich mich einschloß mit meiner Thorheit und meinem Stolz, ich muß hinaus, dorthin, wo es frei und frisch ist! Ich muß hinaus in das Haus meines Herrn, das ich so schlecht gehütet habe! Ich muß ihn anrufen in dieser Nacht unter seinem eignen Dache, ich kann nicht anders! Vielleicht teilt er mir die Freude wieder mit, die ich Ärmster verlernt habe!

Eine neue Kraft war in den Pfarrer gefahren, als er durch Nacht und Unwetter über den Hügel dahinschritt, dem Friedhofe und der Kirche zu. Es war, als wenn Himmel und Erde in eins verschwömmen. Der Schnee legte von oben und von unten und haute seinem Schritt unaufhörlich Schanzten in den Weg, aber er rastete nicht. Wie eine Wolke umgaben ihn die Schneemassen, und das flatternde Licht in seiner Laterne erblaßte; aber der Ostwind erfaßte ihn und trug ihn widerstandslos aufwärts, bis er sein Ziel erreicht hatte und in der Kirche stand.

Dunkel und feierlich wölbte sich das Gotteshaus über ihm. Er schritt den Gang entlang, und in dem unsichern Schein der Laterne ward der Raum wunderbar tief und groß. Und eins nach dem andern stiegen die Dinge, die er so genau kannte, aus dem Dunkel auf und redeten zu ihm in der tiefen Stille.

Dort hing die Tafel mit dem Namen seiner Gattin, mit ihrem Geburts- und Tobestag, und sie rief ihm ihren Lieblingspruch zu, den er selber hatte darauf setzen lassen: „Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Ich glaubte, ich sei ihre Stütze und Stärke, sagte er zu sich. Mein Weib, die ich seit meiner Jugend geliebt habe, mußtest du von dannen gehen, damit ich erfahren sollte, wie wenig ich ohne dich auszurichten vermag?

Hoch und ernst ragte die Kanzel vor ihm auf, und es war ihm, als richtete sie die Frage an ihn: Wo ist die Gemeinde, die du um mich versammeln solltest?

Meine Zornesworte haben sie vertrieben! ertönte die Antwort in ihm. War es Amtseifer im Dienste meines Herrn und Gottes, der sie mir auf die Zunge gelegt hatte? Oder war es mein eigner Stolz und Hochmut?

Alle eure Sorge werfet auf Gott! klang es vom Altar her.

Da kniete der alte Pfarrer nieder und blieb still und gebeugt liegen, während alle unruhigen Gedanken sich in ihm erhoben und an seiner Seele vorüberzogen. Und das Unwetter sauste und brauste draußen, als wollte es die Kirche in ihren Grundfesten erschüttern. Es konnte seinen Kummer nicht betäuben. Wie sollte er nur seine Gemeinde wiedergewinnen, wie sollte er ihr morgen die Botschaft verkünden, die ihm für sie anvertraut worden war? Wie sollte er seine Kinder wieder an sich ziehen und sie zurückführen zu dem Weihnachtsgotte, jetzt, wo sie sich von ihm gewandt hatten?

Herr, mein Gott! seufzte er. Ich will dir ja so gerne treu dienen. Aber hier sitze ich allein in deinem Hause, und um mich her ist alles finster, und ich habe keine Kraft mehr. Lehre mich, Herr, was ich thun soll!

Er erhob sich, um nach Hause zu gehen, als er aber die Kirchenthür öffnen wollte, fand er sie verschlossen. Der Wind drang pfeifend von oben herein und blies ihm eine Schneewolke ins Gesicht, als er sich mit aller Gewalt gegen die Thür lehnte; aber weiter kam er nicht — er war eingeschneit.

Er ließ die Thür los und ging langsam zurück, bis er wieder vor dem Altare stand, und der rief ihm wie vorhin zu: „Alle eure Sorge werfet auf Gott!“ Da glitt plötzlich ein Lächeln über sein Antlitz, und es war, als wiche auf einmal alle Unruhe von ihm.

Gott hat mich selber in Gewahrjam genommen, jetzt lege ich meine Würde in seine Hand! sagte er und ließ seine Arme herabsinken. Und dann setzte er sich in einen Stuhl unterhalb des Altars, und ein Ausdruck von Frieden und Sicherheit glitt über seine Züge. —

Aber im Pfarrhause träumte Fritz, daß er wieder ein Kind sei und in der Kirche sitze und die Gestalt seines Vaters in ihrer ganzen Würde und Macht auf der Kanzel erblicke. Und alle Menschen erhoben sich vor ihm wie damals, aber in Fritzens Herz hatte ein dunkles Gefühl von Kummer und Reue der Ehrfurcht Platz gemacht. Und es war Weihnacht, und die Weihnachtsgel kamen auf glänzend weißen Schwingen herabgeflattert. Immer mehr und mehr, in immer dichtern Scharen schwebten sie herab, und die Gestalt seines Vaters verschwand vor ihnen, und die Gemeinde verschwand, und sie zogen ihren Kreis immer enger um Fritz, bis seine Brust beklemmt ward und der Atem ihm versagte.

Es war dunkel wie zur Nachtzeit, als er erwachte, aber der Druck wollte nicht von ihm weichen, und sein Atem ging schwer wie im Traum, und um ihn her herrschte nächtliche Stille. Als er aber das Licht angezündet hatte, sagte ihm die Uhr, daß es schon hoch am Tage sei, und vor den Fenstern lagen dicke Schneemassen und drohten die Scheiben zu zerdrücken.

Wir sind eingeschneit — hier ist's wie in einem Grabe — ich muß Luft haben! rief Fritz und sprang auf. Wenige Minuten später war das Haus aus dem tiefen Schlaf aufgerüttelt, und verwirrt stand man sich gegenüber und starrte sich an. Noch größer aber wurde die Verwirrung, als Lise aus dem Schlafzimmer des Pfarrers kam und berichtete, der Vater sei nicht da, sein Bett stehe unberührt. Wo war er? Auch im Studirzimmer suchte man vergeblich.

Einen Gruß von ihm fanden sie freilich dort. Die Bibel lag aufgeschlagen auf dem Tische: „Meinem lieben Sohne Fritz am Weihnachtsabend!“ stand dort von der Hand des Pfarrers geschrieben, und die Schrift war noch frisch. Und dann las Fritz die Worte, die seinem Vater am Weihnachtsabend nicht über die Lippen gewollt hatten, und er neigte das Haupt darüber. Ringsumher lagen lose Blätter, und von ihnen allen sah Lise ihren Namen auftauchen, und jedesmal war ein liebevoll ermahnendes Wort hinzugefügt, es war, als hätte es der Schreiber nicht zart und lieblos genug sagen können. Zu oberst lag die zur Hälfte beendete Predigt, die ihnen gleichsam mit der Stimme des Vaters zurief: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“ Und da war es Fritz und Lisen, als hätten sie ihren Vater niemals gekannt, als

hätten sie sich niemals so nach ihm gesehnt wie jetzt. Wo sollten sie ihn nur suchen?

Als sie einander noch darnach fragten, ertönte ein leiser Klang, und es schallte wie eine Antwort zu ihnen hinüber. Hörst du, sagte Fritz, das ist die Kirchenglocke. Jetzt läuten sie das Weihnachtsfest ein.

Dann muß der Vater dort sein, rief Lise eifrig aus. Sie läuten nicht, ehe er da ist.

Der Schall kommt von oben, erwiderte Fritz, also muß dort Luft sein. Komm, Lise!

Und wirklich! Von oben her kam Luft. Das Wetter war klar und still geworden, und aus den Dachfenstern heraus konnte man die weite Haide blendend weiß im Schein der Weihnachtssonne liegen sehen. Der Schnee breitete sich wellenförmig darüber aus, aber in der Nähe des Hauses türmte er sich zu mächtigen Schanzen auf, die bis an den Rand des Daches reichten.

Und gleich hohen Bergen lag der Schnee bis an den Hügel heran, der Wind hatte ihn zu tausenderlei phantastischen Formen zusammengedrückt, und die Kirche auf dem Gipfel des Hügels lag zur Hälfte begraben, während die Schneemassen rings umher blizten und glitzerten und vom Turme her das Geläute der Glocke erschallte.

Der alte Pfarrer läutete das Weihnachtsfest ein, und diesmal hörte es die ganze Gemeinde, und von allen Ecken und Enden kamen die Leute herbeigeströmt. Hurrah! rief Fritz vom Dache aus über den Schnee hinweg, die Mütze schwenkend und auf die Kirche zeigend. Hurrah! antworteten sie alle, und damit war das Einverständnis zwischen dem Pfarrhause und der Gemeinde wieder hergestellt, und das schaffte Eifer und verlieh Kraft hüben und drüben. Die Gemeinde kam von unten und arbeitete sich einen Weg durch die trennende Mauer, und aus dem Pfarrhause kämpfte man sich unverdrossen nach unten durch, und so begegnete man sich auf halbem Wege und reichte einander durch die gefallene Scheidewand die Hände. Und dann gingen den Berg hinauf mit Fritz an der Spitze, aber ehe sie es noch bemerkt hatten, war Otto Blem mitten unter ihnen und schritt an Fritzens Seite einher, der eifrigste von allen, wie es von jeher zu sein pflegte. Und das that not, denn es war viel aus dem Wege zu räumen. Schritt für Schritt kämpften sie sich über den Kirchhofsteig durch und hinweg über die Gräber. Der Weihnachtstag ging zur Neige, und es begann bereits zu dunkeln, als sie den Eingang erreichten.

Da öffnete sich die Thür, und die Gemeinde strömte hinein, Männer und Weiber, Junge und Alte, Kopf an Kopf, bis die Kirche so voll war, daß niemand mehr Platz finden konnte, ganz wie vor Jahren, als der Pfarrer jung und glücklich war. Aber oben in der Kirche stand er selber vor dem Altar, als hätte er schon lange dort gestanden und auf sie gewartet, und schweigend zeigte er auf die Stühle, und in seiner ganzen Erscheinung lag etwas,

das den Lärm verstummen machte und die Gemeinde veranlaßte, sich stille niederzusetzen.

Er hatte die Altarlichter hinter sich angezündet, ihr Schein fiel auf seine Gestalt, und Fritz mußte unwillkürlich an seinen Weihnachts Traum denken. Aber es war keine schlanke, selbstbewußte Gestalt, die sich jetzt vor ihm erhob. Demütig stand sie oben, und wunderbar gealtert sah das Antlitz des Vaters aus, aber ein tiefer Friede leuchtete daraus hervor, und heiße Dankesthränen rollten über seine gefurchten Wangen herab, als er seine Gemeinde gleich einem wachsenden Strome kommen und sich um ihn scharen sah.

Und nun wurde Gottesdienst in der alten Kirche gehalten, zwar ohne Talar und Messgewand, aber die Gemeinde dachte noch daran, als schon mancher andre Gottesdienst gehalten und wieder vergessen war. Und die Gemeinde schloß sich dem Pfarrer an, als er seine Hände faltete und betete: „Herr mein Gott und Vater! Du hast alles gut hinausgeführt. Eine Mauer hatte sich um mich aufgetürmt, und ich selber hatte mit thörichten Händen daran gebaut, und die Mauer trennte mich von dem, was du mir gegeben hast. Ich war vereinsamt und stand hinter der Mauer und sehnte mich nach den Meinen, und sie wußten es nicht, und ich hätte die Mauer gern niedergebrochen, aber die Kräfte versagten mir. Da lehrtest du mich, die Hände wie ein Kind zu falten und meine Sorge auf dich zu werfen, und nun hast du die Mauer niedergebrochen und mir meine Gemeinde wieder zugeführt. Und jetzt bringe ich die Botschaft, die du mir anvertraut hast: „Siehe, ich verkündige euch große Freude: Gott will die Last auf sich nehmen, ihr selbst sollt frei und ledig sein, er will aus Liebe für euch eure Sünden tragen! Ehre sei Gott in der Höhe!“

Als aber der Pfarrer die Bibel zur Hand nahm und das Evangelium verlas und anfing, es ihnen auszulegen, da war ein neuer Klang in seine alte wohlbekanntete Stimme gekommen, und der knüpfte die zerrissene Kette Glied für Glied wieder zusammen. Die ganze Gemeinde hatte sich erhoben und wünschte ihrem alten Pfarrer Gottes Frieden und ein fröhliches Weihnachtsfest, während er mit bebendem Antlitz durch die Kirche schritt.

An diesem Abend versammelte sich eine fröhliche Weihnachtsgesellschaft unter dem Schnee, und die ganze Gemeinde war dabei, und Otto Blem war ebenfalls mitgekommen. Und es sah fast so aus, als beabsichtigte er, da er doch einmal gekommen war, fürs erste auch nicht wieder zu gehen; denn als die ganze Gemeinde sich bereits zurückgezogen hatte, blieb er ruhig da. Fritz aber saß da und schaute seinen Vater an, bis seine Augen sich mit Thränen füllten. Dann erhob er sich plötzlich, trat an ihn heran und schlang seine Arme um seinen Hals — er hatte sich so manchemal darnach gesehnt, schon seit seiner frühesten Kindheit.

Vater, sagte er, habe tausend Dank für dein Weihnachtsgeschenk! Seine Stimme ruft mich zu dir!

Und auch uns, Vater! ertönte es hinter ihnen, und auch Lise und Otto traten an ihn hinan.

Schwer und dicht war der Weihnachtsschnee in diesem Jahre auf das Pfarrhaus herabgefallen, aber er war auf Engelsflügeln herabgeschwebt, wie es Fritz im Traume gesehen hatte.



Kleinere Mitteilungen.

Die Gemäldegalerie des Grafen von Schad. Abermals ist in diesen Tagen durch die Zeitungen verbreitet worden, daß der Entschluß des Grafen Schad, seinen Wohnsitz in München aufzugeben und seine berühmte Galerie, die jedem Besucher offen stand, zu schließen, zu schließen, seiner Ausführung nahe gerückt sei. Damit wurden allerlei dunkle Andeutungen über die Gründe verknüpft, die den Grafen zu diesem Schritte veranlaßt haben könnten. Da Graf Schad bis jetzt, wie es früher einmal geschehen ist, diese Nachrichten noch nicht widerlegt hat, darf man wohl annehmen, daß es ihm mit seinem Entschlusse Ernst sei. Solange er selbst keine bestimmten Erklärungen abgibt, ist es müßig, auf die von anderer Seite gegebene Begründung seines Schrittes einzugehen. So viel ist jedoch unbestreitbar, daß München durch die Entfernung der Schadschen Galerie, da sie eine sehr wichtige und wertvolle Ergänzung zu der immer noch sehr lückenhaften „Neuen Pinakothek“ bildet, einen schweren Verlust erleiden und jeder Ort, welcher der Galerie ein gastliches Obdach böte, einen Kunstschatz von außerordentlichem Werte heimführen würde. Inzwischen ist der Versuch gemacht worden, wenigstens die Erinnerung an diesen Schatz festzuhalten und dadurch den Verlust, falls er wirklich die Zentralstelle deutscher Kunst treffen sollte, weniger empfindlich zu machen. Der Münchener Photograph Dr. E. Albert, welcher durch unablässige Bemühungen das Kupferlichtdruckverfahren neuerdings sehr vervollkommenet und namentlich den schlimmen Uebelstand der toten, undurchsichtigen Schatten erheblich verringert, auch die diesem Verfahren anhaftende übergroße Weichheit des Tones gemindert hat, hat eine auf acht Lieferungen berechnete, neue Veröffentlichung der hervorragendsten Gemälde der Galerie in Heliogravüren und Autotypen unternommen,*) wozu ihn das berechtigte Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit einer Kunst der Reproduktion veranlaßt hat, die nach den Worten des Prospekts „neben der Unmittelbarkeit der Photographie die Unvergänglichkeit und malerische Wirkung des Kupferlichtes und der Radierung teilt, ohne wie bei letzteren die Individualität des Schöpfers durch die Subjektivität des Nachbildners zu schädigen.“ Wenn sich letztere Bemerkung,

*) Die Gemäldegalerie des Grafen A. F. von Schad in München. Mit begleitendem Text von Graf A. F. von Schad. 1. Lieferung. München, Verlag von Dr. E. Albert.

wie kaum anders anzunehmen ist, auf die vor sechs Jahren durch die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien erfolgte erste Veröffentlichung der Galerie Schad beziehen soll, so muß doch zu Gunsten dieser geltend gemacht werden, daß die Schädigung, welche der Individualität des Schöpfers durch die nachbildenden Radierer zugefügt worden sein soll, nicht gar so groß ist. Soweit die Heliogravüren der ersten Lieferung des neuen Galeriewerks einen Vergleich mit den Radirungen der älteren gestatten — es ist dies bis jetzt nur bei fünf Blättern der Fall —, ergibt sich aus diesem Vergleiche, daß sich die Radierer mit lobenswerter Gewissenhaftigkeit an ihre Vorlagen, die doch wohl auch photographische gewesen sind, gehalten haben und daß sich selbst bei der strengsten Prüfung nur unwesentliche Abweichungen der Radirungen von den neuen Heliogravüren herausstellen. In zwei Fällen ist es den Radirern sogar gelungen, aus den Bildern mehr herauszuholen, als die den Heliogravüren zu Grunde gelegte Photographie vermocht hat, obwohl letztere hier zu dem höchsten Maße ihres Vermögens angespannt worden ist. So ist es dem photographischen Apparate nicht geglückt, die tiefen Schatten, die den Mittelgrund auf Bödlins phantastischer Gewitterlandschaft mit dem Reiter Tod erfüllen, so zu durchdringen, so schwebend und beweglich zu machen, wie es der Radierer W. Secht erreicht hat, und auf Schwinds „Kübezagl,“ der durch sein Bergrevier schreitet, bilden Wauns und Kapuzinermantel auf den Heliogravüren eine ziemlich tote, starre Masse, deren einfache Gliederung und Färbung erst aus der Radirung völlig klar und verständlich wird. Diese Bemerkungen wollen keineswegs den Wert der neuen Veröffentlichung herabsetzen, sondern nur das Gleichgewicht zwischen den Verdiensten der Radirung und der Heliogravüre herstellen. Daß letztere im Allgemeinen den Gesamton eines Bildes sicherer trifft, als die in diesem Punkte besonders der Subjektivität des nachbildenden Künstlers unterworfenen Radirung, soll nicht bestritten werden, nach dieser Richtung hin liegt der Hauptwert des neuen Galeriewerks. Es unterscheidet sich von seinem Vorgänger übrigens nicht bloß durch ein bedeutend größeres Format, sondern auch durch eine größere Zahl der Nachbildungen. So bietet die erste Lieferung in Eduard Steinles „Adam und Eva,“ A. Feuerbachs „Francesca Rimini,“ Spitzwegs „Serenade,“ E. Gerhards „Löwenhof der Alhambra bei Mondschein,“ J. Neureuthers „Traum der Regia,“ Genellis „Abraham mit den drei Engeln“ und Lenbachs „Bildnis des Grafen Schad“ Blätter, die in dem Galeriewerk der Wiener Gesellschaft nicht vorhanden sind. Da im ganzen fünfundsiebzig Heliogravüren im Format des Textes und vierzig Textbilder beabsichtigt sind, wird die Veröffentlichung wohl den gesamten Bestand der Galerie vorführen. — Der „begleitende Text“ des Grafen Schad ist für diese Ausgabe nicht eigens geschrieben, sondern ein wortgetreuer Abdruck seines im Jahre 1881 bei Cotta in Stuttgart erschienenen und von uns an dieser Stelle besprochenen Buches „Meine Gemäldesammlung.“ Ein Vergleich des bis jetzt vorliegenden Teils des neugedruckt Textes mit unserm Exemplar des älteren Buches hat ergeben, daß nur auf Seite 6 der erstern ein kleiner, die Charakteristik Genellis erweiternder Zusatz gemacht worden ist. Die „Grenzboten“ haben erst kürzlich ihre Mißbilligung über ein ähnliches Verfahren bei einer neuen Ausgabe der Geschichte der griechischen Künstler von H. Brunn ausgesprochen. Wir sind der Meinung, daß auch hier der von der Innenseite des Umschlages abgedruckte Prospekt die Verpflichtung gehabt hätte, auf den Sachverhalt aufmerksam zu machen. Irgend ein Nachteil wäre hierdurch nicht entstanden, da das anziehende Buch des Grafen Schad erst im Verein mit der Wiedergabe der besprochenen Bilder das volle Verständnis der künstlerischen Bestrebungen des hochgeachteten Mannes herbeiführen wird.

Zur Aufklärung. In den „Bremer Nachrichten“ und wahrscheinlich auch in andern deutsch-freisinnigen Blättern ist neuerdings zu lesen, daß die angesehensten Organe der nationalliberalen und der konservativen Partei „der objektiven geschichtlichen Darstellung“ in der „Geschichte der neuesten Zeit“ von dem Gymnasialdirektor und Reichstagsmitgliede Constantin Vulle reiches Lob spendet und das Buch als eines der besten Handbücher für die Geschichte unsers Jahrhunderts anerkannt hätten.

Die Grenzboten haben sich eines derartigen schiefen Urteils nicht schuldig gemacht, die Nordd. Allg. Ztg. hat den Ton als häufig geradezu gehässig bezeichnet.

Es gab eine Zeit, wo der deutsch-freisinnige Reichstagsabgeordnete für Bremen nationalliberal war, und in diese fällt die erste Auflage seiner Geschichte der neuesten Zeit. Der Berliner Buchhändler, der die zweite Auflage des Vuller'schen „Geschichtswerkes“ gelaufen hat, da der ursprüngliche Verleger die vom einseitigsten politischen Standpunkte aus geschriebene zweite Auflage nicht vertreiben wollte, druckt nun zur Empfehlung dieser zweiten Auflage auch die Urteile ab, die seiner Zeit über die erste Auflage gefällt worden sind, ohne dabei zu bemerken, daß sich diese Urteile auf die erste Auflage beziehen (!). Wir können dies nur als eine Täuschung des Publikums ansehen und können unsre Mißbilligung eines derartigen Verfahrens, das wohl bezweckt, zum bevorstehenden Weihnachtsfeste das Werk in manche deutsche Familie einzuschmuggeln, nicht kräftig genug ausdrücken. Wir bedauern jedes deutsche Haus, in dem Vuller's „Geschichte der neuesten Zeit“ in der neuen Auflage Eingang finden sollte. Wenn man jetzt, nachdem sich der Zollanschluß Hamburgs und Bremens vollzogen hat, liest, wie Vulle über die Zollanschlußverhandlungen urteilt, so kann man sich des Bedauerns, ja des Mitleids nicht erwehren. Derartiges Raisonement ist überhaupt nicht mehr als Geschichte zu bezeichnen.

Entgegnung. In der Anzeige meines Schriftchens „Volkstheater und Lokalbühne“ (Heft 48) erscheint es dem Referenten nicht recht ersichtlich, weshalb ich polemisch gegen Herrig aufträte. (Pöhn's Volksbühnenspiele sind ja meines Wissens in den Grenzboten selbst streng abgewiesen worden.) Seite 8 habe ich aber wörtlich die Stelle Herrig's angeführt, die mir gründliche Verkenntung der Bedeutung unsers mundartlichen Volksschauspiels zu offenbaren schien. Nicht bloß dem Wiener Volkstheater, sondern der Gegenwart und Zukunft des deutschen Dialektstückes überhaupt galt demgemäß mein Fürwort. In der Wertschätzung von Raimund und Johann Strauß kann ich fehlgehen; bemerken möchte ich aber, daß kein Geringerer als Richard Wagner (Werke, VII, 393) diese beiden als Meister der vollstümlichen Kunst hervorhebt, und daß Brahms dem Wiener Dialekt-Komponisten kaum minder wohlwollend gegenübersteht, als Treitschke (Deutsche Geschichte, II, 23 ff.) dem m. E. keineswegs „toten,“ sondern frisch lebendigen Dichter des „Verfchwenders.“

Wien.

Anton Bettelheim.



Litteratur.

Das preußische Königtum und Kaiser Wilhelm I. Eine historisch-politische Studie von Dr. Hermann Klee. Berlin, Moeser, 1888.

Der Verfasser versucht zunächst Begriff und Wesen des Königtums festzustellen, prüft dann mit einem Rückblicke auf die letzten Jahrhunderte die Art und Weise, wie es sich seiner Aufgaben entledigt hat, wobei er findet, daß die französischen Könige sich großer Mißgriffe und Veräumnisse schuldig gemacht und dadurch die Monarchie in Frankreich zu Grunde gerichtet, die preußischen aber und namentlich Kaiser Wilhelm sich große Verdienste um die Gesellschaft erworben haben, wodurch das Ansehen des Königtums in der Welt in dem sogenannten Jahrhundert der Revolution wieder hergestellt worden sei. Wir meinen, daß diese „historisch-politische Studie“ ohne Schaden ungeschriebenen hätte bleiben können; sie meint es zwar ganz gut und zeugt von einer politischen Gesinnung, an der sich von unserm Standpunkte nichts aussetzen läßt, aber das Studium des Verfassers ist weder in die Tiefe noch in die Breite gegangen und hat eben so wenig neues an den Tag gebracht, wie der Gedanke, mit dem er uns belehren möchte, irgend welchen Anspruch auf Neuheit hat. Seine Arbeit ist durchweg oberflächlich, und dazu kommt eine Schreibweise, die sich in landläufigen Zeitungsphrasen bewegt und zuweilen zum Schwulst wird — immer ein Zeichen von Unreife und schwächlichem Wissen und Können. Wir würden das Büchlein gern wegen seiner löblichen Absicht empfehlen, aber es geht beim besten Willen nicht; was der Verfasser zu Stande gebracht hat, ist wirklich nicht der Rede wert.

Die Erinnerungen des Herzogs Ernst II. von Koburg-Gotha und Schleswig-Holstein 1848–51. Von Prof. D. R. Janßen. Kiel, Homann, 1888.

Der Verfasser kritisiert auf Grund teils bekannter, teils bisher nicht veröffentlichter Zeugnisse eine Anzahl von Urteilen der Schrift „Aus meinem Leben und meiner Zeit“ über Personen, Vorgänge und Verhältnisse während der schleswig-holsteinischen Erhebung, namentlich die Darstellung des Tages von Ederndörbe, weist überzeugend nach, daß jene Urteile teils ganz, teils halb unrichtig sind, und daß dies auch von dem Berichte des Herzogs über den Ederndörber Sieg gilt. Der Herzog war in der Stunde der Entscheidung gar nicht an der Stelle, wo diese erfolgte. Noch am 6. April schrieb er selbst den großen Erfolg dem trefflichen Benehmen der die Nord- und Südbatterie befehligenden Offiziere und Unteroffiziere Jungmann und Preußner, sowie der Nassauer Batterie zu. Erst später verwandelte sich diese richtige Auffassung bei ihm. „Er war ja bei Ederndörbe der Höchstkommandirende gewesen (S. 30), Fürst war er obendrein: was Wunder, wenn ihn Unfunde oder Schmeichelei in unzähligen Gedichten und Zuschriften als den Sieger von Ederndörbe begrüßte und er Mensch genug war, sich das einreden zu lassen.“ Auf die interessanten Einzelheiten der Beweisführung des Verfassers können wir hier nicht eingehen. Wir empfehlen den Freunden der geschichtlichen Wahrheit, sie sich in der Schrift Janßens selbst anzusehen. Für uns waren sie nur eine Bestätigung dessen, was wir aus guten Quellen längst wußten und auch in diesem Blatte mit hinreichender Deutlichkeit ausgesprochen haben, als wir den ersten Band des Memoirenwerks des Herzogs anzuzeigen hatten.

Runensteine. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Leipzig, B. Eißners Nachfolger, 1888. Vier Weihnachtserzählungen. Von Wilhelm Jensen. Ebenda.

Daß Jensen zu den produktivsten Schriftstellern der Gegenwart gehört, haben wir, weniger froh als wahrheitsgemäß, seit einer Reihe von Jahren an dieser

Stelle wiederholt hervorheben müssen. Gewiß hat seine Art, reich zu schaffen und Gebild an Gebild zu reihen, nichts mit der phantastischen und „selbstlosen“ Erzählerei gemein, welche die Feuilletons unserer Zeitungen und die gähnenden Spalten der illustrierten und nicht illustrierten Blätter für Haus und Familie anfüllt. Ohne ein Element poetischer Zeugung, ohne poetische Anschauung und Stimmung, ohne Mitwirkung seiner rastlos thätigen Phantasie, ja auch ohne ein künstlerisches Ziel schafft Jensen nicht, und doch kann man sich des Wunsches nicht entschlagen, daß er seinem Leserkreise und vor allem sich selbst etwas mehr Atem gönnen möchte. Mit einigen Ausnahmen, die aus der Masse seiner Romane und Novellen in der That herausleuchten, erscheinen die Anfänge, die ersten Teile seiner erzählenden Dichtungen in der Regel vielversprechender, lebensvoller und bedeutender, als die Durchführungen und Ausgestaltungen. In einzelnen Fällen mag das an den Erfindungen Jensens selbst liegen, die, allzu gespannt oder phantastisch, eine organisch-natürliche Entwicklung nicht zulassen, in zahlreichen andern scheint es sich einfach darum zu handeln, daß die rastlos arbeitende Phantasie des Dichters schon zu einem neuen Gebilde eilt, ehe das begonnene irgendwie abgeschlossen und in sich vollendet ist, das Jenseus die Teilnahme an seinen Gestalten verliert. Sowohl in dem zuletzt erschienenen Romane „In der Fremde“ als in dem neuen Romane „Runensteine“ liegt der Glanz eigentümlicher und echt poetischer Erfindung, lebensvoller Stimmung, tiefer und fesselter Charakteristik vor allem auf der ersten Hälfte. Natürlich fehlt es auch der zweiten Hälfte, namentlich in den „Runensteinen“, nicht an ergreifenden und künstlerisch vollwertigen Situationen, die vollste Poesie, der geheime Reiz gleichmäßiger, ohne Sprünge und abenteuerliche Wendungen fortschreitender Handlung ist aber doch hauptsächlich im ersten Teile zu finden.

Auf einen fremdartigen und doch deutsch-heimischen Boden versetzt der Dichter seine Erzählung, die im Beginn dieses Jahrhunderts, in den Jahren der napoleonischen Fremdherrschaft über Deutschland spielt. Die ostfriesischen Inseln, die damals in weltfremder Einsamkeit lagen und viele Jahre hindurch so gut wie sich selbst überlassen blieben, geben den eigenartigen, vortrefflich geschilderten, düstern Hintergrund, von dem die Vorgänge wie die Gestalten sich plastisch abheben. Der Dichter nennt das Eiland nicht, das er meint, Rorderney und Wangerooze hat er nicht im Auge, und für den poetischen Wert der Erzählung ist es zuletzt gleichgiltig, ob er Vorkum, Buisst oder eine andre ostfriesische Insel meint. Die Vorbedingung der Dinge, die sich ereignen, der Menschen, die sich vor uns entwickeln sollen, ist die Weltferne, die dürtigste Einfachheit, der gleichmäßig ruhige Gang des Lebens in dem Fischerdorf eines solchen Eilands, der Name thut nichts zur Sache. Die Erfindung Jensens stellt ein paar der äußersten im Menschenleben möglichen Gegensätze dar, sowohl der asketische, glaubenskeiferige Pfarrer Kemmert Meynolds, der durch seine überirdische Herzlosigkeit sein Weib Drina in den tiefsten Schlamm stumpfsinniger Gemeinheit hinabdrückt, als Frau Walmot Tjemen, die mit der Kraft ihres Erbarmens nicht nur ihren herabgekommenen Mann wieder menschlich emporrichtet und das aus den Wogen gerettete Kind Freda mit einer Liebe umfaßt, die alles giebt, was Mutterliebe geben kann, stehen an den Grenzen der Menschheit. An den Grenzen und unter den besonders Voraussetzungen der weltabgelegenen Düneninsel erscheinen denn auch die Erlebnisse wie die Entfaltungen der drei Kindercharaktere, die das Schicksal auf dieser Sandsholle zu einander geführt hat, vollkommen glaubhaft. Das Ibyll, das mit dem ersten Zusammentreffen der beiden Mädchen Freda und Freda und des Knaben Uwe Isomar beginnt, rechnen wir zu dem Schönsten und Tiefsten, was die neuere Dichtung hervorgebracht hat.



Der Bau des Stoffes bei der Ueberschwemmung der Landenge, welche die beiden Teile des Romans mit einander verbindet, der erste Besuch Teda's und Uwe's im Hause Balmers, die Heimkehr des Gang der Kinder über die Matten zu der kleinen Insel, die nur von Wöden bewohnt wird, und das Kinderspiel auf diesem Robinson-Eilande, der gefährliche Rückweg bei der heranschwellenden Flut, das erste leise Zerwürfnis zwischen Teda und Freda nach dem Vorzuge, den Uwe der letztern bei diesem Rückwege gegeben, das alles ist mit sichern und feinen Zügen und mit der vollen poetischen Stimmung wiedergegeben, die Jensen zu Gebote steht. Die leise Schürzung der Fäden ist vortrefflich, die spätere Lösung der Knoten hier und da etwas gewaltsam. Die Uebergänge nicht sowohl der Handlung als vielmehr der psychologischen Entwicklung bekommen gegen den Schluß der Erzählung hin etwas Sprunghaftes. Die äußern Ereignisse steigern den längst dumpf empfundenen leidenschaftlichen Haß Teda's gegen Freda in jäher Weise und verhäßlichen ihren Charakter bis zur Rohheit. Daneben erscheinen die Vorgänge zu gedrängt und nicht mehr in dem Maße überzeugend, wie im Beginn des Romanes. Ein phantastisch abentheuerliches Element, das gewisse Teile der Handlung mehr wirren Träumen als tatsächlichen Begebnissen gleichen läßt, ein Element übrigens, das beinahe in keinem der größern Romane Jensen's ganz fehlt, drängt sich auch in die Erzählung „Runensteine“ hinein. Die gut erfundene Schlußkatastrophe gelangt nicht zu so anschaulicher Ausgestaltung wie das Frühere, der Dichter fällt in den prosaischen Berichtston, über den er sich allerdings wieder in schönen Einzelheiten erhebt. Die Einkleidung des Ganzen in die Begegnung mit Holding Terborg (ehedem Uwe Folmars) und der Kenntnisnahme von dessen Aufzeichnungen hat eben auch nur den Vorteil zum Schlusse, über manches berichten und Betrachtungen anstellen zu können, was den Gang objektiver Darstellung wesentlich verlängert haben würde. Die Leservelt, die wenig gewöhnt ist, im Romane ein dichterisches Kunstwerk zu erblicken, die im Grunde nur darnach fragt, ob der Schriftsteller spannend und interessant zu erzählen wisse, wird alle diese Bemerkungen überflüssig finden und in ihrem Hunger nach Neuem für das neueste Buch dankbar sein. Aber die Mehrzahl von Jensen's Schöpfungen und unter ihnen auch wieder die „Runensteine“ haben ein Recht, mit andern Maßstabe gemessen zu werden.

Zu keinerlei Bedenken, aber auch zu keinem tiefern und bleibenden Eindrucke geben die „Vier Weihnachtserzählungen“ Anlaß. Sie sind alle aus jener Stimmung der deutschen Volksseele geboren, die an die frühliche Weihnachtszeit gern das Beste des Lebens: glückliche Schicksalswendungen, versöhnende Begegnungen, heilsame Selbsterkenntnisse und Entschlüsse anknüpft und im Strahle der Christbaumkerzen einen Abglanz göttlichen Lichtes erblickt. Die besten unter ihnen, die echt weihnachtlichen Hauch und Duft haben, sind „Eine Weihnachtspartie“ und „Ein weißes Haar.“ Erzählungen, über die der pessimistische Naturalist ein Hohngelächter ausschlagen wird, die aber im Grund und Kern ihrer Empfindung und Erfindung vollkommen lebenswahr und lebenswarm sind. Etwas gespenstig und ein wenig an die verhallte Weise E. T. A. Hoffmann's anklingend ist die Schlußerzählung „Eine Schachpartie,“ während die Erzählung „Droben im Wald“ hart an der Grenze des Möglichen steht. Im Vortrag zeichnen sich alle durch eine liebenswürdige Einfachheit aus. Diese Einfachheit ist uns eine Bürgschaft, daß auch in größeren Schöpfungen Jensen sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat.

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Nummer des neuen Jahrgangs erst am 3. Januar ausgegeben wird, also eine Woche ausfällt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

